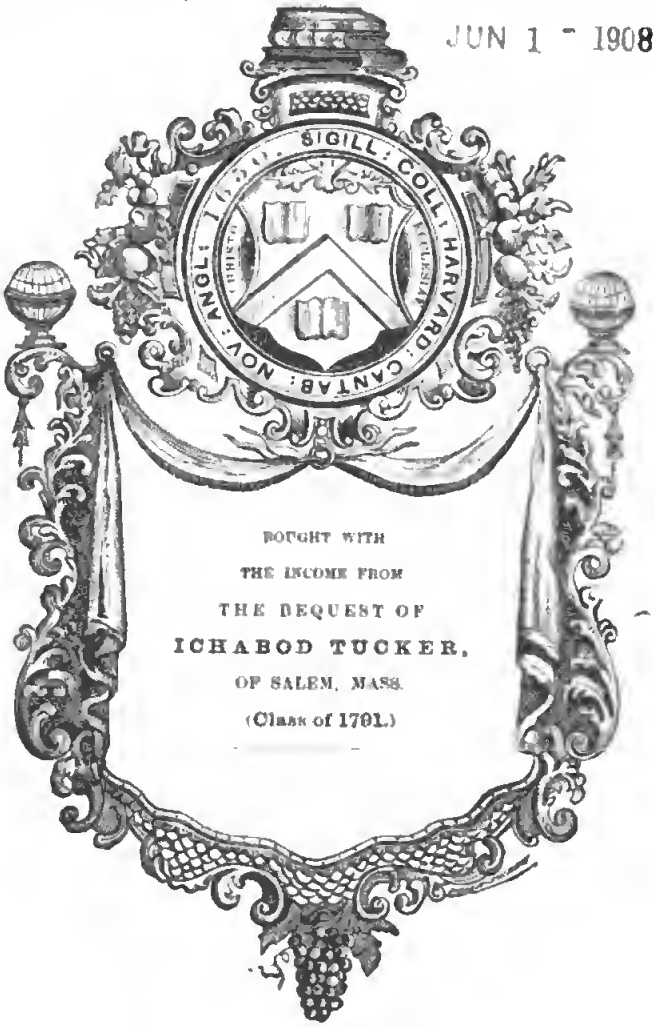
Westermanns Monatshefte

PGerm 413.1

Bound

JUN 1 - 1908

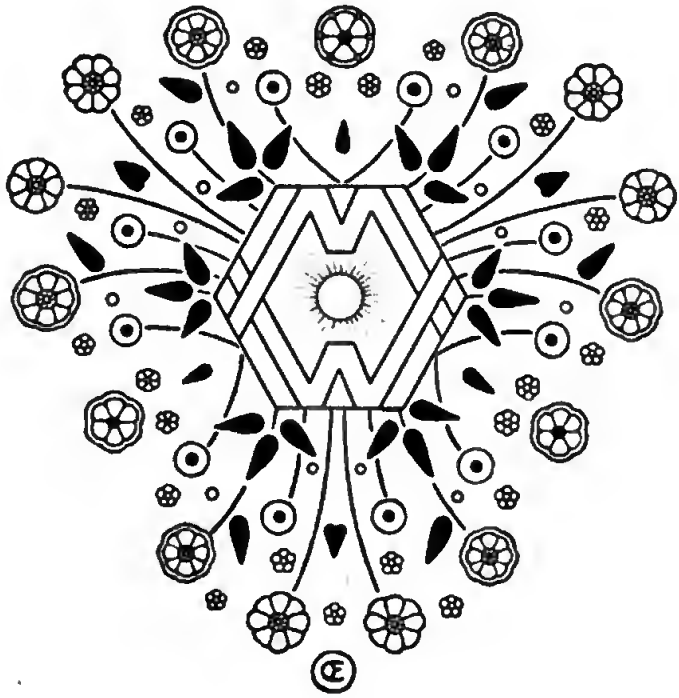


Digitized by Google

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART



52. JAHRG. • 103. BAND • 2. TEIL

• • JANUAR 1908 BIS MÄRZ 1908 • •

DRUCK UND VERLAG
GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG

Digitized by Google

PGerm. 413.1

Inhalt des hundertdritten Bandes

2. Teil. Januar 1908 bis März 1908

Seite

Wie Truges seine Mutter suchte. Roman von Ottomar Enking 473, 633, 785
Bethlehem. Gedicht von Camill Hoffmann 488
Hans Olde. Von Prof. Otto Eggeling 489
Hosianna. Eine Weihnachtsgeschichte von Margarete Stadler 505
Weihenacht. Gedicht von Milla Berghaus 514
Weihnachten und Neujahr in meiner Jugendzeit. Aus den Erinnerungen von Frederi Mistral. Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von E. von Kraap 515
Die drei Spinnerinnen. Gedicht von Gustav Falke . 520
Hochgebirgsfahrten im Kaukasus. Von Freiherrn Max von Thielmann 521
Wilhelm Steinhausen. Von David Koch 537
Die goldenen Türme. Gedicht von Karl Ernst Knodt 551
Weib und Kind. Eine lyrische Weihnachtssymphonie von Fritz Philippi 552
Die Brüder Mörk. Roman von Gustaf af Geijerstam. Aus dem Schwedischen von Gertrud J. Klett. IV. (Schluß) 553
Im Winter. Gedicht von Mario Stona 579
Deutschland im Spiegel der modernen französischen Dichtung. Von Prof. Dr. Erich Meyer 580
Klar. Gedicht von Karl Meißner 584
Leben. Von Nikolaus Gogol. Übersetzt von Assia Spiro Rombro 585
Am Fluß. Gedicht von Richard Knies 586
Die Deutsche Kolonialschule und ihre Aufgabe. Von Prof. E. A. Fabarius, Direktor der Deutschen Kolonialschule in Witzenhausen. 587
In der Nußschale. Eine Weihnachtsgeschichte von A. W. Stern, aus dem Russischen übersetzt von H. Röhl 597
Engelbert Humperdinck. Von Paul Bekker 601
Hermann Hendrich und seine Tempelkunst. Von Alfred Koeppen 651
Die englische Frau. Ein Kapitel aus dem französischen Roman „Die unbekannte Insel" von Pierre de Coulevain, deutsch von Kenny Lutter 663
Der Fächer. Gedicht. Aus dem Chinesischen des Tschang-Jo-Sü übersetzt von Johannes Schürmann 666
Das Grab der Tänzerin von Cumä. Von Prof. Dr. Richard Zimmermann (Lübeck) 667
Friedrich Hebbels Beziehungen zu dem Landschaftsmaler Louis Gurlitt. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt (Siegitz) 672
Gespräch in der Nacht. Gedicht von Carl Busse . . 681
Euphorion. Novelle von Eugen Zabel 682
Schwedische Landschaft und Landschaftsmalerei. Von Dr. Ernst Heilborn 697
Die heiligen drei Könige. Aus den Erinnerungen von Frederi Mistral. Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von E. von Kraap 708
Wolken. Gedicht von Otto Oertel 713
Léon Gambetta. Von Prof. Dr. Richard Sternfeld . 714
Drüben. Gedicht von Hermann Hesse 726
Zwei Märchen. Von Georg Ruseler 727
Die launische Prinzeß. Gedicht von Margarete Bruch 730
Die deutsche Dorfkirche. Von Pfarrer Karl Spieß (Bottrnhorn) 731
Der teure Fund. Gedicht von Paul Ilg 744
Musikalische Rundschau. Von und über Richard Wagner. Von Dr. Karl Storck 745
Rosa Bianca. Gedicht von Wolfgang Seyffert . . . 752
Aus Storms und Fontanes Nachlaß. Von Dr. Friedrich Düsel 753
Juana. Gedicht von Hans Bethge 804
Von Rom nach Viterbo. Eine italienische Frühlingsfahrt. Von Therese Leo 805
Besuch. An Mörike. Gedicht von Carl Bulcke . . 815
Hugo von Hofmannsthal. Von Julius Bab . . . 817
Vom Scheck und vom heutigen Geldmarkt. Von Paul Nettig 828
Die Kunst und die neudeutsche Gesinnung. Von Robert Breuer 832
Villa im Abend. Gedicht von Jakob Picard . . . 849
Verschneite Wege. Novelle von Heinrich Spiero . . 850
Die soziale Erziehung der Mädchen in Schule und Haus. Von Seminaroberlehrerin Marie Martin 861
Die Wellen. Gedicht von Julius Berstl 868
Naturwissenschaftliche Rundschau: Ameisenforschung. Von Dr. Fritz Gränz 869
Die Stangenjäger. Eine fröhliche Geschichte aus den Harzbergen von Hans Ferd. Gerhard 876
Daheim. Gedicht von Jakob Scherek 890
Die bildenden Künste. Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Ewald Bender . . 891
Karl Spitzweg. Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstage von Prof. Dr. Karl Voll (München) 904
Dramatische Rundschau. Von Dr. Fr. Düsel 610, 769, 915
Literarische Rundschau 615, 777, 922
Zu unseren Kunstblättern 631, 782, 928

Namen- und Sachregister

Seite

Besuch. An Mörike. Gedicht von Carl Bulcke . . 815
Bethlehem. Gedicht von Camill Hoffmann 488
Brüder Mörk, Die. Roman von Gustaf af Geijerstam 553
Daheim. Gedicht von Jakob Scherek 890
Deutschland im Spiegel der modernen französischen Dichtung. Von Prof. Dr. Erich Meyer 580
Dorfkirche, Die deutsche. Von Karl Spieß 731
Drüben. Gedicht von Hermann Hesse 726
Englische Frau, Die. Von Kenny Lutter 663
Euphorion. Novelle von Eugen Zabel 682
Fächer, Der. Gedicht aus dem Chinesischen von Johannes Schürmann 666
Fluß, Am. Gedicht von Richard Knies 586
Fund, Der teure. Gedicht von Paul Ilg 744
Gambetta, Léon. Von Richard Sternfeld 714
Gespräch in der Nacht. Gedicht von Carl Busse . . 681
Goldenen Türme, Die. Gedicht von K. E. Knodt . 551
Hebbels Beziehungen zu dem Landschaftsmaler Louis Gurlitt. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt 672
Heiligen drei Könige, Die. Von F. Mistral . . . 708
Hendrich, Hermann. Von Alfred Koeppen 651
Hofmannsthal, Hugo von. Von Julius Bab . . . 817
Hosianna. Eine Weihnachtsgeschichte von M. Stadler 505
Humperdinck, Engelbert. Von Paul Bekker 601
Juana. Gedicht von Hans Bethge 804
Kaukasus, Hochgebirgsfahrten im. Von Freiherrn Max von Thielmann 521
Klar. Gedicht von Karl Meißner 584
Kolonialschule, Die Deutsche. Von Prof. E. A. Fabarius 587
Kunst und die neudeutsche Gesinnung, Die. Von Robert Breuer 832
Launische Prinzeß, Die. Gedicht von Margarete Bruch 730
Leben. Von Nikolaus Gogol 585
Märchen, Zwei. Von Georg Ruseler 727
Nußschale, In der. Eine Weihnachtsgeschichte von A. W. Stern 597
Olde, Hans. Von O. Eggeling 489
Rom nach Viterbo, Von. Von Therese Leo . . . 805
Rosa Bianca. Gedicht von W. Seyffert 752
Scheck, Vom. Von Paul Nettig 828
Spinnerinnen, Die drei. Gedicht von G. Falke . . 520
Steinhausen, Wilhelm. Von David Koch 537

Seite
Schwedische Landschaft. Von Ernst Heildorn . . . 697
Soziale Erziehung der Mädchen. Von Seminaroberlehrerin Marie Martin 861
Spitzweg, Karl. Von Prof. Dr. Karl Voll 904
Stangenjäger, Die. Erzählung von H. F. Gerhard . 876
Storms und Fontanes Nachlaß. Aus. Von Dr. Friedrich Düsel 753
Tänzerin von Cumä, Das Grab der. Von Richard Zimmermann 667
Verschneite Wege. Novelle von Heinrich Spiero . . 850
Villa im Abend. Gedicht von Jakob Picard . . . 849
Weib und Kind. Gedichte von Fritz Philippi . . . 552
Weihnacht. Gedicht von Milta Berghaus 514
Weihnachten und Neujahr in meiner Jugendzeit. Von F. Mistral 515
Wellen, Die. Gedicht von Julius Berstl 868
Wie Truges seine Muttee suchte. Roman von Ottomar Enking 473, 635, 785
Winter, Im. Gedicht von Maria Stona 579
Wolken. Gedicht von Otto Oertel 713

Die bildenden Künste von Ewald Bender

Berliner Ausstellungen des Winters 1907/08 . . . 891

Musikalische Rundschau von Dr. Karl Storck

Von und über Richard Wagner 745

Naturwissenschaftliche Rundschau von Dr. Fritz Gräntz

Ameisenforschung 869

Dramatische Rundschau von Dr. Friedrich Düsel

„Die närrische Welt". Komödie von Otto Hinnerk — „Frau Warrens Gewerbe", Schauspiel von Bernard Shaw — „Das Ungeheuer", Satire von Jon Lehmann — „Die Getreuen", drei Einakter von Georg Hirschfeld 610
Von den Schwabingee Schottenspielen und dem Tiroler Krippenspiel — Vollmoeller: Catherina von Armagnac und ihre beiden Liebhaber" — Rudolf Herzog: „Auf Nissenkoog" — Oskar Blumenthal: „Zwischen Ja und Nein" — Hermann Bahr: „Die gelbe Nachtigall" — Adalbert Matkowsky als König Ödipus — Zwei Theaterschriften von Eugen Zabel und Hermann Kienzl 769
Gerhart Hauptmann: „Kaiser Karls Geisel" — Emil Strauß: „Hochzeit" — Das neue Heddeltheatee in Berlin — Zu Adolf L'Arronges siebzigstem Geburtstage 915

Literarische Rundschau

Alpenkalender 776
Arnim, Bettina von: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde 624
Averdieck, Elise: Kinder aus Dorf und Stadt . . . 628
Beckmann, Johanna: Steenlein 622
Bibliothek wertvoller Memoiren 620
Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog . . 778
Bleibtreu, Karl: Die große Armee 619
Böhlau, Helene: Das Haus zur Flomm' 781
Brandes, Wilhelm: Wilhelm Raabe 624
Cämmerer, von: Geschichte der Befreiungskriege . . 618
Carlyle-Neubwisch: Die französische Revolution . . . 617
Caspari, Walter: Bilderbüchee 627
Clément, Bertha: Lebensziele 629
Cronee, Else: Das Buch vom jungen Mädchen . . 629
Dante (übersetzt von Zoozmann) 626
Dante (bearbeitet von Pochhammer) 626
Dreyer, Max: Ohm Peter 923
Eccardus: Geschichte des niederen Volkes 618
Enking, Ottomar: Die Darnekower 630
Erler, Fritz: Wiesbadenee Fresken 622
Ferrero-Pannwitz: Größe und Niedergang Roms . . 617
Fischel-Boehn: Die Mode des neunzehnten Jahrhunderts 622
Fischer, Wilhelm: Sonnenopfer 780
Frankfurter Kalender 777
Frapan, Ilse: Erich Hetedrink 780
Funke, Alfred: Im Banne des Scherifen 629
Gende, Rudolf: Shakespere 625
Goethes Briefe (Vom tätigen Leben) 623
Goethe-Kalender 780
Golz, Frhr. v. d.: Von Jena bis Pr.-Eylau 616
Gräf, H. G.: Goethe über seine Dichtungen 624
Grimm Herman: Homers Ilias 625
Grimms Märchen 626
Gumpert, Thekla von: Herzblättchens Zeitvertreib — Töchterolbum 628
Gurlitt, Ludwig: Erziehung zur Mannhaftigkeit . . 927
Gurlitt, Ludwig: Der Verkehr mit meinen Kindern 927
Gurlitt, Ludwig: Die Schule 927
Haarhaus, Jul. M.: Wo die Linden blühen . . . 780
Hegeler, Wilhelm: Das Ärgernis 922
Heidjee, Der (Kalender) 778
Heine-Briefe (herausgeg. von Daffis) 624
Hellwald, Fr. von: Die Erde und ihre Völker . . . 630
Helmolt: Weltgeschichte 617
Hessen, Robert: Shakespere 625
Hessenland (Kalender) 776
Heyse, Paul: Gegen den Strom 781
Hieschfeld, Georg: Der Wirt von Beladuz 924
Historisch-Geographischer Kalender 776
Hoffmann, Franz: Erzählungen 628
Hoffmann, Hans: Wilhelm Raabe 624
Hoffmann von Fallersleben: An meine Freunde . . 624
Hoffmann von Fallersleben: Kinderlieder 628
Hofmannsthal, Hugo von: Der weiße Fächee . . . 926
Hohenzollern-Jahrbuch 778
Hollaender, Felix: Charlotte Adutti 780
Hugin, F.: Wald 629
Jahrbuch dee bildenden Kunst 779
Jugendgarten 629
Kamera-Almanach 779
Kappstein, Theodor: Eduard von Hartmann . . . 927
Kellee, Paul: Dee Sohn der Hagar 924
Kielland, Alexander: Ringsum Napoleon 620
Kisa, Anton: Die Kunst der Jahrhunderte 622
Klausmann, Oskar: Schlagende Wetter — Besuvius 629
Knaben- und Mädchenbuch, Das 628
Knötel, Richard: Die eiseene Zeit 630
Köstee, Albert: Gottfried Keller 624
Kränzchen, Tos 628
Krüger, Franz: Alt-Berliner Typen 622
Kunstmärchen (ges. von E. Weder) 627
Lamprecht, Karl: Deutsche Geschichte 618
Leipziger Kalender 777
Lindnee, Theodor: Weltgeschichte 616
Mardachee Schillerbuch 779
Marshall, W.: Spaziergänge eines Naturforschers . 629
Martin, M.: Die höhere Mädchenschule in Deutschland 926
Metterhausen: Kampf ums Neuland 629
Meißner, Wilhelm: Alltagsbriefe unserer Klassiker . 623
Mistral, Fr.: Mirèio 631
Münchhausen 627
Münchenee Jahrbuch 778
Neubauer, Friedrich: Preußens Fall und Erhebung 610
Pasquier, E. D.: Napoleons Glück und Ende . . . 620
Pelet-Nordonne: Erzieher des preußischen Heeres . 619
Peters, Karl: Die Gründung von Deutsch-Ostafrika . 621
Pfeil, Graf Joachim von: Die Erwerbung von Deutsch-Ostafrika 621
Pflugk-Harttung, Julius von: Weltgeschichte . . . 616
Photographische Kunst im Jahre 1907 779
Pistorius, Fritz: Preußens Erwachen 630
Poeschel, Johannes: Luftreisen 927
Puttkamer, Jesko von: Im Panzerautomobil . . . 629
Religiöse Erzieher 620
Reutee-Kalendee 780
Reutee, Godtieie: Der Amerikaner 922
Rogge, Chr.: Freuden und Leiden des Feldsoldaten — Franktireurfahrten 620
Romantikerbriefe 623
Schäfer, Dietrich: Weltgeschichte 617
Scholt, Richard: Buschläufer 629
Schuddekopf: Goethes Tod 623
Schwab, Gustav: Volksbücher 627

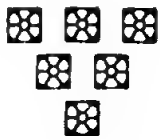
Seite
Shakespere (herausgeg. von Herm. Conrad) 625
Speck, Wilhelm: Jaggeli 925
Steinhausen-Mappe des Kunstwarts 630
Sulger-Gebing, Emil: Hugo von Hofmannsthal . . 926
Treitschke: Schriften (Auswahl) 621
Trierisches Jahrbuch 777
Unger, W. von: Blücher 619
Waldehr, Theador: Hinter dem Erdentag 927
Waß, von: Geschichte der Befreiungskriege 619
Wahler, Karl: Die Göttliche Komödie 626
Widmann, Fischer u. Beiten: Weltgeschichte 617
Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von: Griechische Tragödien 625
Wilbrandt-Festschrift 625
Wildenbruch, Ernst von: Lukrezia 925
Wildermuth, Ottilie: Jugenderzählungen 628
Wolff, Max J.: Shakespere 626
Wülcker: Englische Literaturgeschichte 626
Zahn, Ernst: Lukas Hochstraßers Haus 924

Besondere Kunstblätter

Becker-Gundahl, C. J.: Die Blinde 782
Hengeler, Adolf: Weihnachtsmann im Walde . . . 632
Jöhnssen, Adolf: Auf dem Heimwege 632
Murillo: Anbetung der Hirten 632
Perscheid, Nicola: Professor Ernst Haeckel — Porträtgruppe — Damenbildnis 928
Raffael: Madonna Esterhazy 631
Seifert, Viktor: Anglerin 924
Slevogt, Max: Der Tanz der Margiane 928
Thedy, Max: Bayerische Bauernstube 928
Thiem, Paul: Dinkelsbühl Abendlicht 783
Uphues, Josef: Standbild des Großherzogs Friedrich I. von Baden 784

Verzeichnis der Mitarbeiter

Bab, Julius, in Berlin, 817. Behker, Paul, in Berlin, 601. Bender, Ewald, in Berlin, 891. Berghaus, Milka, in Steele a. d. Ruhr, 514. Berstl, Julius, in Leipzig-Gohlis, 858. Bethge, Hans, in Steglitz bei Berlin, 804. Breuer, Robert, in Berlin, 832. Bruch, Margarete, in Berlin-Friedenau, 730. Bulcke, Carl, in Berlin, 815. Busse, Carl, in Friedrichshagen, 581. Düsel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 610, 753, 759, 915. Eggeling, Otto, Prof. Dr., in Weimar, 489. Enking, Ottomar, in Dresden, 473, 533, 785. Fabarius, E. A., Prof., Direktor der Kolonialschule in Witzenhausen, 587. Falke, Gustav, in Hamburg, 520. Geijerstam, Gustaf af, in Lund, 553. Gerhard, Hans Ferdinand, in Hamburg, 875. Gräntz, Fritz, Dr. phil., in Frankfurt a. M., 859. Gurlitt, Ludwig, Prof. Dr., in Steglitz, 672. Heilborn, Ernst, Dr. phil., in Berlin, 697. Hesse, Hermann, in Gaienhofen, 726. Hoffmann, Camill, in Wien, 488. Ilg, Paul, in Berlin, 744. Knies, Richard, in Mainz, 586. Knobt, Karl Ernst, in Bensheim a. d. B., 551. Koch, David, Pfarrer in Unterbalzheim a. d. Iller, 537. Koeppen, Alfred, Dr. phil., in Berlin, 651. Kraatz, E. von, in Braunschweig, 515. Leo, Therese, in Rom, 805. Lutter, Henny, in Magdeburg, 653. Martin, Marie, Seminaroberlehrerin in Schöneberg b. Berlin, 861. Meißner, Karl, in Dresden, 584. Meyer, Erich, Prof. Dr., in Weimar, 580. Muschner, Georg, in Planegg b. München, 783. Oertel, Otto, in Dresden, 713. Philippi, Fritz, in Diez, 552. Picorb, Jakob, in München, 849. Rettig, Paul, in Schöneberg b. Berlin, 828. Röhl, H., in Halberstadt, 597. Ruseler, Gearg, in Oldenburg, 727. Scherek, Jakob, in Königsberg, 890. Schürmann, Johannes, in Sèvres, 656. Senffert, Wolfgang, in Breslau, 752. Spiero, Heinrich, in Hamburg, 850. Spieß, Karl, Pfarrer, in Bottenhorn, 731. Spiro Rombro, Assia, in Rom, 585. Stabler, Margorete, in Dresden, 505. Sternfeld, Richard, Prof. Dr., in Zehlendorf b. Berlin, 714. Slona, Maria, in Schloß Strzebowitz (Österr.-Schles.), 579. Slorck, Karl, Dr. phil., in Berlin, 745. Thielmann, Max Freiherr von, Staatsminister, in Berlin, 521. Voll, Karl, Prof. Dr., in München, 905. Zobel, Eugen, in Charlottenburg, 582. Zimmermann, Richorb, Prof. Dr., in Lübeck, 567.



WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT
FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART

52. JAHRG.
* HEFT 4 *

JANUAR
* 1908 *

GEORGE WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Kgl. Sächs. u. Kgl. Rumän. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung: Uhren.

Nr. 63912. Remontoir-Zylinder. Graviertes 0,333 Goldgehäuse, Metallkuvette, kleines Zifferblatt, platt. Bügel, vergoldete Zeiger, 10 Steine. M. 32.–.

Nr. 63941. Remontoir-Zylinder. Graviertes o. emailliertes 0,585 Goldgehäuse, Metallkuvette, kleines Zifferblatt, vergoldete Zeiger, 10 Steine. M. 39.–.

Nr. 67 Remo Zyli Re vie

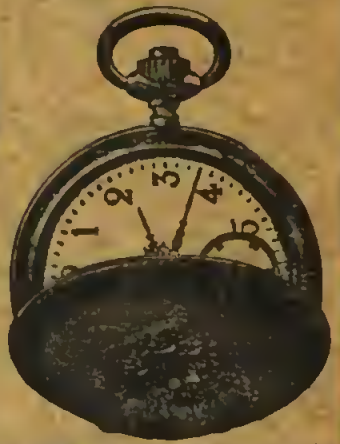
Nr. 63727. Remontoir-Anker. Sprungdeck. üb. d. Zifferblatt, pol. 0,585 Goldgehäuse, Metallkuv., 15 Steine. M. 160.–. Nr. 63728. Dieselbe Uhr in extra flachem Kavalier-Gehäuse M. 182.–. Diese Uhren fertigen wir auf Wunsch mit Monogramm an und berechnen die Gravierung zum Selbstkostenpreis.

Nr. 63721. Remontoir-Zylinder. Relief, oxyd. 0,800 Silbergeh. (Breguetform) mit Goldrand, Silberkuvette, vergold. Zeiger, 10 Steine. M. 28.–.

Nr. 63719. Remont.-le-Ankerwerk. Flaches, 0,800 Silber-Tulagehäuse, Silberkuvette, vergoldete Zeiger. M. 44.–.
Nr. 63720. Dieselbe Uhr mit Sprungdeckel über dem Zifferblatt. M. 60.–.

Nr. 63739. Nichtmagnet. Remontoir-Anker-Uhr mit Chronograph u. Zähler. Der Chronograph teilt jede Sekunde in 5 Teile, während d. Zähler d. Minuten anzeigt. Für Offiziere, Ärzte, Ingenieure, Sportfreunde, Elektrotechniker etc. höchst wertvoll. Grav. 0,800 Silbergeh., Silberkuv., 15 Steine. M. 85.–. Nr. 63740. Dieselbe Uhr in 0,585 Goldgehäuse mit Goldkuvette. M. 160.–. Nr. 63741. Dieselbe Uhr in 0,585 Goldgehäuse und Sprungdeckel über dem Zifferblatt. M. 210.–.

Nr. 63713. Remontoir-Zylinder. Graviert. 0,800 Silbergeh. m. Goldrand, Sprungdeckel über dem Zifferblatt, Silberkuv., vergold. Zeig., 10 Steine. M. 28.–.



Nr. 63724. Remont.-Anker. Sprungdeck., guillochiertes 0,585 Goldgehäuse, Metallkuv., vergold. Zeiger, 15 Steine. M. 100.–.

Man verlange unseren Hauptkatalog, den wir umsonst und portofrei versenden.

[illegible] Jebräer auf dem [illegible]

Digitized by Google

MEY & EDLICH

Kgl. Hofl. u. Kgl. Rumän. Hofl.

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Abteilung:

Uhren.

Remontoir-Zylinder. Lag. [illegible] M 32.–

Rem[illegible] M 39.–

Remontoir-Anker. [illegible] Dieselbe Uhr [illegible] M 182.–

Diese Uhren fertigen wir auf Wunsch mit Monogramm an und berechnen die Gravierung zum Selbstkostenpreis.

Remontoir [illegible] M 88.–

Nr. [illegible] M. Remontoir [illegible] M [illegible]

Nr. 63721. Remontoir-Zylinder. Re[illegible] [illegible] M 38.–

Nr. 63719. Remontoir-Ankerwerk. Flaches, [illegible] Silberkette [illegible] M 44.–

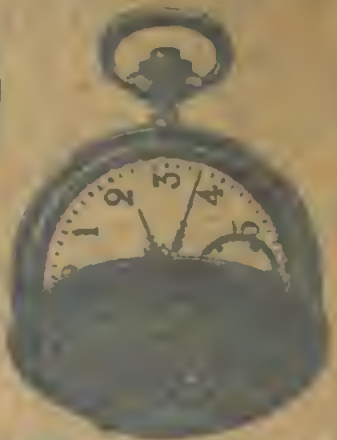
Nr. 63720. Dieselbe Uhr [illegible] Sprungdeckel über dem [illegible] M 60.–

Nr. 63739. Nichtmagnet. Remontoir-Anker-Uhr [illegible] Chronograph [illegible] Sekunden [illegible] Minuten anzeigt [illegible] Silberkette, 1 Steine M 85.–

Nr. 63740. Dieselbe Uhr in [illegible] M 140.–

Nr. 63741. Dieselbe Uhr in [illegible] M 210.–

[illegible] Remontoir-Uhren [illegible]



Nr. 63724. Remont.-Anker Sprungdeckel [illegible] vergoldetes [illegible] Zeiger, [illegible] M [illegible]

Man verlange unseren Hauptkatalog, den wir umsonst und portofrei versenden.

Ad. Johnssen: Auf dem Heimwege

Digitized by Google

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE
Redigiert von Dr. Friedrich Düsel
Bd. 103, II Januar 1908 Heft 616

Wie Truges seine Mutter suchte

Roman von Ottomar Enking

I

Nun wollen wir miteinander ein Menschenleben betrachten. Ein Menschenleben von seinen ersten unbewußten Regungen an bis zum viertletzten Herzschlag. Bis zum viertletzten, denn die drei letzten Herzschläge gehören der Einsamkeit; die sind sehr ernst und sehr heilig. In ihnen wird das Herz gleichsam zum Finger der Seele und pocht an Gottes Tür. Dann kommt es darauf an, ob Gott auftut, ob er auftun kann, oder ob die große Wand geschlossen bleibt und die Seele draußen traurig und zitternd in sich zusammensinkt und in dem ungeheuren eisigen Dunkel erfriert.

So wollen wir ein Menschenleben betrachten. Es war, wie alle Menschenleben, ein Suchen, Irren, Mühen, ein Hasten von einem Zweifel zum andern Zweifel, aber es hatte doch, wie auch jedes andre Menschenleben, sein Besonderes. Und wie wir für uns selbst, so viel wir mit andern gemein haben, und so viel Besonderes in uns ist — wie wir für unser eignes Wesen ersehnen, daß es nicht verloren gehe, sondern daß ihm alle Erfüllung zuteil werde nach seiner irdischen Unzulänglichkeit, so wollen wir auch für die Seele, die sich uns darstellt, hoffen, sie möge in der Ewigkeit das gefunden haben, was ihr auf Erden nicht zu finden vergönnt war.

* * *

Ich wollte, ich könnte diese Geschichte fröhlich anheben, beginnt sie doch mit einer Taufe, und dabei geht es sonst lustig her: die Männer stampfen voll Wohlbehagens am reichlichen Mahl auf den Fußboden, die Frauen jauchzen und kichern, und alle schwenken ihre Gläser den jungen Eltern oben am Tisch zu und rufen: „Auf daß ihrer bald mehr, ja, wohl bald ein Dutzend werden! Hoch!"

Dann kreischen sie, und die junge Mutter wird rot, aber der Spaß gefällt ihr doch. Sie schmiegt sich mit verträumtem Lächeln an ihren Mann, der sie halb mitleidig, halb verliebt anschaut.

Der Pastor auf seinem Ehrenplatz streicht sich milde das glatte Kinn und zürnt nicht ob des weltlichen Treibens und der derben Worte, denn es steht geschrieben: Seid fruchtbar und mehret euch!

So gehört es sich bei einer rechtschaffenen Taufe.

Aber die Taufe, womit diese Geschichte beginnt, hatte nichts, gar nichts Lustiges an sich. Denn in der Stube, wo der Pastor dem Täufling das Köpfchen mit dem heiligen Wasser netzte und ihn dabei Truges Joachim Karsten Brammer nannte im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, in der Stube stand ein Sarg. Und nachdem der Pastor dem Leben gegeben hatte, was nun einmal des Lebens war, trat er zu Häupten des Sarges und sprach mit wehmütigem Kopfnicken, so daß die steife Halskrause wie ein Fächer um ihn auf und nieder ging, von der traurigen Schickung, die der Allmächtige über manches Herz kommen läßt, das doch nicht verzagen und nicht verzweifeln darf an der ewigen göttlichen Güte.

„Ja, meine in dem Herrn Geliebten," sprach er und hob die feinen weißen Hände empor, während sein Blick über die kleine Trauerversammlung schweifte, „ja, es mag uns in dieser Stunde scheinen, als habe unser Herr und Gott unsern lieben Meister Brammer übersehen, indem er ihm den einzigen Sohn heimruft und aus tief bedauerlichen Umständen, an die zu rühren hier nicht des Ortes noch der Zeit ist, ihm allein die Sorge für das soeben in die Gemeinschaft der Christen aufgenommene Enkelkind aufbürdet. Aber, meine Geliebten, wie so oft, so ist es besonders in Dingen des himmlischen Waltens: der Schein trügt, und wir, die wir jetzt kurzsichtig an diesem Sarge stehen und betrübten Herzens ein Menschenkind zum Grabe geleiten sollen, wir werden dereinst erkennen, daß wir unrecht taten, da wir hadern wollten. Und unser lieber Meister wird eines Tages seine Hände falten und reden: Ich weiß, daß mir alle Dinge zum besten dienen."

Also sprach der Pastor, und es war ein leises Weinen in der niedrigen Stube. Meister Brammer aber, an den die herzlichen Worte zu allermeist gerichtet waren, stand zwar mit gesenktem Kopfe da, schaute aber mehr zweifelnd als ergebungsvoll und fast mürrisch auf den flachen Sarg.

Als der Pastor geendet hatte, winkte die Leichenfrau zum Fenster hinaus, und die schwarzen Männer kamen schweren Schrittes die Treppe herauf. Die Tür wurde weiter geöffnet, und sie trugen den Sarg fort. Das Weinen wurde stärker, und dazwischen begann der Täufling sein Stimmchen zu erheben.

„Sch, sch!" sagte die kleine Frau, die ihn im Arm hatte. Die Leichenfrau, die ebenso wie die Träger eine Zitrone in der Hand hielt gegen den schlechten Geruch, ging zuerst auf die Straße, dann kam der Sarg, und so schmal er war, es war doch nicht einfach, ihn die gewundene steile Treppe hinunter und durch den engen Hausflur zu tragen. Der kleine Kranz von Lebensbaum, der auf dem Deckel lag, wäre beinahe abgerutscht.

Der Sarg wurde auf den Wagen gehoben, das spärliche Gefolge ordnete sich hinter Meister Brammer und dem Pastor, der seinen Talar zusammenzog und zum Himmel blickte, um an den Wolken zu sehen, ob wohl der alte häßliche Ostwind wehte. Dann bewegte sich der Zug durch die enge Straße.

Aus den Fenstern blickten die Frauen, auf den Treppen vor den Häusern standen die Kinder. Durch die Straße mit ihrem holprigen Pflaster ging es quer über den Markt und weiter, weiter den langen Weg bis nach St. Jürgens Kirchhof hinaus. Die Fenster mit den kleinen Scheiben schlossen sich wieder, die Frauen setzten sich zu ihrer Häkelarbeit zurück und murmelten etwa: „Ja, ja, der junge Brammer. Er grüßte immer so höflich, wenn er vorbeiging." Die Jungen fingen wieder an zu spielen, Räuber und Soldat; jeder wollte Räuber sein, denn das war eine weit höhere Ehre und bot viel mehr Möglichkeit, Heldentaten an Kühnheit und Schlauheit zu verrichten, als wenn man nur ein simpler Soldat war.

Der Sarg mit dem Trauerzug hatte die Dämmerung, die in der Straße herrschte, noch verdunkelt, nun aber war er entschwunden, und das Leben ging seinen sachten Gang, auch da, wo eben noch der Pastor mit feierlichen Gebärden seine herzbewegenden Trostesworte gesprochen hatte. Die Stube war jetzt so leer, sie schien größer denn je. Die kleine Frau mit dem Täufling stand noch immer darin und wiegte das Kind, das unaufhörlich schrie, und eine zweite kleine Frauensperson huschte um sie herum, brachte die Stühle und den Tisch in Ordnung und blieb vor der andern stehen.

„Ist es nicht gerade," sagte sie mit feiner, zitternder Stimme, „ist es nicht gerade, Madame Papius, als wenn das Kleine Bescheid wüßte? Und glauben Sie nicht, daß so ein Kind fühlt, was alles passiert? Ich glaube daran, ja, ja, so ein Wesen kann nicht sprechen, und viele sagen, es kann noch nicht richtig sehen und nicht hören, aber ahnen, liebe Madame Papius, ahnen kann es vielleicht besser als wir großen Leute. Wir Großen verlieren unsere Ahnungskraft, weil wir zu viel Wirkliches hören und sehen. Ich glaube an so etwas. Man kann überhaupt gar nicht genug glauben." Sie sah in die Höhe, als schaute sie Geister und Dinge, die andern Menschen unsichtbar waren. „Denn sehen Sie," fuhr sie fort, „so ist es doch: mit unserm Wissen, das sagt selbst der Herr Pastor, ist es nur Stückwerk; aber ahnen, darin müssen wir sein wie die Kinder, dann haben wir viel vom Leben, viel

Schweres wohl, aber auch viel Gutes." Nun war sie in einer Ecke der Stube und räumte auf. Da lag Leder, und der Schemel stand schief vor dem Tritt mit dem niedrigen Tisch; Werkzeug war unachtsam hingestreut. „Es hat Meister Brammer tief ergriffen, wenn er auch still ist," fing die kleine Frauensperson wieder an und blickte auf das Gewirr von Flicken, halbfertigen Stiefeln und Werkzeug hinab. „Er läßt sonst nichts in Unordnung liegen."

„Sch, sch!" sagte die andre Frau noch immer, hielt ihr Umschlagetuch um das Kindchen und ließ mit der rechten Hand einen blanken Schlüssel vor des Täuflings Augen hin- und herbaumeln. Davon wurde das Kind ruhig. „Es soll ihn wohl mitnehmen," entgegnete sie. „Vor ein paar Jahren die Frau verloren, jetzt den Sohn zu Grabe tragen, die Schwiegertochter weg, und er sitzt mit dem Kleinen da."

„Ja, Madame Papius. Wenn ich nur etwas von Kindern verstände, ich wollte mich gern darum kümmern, aber woher soll ich damit umgehen können, nicht wahr?" Sie machte ein ehrbares altjüngferliches Gesicht, daß man merkte, sie sei ein Fräulein und wisse nicht, wie kleine Kinder es haben müssen. „Nun," und dabei puddelte sie bald in dieser, bald in jener Ecke herum, „der kleine Truges ist gut aufgehoben bei Ihnen."

„Ja, Mamsell," war die Gegenrede, „aber eine Last ist es freilich doch. Ich bin nicht die stärkste, und man hat seinen Mann und sein eigen Kind zu versorgen, nicht? Aber was sollte ich tun? Es muß jemand da sein, der das arme Wurm bemuttert, und man nimmt die paar Schillinge schließlich gern mit. Bloß daß die ... die ..." — sie geriet in Aufregung — „einfach davonläuft — nein, Mamsell Siem ... Schande wert!"

„Ja, ja," erwiderte das Jüngferlein und hob warnend den Zeigefinger, um dann auf den schlafenden Truges zu deuten: Madame Papius sollte leiser sprechen. „Aber sehen Sie, es ist ihr unrecht getan worden, und das kann den Menschen zu allem möglichen bringen. Mein Gott, der junge Brammer ist noch nicht unter der Erde, sie sind wohl erst auf dem Sophienblatt mit ihm, und ich will wahrhaftig nicht schlecht über ihn reden, aber er hat seine Frau in bösem Verdacht gehabt. Wenn ein Mann erst glaubt, daß das Kind nicht von ihm ist — o weh, o weh! Sieht der Kleine ihm vielleicht nicht so ähnlich wie ein Ei dem andern?"

„Na, das kann man bei einem Sechswochenkind nicht sehen. Er hat braunes Haar, das hat er von seiner Mutter. Karstens Haar war blond."

„Aber er hat das runde Kinn, und in den Augen, das sah ich vorhin, als er den Pastor anguckte, in den Augen hat er genau das, was sein Vater hatte: so was Träumerisches."

„Ach, lassen Sie sich nicht auslachen!"

Das war der erste laute Ton, der hier seit langer Zeit gesprochen wurde. Es schien, als ob die alten Möbel: der viereckige eichene Schrank, das hochlehnige Mahagonisofa, das rotpolierte Schreibbureau mit den großen Schubladen und der Tisch, der statt auf vier Füßen auf zwei Seitenbrettern ruhte, die unten mitsammen verbunden waren — es schien, als ob die alten Möbel nach einem tiefen Schlaf aufwachten. Sie knackten. Mit ihnen wachte auch der Täufling auf und schrie.

„O!" rief Mamsell Siem. „Auslachen laß ich mich nicht, Madame Papius. Ich habe viel gelernt. Ich habe meine eigne Gouvernante gehabt, und bei der habe ich Köpfe abgezeichnet nach Gipsmodellen. Ich weiß was von Ähnlichkeit." Sie atmete heftig.

Madame Papius streckte begütigend die Hand aus: „Ich will es ja selber nicht glauben, daß Gisela schlecht gewesen ist. Aber das bleibt auf ihr sitzen: sie ist bei Nacht und Nebel davongegangen und hat ihr Kind und ihren todkranken Mann elend verlassen."

„Ja, das bleibt auf ihr sitzen."

„Und das ist schlimm genug, Mamsell Siem, das ist beinahe so schlimm wie das Allerschlimmste. Sie können das nicht leugnen, und wenn Sie auch eine Gouvernante gehabt haben."

Das Jüngferlein spürte einen leisen Spott aus diesen Worten, sie ließ ihre Gedanken von dem Toten und seiner verschwundenen Frau zu sich selbst zurückschweifen und entgegnete mit spitzem Ton: „Ach, meine liebe Madame Papius, wenn ich von meinen guten Zeiten spreche, sollten Sie das nicht verachten." Sie trat nahe an Madame Papius heran. „Ich habe eine glückliche Jugend gehabt — ja, auf unserm Gute."

Nun überkam sie ein Stolz, und sie sagte, indem sie sich steiler aufrichtete: „Und ich wollte es Ihnen schon immer sagen, liebe Madame Papius, und es fällt mir gerade ein, wenn wir eigentlich auch bloß über Begräbnis sprechen sollten, denn sie sind jetzt gewiß gerade dabei, ihn hinunterzulassen: bitte, nennen Sie mich doch, wie ich heiße. Ich bin nun einmal adlig, ich bin ein Fräulein. Mein Vater hieß Ennecke von Siem." Sie betonte das Wörtchen „von" und gab ihren Worten Nachdruck, indem sie dazu nickte.

Madame Papius wandte sich halbwegs ab: „Wenn man in der Haßstraße wohnt, soll man sich das Adligsein abgewöhnen."

„O, hier wohnen Professoren und alles andre."

„Aber nicht in unserm Haus."

„Es ist einerlei, wo man wohnt; man bleibt, wer man ist. Wenn man noch so arm ist, seinen Stand und seine Geburt soll man nicht verleugnen. Das hat mein Vater auf seinem Sterbebett gesagt, und das Bett sah wahrhaftig ärmlich genug aus. Schließlich ist es mein ganzer Trost in meiner Armseligkeit" — sie sah bittend zu Madame Papius hin — „mein ganzer Trost, daß ich ein adliges Fräulein bin." Sie wischte sich die Tränen ab: „Was kann ich dafür, daß sie uns unser Rittergut genommen haben?"

Madame Papius war mitleidig. „Warum soll ich Sie nicht so nennen? Mir deucht nur, es paßt hier nicht her. — Ich muß ihm Milch geben." Damit brach sie das Gespräch ab und ging auf den Flur hinaus. Der war breit, rechteckig, dunkel, mit vier, fünf Türen; zwei große Koffer standen an der Seite, wo die Treppe nach der Straße hinab- und ins obere Stockwerk hinaufführte.

Das kleine Fräulein trippelte ihr nach, und ihre Haube wippte. Sie sagte: „Ja, die Flasche muß er haben, und man muß den Pfropfen in das Taufwasser tauchen, das ist gut. Man kann auch ein paar Tropfen von dem Wasser in die Milch tun."

„Ich dachte, Sie verständen nichts von Kindern?"

„Von Kindern ist das auch nicht, das ist von Sympathie, und davon verstehe ich viel."

„Das weiß der liebe Gott," sagte Madame Papius und wollte die Treppe hinauf. Da wurde das Loch, das die Treppe bis zum untern Flur bildete, verdüstert, und es keuchte etwas und räusperte sich.

„O, wat'n Hittn, un wi fünd irst in Mai." Eine dicke Frau scheuerte sich an der Wand entlang und zog mit aller Kraft am Geländer, um hochzukommen. „Wat'n Hittn!" Sie pustete und stöhnte und rieb sich mit der Schürze das rote Gesicht trocken. „All den Kalk hebbt se mit den Sarg afstött," schalt sie und wies auf die Treppe, an deren Wänden abgeschabte Stellen zu sehen waren. Ihre Stimme klang hoch und schrill, und das Doppelkinn arbeitete, wenn sie sprach. „All den Kalk. Dat mutt Brammer witten laten." Sie hielt die beiden andern mit ihrem Gespräch auf, und das Kind bekam immer noch nichts zu trinken. „Hett se schreeben?" fragte sie.

Fräulein von Siem schüttelte den Kopf.

„Hm. Dat süht ehr ähnlich. Ich heff Karsten dat vörut seggt, dor keem nix nah."

„Ja, wenn er uns gefolgt wäre, Madame Mordhorst," meinte das Fräulein. „Aber er hatte was Besonderes an sich, und das zog ihn wohl zu Gisela. Er war fast ein Künstler, und darum verstanden sich die beiden."

Madame Mordhorst lachte. Das klang, als wenn unten in einem tiefen Brunnen Kleinholz gespalten wurde.

„Doch", beteuerte Fräulein von Siem, „fast ein Künstler. Er hätte wirklicher Bildhauer werden können."

Noch immer lachte die dicke Frau: „He weer 'n Steenhauer und wieder nix, un dat Frugensminsch is em so lang ünner de Ogen gahn, bet he ehr nich mehr los wurr. Nu liggt he dot, un de Grotvadder hett dat Lütt up 'n Hals. Abers se schrifft hüt noch."

„Woher kann man das wissen?" fragte Madame Papius und schaukelte das Kind.

„Ut min Kaffigrund."

„Ach!" Nun war es Fräulein von Siem, die anfing zu lachen. „Kaffeegrund!"

„Dat is noch allens indrapen, wat ick mi prophezeit heff." Madame Mordhorst richtete sich auf, so daß ihre Fleischmassen in Bewegung kamen. „Allens. As min Mann storw, as dat Huus nebenan brennt hett, as de König keem — ick heff dat allens vörut wußt.

Fräulein von Siem war nicht zu beruhigen. „Nein, nein, liebe Madame Mordhorst, Kaffeegrund, der ist tot, der lebt nicht. Aber" —

sie nahm eine geheimnisvolle Miene an, — „ich kenne andre Dinge, die leben und uns die Zukunft voraussagen. Die haben mir nichts von einem Brief verraten. Kaffeegrund ist ein simples Ding."

„So!" meinte Madame Mordhorst und wollte gerade eine Rede für ihren braunen Propheten halten, da weinte der Täufling so heftig dazwischen, daß die drei Frauenspersonen einen Schreck bekamen. Madame Papius huschte mit dem Kinde eilig die Treppe hinauf.

Fräulein von Siem hatte sich in den Hintergrund zurückgezogen, sie fühlte sich dem Zorn der gewaltigen Madame Mordhorst allein nicht gewachsen, darum gab sie nach: „Ja, ja, Madame Mordhorst, es kann sein. Wir werden sehen, ob ein Brief kommt." Geschickt hatte sie eine Tür geöffnet und schlüpfte davon.

Madame Mordhorst stand plötzlich verlassen; da sie nun aber einmal darauf vorbereitet gewesen war, mit viel Kraftaufwand zu sprechen, so machte sie auch jetzt ihrem Herzen Luft, und die Worte kamen stoßweise heraus: „Ummer wat Beeteres ... Kaffigrund ... min Tanten selig ... Kaffigrund ... wol wiesen ... arm Weetfru so to argern ... Breef ... künnigen ..."

Wie in ihrem geliebten Getränk, so war auch in ihrer Rede der Kaffeegrund der einzige feste Bestandteil. Zuletzt ließ sie sich, mit den Armen Gegenstütze bietend, die Treppe hinuntergleiten und scheuerte dabei vielleicht ebensoviel Wandkalk ab wie vorhin der Sarg.

Da waren Jungen vor der Haustür, die lärmten und gaben damit ihren Gedanken eine andre Richtung Sie watschelte auf die Tobenden zu und hob den fetten Arm, der sich im Ärmel strammte. „Polezeih! Polezeih!" drohte sie.

Die Jungen freuten sich über ihr Erscheinen, hopften vor ihr und sangen:

„Mudder Mordhorst kummt,
Hett 'n Lock in'n Strump,
Hett 'n Steert verdreht,
Wenn se danzen deiht. —
Hurra, Mudder Mordhorst!"

„Ji, ji, ji!" Die Frau konnte kaum sprechen. „Ji Stöbers, ji Kieler Stöbers! Polezeih!"

„Mudder Mordhorst kummt ..." fing das Lied von neuem an, da schlug die Angesungene mit Macht die Haustür zu und ließ die Jungen ihr Wesen treiben. Sie schleppte sich in ihre Küche hinten am Flur und holte sich ihre Kaffeekanne nach vorn in die eine Seitenstube. Auf all die Aufregung mußte eine arme Witfrau einen warmen Schluck haben. —

Erst als es in den Stuben des Trauerhauses schon dunkel und auch in der Haßstraße viel dämmriger geworden war, kehrte Meister Brammer heim. Der hohe Hut saß ihm ein wenig schief, die Tracht war ihm ungewohnt.

Das kleine adlige Fräulein hatte seine Schritte gehört und öffnete ihre Tür, indem sie die Öllampe hinausstreckte. Mit Feuerstein und Schwamm machte er langsam Licht und ging nach hinten in seine Schlafkammer. Dann packte er den Hut ein und tat die schwere schwarze Kleidung ab, um sein Arbeitszeug anzulegen; darin konnte er sich ordentlich regen. Nun kam er wieder nach vorn und schützte das Talglicht beim Gehen mit der Hand. Er trat in seine Wohnstube.

Das Fräulein sorgte für ihn. Sie holte Schwarzbrot und geräucherten Speck aus dem Schrank, auch eine Flasche mit Dünnbier und eine kleinere mit Kümmel trug sie herbei. Das alles stellte und legte sie auf den Tisch. Dazu kam ein Brett, ein Glas und ein Messer.

Meister Brammer schnitt Brot und Speck in Würfel und schob sie bedächtig in den Mund. Das Fräulein saß bei der Tür und blickte auf den Fleck, wo der Sarg gestanden hatte.

„Ja," sagte er schließlich, „Tante Siem, dat is nu allens vörbi."

„O, das doch nicht, lieber Nachbar. Es fängt leider erst altes an. Hören Sie nur!"

Er wußte nicht, was er hören sollte, lauschte aber, indem er mit Kauen innehielt. Von oben durch die Decke drang das Gewimmer des Täuflings.

„Da fängt es an, lieber Nachbar."

Er sah sie scharf an. „Geiht mi dat ock würkli wat an, Tante Siem?"

„O, nun sind Sie ungerecht! Das süße kleine Kind. So still, wie es bei der Taufe war."

„Na ja, dat hett man nix mit de annere Geschicht to dohn." Er schob das Brett mit Salz, Brot und Speck zurück, nahm einen Schluck aus der kleinen Flasche und spülte ihn mit Dünnbier hinunter.

„Karsten hat selbst eingesehen, noch zuletzt, daß er Gisela unrecht getan hat. Er hätte gern seinen Frieden mit ihr gemacht, ehe er hinüberging in die Ewigkeit. Und darum war es auch sein letzter Wille, daß ihr Kind den Namen bekam, den sie am liebsten mochte. Ich weiß, sie hat ihn in einer alten Sage gelesen. Truges — das war in grauen Zeiten ein Königssohn in unserm Lande. Der kam auf einer Jagd allein ans Meeresufer. Da schaukelte sich ganz frei ein Kahn im Wasser. Den Königssohn lockte es zu fahren. Er nahm einen Anlauf und sprang zu dem Boot hinüber; aber das Fahrzeug war nur ein Trug, denn kaum berührte es sein Fuß, so verschwand es auch, und Nixenarme zogen den Prinzen in die Tiefe. Nach Monden erst kehrte er wieder in das heimatliche Schloß zurück. Wo er gewesen war, sagte er niemand. Sein Antlitz war bleich, sehnsüchtig bleich und doch verklärt. Sie mochten forschen, so viel sie wollten: er verriet sein Geheimnis nicht, er trug es still bei sich. Das war Giselas Lieblingssage, und darum liebte sie auch den Namen und wünschte, daß ihr Kleines so getauft würde. Das hat Karsten denn auch so bestimmt, obschon sie ihn verließ, und ich meine, damit hat er sie um Verzeihung bitten wollen für die Kränkung, die er ihr antat. Ja, das glaube ich." Tante Siem sprach ziersam, zog die Silben aus und liebte es, bei ihren Worten die Zeigefinger rund auf die Daumen zu setzen und beide erhobenen Arme wellenförmig von- und zueinander zu bewegen.

Auf Meister Brammer wirkte ihre zierliche Sprache nicht; er fragte nur: „Worüm is se weglopen?"

„Ach, lieber Nachbar, das sind Dinge, davon habe ich in meiner Jugend reden hören. Mein Vater kannte einen hohen, hohen Herrn, der hatte eine berühmte Tänzerin als sein Gemahl auf sein Schloß geführt, und sie lebten in Herrlichkeit und Freuden. Eines Tages aber war die Tänzerin doch verschwunden."

Meister Brammer richtete sich auf. „Na, un wat denn, Tante Siem? Meinen Sie, weil die hier auf'm Ballhaus mitgesungen und getanzt hat in der Komödie ...?"

„O, Gisela hatte eine feine Figur und eine liebliche Stimme."

„Un darüm dörf se von ehrn Mann un ehr Kind lopen?"

„Ach nein, nein, lieber Monsieur Brammer, ich will das nicht entschuldigen, aber man kann vieles erklären, wenn man über das Leben nachdenkt."

„Na ja, Tante Siem, lat man. Dat treckt sick all torecht."

Brammer stand auf und ging an seinen Arbeitsplatz. Die Lampe hinter der Schusterkugel wurde angezündet, das Licht fiel durch das Wasser und warf einen grellen Schein auf das Stück Leder, das Brammer zur Hand nahm und beschnitt.

„Gisela hat viel ausgehalten," fing die Mamsell wieder an, „und als Karsten sie zuletzt gar nicht mehr sehen wollte — ja, mein Gott, er war krank, aber so viel Vernunft hätte er behalten müssen, wenn er sie liebhatte —, als Karsten sie mit dem Kinde hinauswies, da ist sie eben gegangen."

„Aber dat Lütt hett se hierlaten."

„Das ist schrecklich. Wie eine Mutter sich davon trennen kann, versteh' ich nicht. Im übrigen mag es nun sein, wie es will, hierhergehören tut das Kind, und Gisela kommt wohl wieder. Aber nicht wahr? wozu solche armen Kinder geboren werden, das ist manchmal nicht zu begreifen."

„Hm, der Pastor hat es uns ja gesagt."

„Ja, in geistlichen Stunden denkt man das wohl, aber hinterher sagt man sich doch ..."

„Is all eenerlei."

„Man muß doch an Gott glauben."

„Ich mach' mir nich viel Gedanken darüber," erwiderte Meister Brammer. „Aber, Tante Siem, so ist das: an den Deubel, da kann man immer glauben. Das hat er vor dem lieben Gott voraus."

Fräulein von Siem huschte unhörbar wieder in ihr Kämmerlein. Oben weinte sich der kleine Truges in Schlaf. Unten aber, in dem Erker, der auf die Straße vorsprang, saß Mutter Mordhorst und lauerte. Es mußte heute abend noch ein Brief kommen. Der Kaffeegrund log nicht. Und sie wartete getreulich, und bei jedem Schritt, den sie in der Haßstraße hörte, fuhr sie empor. Aber immer noch war ihr Warten vergebens.

Endlich trat jemand ins Haus. Schnell nahm sie die Lampe und leuchtete auf den Flur. Es war ein Junge, der einen Packen unterm Arm trug. Daraus lugten ein paar Stiefelschäfte hervor. Die Ohren waren abgerissen, und Schuster Brammer sollte sie wieder annähen. Stiefelöhren kehren sich

nicht daran, ob es in einer Schusterstube lustig oder traurig zugeht, die reißen ab, wann es ihnen beliebt, auch am Begräbnistag.

Der Junge stolperte die Treppe hinauf, Mutter Mordhorst aber dachte nach. Hatte der Kaffeegrund nicht ausgesehen wie ein Koffer, und bedeutete nicht ein Koffer, daß ein Brief käme? Wirklich wie ein Koffer? Zuletzt holte sie den Teller, worauf der Grund noch saß. Waren das da unten in der Figur nicht ein paar Querstriche, und zogen sich nicht ein paar Pfähle aufwärts, so daß man das Ganze auch als eine Wiege deuten konnte? Wahrhaftig! So war es! Es war eine Wiege und kein Koffer, und eine Wiege hatte zu sagen, daß ein Packen ankam. War also etwa nicht eingetroffen, was der Kaffeegrund geweissagt hatte? Ja, der Kaffeegrund log nicht. Gott sei Dank! es gab noch etwas, worauf man sich in der schlechten und unsichern Welt verlassen konnte. Voller Genugtuung ging die gute Madame Mordhorst in ihren Alkoven.

Über ihr hämmerte Meister Brammer auf die Sohlen: bnapp, bnapp! — Der kleine Truges hatte seine Milch bekommen, und obschon Madame Papius nichts auf die abergläubischen Geschichten gab, von denen Mamsell von Siem vollsteckte, so hatte sie doch den Lutscher in das Taufwasser getaucht, das von der Mamsell in eine Kruke gegossen war. Und das mußte wahr sein, das Kind wurde wunderbar still und schlief so friedlich, daß Madame Papius die Kruke mit dem Taufwasser schier ehrfürchtig ansah. Sollte wirklich eine Wunderkraft über die Taufe hinaus in diesem geweihten Naß liegen?

Bnapp, bnapp, hörte sie unter sich den Schuster hämmern. Ja, ja, Meister Brammer sagte immer: „Dat treckt sick all torecht," aber von selbst kam es doch nicht. Man mußte sich sorgen, daß alles den rechten Gang nahm. Auch der kleine Truges machte viel zu schaffen. Von selbst wuchs ein Kind nicht auf. Nun, in Gottes Namen, er sollte es gut haben.

Sie verließ das schlummernde Knäblein in dem Korbwagen und ihr eignes Mädchen, das mit roten Backen in seinem Bett daneben schlief, und ging in die Küche, damit sie ihrem Mann ein paar Klöße aufbriet. Da hatte er ein schönes, warmes Essen, wenn er hungrig und müde aus dem Kontor kam.

* * *

Madame Papius pflegte den kleinen Truges, so gut es ging, aber es schien manchmal, als habe er keine rechte Lust zu diesem Dasein. Er hatte viel mit Krankheiten zu tun. Die Rachenbräune quälte ihn, die Drüsen mußten geschnitten werden. Das Körperchen war weiß und mager, so daß man denken konnte, es rolle kein Blut darin. Oft lag er des Morgens, mit geschlossenen Augen und Schweißperlen auf der Stirn, matt und elend da, und Buchhalter Papius sagte, wenn er ins Bureau ging: „Ja, lieber Gott, nun seh' ich ihn wohl lebend nicht wieder."

Der Buchhalter faltete die Hände bei dem Korbwagen, und seine Lippen bewegten sich zum Gebet. Aber wenn er mittags nach Hause kam, sah ihn Truges mit großen blauen Augen an, ernst und leidend, aber es war doch Leben in diesem Blick.

„Ein Wunder des Herrn," meinte der Buchhalter, und Madame Papius blickte seufzend auf den Wagen. Ja, der kleine Truges lebte, aber was kostete es ihr auch, ihn zu erhalten! Ihr eigenes Mädchen mußte darunter leiden und die Wirtschaft auch. Sie jammerte indes ihrem Manne nichts vor, sondern erkundigte sich, welche Schiffe eingelaufen wären, und ob sein Chef, Herr Nissen, mit ihm zufrieden gewesen sei.

Buchhalter Papius erzählte: „Er will einen Dreimaster in England bauen lassen, der soll auf Valparaiso fahren. Er hat gute Laune, weil ihm das mit der Baumwolle geglückt ist. Nächsten Monat fährt er nach Kopenhagen. Da will er sehen, daß er Audienz bei König Friedrich bekommt. Die Kieler Reedereien müssen gar zu hohe Abgaben bezahlen. Es ist schlimm für uns, daß der Deutsche Bund unsre Verfassung nicht in Schutz genommen hat. Die zwölf Jahre, seitdem uns die Schweden bedrängt haben, waren hart, auch für die Schiffahrt. Aber der Herr wird es bessern und uns helfen, wie er damals, als die Not am höchsten stieg, die Menschheitsgeißel aus Korsika vom Thron gestoßen und uns wenigstens Frieden gegeben hat. Geduld zu haben in der Trübsal — das ist des Christen erste Pflicht."

Wenn sie ihre Schüssel leer gegessen hatten, sprach er ein kurzes Gebet, und Linde, ihre Tochter, die schon mit am Tische sitzen durfte, wurde angehalten, auch die runden Finger ineinander zu verflechten und während des

Gebetes still zu sitzen. Das war nicht leicht für die bewegliche Kleine, und sobald ihr Vater sein Amen gesprochen hatte, sprang sie vom Stuhl und machte sich bei Truges zu schaffen, den sie als ihren Bruder betrachtete, freilich als ihren jüngeren, und der deshalb bei Linde die strenge Erziehung durchmachen mußte, die ältere Schwestern den später geborenen Söhnen des Hauses gemeiniglich zuteil werden lassen.

Truges bekam kleine Klapse auf die Hände, wenn er die hübschen Männer zerriß, die Linde ihm aus Papier schnitzelte. Er wurde unsanft in die Kissen eingegraben, wenn er den Versuch machte, sich bloßzustrampeln, und Linde wischte ihm mit einer Kraftanstrengung, die über das pädagogische Maß hinausging, das Mäulchen, wenn er gar so sehr vorbeischluckte und die Milch über das Kinn fließen ließ.

Aber Linde konnte auch liebreich sein und Truges zur Belohnung für sein artiges Spielen einen von den Bonbons in den Mund schieben, die sie geschenkt bekam, wenn sie bei Höker Meyer in der Faulstraße für Madame Mordhorst Kaffee holte. Madame Mordhorst trank nur Kaffee von Meyer und betraute am liebsten Linde damit, ihn einzukaufen, denn sonst war sie nicht sicher, daß ihre dienstbaren Geister wirklich bis zur Faulstraße gingen. Der Kaffee von Meyer gab den besten Grund her: saftig, aber nicht klebrig.

Ja, Linde Papius tat das ihrige, um Truges neben der Pflege, die ihm ihre Mutter zuteil werden ließ, richtig zu erziehen; und es war dem Mädchen zu danken, daß Truges munterer und aufgeweckter wurde. Oft, wenn Buchhalter Papius abends heimkehrte, saß das Kind aufrecht und versuchte, mit seinem Lallen die Empfindungen und die Wünsche auszudrücken, die sich ihm im Herzen regten.

Für dieses Erwachen seiner Sinne am Abend hatte Fräulein von Siem eine plausible Erklärung: „Das hat er von seiner Mutter. Weil sie Sängerin und Tänzerin war. Diese Leute, liebe Madame Papius, leben erst auf, wenn die Lichter brennen, damit sie ihre Kunste zeigen können. Er hat es von seiner Mutter, denn sein Vater war abends nach der Arbeit immer sehr müde. Wer weiß, ob Truges nicht ein großer Sänger und Tänzer wird."

„Davor soll ihn Gott bewahren," sagte Buchhalter Papius, „daß er in so gottlose und sündige Bahnen gerate."

Mittlerweile war die Munterkeit von Truges' Wangen verflogen, er lag fiebernd da.

„Nein," meinte die Mamsell, „jetzt sieht er nicht danach aus, als ob er tanzen und singen wird."

„Was wir dazu tun können, so wollen wir für ihn beten, daß er seinem Großvater keine Schande macht," fügte Buchhalter Papius hinzu.

Ja, Truges war schwach, aber auch zähe. Er überstand die Anfechtungen, die seine zarte Jugend gefährdeten. Seine Augen wurden heller, seine Ohren horchten scharf, sein Mund begann zu reden. „Mama" war das erste Wort, das er lallte, sobald er Madame Papius sah.

„Ach ja, mein armer Junge," seufzte Madame Papius.

Mutter Mordhorst keuchte die Treppen hinauf, um den Ausdruck der Zärtlichkeit von Truges' Lippen zu vernehmen. Truges aber sagte nicht Mama, wenn mehrere Leute in der Stube waren. Deshalb wollte man ihn täuschen.

„Ick versteek mi," flüsterte Mutter Mordhorst, „dat he mi nich füht."

Sie trat hinter Madame Papius, aber das war, als ob sich das Wollenknäuel hinter der Stopfnadel verbergen will: man sieht von der Stopfnadel fast gar nichts vor lauter Knäuel.

Und so klein Truges war, für solche Versuche, ihn zu täuschen, war er schon zu klug. Er sagte nicht Mama.

Da wurde ihm Mutter Mordhorst böse und bezweifelte, ob sie ihm das Bilderbuch zeigen würde, das sie von ihrem Großvater selig geerbt hatte. Das wäre eine große Strafe gewesen für Truges, denn solch ein Bilderbuch machte man jetzt überhaupt nicht mehr. Da waren noch Drachen und Mondmenschen und die Leute mit den Hundeköpfen und der Kaiser von Tinteritesien zu sehen, der hatte fünf Arme und fünf Beine und trug zwei Zöpfe, die standen viel aufrecht am Kopf. Das sollte nun Truges nicht sehen, weil er nicht vor Mutter Mordhorst zu Madame Papius Mama sagen wollte. Es war hart.

Wie die Kaffeesäcke, die aus den Lagerböden durch eine Rinne in den Schiffsraum

hinabgelassen werden, so rutschte Mutter Mordhorst durch die Treppenlöcher nach unten und ärgerte sich wieder, denn die Kieler Stöbers hatten an ihrer Haustür mit Kreide eine Figur gemalt, die sah aus wie ein Schneemann, aber die beiden voneinander abgewandten Haken unten, die die Füße darstellten, und die runden Striche über dem Kopf, die am Ende eine Haube waren, wiesen darauf hin, daß es sich hier um den traurigen Drang handelte, ein Bildnis und Gedächtnis von der ehrwürdigen Frau zu schaffen, der die Haustür und das Haus dahinter gehörte. Mutter Mordhorst holte warmes Kaffeewasser und rieb ihre Tür rein. Ein schweres Leben hatte solch eine arme Witfrau. —

„Mama," lallte das Kind. Madame Papius kam, und das Kind griff nach ihrem Gesicht und lächelte. So suchte Truges mit seinem unwissenden Herzen nach seiner Mutter, und sein Herz war zufrieden, weil es wähnte, daß es nicht weiter zu suchen brauchte, wenn sich die freundliche Frau über die Wiege beugte.

Mehr und mehr trat indes Linde an die Stelle ihrer Mutter, da Madame Papius noch einem Kinde, und zwar einem Knaben, das Leben gab.

Der neue Bruder, der auf den Namen Heinrich getauft worden war, nahm freilich Lindes Sorge auch sehr in Anspruch, denn die Mutter blieb kränklich. Aber Truges ward darüber nicht vernachlässigt, nur daß er gezwungen wurde, sich selbständiger zu bewegen, und das war gut für ihn.

Er machte seine ersten Ausflüge, kroch die Treppe hinunter und krabbelte in die Stube seines Großvaters. Da lagen herrliche Dinge: Messer, Hammer, Nägel, Ahle, Pfrieme, und alles so blitzend, und am Leder ließ sich schön herumzausen. Wie leuchtete die Lampe hinter der Schusterkugel! Truges wurde tätig, sein Nachahmungstrieb erwachte. Er griff zum Werkzeug und wollte es Meister Brammer gleichtun. Der ließ ihm den kleinen Spaß und war nicht unfreundlich gegen ihn, wenn auch in seinem Herzen noch der Zweifel zuckte, mit dem sein Sohn fast in den Tod gegangen war.

Der Zweifel schwand selbst nicht ganz, als ein Brief aus Hamburg kam, der mit Gisela di Timoni unterzeichnet war. Dabei lag ein Banktaler und ein Silhouettenbild, das eine Tänzerin zeigte.

„Ich bin wohl immer eine anständige und treue Frau gewesen," hieß es in dem Briefe, „und wenn Ihr mir das nicht glauben wollt, dann habe ich auch nichts mehr bei Euch zu suchen. Ich gehe nun in die Ferne, und wenn ich hohen Ruhm und Ehre erlangt habe, so komme ich wieder. Der Banktaler ist für mein süßes Kind, und mein Bild soll Karsten bekommen ..."

„Sie weiß nicht einmal, daß er tot ist," rief das Fräulein.

„Un denn Gisela?" sagte Schuster Brammer spöttisch. „Liese Timm heet se, un ehr Öllern hebben hier achter de Muuer wahnt. Man to," — damit streckte er der Nachbarin die Silhouette hin — „dat Bild will ick nich hebben, dat paßt nich in 'n armen Schooster sin Stuw."

Den Taler bekam Madame Papius, und es blieb der einzige, womit Gisela di Timoni ihre Sorge und Liebe für den kleinen Truges ausdrückte. Von ihrem hohen Ruhm und ihren Ehren hörte man aber nichts; derlei Dinge drangen freilich überhaupt nie bis in die Haßstraße.

Nun, Truges hatte auch die Banktaler von seiner Mutter nicht nötig, denn es ging ihm nichts ab. Je älter er wurde, desto lieber gewann ihn sein Großvater, und desto weniger war die Rede von jenem bösen Zweifel.

Meister Brammer und Truges wurden richtig Großvater und Enkel zusammen, und keinen schönern Winkel gab es für Truges als den, wo Großvater Brammers Schusterschemel stand.

Madame Papius hatte es gern, wenn Truges unten war, dann konnte sie sich oben besser rühren, und die verständige Linde durfte ihre ganze Kraft ihrem jüngsten Bruder — denn Truges galt noch immer für ihren älteren — zuwenden. Madame Papius war eine von den stillen Frauen, die den ganzen Tag über zu tun haben und immer sorgenbedrückt aussehen. Sie war noch gar nicht alt, aber die stete, wenn auch nicht berechtigte Angst um den kommenden Tag und die beständige Furcht vor dem Leben hatten sie eingeschüchtert und ihr ein vergrämtes Gesicht gegeben. Sie arbeitete unablässig, flickte, stopfte, horchte auf jedes Türgehen, als könne ein Unglück zum Hause hereinschreiten. Sie schrak zusammen, wenn die Treppe knarrte, sie eilte von der Küche in

die Stube, weil sie die sichere Ahnung zu haben glaubte, daß Linde und Heinrich, die am Fenster saßen, soeben auf die Straße hinausgestürzt wären. Sie betete, aber ihr Gebet floß zu leicht von den Lippen und war immer nur Bitte um Verschonung vor Unglück, nie Dank für genossenes Glück. Sie gab jeden Schilling mit Schmerzen aus, raffte in eine Büchse die Dreilinge und Sechslinge zusammen, die sie vom Kaufmann auf ihr Geld herausbekam, und konnte sich nicht entschließen, auch nur eins von diesen kupfernen Stücken zu opfern, um etwa für sich oder Linde eine Kleinigkeit zum Schmuck zu kaufen. Und doch hätte sie sich so gern ein bißchen herausgeputzt. Wenn ihr Mann abends nach Haus gekommen war und die Kinder schliefen, atmete sie auf. Er nahm die Bibel oder die Postille und las mit schwermütiger Stimme einen Abschnitt daraus vor, dann beteten sie beide, und zuletzt ging er an den Tisch seitwärts, wo er allerhand Pappe und Holz liegen hatte. Daraus faltete und schnitzte er Häuser oder etwa eine Stube mit Tischen und Stühlen für Linde, oder eine Mühle, die sich drehte, wenn man oben Sand hineintat. Waren die Dinge fertig, so stellte er sie behutsam neben die Betten der Kinder, und es huschte ein Lächeln über sein blasses Gesicht: morgen, wenn er schon weg war, würden sie sich freuen.

Linde mußte früh heran, sie wurde nicht geschont. Das Warten der Kinder, das Aufpassen auf den Kochherd, das Scheuern, Waschen waren ihr bald vertraut. Aber da sie nie ein hartes Wort von ihren Eltern hörte, nie einen Schlag bekam, so konnte sie alle ihre Fähigkeiten frei entwickeln, und sie hatte im Gegensatz zu ihren Eltern einen frischen, fröhlichen Mut. Sie sang, während ihre Mutter seufzte; sie lachte, während ihre Mutter trüb in den Spartopf schaute; sie tanzte, während ihre Mutter einherging, als sei sie in fremden Räumen und nur eine geduldete Person. Sie betete mit ihren Eltern, aber ihre Stimme klang nicht gedrückt, sie wußte den lieben Gott zu finden, daß er sie anhören mußte, so laut und vernehmlich sprach sie, und sie dankte lieber, als sie bat.

Ganz stolz war die kleine Linde, wenn sie am ersten jedes Monats des Mittags den Mietzins zu Mutter Mordhorst hinuntertragen durfte. Ja, sie trug das Geld in Papier gewickelt unter der Schürze. In gewissen Monaten mischte sich in den Stolz noch ein andres Gefühl: ein tüchtiger Hunger. Nicht, als ob sie bei den Eltern nicht satt zu essen bekam, aber was Mutter Mordhorst aß in den Monaten, wo der Dorsch reif war, das gab es bei den Eltern selten. O, wie roch es da unten schon so lecker, und wenn Mutter Mordhorst auf Lindes behutsames Pochen Herein gerufen hatte, stand das Mädchen auf der Schwelle und schaute auf eine Herrlichkeit.

Preislich saß Mutter Mordhorst auf ihrem Sofa mit Pferdehaarbezug, und es hätte nicht leicht noch jemand neben ihr Platz gefunden, so lang und breit das Sofa war. Vor ihr auf dem Tisch stand eine mächtige Schüssel mit blau- und gelbgeblümtem Rande, und auf der Schüssel lag hoch aufgehäuft Dorschleber und Rogen. Und zum Rogen, weil er aussah wie pralle Mannshosen, sagte man Büxen.

Mutter Mordhorst nahm mit der Gabel immer eine Leber und einen Rogen umschichtig, stippte sie in braune Butter, aß große Pellkartoffeln und manchmal auch Bratkartoffeln dazu und trank dabei eine gehörige Kumme Kaffee und ein ordentliches Stehglas voll Kopenhagener Kümmel. Leber und Rogen waren nun einmal ihr Lieblingsgericht, und sie baute auf eine solche Schüssel voll in gewisser Weise sogar ihre Zukunft auf, denn wenn jemand, d. h. eine tüchtige Mannsperson, sich ihr näherte und ihr durch allerhand derbe Witze und Schmeicheleien auf ihr treffliches Aussehen zu verstehen gab, daß er wohl geneigt sei, sie aus ihrem betrübten Wittum zum Traualtar und von da wieder ins Eheleben zurückzuführen, so pflegte Mutter Mordhorst den Bewerber zu Leber und Büxen einzuladen, um zu sehen, ob ihre beiden Charaktere übereinstimmten, und ob es die wahre Liebe sei, die den Mann in ihre Arme trieb. Denn um ihres Besitzes, um des Hauses und ihrer Spezieslaler willen wollte Mutter Mordhorst nicht umworben sein und noch weniger wegen ihrer Stattlichkeit.

Also, sie lud ihre Bewerber ein, aber wie brav sich auch mancher vor der Schüssel hielt, es war noch keiner unter ihnen gewesen, der so mit Leber und Büxen umzuspringen wußte, daß Mutter Mordhorst eine völlige Harmonie der Seelen zwischen ihm und ihr erkannt

hätte. Deshalb blieb sie lieber Witfrau. Wenn Linde kam, wurde sie allemal eingeladen.

„Hal di 'n Metz, kannst miteeten."

Das tat Linde mit Freude, denn sie hätte keine Kieler Deern sein müssen, um nicht Leber und Büxen gern zu mögen.

So ging es in dem Hause an der Haßstraße zu, wo Truges seine ersten Schritte machte und in Madame Papius zuerst seine Mutter zu sehen meinte. Es kam von draußen kein Lärm in dies Haus, obschon es nicht weit vom Markte lag, und inwendig herrschte hier Ruhe zwischen Menschen, die nicht viel mehr vom Leben wollten als eben nur das bißchen Leben selbst.

* * *

Truges verlebte seine ersten Jahre in Frieden, und sein kleines Herz hatte alles, was es begehrte, denn es wußte noch nichts von allem, was ihm mangelte. Madame Papius war seine Mutter und Linde seine Schwester, Buchhalter Papius aber brachte es bei ihm trotzdem nicht weiter als bis zum Onkel.

Dann waren Großvater da und Tante Siem und Tante Mordhorst. O, welche Fülle von Personen, die alle gut zu ihm waren, die bereit standen, ihn davor zu hüten, daß er die Treppe hinunterfiel, die alle irgendwo, sei es im Schrank, sei es in der Ofenröhre, ein Stück Kandis oder Suckade oder einen köstlich geschmorten Bratapfel für ihn hatten, wenn er zu ihnen auf Besuch kam, was er nach seiner kindlichen Schlauheit bald mit einer gewissen Regelmäßigkeit tat. Er machte die Runde und heimste Freundlichkeiten ein für seine Seele und schöne Dinge für seinen Magen.

Ja, und nicht nur, daß er sich überall anschmiegen konnte: er war auch eine Respektsperson und hatte etwas zu sagen, und der, der ihm gehorchen mußte und dem er an Verstand, Weltweisheit und Menschenkenntnis weit überlegen war, das war Heine, der sich seinen wenigen Jahren gemäß nur erst mühsam auf den verschlungenen Erdenpfaden zurechtfand. Ordentlich stolz konnte Truges werden, wenn er das, was er eben von Linde gelernt hatte, gleich darauf seinen jüngeren Bruder — als solcher galt ihm ja Heine — lehrte. Und die Strenge, die Linde bei seiner Erziehung gelten ließ, übertrug er nun, nicht gerade geschickt und oft so, daß Tränen daraus entsprossen, auf den unerfahrenen Kleinen, der lange nicht so lernbegierig war, wie Truges es wünschte.

Von der Sonne sah Truges nicht viel, es wurde nicht gelacht in dem Hause an der Haßstraße, aber es wurde auch nicht gescholten, es sei denn, daß Mutter Mordhorst ihre Burg wider die bösen Kieler Stöber zu verteidigen hatte. Sonne und Lachen. Truges kannte beides kaum, und so kam es, daß er sich auch nicht danach sehnte. Zu seinem Großvater zog es ihn mehr und mehr.

„Dat treckt sick all torecht," war Meister Brammers Rede, wenn er den kleinen Jungen durch die Schusterkugel in die Öllampe starren sah, daß der Schein die zarten Züge und die großen Augen des Knaben recht deutlich zeigte. Er sah doch Karsten ähnlich, meinte Meister Brammer dann. Er war doch ein richtiger Brammer.

In dieser Art hätte das Leben ja nun bleiben können, aber selbst in der Haßstraße, so wenig sich in ihr geändert hatte, nachdem sie mit Häusern bebaut worden war, selbst in der Haßstraße ging das Leben vorwärts. Die Familie Papius hatte Glück. Der Buchhalter war im Kontor einen Platz näher an den Chef gekommen. Dafür gab es auch höheren Lohn, und das Sparen wurde leichter. Wie es aber immer ist: wenn Menschen auf glattere Wege kommen, so werden sie auch selbst behaglicher und können nicht mehr so viel ertragen und arbeiten wie vorher, wo sie noch auf unebenen Steinen wandelten. Madame Papius meinte, sie habe eigentlich an ihren beiden Kindern genug, und wozu sie im Grunde Truges denn noch länger behalten sollten. Die paar Schillinge für ihn konnten sie schon entbehren. Und das kam noch hinzu: die paar Schillinge waren auch nicht vermehrt worden, seitdem sie Truges nach der Taufe mit sich hinaufgenommen hatte, obgleich er jetzt ein ganz Teil mehr kostete. Nein, Madame Papius wollte ein bißchen freier sein. Sie war neulich mit ihrem Manne im Sandkrug jenseits des Hafens gewesen, zwischen alt den feinen Leuten. Das hatte ihr wohl gefallen. Warum sollte sie sich abarbeiten, bis sie vor Müdigkeit nichts mehr von solchen schönen Spaziergängen genießen konnte?

Sie war eine kleine, harmlose und fromme Frau, aber sie war doch eine Frau und daher

beim Durchsetzen ihres Willens so geschickt, als wenn sie in der Dämmerung einen Faden durch ein schmales Nadelöhr zog. „Ja — Truges," sagte sie, als ihr Mann eines Abends sein Dünnbier trank. „Ja, Papius, mit Truges."

Er nahm die Pfeife aus dem Mund und sah seine Frau an.

„Er wird nun bald sechs Jahre alt," fuhr Frau Papius fort.

„Du lieber Gott, ja." Buchhalter Papius dachte an den Tag, als Truges am Sarge seines Vaters getauft wurde.

„Er ist ganz vernünftig, finde ich."

Papius nickte. Vernunft hatte ihre Gefahren. „Der Herr wird ihn behüten."

Frau Papius hatte es sonst gern, wenn ihr Mann vom Herrn sprach, und das Wort „behüten" war ihr so lieb. Wenn Papius es sagte, schien ihr immer, daß sich über sie und die Ihrigen ein schöner, dichter Schirm herabsenkte, durch den nicht Regen noch Sonnenhitze drang. Heute aber war ihre Seele nicht allzu gottselig, denn es handelte sich darum, daß sie für ihren eignen Vorteil etwas erreichen wollte, und es macht den Menschen unruhig, wenn er aus Eigenliebe strebt, dieweil ihm die Stimme des Gewissens stets gebietet, in der Nächstenliebe zu handeln und seiner selbst nicht zu achten. Darum begann sie gleichsam die Nadel näher an das dämmerige Fenster zu halten, vielleicht traf sie da mit dem Faden das Öhr besser.

„Es ist eng bei uns, Papius. Ich sah gestern in der Flämischen Straße eine Wohnung ..."

Buchhalter Papius wußte nichts von Enge. Er hatte seinen Stuhl im Kontor, und hier im Hause konnte er schnitzen und pappen. Ein leichter Unmut legte sich daher auf sein Gesicht. Umziehen? Das kostete Geld, und es war eine gefährliche Sache, denn leicht kam man in ein Haus mit unfriedsamen oder gar gottlosen Nachbarn.

Madame Papius sah den Unmut. Gewöhnlich ließ sie ihn erst vorüber, ehe sie weitersprach, jetzt aber benutzte sie ihn tapfer für ihre Zwecke. „Ja, für uns, für dich und für mich und für Linde und Heine ist hier ja Platz genug, aber" — sie stach mit dem Faden zu, ob er nicht ins Öhr ging — „aber für Truges ..." Es war klug von ihr, daß sie alle die Menschen, die in den Räumen der Dachwohnung hausten, einzeln aufzählte.

Die Stuben füllten sich vor Papius, er hatte nicht gedacht, daß ihrer so viele wären. „Truges?" wiederholte er in einem Ton, der Madame Papius bezeugte, daß es ihr gelungen war, ihm Bedenken einzuflößen.

„Ja, Truges." Sie fühlte, der Faden saß schon, sie mußte nachwicken, daß er durchkam. „Wir haben ihn alle die Jahre gehabt, er ist fast unser Kind geworden, aber er ist es nun doch einmal nicht. Und meine eignen Kinder gehen mir vor. Heine wird groß, Linde muß zur Schule, und wenn du nicht nach der Flämischen Straße ziehen willst ..."

Nein, das wollte Buchhalter Papius nicht. Um Truges willen umziehen — bei aller Nächstenliebe schien dem Buchhalter das Opfer zu groß. Aber recht hatte seine Frau, jetzt sah er es ein, eng war es.

Nun versuchte Madame Papius den Faden auf der andern Seite vom Öhr zu fassen. „Brammer hat Platz. In der einen Kammer steht nur die Lederkiste, und Tante Siem," — sie seufzte — „die hat, so Gott, weniger zu tun als ich. Ich bin manchmal schwach. Nach dem Sandkrug, der Weg neulich war mir fast schon zu viel." Der Faden war zu fassen. Ein Fäserchen hatte sich falsch ums Öhr geschlungen, das mußte erst weggezupft werden.

„Hm!" Papius sah besorgt drein. Er dachte an die drei Kinder, wie sie lieblich miteinander schliefen. Nun sollte Truges allein in der Kammer schlafen, wo nur die Lederkiste stand. Da konnte er ihm keine Mühlen mit Sand mehr vors Bett stellen. Aber seine Frau war schwach, und die Wohnung war eng, und die eignen Kinder standen ihm am nächsten. Bloß das Geld. Unwillkürlich blickte er nach der Kommode, wo die Scheine lagen, die er für seine Ersparnisse bekam, wenn er sie in seines Schiffsherrn Geschäft einlegte.

Madame Papius kannte die Kopfbewegung. Das Fäserchen war leicht auszuzupfen. „Er kostet uns mehr, als wir für ihn kriegen. Und Brammer bitten, daß er uns mehr gibt, das mögen wir nicht."

Nein, das mochten sie nicht. Das wäre ihnen vorgekommen wie eine unreelle Handlungsweise. Das Kostgeld war einmal ausgemacht, und dabei mußte es bleiben. Aber

wenn Truges wirklich mehr kostete, als sie für ihn bekamen ... Leicht war es nicht, in diesem Falle die Uneigennützigkeit und christliche Nächstenliebe walten zu lassen. Wohl konnte Truges nicht besser ausgehoben sein als hier, das wußte Papius. Schuster Brammer war kein frommer Mann, und Tante Siem steckte voll Aberglaubens. Aber am Ende hatten sie hier oben schon einen so sicheren Grund der Gottseligkeit in den Knaben gelegt, daß er dem Einfluß der Welt widerstand.

„Ja, man muß mit Brammer sprechen," sagte Buchhalter Papius, goß ein halbes Glas Dünnbier in die Flasche zurück und ließ die Pfeife ausgehen. Truges kostete viel, das mußte auf andre Weise eingebracht werden.

„Er kann es unten ganz gut haben," versicherte Madame Papius und zog frisch und frei ihren Faden durchs Öhr. Nun konnte das Nähen losgehen.

Madame Papius war ein zaghaftes Frauchen, das immer Angst hatte, andern Leuten zu nahe zu treten, aber jetzt, wo sie ihres Mannes Zustimmung bei ihrem Vorhaben sicher war, fühlte sie eine kleine Tapferkeit in sich aufsteigen. So trennte sie langsam, aber mit zähem Willen Truges von ihren eignen Kindern. Sie sprach mit Brammer: „Ja, ja, es wird mir so schwer ..." Sie wollte nun eine große Leidensgeschichte anheben, aber damit kam sie nicht zustande, denn Schuster Brammer fand nichts Unnatürliches in ihrer Absicht.

„Lat den groten Jung man hier ünner slapen. Dat treckt sick all torecht. Un worüm sall he hier nich eeten?"

Tante Siem, die ihm das Mittagsessen bereitete, kochte nicht schlecht, nur zu fein, und richtige Bratkartoffeln bekam sie ihr lebelang nicht heraus. Auf ihrem Rittergut hatte sie ja wohl nie welche gegessen, das war nichts für eine adlige Familie, meinte Schuster Brammer. Was man aber in der Jugend nicht lernt, das kann man nachher nicht, und deshalb waren Tante Siems Bratkartoffeln immer blaß und hatten nicht die rechte Knusprigkeit. Aber sonst ... ja, Schuster Brammer konnte nicht klagen.

Schlafen und essen, warum sollte Truges das nicht hier unten tun, wenn es da oben nicht mehr paßte? Schlafen und essen, das war für Schuster Brammer alles, was so ein Junge brauchte; im übrigen war Meister Brammer ja die ganzen Tage auf dem Schusterschemel daheim, und wenn Tante Siem dann noch mit auspaßte: besser konnte es Truges gar nicht haben. Also ging Brammer unbedenklich auf das ein, was Madame Papius ihm vorschlug. Und Fräulein von Siem wußte schon aus den Karten, daß hier im Haus eine große Veränderung vor sich gehen würde, darum war sie auch über die Wandlung im Leben des kleinen Truges nicht erstaunt. Nur hatte sie mit Mutter Mordhorst zu kämpfen, denn während die Karten von Veränderung sprachen, war der Kaffeegrund steif und fest der Ansicht geblieben, daß jemand aus dem Hause eine Reise machen sollte.

Nun stritten sich die beiden Wahrsagerinnen und hätten sich doch so gut vertragen können, denn Karten und Kaffeegrund prophezeiten dasselbe: der kleine Truges machte die erste Reise seines Daseins, indem seine Bettstatt von oben nach unten geschafft wurde, und damit veränderte sich auch mancherlei im Hause. —

Ja, so machte Truges die erste und, wenn man will, auch die größte Reise seines Lebens: er zog aus dem Paradies der Traumseligkeit und des Unbewußtseins in das Land der Wirklichkeiten. Es lag nur eine Treppe mit dreizehn knarrenden Stufen zwischen diesen beiden Reichen, aber wieviel kälter war es hier unten!

Sein Bett wurde in den Raum gestellt, der neben Brammers Schlafkammer lag. Nach dem Hof hinaus ging ein rundes Fenster, von dem niemand sagen konnte, ob es zu öffnen war, denn das hatte noch niemand versucht. Weit sah man nicht, ein grüner Überzug über dem Glase hinderte das Auge, und war der Blick wirklich so scharf, daß er diesen durchdrang, so hemmte ein Schornstein die fernere Aussicht.

Tante Siem befestigte einen Fetzen Tüll vor dem Fenster: da wurde die Kammer behaglich. Dann nahm Tante Siem eine gehäkelte Decke und breitete sie über die Lederkiste aus.

Da hatte Brammer recht, als er sagte: „So hess ick dat nich hatt, as de Jung dat nu all mit söß Johrn kriggt. Dat is, as wenn he int Slott wahnt."

Tante Siem hatte eine Ahnung, daß die Leute im Schloß noch angenehmer eingerich-

tet waren als Truges Brammer. Um aber den Unterschied möglichst auszugleichen, hängte sie über das Bett des Knaben einen alten Stahlstich, darauf war eine Schäferin zu sehen, vor der ein Schäfer sich verbeugte, um ihr mit den Fingerspitzen eine Rose zu reichen. Und die Schäfchen rings herum sahen mit ihren großen runden Augen so lieb und gut aus. Der Stich hatte in ihrer Mädchenstube gehangen, auf Siemshagen, dem väterlichen Gut.

„Nun schläfst du nicht mehr bei uns," sagte Linde zu Truges.

Der war stumm bei all den Vorbereitungen zu seiner Reise. Er begriff das Ganze nicht. Der Großvater machte Scherze, Madame Papius beteuerte immer wieder, daß sie sich um Truges kümmern wollte, und daß er auch am nächsten Sonntag mit nach dem Düsternbrooker Gehölz dürfe.

Mutter Mordhorst sah ihn gerührt an. „Gott," sagte sie — weil sie gerührt war, auf hochdeutsch —, „so'n armen kleinen Jungen ohne Mutter und Vater und denn allein slafen."

Fräulein von Siem schleppte allerhand Dinge herbei. Sie ließ eine Spieluhr ertönen: „Freut euch des Lebens". Das sollte ein Trost für Truges sein, und der verstand doch gar nicht, weshalb er denn nun eigentlich getröstet werden müßte. Schüchtern sah er die Anstalten und ließ sich seine Kammer als besonders rein und lustig rühmen.

„Ein großer Herr ist er," sagte Schuster Brammer. „Hat'n Saal ganz für sich allein."

War das wirklich schön, einen Saal für sich zu haben? dachte Truges. Sein bißchen Hab und Gut mußte er von oben nach Schuster Brammers Stube bringen. Hinter dem Eckbord mit der geblümten Gardine wurde seine Sonntagsjacke aufgehängt, und der kleine Kasten mit Bildern und mancherlei Kram, wie ein Kind, das nicht viele Spielsachen bekommt, ihn sich zusammensucht, durfte bei der Lederkiste stehen.

Als die Nikolaikirche acht schlug, fand eine große Zeremonie statt, und der halbe Korridor stand voll von Menschen. Truges wurde zu Bett gebracht. Tante Siem wollte ihn auskleiden, aber Madame Papius meinte: „Heute will ich es doch lieber noch tun, Mamsell Siem (das adlige Prädikat wollte in der Haßstraße nicht gedeihen), von morgen ab können Sie es ja machen, nicht wahr?"

Tante Siem paßte auf, wie Madame Papius alles anfing.

Hinter ihr pustete Mutter Mordhorst und gab gute Ratschläge, welchen Strumpf man zuerst ablegen müßte.

Dann waren Linde und Heine da, die versuchten, vom Korridor aus zwischen Mutter Mordhorst und dem Türpfosten hindurch der Feier beizuwohnen. Schuster Brammer trat aus seiner Stube und meinte, als er den Menschenschwarm sah: „Na, för een Mudder het he dree. De kann wol lachen." Dann blieb auch er auf dem Korridor und sah zu, wie Truges beim Schein der Öllampe warm gebettet wurde. Und gerade, als ziemlich alles beendet war, erschien Buchhalter Papius vom Kontor. Der machte auch halt und faltete die Hände. Ihm kam es vor, als habe er unrecht getan, daß er den Knaben ziehen ließ. Es war ein gar leichtfertiges Bild, das dort über seinem Bette hing. Aber was half es? Er wußte, daß seine Frau nicht aus Bosheit des Herzens handelte, sondern weil es ihnen allen so zum Besten gereichte. Lieber Gott, hatte er selbst nicht mit vier Jahren auf einer Bodenkammer geschlafen?

Also war das ganze Haus versammelt, und es währte lange, bis sie alle Truges gute Nacht gesagt und ihm Ratschläge gegeben hatten, auf welcher Seite er einschlafen sollte.

Truges war und blieb stumm. Er schaute in alle die Menschengesichter. So hatte er die Hausgenossen noch niemals auf einem Haufen erblickt. Er staunte darüber, daß man ihn hierher brachte. Das Grübeln und zuletzt auch ein wenig Scham, weil ihn alle so anstarrten, bewirkten, daß er scheinbar ruhig war und sich in sein Schicksal ergab. Alle lobten ihn seiner Tapferkeit wegen. Papius drängte sich zu ihm durch und sagte: „Du liegst in Gottes Hut, lieber Truges, er sendet seine Engel, dich zu bewachen vor allem, was dich anfechten könnte."

Linde kam noch und nickte Truges zu, dann zog ihm Brammer die Decke tüchtig über das Ohr und meinte dabei nach seiner Gewohnheit, als sich die Decke zu kurz erwies und Truges unten einen Fuß herausstreckte: „Dat treckt sick all torecht. Gud'n Nacht!"

Zuletzt verließ die ganze Gesellschaft den Knaben, und ein jegliches ging leisen Schrittes in seine eignen Gemächer. Die Tür ward zugemacht, unten schloß Mutter Mordhorst das Haus. Eine Zeitlang klopfte noch Schuster Brammer seine Nägel ein: knapp, knapp, knapp. Draußen vor dem Fenster schrie eine Katze auf, dann wurde alles, alles still.

Truges war allein, wenigstens hatte er in dieser Stunde zum erstenmal das Gefühl des Alleinseins. Er lag zum erstenmal im Dunkeln, wenigstens war es ihm vordem noch nie zum Bewußtsein gekommen, was es ist, im Dunkeln sein.

Er hielt die Augen offen. Die Bilder des Tages verblaßten, die Gesichter, die eben noch auf ihn herniedergesehen hatten, wurden verschwommen. So sollte er nun die ganze Nacht liegen, und alle Nächte, die noch kamen. Warum? Oben bei Linde hatten sie jeden Abend Spaß gehabt, wenn sie zu Bett gingen. Wie hatten sie sich mit den Kopfkissen geworfen, und Heine war manchmal kaum wiederzufinden gewesen unter den Decken. Das sollte Truges nun nie mehr erleben. Warum nicht? Den Spaß hatten jetzt Linde und Heine allein.

War er neidisch auf die beiden über ihm? Er lauschte, ob er nicht Heines Kreischen vernahm. Nein, nichts. Die schliefen wohl schon. Er aber dachte nicht an Schlaf. Warum allein?

Ach, Linde hatte es ihm schon klarzumachen versucht: Mutter Papius war nicht seine Mutter, und sie und Heine waren nicht seine Geschwister. Er hatte nicht Mutter, nicht Geschwister. An den Vater dachte er nicht, dafür trat ihm der Großvater voll ein. Aber keine Mutter und keine Geschwister, und deshalb ganz allein.

Er hatte Lindes Andeutungen noch nicht recht ernst genommen, hatte nicht über das getrauert, was sie ihm sagte, denn Mutter Papius war zu ihm wie zu den andern Kindern, und kein Neid, kein Schmerz konnte bisher in ihm aufkommen. Erst jetzt, an diesem Abend, lernte sein Herz es kennen, plötzlich in aller Hilflosigkeit und in aller Traurigkeit, was es hieß: keine Mutter haben.

Die Brust des Knaben krampfte sich zusammen. Bis dahin hatte er alles über sich ergehen lassen, was die großen Leute mit ihm machten, er hatte nicht geweint, als man ihn hier bettete, er hatte sich gezwungen, ihnen allen eine gute Nacht zuzurufen, jetzt aber war sein ganzes Fühlen und Denken nur auf ihn selbst gerichtet, und so jung er noch war: in dieser Stunde wurde seine Seele älter als die manches andern Kindes von mehr Jahren.

Die dort oben wollten ihn nicht länger haben, weil er nicht zu ihnen gehörte. Zu Tante Siem und zu Mutter Mordhorst gehörte er auch nicht, und sein Großvater ließ ihn wohl am Schusterschemel herumspielen, aber viel weiter ging seine Zärtlichkeit nicht. Was Linde und Heine hatten, das besaß er eben nicht: eine Mutter. Deshalb mußte er im Dunkeln allein liegen.

Sein gewaltsamer Mut verflog, eine furchtbare Verlassenheit bedrückte ihm die Seele. Er ballte die Hände und hätte am liebsten geschrien, aber er hielt noch an sich. Was sollte er rufen? Nach wem sollte er verlangen? Es kam keine Mutter, die ihn in die Arme nahm, es kam keine Mutter, die sich an sein Bett setzte und ihm Lieder sang. Verlassen. Und in der Verlassenheit überfiel ihn ein Grauen. War da ein Geräusch? Waren das Gespenster? Er fuhr auf und starrte irgendwohin. Kam nun ein Engel, um ihn zu schützen? Ach, alle Engel des Himmels hätte der kleine Truges dafür gegeben, daß eine Mutter ihn beschützte vor den Gespenstern der Verlassenheit und des Grauens. Er hielt den Mund weit auf, der Hals wurde ihm trocken.

„Du kannst gern ‚Mama‘ zu mir sagen,“ hatte Frau Papius immer gemeint, auch als es ihm schon klar geworden war, daß er nicht mit Recht so sprach. „Ich bin doch deine Ziehmutter.“

Von nun an konnte er sie nie mehr so nennen, denn sie hatte ihn fortgestoßen. In seinem Herzen erwachte etwas wie Zorn gegen diese Frau. O, die konnte lange sagen, daß er mit nach Düsternbrool durfte, er ging nicht. Er blieb zu Hause, und wenn er ganz allein sein sollte. Allein, das war immer wieder das Wort, auf das seine Gedanken zurücksteuerten, und das Wort wurde immer mächtiger.

Ach, wie mußte es gut sein, eine richtige Mutter zu haben! Die gab einem alles, was man gern mochte; sie saß am Bett, bis man einschlief, wie Frau Papius bei Heine, die ließ einen niemals allein im Dunkeln.

Eine Mutter zu haben, das war einen Augenblick der wonnige Traum des Knaben. Er verflog nur zu schnell, und Truges war wieder die Beute seiner Verlassenheit.

Aber der Traum hatte ihn weich gemacht, und endlich, nachdem so lange, lange sein Auge trocken geblieben war, endlich kamen ihm die Tränen, die das Grauen weglöschen und nur die Trauer noch im Herzen lassen. Ja, der Knabe lernte jetzt die Trauer kennen, die aus einer unerfüllbaren Sehnsucht wächst, und dies Gefühl war doch milder als die Angst und die Verlassenheit. Er weinte, weinte nach seiner Mutter. Je wohler ihm das Weinen tat, um so freier ließ er den Tränen den Lauf, und erst leise, dann immer lauter wiederholte er das Wort: „Mudder!"

Das verklang in der kleinen Kammer und fand kein Echo, weder bei den toten Wänden noch bei irgendeinem lebendigen Menschenherzen. Er rief vergeblich Mudder! Das tat ihm wohl und weh zugleich. So hatte er sich beinah' in Schlaf geweint, seine Augen schlossen sich. Da erschreckte ihn plötzlich irgend etwas. Er kam mit aller Gewalt auf die Füße zu stehen und schrie gellend: „Mudder!"

Draußen polterte es. Schuster Brammer, mit dem Licht in der Hand, eilte in die Kammer.

„Jung, Jung, wat maksl du?" rief er und faßte den Knaben an, der, ohne den Großvater zu erkennen, mit ausgebreiteten Armen und offnen Augen im Bette stand, und legte ihn hin, so sanft er es konnte. „Wat maksl du?"

Truges erwachte vollends. Erst hatte er Angst vor dem Großvater, aber als der ihn liebreich sah, schwand die Angst, und er weinte sich aus, im Schluchzen das Wort Mudder erstickend. Aber sein Kopf war müde.

Brammer hatte ihm die Hand auf die Brust gelegt, und es war also doch ein Wesen bei Truges, das ihn liebhatte und ihm Gutes tat. Dafür war die verschmachtende Seele des kleinen Jungen schon dankbar und wurde ruhig.

„Dat treckt sick all torecht," sagte der Schuster. „Ja, deine Mudder ... Mein Jung, ich wollte, es wäre anders mit ihr."

Das hörte Truges kaum noch, er war schlaftrunken. Es dauerte nicht lange, so schlummerte der Knabe, und seine Sehnsucht schwebte in die Gefilde der Träume und suchte dort nach seiner Mutter, nach der er im Erdenlande umsonst die mageren Arme ausgestreckt hatte.

Meister Brammer ließ die Tür zu des Knaben Kammer und die zu seinem eignen Schlafraum angelehnt. Truges jedoch weinte und rief nicht mehr. Seine ermattete Seele war der Ruhe froh nach der langen Reise, und so schlief Truges Brammer, nachdem er bei all seiner Jugend schon bitter erfahren hatte, was es bedeutete: mutterseelenallein sein.

(Fortsetzung folgt.)

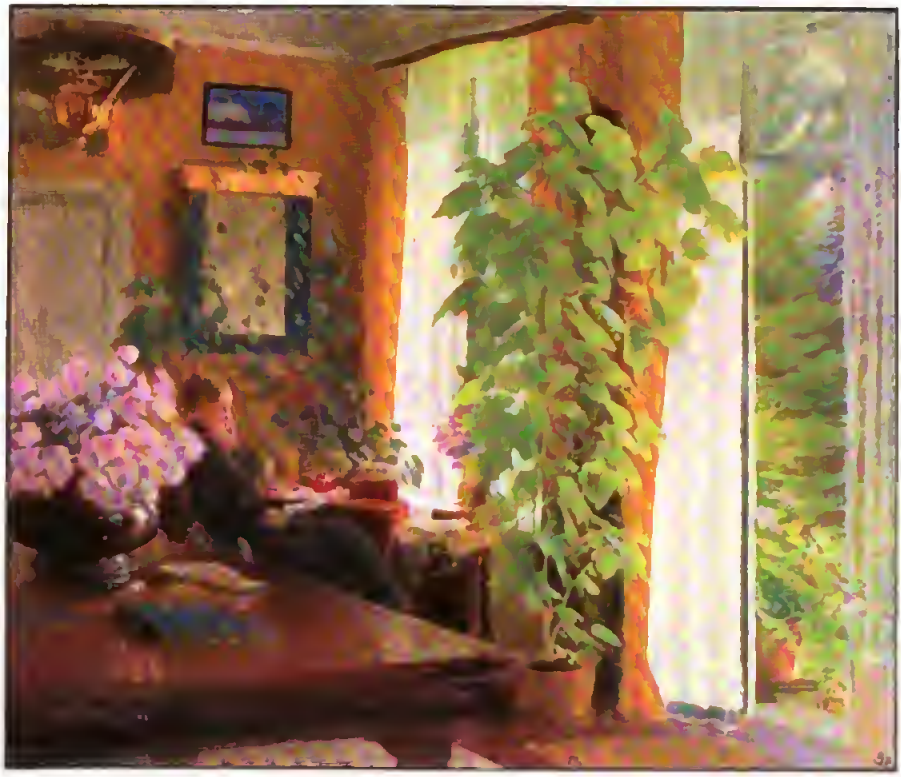
Bethlehem

Maria lächelte wunderbar weh,
Als Könige draußen und Hirten
Anhuben zu singen in der Näh';
Die Sterne strahlten und flirrten.

Da war nun Stille in dem Stall,
Selbst Kuh und Eselein lauschte
Dem frommen Labgesang und Schall,
Der in der Nacht verrauschte.

Tränen blinkten im braunen Blick
Marias, in ihrem Schoße
Schlief ahnungslos ihr Schmerz und Glück
Taufrisch wie eine Rose.

Camill Hoffmann



Hans Olde: Gartenzimmer. Zu Prof. Otto Eggeling: Hans Olde.

Digitized by Google

Hans Olde

Hans Olde

Von Prof. Otto Eggeling

Wer vor fünfzig Jahren in geistig hochstehenden Kreisen unseres Vaterlandes verkehren konnte, der traf wohl auf berühmte Holsteiner, die sich vor den siegreichen Dänen nach Deutschland zurückgezogen hatten. Der Glanz politischen Martyriums nahm das Herz der Jugend für diese Männer gefangen, und wenn ihre Umgangsformen vornehm zurückhaltend waren, so schenkten uns doch ihre leidenschaftlichen und erleuchteten Geister manch erquickendes Gut. Wie vielen jungen Deutschen hat allein Wilhelm Beseler ihre politischen und ästhetischen Grundansichten gegeben, als er Macaulays englische Geschichte und Essays übersetzte! Die meerumspülte Heimat verlieh den Holsteinern den Blick in die weite Welt; aber sie eigneten sich aus der Ferne nur an, was germanischem Geiste verwandt war. Lange im Kampf stehend errangen sie weltmännische Gewandtheit und zugleich starken Eigenwillen. Gewohnt, der eigenen Kraft zu vertrauen, suchen sie nicht viele Genossen, aber den erwählten Freundeskreis halten sie in treuer Anhänglichkeit fest.

Ein echter Holsteiner ist der Mann, von dem wir zu erzählen haben. Es war schwer vorauszusehen, daß Hans Olde ein Maler werden sollte; denn seit manchem Jahrhundert saß sein weitverbreitetes Geschlecht auf den Bauernhöfen von Marsch und Geest, zwischen Ost- und Nordsee. Aus derselben befreundeten Familie gewannen Söhne und Töchter der Oldes ihre Ehegespouse, derselben Arbeit weihten sie ihre Kräfte, mit demselben berechtigten Stolz des freien Landwirtes walteten sie wie Edelherren auf ihren fruchtbaren Gütern. Im achtzehnten Jahrhundert erfreute sich Joachim Olde auf Neuenbrook eines weithin verbreiteten Ruhmes durch seine ausgedehnte und glückliche Pferdezucht. Ein eigenes Gasthaus ließ er für die Engländer, Franzosen, Italiener bauen, die kamen, um unter den Tausenden von jungen Pferden die für ihre Karossen geeignetsten auszusuchen. In manchem Jahre kehrte der dänische König bei ihm wochenlang als gern gesehener, ehrerbietig bewirteter Gast ein. Und der Wohlstand der Familie setzt sich bis in die neue Zeit fort; auch bei dem Vater unseres Helden weilte des öfteren sein König.

Hans Olde: Bildnis eines alten Herrn im Schnee.

Ein nicht leicht zu erziehendes Kind, dieser Hans Olde, der 1855 auf dem Marschgute Süderau geboren war. Die guten Absichten eines Hauslehrers scheitern an des Knaben Eigenwillen. Die Dorfschule nimmt den Hofsohn in die erste Mädchenklasse auf und kann ihn auch da nur ruhig halten, solange der Lehrer Papier und Vorlagen und Freiheit zum Zeichnen erteilt; denn der Hauptfreund des Knaben ist neben dem kunstreichen Schmied ein ländlicher Anstreicher, der ein vielbewundertes Bild ausstellt und verlost, und der unseren Hans zusehen läßt, wenn für Burschen und Mädel Stammbuchblätter mit Urnen, Weidenbäumen und Girlanden zu schmücken sind. Weder das ländliche Horst noch das städtische Altona vermögen mit besseren Schulen bessere Erfolge zu erzielen. Erst als 1866 der Vater Olde nach des Großvaters Tode sich auf Seekamp, dem umfangreichen Geestgute, niederläßt und den Sohn dem Realgymnasium zu Kiel anvertraut, scheint sich die frohe Ungebundenheit zu ernsterem Studium zu bekehren. Hier werden auch dauernde Freundschaften geschlossen, mit Adolf Brütt, der gegenwärtig seine Bildhauerwerkstatt neben Olde in Weimar aufgerichtet hat, und mit Max Stange, der heute als Professor am Konservatorium zu Berlin tätig ist. Aber ganz geht Hans nicht in Freuden und Arbeiten, wie sie bei deutschen Gymnasiasten üblich sind, auf. Eine einzig dastehende Sache: diesem Schüler wird in der Schule ein Zeichenatelier eingerichtet, und drei seiner Lehrer überraschen einst den Vater auf Seekamp durch ihren Besuch und überraschen ihn noch mehr durch die sehr unwahrscheinliche Prophezeiung: Ihr Sohn Hans wird doch ein Maler, sträuben Sie sich nicht zu sehr dagegegen.

Das schien sich zunächst nicht zu erfüllen. Bis 1879, bis in sein vierundzwanzigstes Jahr bleibt Olde dem Beruf seiner Väter treu, lernt, nachdem er die Schule durchgemacht, die Landwirtschaft und wird dann selbständiger Verwalter eines holsteinischen Gutes.

Aber gerade in dieser Zeit bildete sich im Verkehr mit der Natur der glückliche Künst-

Hans Olde: Bildnis des Dichters Gustav Falke.

ler. Manche Stunde bleibt dem Landwirt frei von Arbeiten und Sorgen. Dann nahen die Träume, die wachen Träume. Gesegnet, wer glückliche Träume hat! Wenn der junge Verwalter über die Felder ritt, im Buchenwald, an der Küste wandelte, dann sah er sich rings von leuchtenden Bildern umdrängt. Die nahe See, „die Mutter der Schönheit", gießt reiche Zauber über die hotsteinischen Auen. Welches Wogen in diesen Frühnebeln, mit denen das Sonnenlicht ringt! Welche mannigfaltigen Stufen von silberner Helle und weichen Schatten! Wie die Häuser und Bäume und Menschengestalten in diesen zarten Lichtern ihre eigenen Farben ändern! Aber die Sonne bricht siegreich vor, vollendet den Lauf, steigt in die Nacht. Da sendet sie noch einmal ihre Lanzenstrahlen über die Gräser, in die Baumwipfel, an Stauden, Büschen, Stämmen rote Lichter erweckend, mit reinem Gold gebieterisch herrschend. Wie fruchtbar dieser Boden! Es drängen sich die Halme, einer am anderen, segenschwer, es sprossen die Schafte der Sonnenblumen. Blätter um Blätter heben sich in die Höhe, hinein in die Spiele des Lichtes. Freundnachbarlich klatscht die Woge ans Ufer. Die bedarf der bunten Blumenkelche nicht; diese weite Fläche ist mit reichen, zitternden Farben übergossen, die zarter immer und zarter den Blick in die Ferne locken, bis sie verklingen. Welch ein smaragdener Glanz über diesen üppigen Wiesen, und wie die weißen, braunen, schwarzen Kühe von diesem Grunde her leuchten im Sonnenschein! Zarter glänzt der Frühlingswald, die roten Schimmer zwischen den Stämmen, die zitternden Anemonen im Blätter- und Moosteppich des Bodens, die farbigen Kleider der Damen, der Kinder. Voller fällt der Sonnenschein durch die Sommerwipfel und umgibt mit goldigem Hauch die schwarzgekleidete Dame, die auf den Beschauer zuwandelt. Heiß liegt der Glast auf dem Ernteselde, und heiß ist der Schnitter Arbeit. Aber wenn eine Reihe von Garben daniederliegt, dann kommt die erquickende Pause, und in tiefem Trunke schöpfen Männer und Frauen neue Kraft. Und über die

leeren Felder breitet sich die weiße Decke. In Hügeln lagert der Schnee um die Wege her, auf Ästen und Zweigen häuft er sich, bettet sich ein zwischen den Stämmen, scheint die kleinen Häuschen der Menschen zu umhüllen, daß er sie schütze. Rings tiefe Stille: aber wenn sich der Sturm erhebt, dann tanzen Säulen blitzender Körnchen die Straße entlang, und wenn am klaren Wintertag die Sonne auf der weißen Fläche ruht, dann wechseln reiche Farbenspiele von Rosa und Himmelblau, von Violett und Grün. Und das alles sah Olde in seiner mächtigen und zartfarbigen Landschaft, sah es mit einem Künstlerauge.

Ein Künstlerauge — darunter ist nicht allein zu verstehen, daß der Bau schon seines Auges den Künstler verkündet, daß wie bei manchem hervorragenden Maler auch bei Olde die Stirn weit vorgebaut ist, und daß des Auges glänzender Spiegel, wie im Schatten ruhend, die Bilder klarer auffaßt. „Wie ein Künstler sehen, künstlerisch darstellen", das sind unsere neuen Worte für den Gedanken, der vor fünfzig Jahren ausgesprochen wurde: die Idee einer Sache sehen, das Abbild eines Wirklichen als ein Ideal gestalten. Die Ausdrücke wechseln, die Sache bleibt. In jeder Kunst kommt es darauf an, ein Vollendetes zu schaffen; es gilt, in dem Worte des Dichters, in der Statue des Bildhauers, auf der Tafel des Malers eine Wirklichkeit so widerzuspiegeln, daß ihre Hauptzüge gegeben und in rechten Zusammenhang gesetzt werden.

Der Maler aber ist ein wahrer Künstler, wenn es ihm gelingt, die Linien, die Farben seiner Vorwürfe, in denen ihr Wesen besteht, herauszufinden und darzustellen. Wir Nichtkünstler wandeln auch durch die Flur, auch am Seestrand. Uns beschäftigt auch für Augenblicke der goldene Glanz des Roggenfeldes, das Saphirblau der Wogen. Aber andere Eindrücke kommen, grüne Blätter, grauviolette Stämme drängen sich dazwischen, die feierlichen Linien der ruhenden Ebene werden durchbrochen von den aufwärts strebenden Umrissen der Berge. Der Maler hält den einzigartigen Glanz einer Landschaft fest, dieses Licht am Himmel, dieses damit stimmende Farbenspiel in der Bäume Wipfeln, diesen Kampf von Hell und Dunkel auf der Flur. In Tiergestalten und Menschengesichten so gut als im Zug der Wolken und im Rauschen der Wogen gibt es entscheidende Grundzüge, in denen ihr Leben besteht. Man

Hans Olde: Schafe im Schnee.

Hans Olde: Diele bei Hamburg.

findet sie, und man hat das Bild. Olde sah um sich her geschlossene Bilder, sah sich Einheiten gegenübertreten, sammelte reiche Träume voll Taufrische in seiner Seele — und malte sie auch? Nein, das nicht. Warum sollte er? Das Empfangen ist herrlich, sagt Lessing, das Gebären mühselig. Warum sollte der Maler die Bilder geben, die er hatte? Er war ja noch nicht seinem Berufe nach Maler. Warum sollte er seine Zeit so verlieren? An jedem Morgen lockten draußen reiche Genüsse. Er eilte hinaus, in ihrem Entzücken zu schwelgen, und abends ruhte er, sich für die Freuden des kommenden Tages zu stärken.

Sollte diese innere Welt niemals in die Wirklichkeit hinaustreten? Sollte der Wille und die von Kindheit geübte Kraft, darzustellen, ihre Ziele nicht erreichen? 1879 war diese Frage dringend geworden. Der Vater forderte, daß der Sohn das Marschgut Süderau selbständig übernehme. Dann hätte dort ein Hausstand gegründet und auf die Welt da draußen für immer verzichtet werden müssen. Das Beispiel so vieler vorangegangener Geschlechter, der Wunsch des Vaters, das stolze, gesicherte Leben auf eigener Scholle lockten; aber stärker trieb die Gewalt des inneren Lebens. „Diese Niedersachsen, man kann sie führen, aber nicht brechen," sagte einst Bugenhagen. So ließ der Vater den Sohn in die fremdartige, sturmreiche Laufbahn hinausziehen, und Olde ging vierundzwanzigjährig mit dem frohen Drange, zu lernen und zu schaffen, an die Kunstakademie von München.

Die Isarstadt befand sich Ende der siebziger Jahre noch auf der Höhe ihres Glanzes. Piloty war Direktor; das Ausland, namentlich Amerika, kaufte, was in München geschaffen wurde. Erworbener oder bald zu erwerbender Wohlstand machte Lehrer und Schüler zuversichtlich. In tüchtig strebende, in heiter lebende Kreise ward Olde aufgenommen. Wenn auch die Bayern in ihrem bequemen Behagen sich selbst genügten, Norddeutsche und Schwaben und Österreicher verstanden einander. Claus Meyer, Keller-Reutlingen, Langhammer, Schlittgen und manche weniger berühmt gewordene Männer traten unserem Künstler nahe, wetteiferten mit ihm in den Malklassen, ruhten mit ihm in den weitberühmten Bräuhäusern und fühlten sich erst ganz wohl in den Tälern der Voralpen, in den Wäldern, auf den Abhängen, an den Seen des schönen Bayerns.

Hans Olde: Bildnis des Dichters Detlev von Liliencron.

Damals war alles herzerquickend, das einfache Leben im Bauernhaus, der Trunk am klaren Bergquell, der Blick in die zartfarbige Ferne und in die kraftvolle Nähe, das Lachen der Genossen, die Freude am Schaffen.

Und die Münchener Meister hätten diesen Schüler gern für immer gewonnen. Wie manches Mal mahnte Strehhuber, der Nachfolger und Bewunderer von Cornelius, die erhabenen Linien des weltberühmten Meisters einzuüben; aber diese mit Gedanken übersättigten Werke ließen das Herz des Holsteiners nicht höher schlagen. Löfftz hatte viel Erfolg, ein weitverbreitetes Ansehen. Die Schüler drängten sich in seiner Klasse. Es war ein Vorrecht, den Eintritt zu erlangen. Aber mochte Löfftz mit noch so viel Geschick den Pinsel führen, mit noch so anschließender Treue die Holländer nachahmen, Oldes Künstlerauge war zu sehr an die Farben und Lichter in freier Luft gewöhnt, als daß er den dunklen Galerieton des Müncheners hätte annehmen können. Man gab dem hoffnungsvollen Schüler eine Medaille nach der anderen.

Hans Olde: Bildnis der Frau von W.

aber immer blieb sein Unbehagen, noch immer suchte er nach der Möglichkeit, die in seiner Heimat erträumten, taufrischen Bilder wiederzugeben. Da stellten Franzosen, vor allen Bastien Lepage, in der bayerischen Hauptstadt aus, und hier hatte Olde, was er lange vergeblich gesucht.

Die weithin sichtbaren Fortschritte in der Geschichte einer Kunst sind nicht das Werk eines einzelnen Meisters. Malerische Genien, ein Velazquez, ein Rembrandt bilden einsam Selbstgefundenes und stehen der großen Menge ihrer Zeitgenossen unverstanden gegenüber, weissagen von kommenden Tagen. Wenn viele lebenskräftige Künstler ein Neues bilden sollen, wenn es der Mehrheit der Kunstfreunde verständlich werden soll, dann müssen die Geister darauf vorbereitet sein, müssen es aufnehmen wie das dürre Land den ersehnten Regen. Die Kunst ist ein lebendiges Wesen, sie wächst wie ein Baum, der seinen Stamm emportreibt von Absatz zu Absatz und seine Früchte bringt zu seiner Zeit. Und sie wächst ihren Blütetagen

entgegen gleichzeitig an der Isar und an der Seine, an der Themse und auf den Ebenen der Lombardei. Denn die Zeiten sind vorüber, da Assyrer, Ägypter, Griechen sich in hohem Grade gegeneinander abzuschließen vermochten. Seit das Christentum die Völker einte, hat sowohl Deutschland als auch Frankreich, Italien so gut als England romanische Kirchen und gotische Dome gebaut, Renaissance und Barock durchlebt. Es ist Mißverstand und nicht Vaterlandsliebe, wenn wir uns vor den Einflüssen der Kunst, wie unsere Nachbarn sie üben, abschließen wollen. England und Frankreich feiern den Meister von Baireuth, noch immer hat man uns den ersten Preis in der Musik zuerkannt. Warum sollten wir zaudern, einzugestehen, daß die Franzosen zuerst die moderne Malerei für weite Kreise verständlich ausgeübt haben?

Wie Millet liebte Lepage die Bauern und sah die feierlich ernste Poesie ihres Lebens, aber er vertiefte den sich aus dem Rohen hervorringenden Ausdruck beginnenden Geisteslebens. Daß die freie Luft die Farben verändert und die mannigfaltigen Töne zu Einheiten verbindet, hatte Manet gesehen und immer wieder dargestellt, Lepage folgte ihm darin, gab aber in der neuen Form reicheren Inhalt. Und wenn Lepage nicht so kraftvoll war wie seine zwei Vorgänger, so trat er doch dem Verständnis weiterer Kreise mit liebenswürdiger Gefälligkeit entgegen. Wie die aufgehende Sonne erleuchteten diese freudigen Werke den Künstlergeist des Holsteiners; was in seinen Träumen geglüht, hier war es Wirklichkeit geworden, und nun folgten diese unvergeßlichen Tage, da das klar erkannte Ziel alte Kräfte in frohe Tätigkeit versetzte, da ein Bild nach dem anderen sich mit drängender Notwendigkeit neu gebar.

Am Ostseestrand und auf Amrum, im Isartal, in Baden-Baden und Tölz, in den hohen Wäldern am Ufer der Ilm stand die Staffelei, und in froher Erholungsfahrt genoß der deutsche Künstler mit seinem Freunde Brütt den Weg, den einst Albrecht Dürer über Bozen und das Etschtal nach Verona und nach einer Hochstätte italienischer Renaissance, nach Venedig gewandert war.

In die Heimat zurückgekehrt, malte Olde sein erstes großes Familienbild, die blühende Schwester unter dem blühenden Apfelbaum des väterlichen Gartens, und malte dann die Bilder von Flut und Strand, von Feldtieren und Landarbeitern, malte alt und jung, Jahreszeiten, Morgen- und Abenddämmerung, malte die Mutter mit dem Kind, die Frau, die in der Mitte der Kleinen den Erntesegen vom Vater einfahren sieht, malte eine zweite Schwester, die hochaufgerichtet im Walde schreitet. Jetzt quoll der Reichtum in die Außenwelt, der Reichtum, den er als Landwirt einst in seiner Phantasie gesammelt. Und alle Welt kaufte, Hamburg und Leipzig, Dresden, Bremen und Amerika, Private und Künstler und Sammlungen; aber eins dämpfte die Jubeltöne fröhlichen Erfolges: in München billigte man Oldes Bilder nicht. Dort rangen ähnlich strebende Künstler wie Liebermann und Uhde auch noch vergeblich um Beifall. Und jener bekannte Unverstand der in das Überlieferte Eingelebten und dem Neuen Abholden trat auch Olde in Urteilen von Freunden und Feinden reichlich entgegen.

So machte sich denn unser Maler, wie so mancher seiner Standesgenossen vor ihm, auf nach Paris, um dort seine Kunst zu prüfen und in ihr sicher zu werden.

Wer jemals von einer deutschen Gemäldeausstellung in eine Pariser kam, dem werden sich die hervorragenden Eigenschaften der französischen Künstler leicht aufgedrängt haben. Nicht daß sie an Gedankeninhalt oder gar an Phantasie den deutschen Meistern überlegen wären, von diesen Kräften findet man unter uns weit mehr offenbart. Auch darin besteht nicht der Hauptreiz französischer Malerei, daß sie große Feinheit und fesselnden Reiz der Farbe und einen Geschmack zeigt, der auch das Alltägliche veredelt. Nein, was am unwiderstehlichsten den Beschauer fesselt, ist noch ein anderes. Wie französische Ästhetiker, Historiker, Redner nicht nur auf leuchtende Gedanken, sondern auch auf klare Sprache und harmonischen Aufbau ihrer Werke halten, wie sich französische Romane und Novellen, auch wenn sie, wie etwa die Maupassants, einen „unangenehmen" Inhalt haben, durch feinen Stil und spannende Darstellung als vornehme geistige Gaben erweisen, wie Pariser Hüte und Kleider, selbst da, wo einfache Stoffe gewählt sind, noch durch einen reizvollen Schick bestechen, so gewinnen die Bilder in den Ausstellungshallen der Champs-Elysees und des

Hans Olde: Bildnis des Fräulein O.

Marsfeldes am meisten dadurch, daß sie, fast in allen Fällen sicher gezeichnet und glücklich gemalt, zu einem ansprechenden und in sich vollendeten Ganzen abgerundet sind. Werke von so befriedigender Form können aber nur durch andauernde und eindringliche Arbeit geschaffen werden.

Das sah und verstand Olde mit einem Blick. Er tritt in die Klasse Julian Lefebvres. Ein Schüler von Ingres, setzte Lefebvre auf seinen Bildern die klassische Kunst des berühmten Malers der „Quelle" und der „Apotheose des Homer" fort und begeisterte in seiner, in der sogenannten Klasse

Julian die Schüler für verständnisvolles Zeichnen nach dem Akt. Hier gab es keine Faulenzer. Diese jungen Franzosen ließen sich bewegen, eine Stunde mit den Deutschen zusammen zu essen, aber Kneipabende, Erholungsfeste kannten sie nicht. In solcher Gemeinschaft spannten sich die Nerven des energischen Holsteiners zu glühendem Schaffenseifer. Auf das väterliche Gut zu Seekamp zurückgekehrt, setzte er die französische Arbeitsweise fort, erhob sich am frühen Morgen, eine Landschaft im Frühnebel festzuhalten, malte am Mittag ein ausgedehntes Strandbild und sammelte abends seine ganze Familie, sie bei Lampenlicht auf einem Riesengemälde vereinigt darzustellen. Und das dauerte von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, bis die überreizte Natur zusammenbrach. Trübe Gedanken durchzogen die eben noch so lebensvolle Seele, Gedanken, die nicht gewollt waren, aber sich vordrängten und ihren Platz behaupteten. Unerfreulich, widerwärtig schien frohe Kunst. Eine kleine Leinwand hat sich aus dieser Zeit erhalten; sie beweist den Zustand wie ein Aktenstück. Weiße Nebel in der Luft, in den Büschen, über den Boden hinschleichend, und auf dem nassen Felde ausgestreckt ein junger Mann, der sich erschossen hat. Zu große Anspannung und dann vollkommenes Erschlaffen der Nerven. Wie viele bedeutende Männer erlebten das! Man darf nur an Bismarck bei den Friedensverhandlungen in Pardubitz denken.

Nicht wenige erlagen in derartigen trüben Zeiten; Olde ertrug und überwand sie. 1887 ging er nach Berlin, sich geistig zu erholen. Freilich zum Arbeiten kam es hier noch wenig; aber der Verkehr mit Brütt, Hans Herrmann, Skarbina, Klinger, Liebermann, Stauffer-Bern erquickte ungemein, und mit plötzlichem Entschluß reiste ein Jahr später Olde nach München, am Ausgangspunkte seiner Studien die alte Frische zurückzugewinnen. Und München tat gut, und die Alpenberge taten gut. Neue Bilder entstanden, von denen der „Kirchgang" in Paris durch eine Medaille ausgezeichnet wurde. Man sieht den Platz vor einer Kirche. Gelbgrauer Sand breitet sich über die Fläche, rötlichgraue Kirchenwände stehen dazu in seinem Einklang. Eilig schreiten Frauen durch die alles weicher machende Abendluft. Sie wollen im Gotteshaus den Rosenkranz beten. Ein Bild, stark bewegt und doch voll tiefen Friedens.

Paris hatte gekrönt, nach Paris zog es. Auch bei diesem zweiten Besuche zeigte die Stadt an der Seine ein Neues: Monets letzte Bilder waren ausgestellt, darunter die

Hans Olde: Vor Sonnenaufgang.

Hans Olde: Stier.

von Muther gerühmten Strohdiemen. Ein anderes ist der Eindruck, den die umgebende Welt auf unsere Augen macht, ein anderes ist das Bild der Welt, das wir uns nach diesem Eindruck und nach unseren sonstigen Kenntnissen in bezug auf Bäume, Blätter, Tiergestalten, Menschenangesichte machen. Wir sehen nur Licht und Farbenflecke; aber wir bauen nach ihnen Gräser und Berge, Blumen und menschliche Körper auf. Ein Schleier von strahlendem Glanze hängt über den Dingen; aber mit Hilfe unseres Tastsinnes, mit Hilfe langen Lebens zwischen den Dingen haben wir uns eingeübt, durch jenen Schleier hindurch die dahinter stehenden Körper zu finden. Monets Bilder begnügten sich zu jener Zeit damit, farbige Flecke zu geben, in denen sich der Eindruck, den unsere Augen von draußen empfangen, wiederholt. Er gab von einem Baume nicht die Gestalt der Blätter, sondern verteilte grüne und rote Punkte so, daß wir den Wipfel aufbauen, verteilt auf seinen Strohdiemen die weißen und gelben und roten Striche so, daß wir den Schnee des Winters, die verregneten Halme des Herbstes und die sonnenbeglänzten Garben des Sommers — ja, mehr noch: daß wir den ganzen Wandel irdischer Dinge und die ganze vielgestaltige Schönheit des langen Jahres an dieser Bilderreihe abzulesen vermögen.

Sehr befremdend diese Malerei für Paris und seine akademisch gewöhnten Kunstliebhaber. Louvre und Luxemburg waren für diese Kunst damals noch verschlossen. In der Ausstellung Monet nur einige lernbegierige Maler und einige lächelnde Kritiker; aber unser junger Deutscher verstand die Eindrucksmalerei, wie er vorher die des Freilichts begriffen. Auch Monet gab, was Olde als Eigentum empfand.

Und ein anderes, höheres Glück ist dem Holsteiner bei seiner Rückkehr in die Heimat entgegengetreten. Er gewann aus dem alten Bremer Kaufmannshause die junge blühende Tochter zur Gattin. Sie gab ihm jenes Behagen in sein Haus, das uns in den Bürgersitzen der Hansastadt erquicklich umgibt. Sie war ihm eine verständnisvolle, lebensfrohe Genossin, die sich seiner Arbeiten und Erfolge freute und ihnen dadurch einen höheren Wert verlieh. Sie ließ um seinen Tisch her Kinder aufblühen wie die Weinreben. Bald verlegte das junge Paar seinen Sitz nach München; aber freilich als man dort Oldes „Wintersonne" erblickte, verstand man sie nicht. Alte Freunde wie Claus Meyer rieten, der Künstler möge dieses Bild zurückzuziehen. Ein besser unterrichteter Amerikaner empörte sich darüber, daß man diese Tafel im Glaspalaste bald auf diesen, bald auf jenen Platz brachte.

Hans Olde: Bildnis der Frau D.

Jetzt ist das Werk allgemein anerkannt. Der verständnisvolle Sammler Königs kaufte und vermachte es dann mit einem Teil seiner besten Schätze der Nationalgalerie. Lange hing es dort neben einem der besten Segantinischen Hochgebirgsbilder und vermochte neben den leuchtenden Farben des Südländers wohl zu bestehen. Oldes Bild eröffnet einen Blick in den nordischen Wald. Die Sonnenstrahlen gleiten durch die weiß umhüllten Zweige und erwecken im Schnee rosige Farbenspiele. Unter dem Märchenzauber dieser zarten und glänzenden Wölbung drängt sich eine Schafherde vertraulich zusammen. In das Innere zurückgezogenes, warmes Leben inmitten der schlafenden, träumenden Natur.

So schien denn Ruhe und eine sichere Höhe für den Maler erreicht. Aber ihm eignet neben dem tief eindringenden Blicke unermüdlich weiter ringende Tatkraft. Er fand sich noch immer bereit, seinen Wohnsitz zu verlegen, wenn das für die Kunst wünschenswert schien. Er geht von München nach dem väterlichen Seelamp und von dort auf den Ruf des jungen Großherzogs nach Weimar. Er geht durch die Lande, ihre Schönheit, ihre Kunstschätze zu studieren. Er sieht die Sammlungen der Niederlande und findet in Antwerpen neben den Bildern von

Hans Olde: Bildnis der Frau F.-N.

Rubens auch Werke der neuesten Epoche französischer und belgischer Kunst, findet Werke von Neoimpressionisten. London zeigt sein mächtig wogendes Leben und seine reichen Kunstschätze aus den Tagen der Hellenen, der Renaissance, der Neuzeit. In Kopenhagen eröffnen sich die Galerien Jakobsens, und so lebhaft ist da Oldes Freude an neuer französischer Plastik, daß die alte Freundschaft mit dem deutschen Bildhauer darüber für einige Zeit ins Wanken gerät. Eine Reise mit Königs und Voigtländer führt zu den altdeutschen Gemälden von Köln, zu den Farbenspielen der glitzernden Wellen von Biarritz, lehrt in Paris, daß die jungen französischen Maler etwas von dem behaglichen Zusammensitzen der deutschen Kunstjünger angenommen haben, enthüllt die Farbenzauber des Velazquez in Madrid, taucht endlich in das Sonnen- und Märchenland der afrikanischen Küste. Nachdem er den Reiz Neapels, den erhabenen Ernst Roms, die Fülle höchster Schönheit in den Kunstpalästen von Florenz genossen, kehrt Olde in das bewegte Leben deutscher Malerei mit erfrischter Tatkraft zurück. Er entwirft in München den verheißungsvollen Plan zu einem Bunde der Besten, und wenn dieser Plan sich anfangs zerschlug, so gingen doch aus den gepflogenen Verhandlungen

die internationalen Ausstellungen Münchens hervor.

Einen Verein holsteinischer Maler zu gründen, gelang leichter. Wenn man es verstand, mit den Herren der Marschwiesen und -herden umzugehen, wenn man mit ihnen behaglich zu sitzen verstand, dann feierten sie die Ausstellungen ihrer provinzialen Maler mit frohen, fahnenüberflatterten Festen. Nicht jeder Maler vermag ausreichend in weißem Arrak Bescheid zu tun an solchen Tagen; aber das Landeskind weiß sich zu helfen. Wasser sieht genau aus wie dieser Arrak, und ein belehrter Kellner bringt das harmlose Naß mit harmloser Miene die langen Stunden der Nacht hindurch. Auch in ganz Deutschland wächst Oldes Ansehen. Man ernennt ihn zum Juror für die großen Ausstellungen, ladet ihn zur Mitarbeit an dem Musterwerke, dem „Pan". Endlich gelingt es, den Deutschen Künstlerbund zusammenzubringen, diesen Bund, der nun auf eine erfolgreiche vierjährige Wirksamkeit zurückblickt, und der zum großen Teil durch Oldes Eintreten bewirkt ist. —

Es gibt zwei Arten des Schaffens. Die einen Künstler ringen unter vielen Mühen, den anderen scheint das vollendete Werk wie ein Geschenk zuzufallen. Zu den sich schwer genugtuenden Künstlern gehört Olde. So mancher Vorwurf, an dem er Wochen und Monate gerungen, damit er ihn endlich so bemeistere, daß er sein Genügen daran fände, so manches Bild, das viele Vorarbeiten erlebte, um dann doch nicht und nun wohl niemals gemalt zu werden. Und trotz des vielbewegten Lebens, trotz des tiefbohrenden Ernstes, den Olde an jegliches Werk setzte, wie herrliche Bilder sind in dieser Zeit der vollen Kraft und des vollen Künstlertums zur Reife gebracht! Nicht einmal aufzählen könnten wir alle, sprechen nur von einigen.

Das väterliche Haus bietet glückliche Vorwürfe. Hier blieb der Zusammenhang mit der Natur, auch als so hoch kultivierte Einwohner in den Mauern wohnten. Die Formen des altsächsischen Bauernhauses, das wie ein Stück des Bodens selbst aus der Erde wuchs, sind noch nicht aufgegeben; aber die Arbeit der Tapezierer ist hinzugekommen. Da gibt es ebenso ursprüngliche als fesselnde Farbenspiele, gibt es tief behagliche Räume. Wir können die „Diele" des Hauses unter unseren Abbildungen bringen; besonders herrlich ist von Olde ein Zimmer auf Seelamp dargestellt. Hier hatte er glückliche Jahre verlebt, und zum Abschied hat er die Stätte gemalt. Von draußen durch die offene Tür leuchtet das Grün des Gartens und im inneren die gedämpfte Laubfarbe der Zimmerlinde. Ein reich gemusterter persischer Teppich auf dem Tisch, rotweiße Essigrosen in einer Schale, blaue, grüne, purpurne Töne an den Bilderrahmen der Wände, gelbe Tapeten, ein schwarzes Gewand, und alle diese mannigfaltigen Farben zu einer Einheit fest verbunden durch einen goldig leuchtenden Gesamtton, der um das Haupt der sitzenden Frau gleichsam einen Glanz von Liebe und Dankbarkeit breitet. Auf den Ausstellungen sind oft Innenräume zu sehen, Musterkarten feiner, reicher, einschmeichelnder Töne; aber ein Innenraum, der so viel stark pulsierendes Leben offenbarte, der das Herz so warm bewegte, findet sich nicht oft.

Und dann schreitet der Maler in die Flur hinaus. Welch ein Duft und Glanz über diesem blühenden Rapsfelde! Wie sich das goldige Gelb in die Ferne breitet, immer bescheidener leuchtend, und wie daran stößt die tiefblaue See und sich unter dem hellen Himmel weit hinauszieht! Welch ein Segen auf dieser Erde, und welche Schönheit im Zusammenklang von Erde und Meer! Immer wieder mußte Olde dieses Bild für Bewunderer malen, dieses Bild, auf dem die holsteinische Heimat in ihrer Kraft und ihrer Herrlichkeit erfaßt ist.

Wir wandeln durch die Säle des Dresdener Museums. Da leuchtet uns die Gestalt eines Stieres entgegen. Hier ist nicht jener deklamatorische Stolz, mit dem Troyon seine gehörnten Riesen vor der aufgehenden Sonne zur Arbeit ziehen läßt. Hier ist nicht jene blühende Schönheit, die Rosa Bonheur um das Gespann ihrer pflügenden Rinder ausgießt. Auch das zitternde Sonnenspiel, wie Zügel es auf den Fellen seiner Schafe, Kühe, Schweine erscheinen läßt, ist nicht herbeigeholt. In ihrer eigenen Schöne ist die mächtige Tiergestalt erfaßt, ihr Schreiten, die wuchtige Masse des Umrisses, die tiefleuchtende Farbe des Haares. So wandelt der Stier durch die blühende Flur, im vollen Tageslicht, „wandelt schwer hin", wie alle seinesgleichen, und der Bauer führt ihn, sein Herr zugleich und sein Diener.

Oft im Leben kommen uns die Worte des Homer: „das laut aufrauschende Meer",

Hans Olde: Ernte.

„die verständige Hausfrau", „das Schicken der Hände zum lecker bereiteten Mahle". Sie treffen so gut die Eindrücke, die sich uns wiederholen. In Oldes Bildern liegt diese fest an die Wirklichkeit schließende, sie klar widerspiegelnde Kraft. Wer Oldes „Schnitter" sah, der wird des Bildes gedenken, so oft ihm im Felde diese Arbeit entgegentritt. Diese heiße Sonne, die von dem flimmernden Himmel fällt, ihre Strahlen an den weißgelben Strohhalmen herabfließend, diese den Mann ganz umgebende und durchdringende Glut, seine und seiner Gehilfin mit ernster Freude und zusammengefaßtem Willen vollendete Arbeit — das alles ist so wahr. Lebendig wird uns das alte Wort von dem Manne, der sein Brot der „nahrungssprossenden Erde" abgewinnt.

Und darin unterscheidet sich der Deutsche von den Franzosen. Nicht im Behagen an den reichen Farbenspielen der Oberfläche geht die Freude vor seinen Bildern auf. Olde drückt, auch wo er sich nicht darum sorgt, den geistigen Hauch seiner Szenen aus, indem er ihre körperliche Seite tief erfaßt. Noch empfindlicher wird dieser Abstand von den Franzosen, wenn wir Oldes Porträte mit denen von Monet und Manet vergleichen.

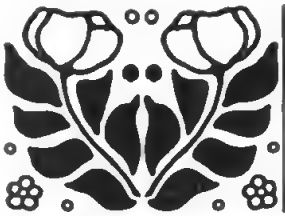
Das Bild von Monets Frau — wie prachtvoll ist diese sammetene Jacke, sind die grünen und schwarzen Streifen des seidenen Kleides gemalt! Aber sagt uns ihr Antlitz irgend etwas mehr, als daß sie eine stattliche Frau war? Das Bild, das Manet von Eva Gonzalès malte, beweist eine entzückende Kultur in den Farbenspielen des weißen Gewandes, in den Tönen des Teppichs, der Mappe, den Blumen. Aber die Züge der Künstlerin sagen uns wenig, und ihre Augen sind, als wären sie unrichtig eingesetzt. Auf den Porträten, die der berühmte Franzose von Männern entwarf, wirken die Angesichte oft genug wie Masken. Olde weiß auch den Reiz der Umgebung zu würdigen. Man sehe nur sein Bildnis Claus Groths in der Hamburger Kunsthalle. Wie glücklich hebt sich das ernste, blühende Gesicht von der hellen Laubwand ab! Aber immer und immer wieder hat der Künstler dieses Angesicht studiert, immer wieder versucht, es in anderer Stimmung, anderer Haltung zu erfassen, bis es endlich gelang, die ganze gesunde, gütige und heitere Seele aus den Zügen des deutschen Dichters hervorleuchten zu lassen. Und das ihm von Jugend auf vertraute Angesicht des Vaters, diese kernige Gestalt, dieser kraftvolle Charakter des achtzigjährigen Landwirtes, wie erscheinen sie so glücklich erhellt und erfrischt unter den beschneiten Zweigen des Wintergartens! Dankbar aber haben die Deutschen unserem Künstler zu sein, daß er ihnen Gustav Falke, den Dichter von „Tanz und Andacht", und dann auch dessen Freund, den Dichter der Soldatenlieder, den lebensfrohen Liliencron ebensogut festhält wie das geistvolle Haupt des Philosophen und Dichters Nietzsche. Freilich, der war schon unheilbar krank, als Olde zu ihm kam; aber nur um so ergreifender gestaltete sich das Bild. Wie letzte Funken aus verglühender Asche, so leuchten die Augen aus den verfallenden Zügen, denen man noch anzusehen meint, daß weltumfassende Gedanken einst durch sie hinglitten. Auch den zarteren Eindrücken geistigen Lebens in den Angesichten vornehmer Frauen wußte Olde zu folgen. Das mütterlich wohlwollende Antlitz der Frau Professor Delbrück gelang ebensogut wie die hohe, schreitende Gestalt des Fräulein von Schorn, diese freudigen Mienen, die lebendig von einer im Hause geistvoller Eltern verlebten Jugend, von dem Verkehr mit hervorragenden Männern, von glücklichen Erfolgen der Schriftstellerin erzählen. Mit Frau von Wetterkopp begegnete sich das Ehepaar Olde im Hochgebirge, und vor den violenten Farbenspielen ferner Berge und in der klaren Höhenluft gestaltete der Künstler das deutsche blonde Frauengesicht mit den blauen Augen und gestaltete er die feine Hand mit den blauen Gentianen. Wie gut dazu der goldige Ton des Angesichtes steht! Die Züge aber um Mund und Auge scheinen sich in leisem Lächeln zu bewegen und erzählen von einem Gemüte, das — Aber wer sich malen ließ, hat damit noch nicht gestattet, daß ein dritter aus seinem Inneren ausplaudere.

Und gar nicht plaudern darf man von der höchsten Aufgabe, die Weimar seinem neuen Kunstschuldirektor stellte. Die Gnostiker erzählten, daß einst eine Gestalt aus höheren Regionen, eine Gestalt von vollkommener Schönheit zu den Menschen herniederstieg und in schnellem Flug an den Erdbewohnern vorüberschwebte. Unzerstörbar lebte die Erinnerung und die Sehnsucht nach diesem Bilde unter denen, die es geschaut. So sahen die Weimaraner ihre junge Herzogin, und Olde durfte sein Auge in diese lieblichen Züge versenken, durfte die vornehme Gestalt im einfachen weißen Gewand und im Glanz ihrer Jugend festhalten.

Es ist ein Leben reich an Wert und reich an Erfolgen, das Olde beschieden war. „Des Menschen Seele, sie gleichet dem Wasser", sagt Goethe. Wie ein Bergquell erscheint uns dieser Künstler. Leuchtend ist sein Wesen, und klare Bilder spiegelt er von Blumen und Stauden, von Tiergestalten und Menschenangesichten. Er kann in keine Umgebung kommen, ohne sie zu verschönen und ohne ihr Segen zu spenden. Liebend umdrängt er alles Neugefundene und bleibt doch an keines gebunden. Er sah so vielerlei, erlebte so manchen Wandel, er weiß mit geduldiger Kraft zu ertragen. Rastlos weiter geht der Lauf, alle neu gefundenen Goldkörner mit sich führend; aber alles Widerstrebende durchbrechend, um alle Einrede unbekümmert bleibt des Laufes Richtung die eine, das Ziel das eine, es bleibt die Aufgabe die eine, der so viele reich gesegnete Geister der Menschheit sich widmeten, die Aufgabe: die Wahrheit darzubieten im Schleier der Schönheit.

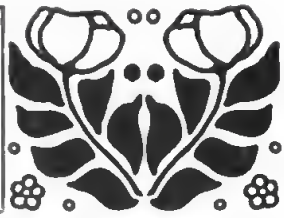
Raffael: Madonna Esterhazy.
Aus dem Museum der Schönen Künste in Ofenpest. (Neue Aufnahme von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google



Hosianna

Eine Weihnachtsgeschichte
von Margarete Stadler



Aus dem Tagebuch einer Gottsucherin

Heute ist Tante Malwida abgereist, die ihren Sommerurlaub hier in unserem jungen Heim verlebte. Und mit frischem Mut wendet sich die sechzigjährige Schwester meines Schwiegervaters wieder ihren schweren Diakonissenpflichten zu. Ich begleitete sie zur Bahn, denn Alfred ist zu einem Ärztekongreß nach X. gefahren, und sie hielt mich einen Augenblick bei beiden Händen und sah mir mit ihren großen blauen, ernsten Augen, den echten Votkhardsaugen, wie sie sie alle haben, ins Gesicht und sagte leise: „Gott behüte dich, Charlotte, ich bete viel für dich, und du tust mir leid. Alfred hat dich aus einer Gemeinschaft gerissen, ohne dir etwas anderes dafür zu geben. Gott geleite dich durch dein Leben, es wird nicht leicht sein."

Nun bin ich allein und denke dieser Worte, die den Grundton zu meiner Stimmung geben. Nicht, als ob sie mir Neues gesagt hätten, sie sprachen nur aus, was ich empfand. Ich bin nicht unzufrieden, gerade jetzt allein zu sein. So vieles in mir drängt zur Klarheit, ich freue mich der Zeit, Einkehr in mich selbst zu halten. In meinem Vaterhause wurde damit wenig Zeit „vertrödelt", dafür war alles zu beschäftigt. Der Vater und die Brüder im Kontor des großen, alten Bankhauses, die Mutter für das Wohl der Familie und das Gedeihen ihrer Suppenanstalt, die Schwestern und ich mit Toiletteangelegenheiten und Stundennehmen in zehnerlei Fächern. Sie fühlten sich alle sehr wohl als Angehörige des Hauses Ephraim, mir fehlte immer noch etwas zum Glück, trotz der prächtigen Wohnung in Berlin W und tausend schönen Dingen. Die Schwestern heirateten nach altem Brauch die Söhne von Geschäftsfreunden, wobei die Mitgift usw. auf Heller und Pfennig bestimmt worden war, noch ehe das Paar einander erblickte. Verlobung, Hochzeitsfeier, Reise nach Ägypten, alles verlief programmäßig. Lennies Haushalt erregt Papas Entzücken, Mama schwärmt für Alices echt englisches Home. Mir erschienen alle diese „Herzensangelegenheiten" komisch, ich lachte darüber und nannte unseren guten Justizrat, der bei diesen Angelegenheiten die Hauptrolle spielte, den „Amor" des Hauses Ephraim und verbat mir bei den Eltern seine Mitwirkung.

Das Schicksal erhörte meinen Wunsch; es sandte unserem alten Sanitätsrat ein vermutlich wohlverdientes Podagra und schickte uns statt seiner den jungen Assistenten Doktor Alfred Volkhard. Vielmehr, es schickte ihn mir. Herrgott, war das ein Sturm im Wasserglase, als nach wenigen Monaten Alfred bei den Eltern um mich anhielt, mit der Versicherung, daß ich selbst mein Jawort bereits gegeben habe! Der Vater berief, nachdem der erste Orkan über mich dahingebraust war, einen großen Familienrat, dem der unfehlbare Onkel Kommerzienrat präsidierte. Zuerst nur eine Stimme des Entsetzens: Eine Ephraim, die einen Christen heiratet! Völlig undenkbar! Denn unser Geschlecht gehört nicht zu den Ewigflüchtenden, Geduldeten, die als Gehetzte ein schützendes Dach erreichten, als Gehetzte weiterzogen. Vielmehr herrscht in unserer Familie eine Art starren Aristokratenbewußtseins. Die spanischen Ahnherren waren in hohen Ämtern, ihre Nachkommen erfreuten sich auch in Deutschland mächtigen Schutzes, und fast seit einem Jahrhundert steht in Berlin das Bankhaus der Gebrüder Ephraim. Die Großmutter ist noch ganz strenggläubig; sie läßt beim Gewitter alle Türen öffnen, damit der Messias einziehe, und ihr war es zunächst eine religiöse Frage. Goethe spricht irgendwo vom alttestamentarischen Familiengott, den verehrte man bei uns durchaus. Eine höheres sehr menschliches Wesen, das vollauf beschäftigt ist, wenn es die Angelegenheiten des Hauses Ephraim soweit ordnet, als man es von ihm erwartet. Aber schon, als ich noch sehr jung war, erschien mir's wie eine Art Hausgötzendienst. So verschlug dieser Grund bei mir nichts, und auch meine Brüder, die mit Alfred befreundet waren, murmelten etwas von „Zeitgeist" und „Aufgeklärtsein" und „unhaltbaren Auffassungen". Papa und Mama sprachen viel von Kindespflichten und davon,

daß Eltern das Glück ihrer Kinder am besten kennten, von der Kränkung, die sie erführen, wenn Kinder ihren Weg allein gehen wollten. Und Onkel Kommerzienrat, der immer nur spricht, wenn das müßige Wogen und Branden sich gelegt hat, beleuchtete die Angelegenheit vom geschäftlichen Standpunkt und führte den großen Schlag: „Wenn er Charlotte nur um des Geldes willen begehrt?" Ich lachte nur und erinnerte an die Verlobungen der Schwestern und die Bedingungen ihrer Bewerber. — „Deine Schwestern wurden von reichen Männern gewählt," entgegnete der Vater stirnrunzelnd. — „Und du willst wirklich diesen Doktor Habenichts heiraten?" fragte der Onkel, bei dem ich immer einen Stein im Brette hatte, hob mir das Kinn in die Höhe und sah mir in die Augen. — Ich lachte wieder, aber ich fühlte, daß mir die Wimpern naß wurden. „Ich will durchaus nicht, Onkelchen, aber ich muß!" sagte ich und mußte daran denken, daß, bei aller Sehnsucht nach etwas Wundervollem, das ich außerhalb der ruhigen Selbstverständlichkeit geahnt hatte, unter welcher die Schwestern ihre Ehen schlossen, mir doch stets die Idee ferngelegen, mich gegen Familientraditionen aufzulehnen und ich mich in dem Gedanken ganz wohlgefühlt hatte, daß auch mir die Glücksgöttin eines Tages auf Gummirädern nahen und daß für mich die „kleinste Hütte" in einer Villa in Wannsee und einer Etage im Westen von Berlin oder dergleichen bestehen würde.

Nun sollte es so ganz anders kommen. Und da ich den Ephraimschen zähen Willen geerbt habe, da die Erkundigungen zufriedenstellende Ergebnisse herbeiführten, sagte man endlich Ja. Kein freudiges, aber doch immerhin Ja. Dementsprechend war unsere Verlobung kein wolkenloser Sommertag, es fehlte nicht an kleinen Trübungen seiner Sonnenhelligkeit.

Dazwischen ein schweres Gewitter — die Taufe! Alfred gab diesem meinem Wunsch freudig recht, wenngleich er sich selbst, wie er sagt, über die Schranken der Konfession hinausgearbeitet hat. Der Vater verweigerte auch dazu seine Erlaubnis nicht, aber es trat etwas Fremdes zwischen uns. Ich war, ehrlich gesagt, betrübt, daß mich das nicht trauriger machte. Aber zwischen uns Kindern und dem Vater hatte stets eine gewisse Entfernung gelegen, es gab auch so wenig Zeit und Veranlassung, ihm näherzutreten. Lieber Gott, der arme vielbeschäftigte Mann hatte den Kopf stets voll genug, ohne vom Seelenleben seiner fünf Kinder Notiz zu nehmen! Und Mama fand alles „ungesund und überspannt", was auf nicht ganz realem Boden sich bewegte. Man wird ja außerdem ziemlich gleichgültig in religiösen Fragen erzogen, ist überzeugt, daß jede Religion viel Gutes und manchen Irrtum enthält — damit gut. Endlich sind derartige Schritte heutzutage ziemlich erleichtert. Trotz allem: es war doch bei aller äußeren Nüchternheit — denn die Sakristei der Paulikirche war stimmungslos und die Taufe selbst in meiner Auffassung mehr ein äußerer Vorgang als eine heilige Handlung — ein unvergeßlicher Eindruck, als der Geistliche die bedeutungsvollen Worte sprach. Es ist seltsam, aber es ging mir durch und durch. Auch unter meinen Vorfahren gab es einige, die dem Flammentode williger die Stirn geboten haben als dem „Wasser des Lebens". Mag sein, daß ein versprengtes Tröpfchen Blut in jenem Augenblick rebellisch wurde, als das Kreuz zum erstenmal seinen Schatten in mein Leben warf. Auch äußerlich, denn riesengroß zeichnete die Sonne den Schatten des Kruzifixes, das auf dem Altar stand, auf den Boden und auf mein weißes Kleid. Und ich empfand plötzlich, daß dieser Schritt doch viel mehr sei als eine bloße Form, als welche ich die heilige Handlung angesehen hatte. Und vor meine Seele trat das Christushaupt, das ich aus dem Museum kannte, wie es auf dem Schweißtuch der Veronika langsam und den Beschauer mit dem Blick verfolgend die Augen öffnet. Und auch mich verfolgt der Blick dieser Augen, er trennt mich mehr und mehr von den Meinigen und verwehrt mir den Anschluß an die neue Gemeinde. — „Was willst du in dem Hause, dessen Herrn du nicht vertraust?" fragte er mich mit strenger Trauer.

Zuerst unangenehm überraschend, dann aber mehr und mehr mit Freude begrüßt, erfolgte Alfreds Berufung an ein großes Krankenhaus in Dresden. Und die völlige Trennung von Eltern und Vaterstadt erschien mir leichter als ein beständiges Verharren zwischen zwei Feuern. In der fortwährenden Aufregung der folgenden Wochen: Abschiedsbesuche, Hochzeitsvorbereitungen und Hochzeit verhallen jene ernsten Worte, und

erst während der Trauung wollen sie mir wieder erklingen. Aber in der Seligkeit jenes Tages gehen sie unter, wie mein ganzes früheres Sein, mein Name in diesem Strom von Liebe versinkt, der sich über mich ergießt!

Von einer Hochzeitsreise hat Alfred aus vielerlei Gründen nichts wissen wollen. „Armes Kind!“ seufzte Mama. „Du mußt früh lernen, dich zu bescheiden, Leonie und Alice waren am Nordkap und in Kairo.“ Ich lachte nur. Norden — Süden — gab es das? Gab es mehr auf der Erde als zwei blaue Augen? Und so rasteten wir nur ein paar Tage in den herbstlichen Thüringer Bergen. Wir, die Eltern und wir Kinder, haben Thüringen in früheren Zeiten auf dem Wege in die Schweiz schon oft passiert, einmal in Weimar einen Zug überschlagen, ein andermal auf der Wartburg diniert. Unser jetziger Aufenthalt war, abgesehen von aller Hochzeitsstimmung, himmelweit verschieden davon. Wir saßen im Abenddämmern wohl eine Stunde in Goethes Garten und blickten den buntumblühten Denkerweg entlang, ohne zu reden, und wir sahen am folgenden Abend von der Wartburg aus die Sonne dunkelrot in das weite Wipfelmeer des Thüringer Waldes sinken — wundervoll! — und sprachen vom Nahen und Fernen. Wir waren schließlich allein dort, da wir oben nächtigten, und in der köstlichen Stille bat ich Alfred: „Nun haben wir die äußere religiöse Gemeinschaft; wollen wir nicht streben, daß sie innerlich werde?“ Da sah er mir ernst ins Gesicht und küßte mich auf die Stirn. „Mein Liebling, sie wird es, und sie ist es in unserer Art, zu denken, zu empfinden und zu handeln. Aber den Weg zur Gottheit muß jeder selbst finden. Auch wir Kinder unseres modernen Zeitalters müssen auf Offenbarungen warten, die uns diese Wege weisen. Mich, den Arzt, haben sie auch durch viele dunkle Tage geführt.“

Ich mußte an Großmutter denken, die dem Messias die Fenster öffnet. Ich habe den alten Glauben verlassen — den ich doch in Wahrheit nie besaß! denn wohl glaube ich an einen allweisen Schöpfer, schwer aber wird es mir, seine Fürsorge zu erbitten, den Zweck oder Sinn eines Gebetes zu begreifen — und einen neuen gewann ich nicht, Tante Malwida hat recht. Aber auch in meinem Herzen sind weit die Fenster und Türen geöffnet. Ziehe ein, du Messias! Wie gern will ich gläubig sein! Aber da ist so vieles, selbst wenn ich vom Dogma absehe und mich dem Kern des Wesens näherbringen möchte! So herrlich und lauter und selbstverständlich die Lehre der liebevollen Duldung auch sein mag: ich weiß mich nicht abzufinden mit dem Sohne Gottes und der Jungfrau, nicht mit dem Auferstandenen und Dreieinigen, wennschon der Gekreuzigte meine Liebe besitzt. Und doch, je menschlicher er mir erscheint, um so riesenhafter, bis in den Himmel hinein, wächst sein Werk! Ich werde nicht fertig im ewigen Kreislauf der Gedanken — mir fehlt wohl der Sinn, „Offenbarungen“ zu empfangen, der Heilige Geist. Ich sprach ähnliches aus, und Alfred nickte mit ernstem Lächeln. „Der fehlt den meisten. An den ‚Vater‘ glauben sie leicht, mehr fürchtend als liebend, immer bittend und hoffend, den Sohn bekennen sie seit zweitausend Jahren, das Reich des Heiligen Geistes soll erst beginnen. Und erst mit ihm ist die Dreieinigkeit vollendet.“

Über die Wipfel strich der Abendwind, wehte um die Pfade der heiligen Elisabeth und um die enge Zelle, in welcher Luther sein Tintenfaß dem Geist der Finsternis an die Stirn warf, um ihn tödlich zu treffen. Wie schön hier in sagenhaften Bildern die streitenden Kirchen friedlich nebeneinanderstehen! Und wir gingen zur Ruhe und lagen noch lange schlaflos und hörten auf das starke Sausen.

Anderntags sind wir ein wenig die Vetternstraße gezogen, zu Alfreds Verwandten, von denen ich zur Hochzeit nur die Eltern und ganz flüchtig kennen lernte. Sie wohnen in einer schläfrigen kleinen Stadt, Vater ist immer noch im Amt, von dem der alte Schulmann und Rektor des Gymnasiums sich nicht zu trennen vermag. Ein prachtvoller Gelehrtenkopf, weißes Haar um das gebräunte Gesicht und unter starken Brauen Alfreds blaue Augen. Die Schwiegermutter, nicht ganz so sympathisch, ein wenig engherzig durch die kleine Stadt. Mir war's ein bißchen unbehaglich unter den musternden Blicken. Persönliches wurde in der Unterhaltung nach Möglichkeit vermieden. Vater erzählte von seinen seltenen Reisen. Er war am Rhein, in den Alpen, in Oberitalien — alle bis zum Überdruß genannten Sommerfrischen

und Winterstationen waren ihm „Erlebnisse". Jeden Wald und jeden Flecken vermag er mit jugendstarker Begeisterung, mit den Augen der Jahrtausende anzusehen.

Unser kurzer Aufenthalt war rasch zu Ende, und Vater begleitete uns zum Bahnhof, den wir, eine breite Lindenallee durchschreitend, zu Fuß erreichten. Während Alfred am Gepäckschalter beschäftigt war, nahm Vater meine Hände und sah mir in die Augen. „Du hast viel getan und geopfert um deiner Liebe willen — du wirst, will's Gott, reiche Entschädigung finden, und mehr als das!" sagte er bedeutungsvoll, und ich schwieg und schämte mich, als ich bedachte, wie wenig ernsthaft ich den Schritt in eine andere Religion getan.

Die Reise führte uns weiter, und weit wichen die Pfade von den mir vertrauten Wegen ab, es war eine andere Welt, in die ich sah, andere Menschen, als ich sie bisher kennen lernte, bevölkerten sie. Da war zunächst Alfreds Schwester Luise, die nach endloser Verlobungszeit endlich ihren Hauptmann heiraten konnte, was eine kleine Erbschaft, die ihm zufiel, erlaubte, und nun das Unmögliche möglich zu machen weiß, um ihren Haushalt nach außen und innen nett zu führen. Und doch imponierte mir der Geist des Hauses, der sich in einigen Dingen zu verkörpern schien, als da waren der Generalsdegen von Hauptmann Wittichs Großvater sowie zwei kleine eiserne Trauringe von 1813 unter Glas und Rahmen und anderes. Keine geschmackvollen Dekorationsstücke, aber sie gingen mir zu Herzen wie das ganze Paar, das so unendlich stolz aufeinander und auf den kleinen, hellblonden Jungen ist, der kaum sprechen, aber schon Soldatenlieder singen kann. Wir besuchten ferner Tante Malwidas klösterliches Diakonissenheim, mit seiner Rose von Jericho auf dem Schreibtisch, dem Christusbilde, um das sich die verblaßten Photographien lieber Verstorbener reihen (ganz so, wie sich die Tante das Paradies vorstellt!). Und im Gegensatz dazu das „Enckenhaus", in dem Gerhard Encke, Vaters Schwager, uns mit Stolz umherführte, und das seit drei Jahrhunderten nur Enckes bewohnen, die alle Ratsherren und Bürgermeister des kleinen malerischen Harzstädtchens gewesen sind und nun in steifen Porträten von den Wänden blicken, sichtlich froh, daß die Urenkel wieder alle ihre festen Züge tragen und nicht daran gedacht haben, den altväterlichen Haushalt durch modernen zu ersetzen. Es muß ein wunderlich Ding um so eine altangestammte Heimat sein, wo Urgroßvater und Enkel in derselben Wiege gelegen haben! Und endlich kam der stärkste Kontrast zu dieser wohlhäbigen Freude am Besitz bei Schwager Heinrich, dem Anstaltspfarrer.

Heinrich, Alfreds ältester und einziger Bruder, hat auf eine vielversprechende Laufbahn verzichtet, um sich den Ärmsten und Elendesten zu widmen. Aus bescheidenen Anfängen ist nun Bethesda zu einem kleinen Reich geworden, das Hunderten von Leidenden Zuflucht und Trost, vielen Gesunden Brot und segenvolle Arbeit gibt. Ich sah in dem großen lebhaften Mann zum erstenmal den Vertreter eines praktischen Christentums, bei welchem Wort und Werk völlig Hand in Hand gehen — eine seltene Erscheinung! Bei großen Gaben so ganz auf alles verzichten, was nicht Helfen und Erbarmen heißt, die geistige Speise nur aus der religiösen Vorstellungswelt holen, das hat etwas Gewaltiges, es ist für mich groß und schauerlich zugleich. Wir besichtigten die Säle der Kranken oder doch zu Heilenden, denn körperlicher und geistiger Not wird hier gewehrt; wir gingen zu den Diakonen und Diakonissen, die Heinrich neben ärztlichen Beratern zur Hand gehen, und durch die ausgedehnte ökonomische Abteilung, in welcher viele der Patienten beschäftigt werden. Endlich schritten wir beide, er und ich, durch den jung angelegten Garten, den man aus sandigem Kiefernwalde geschaffen hat, und führten ernste Gespräche. Und diesen klugen Augen gegenüber, die von der üblichen sanftmütigen Duldung, die dann bei Lichte besehen ziemlich engherzig angewandt wird, wenig hatten, verbarg ich meinen Zweifel, richtiger meinen Unglauben, nicht. Und auch bei ihm dieselbe Antwort: „Du mußt das allein durchkämpfen. Kein anderer kann dir helfen." Und nach langer Pause wagte ich, noch ganz erfüllt von allem Erschauten, die Frage: „Du meinst, daß dein entsagungsvolles Leben die wahre Nachfolge Christi sei?" — Er sah mich ruhig an: „Nicht für jeden, Charlotte. Es können nicht alle ‚Jünger' sein. Der Samariter des Gleichnisses unterbricht seine Reise nur, als er den Wunden sieht, er gibt sie und seinen Beruf nicht auf." — Ich seufzte. „Mir ist, als solle ich, wie Moses,

nur das Gelobte Land sehen, ohne es je zu betreten. Ich kann ihn lieben, euren Christus, aber an ihn zu glauben, vermag ich nicht, und die Dreieinigkeit ist mir ein Rätsel." — Er wurde nicht ungeduldig. „Vielleicht hat man dich lau und ungenügend belehrt, Charlotte." — „Ich sehe ihn nicht, weil ich allerorten über Zeichen und Wunder stolpere," entgegnete ich. „Selbst das Bestreben, sie zu erklären, nützt mir nichts." — „An Wunder glaubt nur, wer sie selbst an sich erfuhr," erwiderte Heinrich ernst und fuhr nach einer Weile fort: „Deute sie dir als Symbole, wie der ganze Gottesbegriff überhaupt ein Symbol für das ist, was wir nicht begreifen können," beharrte er. — „Wohl, ich vermag gern in ‚Gott, dem Vater' die schöpferische Allmacht zu sehen, die wir zwar nicht verstehen, aber dennoch verehren," gab ich zur Antwort. — „Und was wäre danach der Begriff des Sohnes?" fragte Heinrich. Im selben Augenblick kam ein Mädchen aus dem Magdalenenhause mit einer Botschaft. Heinrich hörte sie freundlich an und trug ihr höflich die Antwort auf. Dem armen, verachteten Geschöpf wieder Achtung zu bezeigen, war, was er in diesem Falle für „Heilung" hielt. Und seine Art lehrte mich die Antwort: „Wenn es ganz einfach und schlechtweg das Verhältnis der Menschen zueinander wäre?" meinte ich zaghaft. — „Ich glaube, daß dies der Weg ist, auf dem du der Lösung jener Fragen, die dich quälen, näherkommst," erwiderte er. — Ich seufzte wieder. „Bleibt noch das Schwerste: der Begriff des Heiligen Geistes." — „Der Erscheinung des Heiligen Geistes," gab Heinrich ernst zur Antwort, „gehen Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt voraus. Der Letzte, der Tröster, wird am schwersten errungen."

Abends lag ich lange schlaflos in den Kissen, alles Erschaute und Besprochene ernst bedenkend. Und eine tiefe Sehnsucht und Traurigkeit bemächtigte sich meiner. Wohl möchte ich alle Herzenstore aufmachen, wie Großmutter die Türen ihres Zimmers, damit der Messias komme. Aber ich fürchte, daß er nur in Sturm und Gewitter erscheinen kann! Und ich wage es nicht, um sein Kommen zu bitten. Aber es will mir die Ahnung aufgehen, als sei der Heilige Geist die Kraft, sich dem Höchsten in uns ganz und ungeteilt zu geben.

Das war der Ertrag unserer ersten Reise. Ich sehe ein neues schönes Land, aber ich vermag noch kein Heimatsrecht darin zu gewinnen.

— — — — — — — — — — —

Ich habe allerhand Pflichten übernommen, kümmere mich um soziale Arbeit, gehöre einem Frauenverein an, sehe viel Elend und überzeuge mich, daß alles Wohltun einen Tropfen auf einen heißen Stein bedeutet. Und wenn ich den armen Menschen eine Stunde erleichtere, erwachsen mir dafür Tage der Verstimmung, und es behagt mir nicht mehr in unserem einfach-gemütlichen Heim (denn Alfred haßt luxuriöse Einrichtungen), weil ich die kahlen Wände der armen Behausungen vor mir sehe, die oft nichts sind wie ein Dach über dem Kopf. Wir haben zu Hause auch die Wohltätigkeitspflichten nicht vernachlässigt. Mama war ebenfalls „Aufsichtsdame" innerhalb der Gemeinde, und wir begleiteten sie öfters in die verschiedenen Altersheime, Kinderbewahranstalten usw. Aber die nackte Armut gibt es dort nicht so häufig, weil ihr von hilfreichen Händen beizeiten gewehrt wird. „Das ist der Punkt, in dem die Gemeinden voneinander lernen können," sagt Alfred. „Die hilfreiche Hand, die nicht erst auf die zwölfte Stunde wartet, um sich aufzutun."

Ich habe viel Zeit, über alles nachzugrübeln, denn wir haben so gut wie gar keinen Verkehr. Einmal läßt Alfreds angestrengte Arbeit dafür die denkbar geringste Zeit offen, dann aber auch fällt doch hie und da einmal im Gespräch mit Fremden ein Wort, das eine peinliche Situation heraufbeschwört, die ich Alfred und er mir ersparen will, so daß wir schließlich nur mit Alfreds Kollegen vom Krankenhause und dessen Familien in oberflächlichem Verkehr stehen. Wir vermissen nichts und genügen uns selbst, auch bietet D. unvergleichlich mehr Anregung, als wir zu genießen Zeit haben. Immerhin gibt mir die Tatsache zu denken. —

Kürzlich wollte Alfred mich für einsame Stunden entschädigen, ich mußte auf ein paar Tage nach Hause zu den Meinigen. So herzlich wir uns miteinander freuten, es war nicht mehr wie einst. Meine Toiletten waren nicht elegant genug, Mama forschte ängstlich, ob ich mich auch ja nicht zu sehr im Hause anzustrengen habe, es sei bekannt, wie in

christlichen Kreisen die Frau mehr oder minder die Haushälterin des Mannes sei und vielerlei Opfer zu bringen habe. Der Vater strich mir mit der Hand über das Haar. „Laßt sie mir zufrieden, sie hat doch nun mal einen armen Mann, was will sie machen?" Es sollte scherzhaft klingen und mich trösten, aber die Worte verletzten mich ein wenig. Und ich war froh, als die Tage vorüber waren, ich fühlte mich nicht mehr zu Hause bei den Meinigen, ihre Denkweise ist nicht mehr die meine. Und die Gedankenkreise, die mir der Besuch im Vaterhause erregte, gipfeln in den Worten, die Tante Malwida bei ihrer Abreise sprach. Ich bin nun weder hüben noch drüben zu Hause. Und so eng auch mein Herz dem Herzen meines Mannes verbunden bleibt — meine Seele ist heimatlos. Habe vielleicht auch ich so am alten Fluch zu tragen, der auf dem „Ewigen Juden" lastet? Alfred lachte mich aus, als ich ihm, heimgekehrt, diese Gedanken aussprach. „Jede Frau macht ähnliches durch. Sie muß in einem neuen Boden Wurzeln fassen, das ist niemals leicht. Wenn wir in einigen Monaten das Kinderbettchen im Zimmer aufstellen, wirst du nicht mehr zweifelhaft darüber sein, wo deine Heimat ist."

Er hat wohl recht, denn schon im voraus liebe ich mein Kind (ich wollte, es wäre eine Tochter, dann hätte ich es mehr für mich!), es ist mir jetzt schon Halt und Stütze in meiner schwankenden Welt. Und auch hier scheucht mich aus wonnigen Träumen die Frage: Wie werde ich mein Kind erziehen? „So wenig wie möglich an ihm erziehen," sagte Alfred. „Ein echter Mensch möge es werden, der sich selbst den Weg durchs Leben zu bahnen lernt."

„Du denkst nur an den Erwachsenen," seufzte ich. „Ich sehe erst zwei kleine hilflose Kinderhändchen vor mir, die ängstlich in meine Rockfalten greifen, noch keine kraftvollen Fäuste, die siegreich das Dornengewirr zerreißen."

Alfred wurde ernst. „Das ist des Menschen heiliges Recht, das Gestrüpp zu zerreißen, das ihm sein Herrgottsbild verdeckt! Und das steht auf steiler Höhe, die man allein erklimmen muß."

„So sage mir wenigstens," fuhr ich tapfer fort, „was du persönlich unter einem Leben im christlichen Geist, unter Christentum verstehst?"

„Ich sehe die Menschen in drei großen Gemeinden," sprach Alfred nachdenklich, „Juden, Griechen und Christen. Wohlverstanden, die höheren, das heißt die, welche überhaupt einen höheren Sinn ins Leben zu tragen suchen. Die große Masse bilden immer noch die Fetischanbeter, die ihren kleinen tönernen Gott je nach Verdienst prügeln oder streicheln und nur die Furcht vor dunklen Gewalten kennen."

„Und wie charakterisierst du die anderen, die höheren?" fragte ich interessiert. „Juden sind mir alle diejenigen," erwiderte er, „die mit allem löblichen Eifer ihren und der Ihrigen Vorteil erstreben, nach materiellen Gütern ringen, als einziges Ideal die Liebe zu Eltern und Kindern hegend, unbekümmert um unerreichbare Ziele und übermenschliche Forderungen, Gesetz und Handlung möglichst in Übereinstimmung bringend. Den Griechen sehe ich überall dort, wo ein überlegener Geist sich für berechtigt hält, seiner eigenen Vorschrift nach zu leben, unbesorgt darum, ob er über anderer Wohl und Wehe hinwegschreitet. Und nur diejenigen nenne ich wahre Christen, die so vollständig in einer idealen Aufgabe aufzugehen wissen, daß der Gedanke an ihr eigenes und ihrer Liebsten Glück dahinter verblaßt, wohl gar verstummt. Die imstande sind, ihr äußeres Leben völlig einer Idee unterzuordnen, in einer Sache aufzugehen, die ihnen größer erscheint als ihr Leben. Zu welcher Gemeinde sie alle drei äußerlich gehören, kommt natürlich nicht in Frage."

„Es wird nach dieser Erklärung nicht viel Christen geben," erwiderte ich. „Und verzeihe, daß ich widerspreche, aber den Heiland, der auf diesem Wege vorangeht, hat man mir noch nie gezeigt, nur immer den alles duldenden und erduldenden."

Alfred schüttelte den Kopf. „Das Bild, das eine alte Kunst geschaffen hat, dürfen wir nicht mit ihm selbst verwechseln, was wir gern tun. Das ‚Christkindchen', das in Wahrheit nur eine Apotheose des Kindes ist, der segnend alle Mühseligen und Beladenen zu sich rufende Heiland, der geopferte Erlöser — das sind alles liebe und schöne Bilder. Aber mit all diesen Eigenschaften allein gründet man keine Religionen. Dazu gehört noch eine andere Kraft als die, welche sich in liebevoller Duldung äußert. Vor allem die, an die Größe der eigenen Mission,

an sich selbst glauben zu können. Nicht nur die Worte von ‚siebenzigmalsiebenmal vergeben‘ hat er gesprochen, sondern auch manches, das nicht nur das milde und liebevolle Herz, sondern auch den Feuergeist verrät: ‚Lasset die Toten ihre Toten begraben!‘ ‚Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder?‘ und manches andere, das streng und furchtbar klingt. Der großen Menge paßt im Hinblick auf sich selbst der Alles-verzeihende, Auferstandene am besten!“

„Welchen Beruf sollte aber der erwählen, der ihm in Wahrheit folgen wollte? In Bethesda erschien barmherzige Entsagung mir das einzig Richtige, und doch kann das nicht sein.“

„Die Nachfolge Christi ist an keinen Beruf gebunden, und der den Kindern das Himmelreich zusprach, auf der Hochzeit zu Kana das Wasser in Wein verwandelte, verneinte das Leben und die Erde nicht, wenn ihm auch alles Vergängliche nur ein Gleichnis war. War er doch selbst nicht nur Priester, sondern auch Arzt des Leibes und der Seele. Und trotzdem unsere Zeit dem Stifter des Christentums nicht vorgeschwebt haben kann, als er seine Worte in eine morsche, zerbrechende Welt hineinrief — denn sie geht täglich unter und wird täglich wieder neu! — weht doch der Geist des Christentums durch sie hin.“ ...

Mir zieht sich das Herz zusammen, und dunkel liegt das Seelenleben, das mich, das mein Kind erwartet, vor mir. — Komme, komme, du Messias, und rechne mir mein ernstes Gottsuchen zur Gerechtigkeit!

Drei Monate später

Wie ist es möglich, daß man schwerstes Leid erfahren kann und doch ruhig, als wäre nichts geschehen, weiter seine Straße zieht? Ja, man bemerkt auch wieder die Blumen, welche diese Straße einsäumen, die Vögel, welche dazwischen ihre Nester bauen und singen — singen!

Es ist heute gerade ein Monat verstrichen, seit wir den Vater zu Grabe trugen. Großer Gott, was ist der Mensch, wenn diejenigen, die ihm die liebsten waren, ihn liebten und ihm alles dankten, weiterleben können, trotzdem er starb. Er hat bis zuletzt dem Geschäft angehört; während er einen Brief diktierte, traf ihn ein Herzschlag. Und wenn ich sein überaus tätiges Leben, sein ununterbrochen auf Mehrung des Vermögens, auf der Seinigen Wohlbehagen gerichtetes Wirken überblicke, so kommt mir alles das so unsäglich nichtig vor. Wofür nur all dies Sorgen und Denken? Es geht wieder alles seinen ruhigen Gang wie zuvor, nur daß jetzt Bruder Leo an Vaters verwaistem Arbeitstisch schaltet und waltet. Mama, die anfangs völlig fassungslos war und mir erschien wie ein hilfloses, verlaufenes Kind, hat sich bewegen lassen, mit Schwester Alice und deren Kindern zu reisen, wobei sie angesichts der sehr geliebten Enkelchen sich wieder beruhigt und dem Leben zuwendet. Dazu kommt, daß Leo sich kurz vorher verlobt hat — eine sogenannte glänzende Partie —, was nun wieder Ablenkung gibt. Das Leben geht weiter in seinem ewigen Kreislauf. Ein sinnloses-zweckloses Einerlei, wenn man seine wechselnden Bilder nicht vom Goldgrunde der Ewigkeit sich abheben sieht. Und das fällt mir so unendlich schwer. Wohl vermag ich es, mich in Andacht vor dem Schöpfer Himmels und der Erde zu beugen, dankbar und erhoben kann ich empfinden. Aber das Band zwischen Gott und dem Menschen, die eigentliche Religion also, finde ich nicht! —

Die Trauerrede zu Hause gab mir nichts. Sie drehte sich einförmig um ein paar Worte der Schrift „Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras“ und beleuchtete trotzdem sehr hell und wichtig alles das, was der arme Papa im Leben erstrebt und erreicht hatte. Ich vernahm nicht viel davon, nur als ich an Alfreds Arm unter endlosem Gefolge, denn Papa war unter den „Ältesten“ der Gemeinde, für die er viel getan hat, den langen Weg zur Familiengruft hinunterschritt, kam mir beständig der seltsame Gedanke: „Das, was wir hier zu Grabe tragen, dies arme leblose Gebilde, das ist doch der Vater nicht. Seine pflichttreue, liebevolle, anspruchslose Art, seine Güte und Treue, das alles begraben wir doch nicht. Denn das starre Bild hat davon nichts. Und doch: Auf welchem Stern soll ich den Vater suchen, der mit allen Fasern seines Herzens an der Erde hing? Welches Paradies soll ihm Ersatz gewähren für das, was seines Lebens Inhalt war? Diese Gedanken begleiteten mich auf jedem Schritt, es war mir, als hielten sie mich aufrecht. Und schöpfte ich aus dem einen Trost, so erdrückte den kaum errungenen eine

andere entsetzliche Empfindung. Wir alle — sind wir denn mehr als zeitweilig belebter Staub? Warum nur gebärden wir uns so wichtig? Woher diese große Sehnsucht in uns?

Vom Friedhofe zurückgekehrt, finde ich lange Briefe vor. Tante Malwida schrieb vom „ewigen Heil", Schwager Heinrich von „erreichten Zielen". Ich kann mir nichts darunter denken, und die ernsten Worte peinigten mich ebenso wie unsere Gespräche, die sich hin- und herwanden zwischen Traurigem und Gleichgültigem, Gemüts- und Geschäftsangelegenheiten, Wehmut und dem Bedürfnis, sich wieder ans Leben zu klammern. Mir ist's, als wäre ich allein in der Wüste. Aus der Erscheinung des Todes heraus wuchs dem Menschen die Sehnsucht nach der Ewigkeit, die „Erkenntnis" Gottes. Mir bleibt auch jetzt alles stumm. Der „Gott meiner Väter", das ist mir gerade so ein leerer Schall wie der Gott, der seinen eingeborenen Sohn gab als Heiland und Erlöser der Welt!

„Wir müssen uns nun um so enger aneinanderschließen," sagte Alfred liebevoll, als wir durch die Nacht nach Hause fuhren, allein im Abteil.

Wer weiß, für wie lange wir uns haben! hätte ich antworten mögen. Ich glaube, ich kann das Leben nie wieder fest umfassen, nur noch angstvoll und in zitternder Sorge.

„Wir haben nichts Besseres als treues Zusammenhalten," fuhr Alfred fort und nahm mich in die Arme. Und ich mußte endlos weinen aus jämmerlicher Todesangst um ihn und mich selbst. Mein Kindchen, das ich jetzt schon mehr liebe als alles andere, werde ich dich wirklich an mein Herz nehmen? Auf dich, auf mich lauern so viele Gefahren! Man kann wohl den Geistesstarken spielen und überzeugt sein, daß kein fürsorgliches Auge just die eigenen Schritte bewacht: daß aber niemand aus Himmelshöhen hernieder auf mein Kindchen blicken sollte — den Gedanken zu fassen, ist mir zu schwer! Und ich beneide die frommen Katholikinnen, die in solcher Zeit zur Mutter Gottes sich wenden und der großen Mutter aller Frommen auch ihr Kind an das allumfassende Herz legen. Denn trotz aller Trauer und schmerzlichen Verneinung regt sich in mir heiß und stark der Wille zum Leben, doppeltes Leben. Und in meine Klage um des Vaters Tod mischt sich ein fast angstvoll vernommenes Frohlocken: Noch lebe ich, und mein Kind wird leben! Und ich erschrecke über mich selbst ob dieser Doppelempfindung. „Die Natur schützt das Werdende," sagt Alfred, „und so in dir den Willen zum Leben, das Leben selbst." Aber wozu, weshalb? Die „Natur" kennt keine Zwecke und Ziele, dazu braucht's einen Gott. „Wie willst du eines vom anderen trennen?" fragt Alfred dagegen. „Goethe schreibt: ‚Gott-Natur', das ist ein ernster Wink für uns alle, die wir nach ihm kommen. Was aber heißt ‚Gott' anders als das große Zusammenwirken von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft? Das ist der große Urbegriff, der uns in allen Mythologien und Religionen entgegentritt, größer als die „Götter", das heißt als die personifizierten gesteigerten menschlichen Eigenschaften, die unumstößliche Dreieinigkeit — Javeh!"

Drei Monate später

Wie soll ich die Fülle der Empfindungen ertragen, Tod und Leben gleichzeitig ins Auge sehen? Mein ersehntes Töchterchen, das ihrer Mutter Halt und Stütze sein sollte, starb nach wenigen Tagen; mein kleiner Sohn, an dessen Besitz ich niemals gedacht hatte, gedeiht prächtig. Gott erhalte ihn uns! — Ich weiß mir nichts zu denken bei diesem Satze, aber ich muß — ich muß ihn aussprechen! — Ich selbst bin noch recht schwach und werde von allen Seiten behütet. Und durch meine Seele fluten namenlose Wonne und namenloses Leid. Um grüne Hügel und eine Wiege kreisen im Wechsel meine Gedanken. Unser Söhnchen hat den Namen seines Vaters erhalten. Und wieder die alte Frage: In welchem Sinne werde — kann ich mein Kind erziehen? Nun trage auch ich Kreuz und Dornenkrone, nun komme endlich, du Messias, in den Flammen des Heiligen Geistes.

Vier Wochen später, am Weihnachtstage

Gibt es wirklich Wunder, und geschehen sie heute noch? Wie kommt es sonst, daß mir plötzlich hell und klar erscheint, was ich nicht begreifen konnte? Alfred ist zu später Stunde noch aus dem Krankenhause zurückgekehrt und liegt nun im wohlverdienten, festen Schlaf, und neben ihm der kleine Alfred, in dessen weichem Gesichtchen, das seines Vaters Züge zeigt mit den blauen

„Volkhardsaugen", meine schwarzen Augenbrauen sich so drollig ernsthaft ausnehmen, mit festgeballten Fäustchen und rosigen sammetweichen Wangen. Wir haben lange neben ihm gesessen und das kleine holde Wunder angestaunt, und jeder Atemzug ist mir eine köstliche Predigt, die mich lehrt, Unfaßliches zu verstehen, zu ahnen. Und mir ist's, als sei ich nun kein fremder Eindringling mehr, als habe nun auch ich Teil am Opfer des Welterlösers, der auf Erden erschien, „als ein Kindlein" hilflos und schwach!

Wie es geschah, daß ich plötzlich zu begreifen meine, was längst schon mächtig zu meinem Herzen redet, die rührende und doch gewaltige Erscheinung des „Menschensohnes" — das weiß ich nicht. Vielleicht, daß ein äußerer Eindruck die „Offenbarung", den Schlußakkord zum langen Klingen und Tönen meiner Seele bildete.

Wir sind gestern in der Kirche gewesen, hörten eine gute Durchschnittspredigt, die sich um den Kern des Weihnachtsevangeliums wand, wie grüne demütige Ranken um ein goldenes Bild, und traten dann auf wenige Minuten in die katholische Hofkirche ein, die gewöhnlich von fremden Besuchern überfüllt ist, ihrer berühmten musikalischen Messen wegen. Es war alles aufs Weihnachtliche gestimmt. Grüne Tannen standen um den Hochaltar und mit kunstvoll ausgeführten Wachsfiguren hatte man die Krippe erbaut. Neben der wandermüden Mutter der „heilige Nährvater Joseph", wie Klein-Alfreds böhmische Amme sagt, auf sein Handwerksgerät gelehnt. Und die anbetenden Hirten vor dem kleinen Kindlein auf Stroh, das mir erschien wie mein eigener kleiner Sohn. Musik und Weihrauchduft, das rührende Bild und die schlichten, andächtigen Leute, die allenthalben knieten — alles griff mir seltsam ans Herz und trieb mir Tränen in die Augen. Alles, was mir das Jahr gebracht hat an Ringen und Sehnen, an Schmerzen und Glück, das wollte mir die Brust zersprengen. Und in dies innere Fluten und Wogen hinein, dem das Erbrausen der Orgel entsprach, klang vom Orgelchor hernieder ein mächtiger Posaunenstoß und der jubelnde Chor: Hosianna, dem Sohne Davids! Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Und wie mit Donners Gewalt schlug der Gesang in meine Seele. Ich mußte die Augen mit der Hand verschließen, als blende mich das Licht, das plötzlich über mich mit unwiderstehlichem Glanze hereinbrach.

„Was hast du, Lotte, du fühlst dich doch wohl?" fragte Alfred erschrocken.

„Wohler denn je, Liebster. Aber komme heraus. Auch ich will ein Hosianna singen! Jetzt endlich seh' ich und begreif' ich ihn, den Erlöser, den Messias, den Menschensohn!"

Alfred führte mich rasch hinaus, und ich merkte, daß er besorgt war. Aber ich mußte lächeln, wenn mir auch immer von neuem die Augen naß wurden. Wir fuhren im offenen Wagen durch den verschneiten Stadtpark, durch dessen Ästefiligran die Sonne schimmerte. Und Rätsel, die ich lange grübelnd in mir trug, löste ihr blendender Glanz. „Sieh, Alfred, nun wird mir alles klar, wenn ich es vielleicht auch nicht in Worte fassen kann," sagte ich, und meine Stimme klang mir selber fremd, wie erstickt in Jauchzen und Schluchzen zugleich. „Gottes Sohn, in übersinnlichem, geistigem Erhobensein und unschuldiger Körperlichkeit erzeugt, in unbefleckter Reinheit von der ewig jungfräulichen Mutter Natur empfangen und geboren, das eben ist ja der reine natürliche Mensch, dem von allen Wesen einzig vergönnt ward, das Gottesbild als das des wahren Erzeugers in der Seele zu tragen."

Im Menschen stieg er zur Erde. Josephs selbstloses Nähr- und Pflegevateramt, Marias verständnisloses Staunen dem eigenen Sohn gegenüber ist aller Eltern Los und aller Eltern Schicksal. Wir alle haben nur ein demütig empfangenes heiliges Pfand göttlicher Liebe und Schöpferkraft zu hegen und zu bewahren. Joseph und Maria, die zu Gestalten gewordene, bei aller Inbrunst ohnmächtige Elternliebe, die den Sohn „mit Schmerzen sucht", wissen es, daß dieser Sohn, der sein muß, wo seines wahren Vaters Atem weht, über sie hinauswachsen muß. Wir alle sollen es von ihnen lernen, selbstlos, wenn auch mit Schwertern im Herzen, zum ewig jungen, zum werdenden Geschlecht emporzublicken. Und die ganze Leidensgeschichte des Gottessohnes ist die Geschichte des zum Leiden, Sterben und Sicherneuen geborenen Menschengeschlechts, das unter allen Geschöpfen nicht weiß, wo es sein Haupt hinlege, das immer wieder gekreuzigt und begraben wird, und immer wieder aufersteht in unvergänglichen Werken seines Geistes und

in seiner beständig fortzeugenden Kraft: wahrer Gott und wahrer Mensch! Diese Allegorie ward allmählich aus dem Leben des Edlen, Göttlich-Gütigen, der das Hohelied der Menschenwürde sang, trotzdem er wußte, daß das sein Tod sein müsse. Und der dann herrlich auferstand in seinem Werk, dessen Heiliger Geist sich allen vereinigend mitteilt, die seinen Sinn begreifen.

Dies und ähnliches sprachen wir auf der hellen Fahrt durch den sonnigen Weihnachtsmorgen, vom Festesglanz der in Weiß und Sonnengold getauchten Natur umgeben, in glückseliger Erkenntnis, daß nun aus unserer Ehe erst die wahre seelische Gemeinschaft ward, daß unsere Seelen vereint waren im höchsten Gut, das der Mensch besitzt: dem Sinn und Geist, den er ins Leben hineinträgt. In der Liebe des Menschen zum Menschen — unter welchem Namen sie sich auch darstelle! — die Fürsorge des großen Vaters erkennend, den der Gottessöhne Größester verkündet. Wie in der uns innewohnenden Kraft, dem Dasein Sinn und Zweck zu geben, das gewaltige Band liegt, das uns mit der Ewigkeit verbindet, die Religion! Und wenn wir uns selbst, das Geschick des einzelnen Menschen über der Menschheit vergessen können, so haben wir auch den „Erlöser", den „Tröster", den „Heiligen Geist" erkannt.

Stark und stärkend wird diese Morgenstunde lebenslang vor meiner Seele stehen, hell und klar wie der Stern der Weihnacht, der Hirten und Königen die Wege wies!

Und dieses Sternes Glanz umstrahle nun auch unseres Sohnes Lebensweg und lehre ihn, ein echter „Christ", das heißt, ein echter Mensch zu sein, der nicht vergißt, über zeitlichen Aufgaben und Pflichten ewige Gedanken zu denken, ewigem Besitz nachzustreben! Selbst wenn Geißel, Kreuz und Dornenkrone den Weg bezeichnen!

Und so aus tiefster Seele: „Hosianna, du Sohn Davids! Sei gegrüßt, du ewig leidende, ewig liebende, ewig gekreuzigte und auferstehende ‚selige' Menschheit, du Kind Gottes!"

Weihenacht

Weich über die beschneiten Dächer
Tönt Glockenklang.
Stehst sehnend du an deinem Fenster,
O sei nicht bang!

Denn diese Weihnachtsglocken läuten,
Liedling, auch dir.
Ich will den alten Sang dir deuten,
Komm her zu mir.

Sieh, Weihnacht heißt: erfüllte Träume,
Nicht Leid noch Reu'.
Glückstage, die vor dir versunken,
Erstehen neu.

Weihnacht heißt: tausend helle Lichter
Und Stern bei Stern,
In Kinderaugen Märchenglauben —
Und du bist fern!

Da ich ein Kind war, sah ich deutlich,
Was ich beschwor:
Das Christkind durch die Wolken gleiten,
Der Englein Chor.

So bin ich heut', wie einst vor Jahren,
Und sehe dich!
Beschwörst auch du die alten Bilder?
Sag', siehst du mich?

Die Nacht deckt ihren dunklen Fittich
Auf weichen Schnee.
Stehst du gleich mir an deinem Fenster
In Sehnsuchtsweh?

Wie Glocken ihren Schlag, verschmelzen
Dein Herz und meins.
Und beider Klänge Lied' und Treue
Sind ewig eins.

Milla Berghaus

Frederi Mistral.

Weihnachten und Neujahr in meiner Jugendzeit

Aus den Erinnerungen von Frederi Mistral

Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von E. van Kraatz

Meine früheste Kindheit verlebte ich auf dem Mas du Juge, in enger Gemeinschaft mit den Arbeitern, Knechten und Hirten; und wenn wirklich einmal ein Städter zu uns kam — von der Sorte, die vorgaben, nur Französisch sprechen zu können —, dann war ich ganz starr vor Staunen, wenn ich sah, daß meine Eltern plötzlich ganz besonders respektvoll wurden, als ob er mehr gewesen wäre als sie.

„Woher kommt es, daß dieser Herr anders spricht als wir?" fragte ich dann wohl.

„Weil er ein Herr ist," lautete die Antwort.

„So!" versetzte ich dann ingrimmig. „Nun, dann will ich kein Herr werden."

Es war mir auch aufgefallen, daß mein Vater, der meine Mutter den Leuten gegenüber für gewöhnlich „la maitresse" nannte, bei besonderen Gelegenheiten, wie z. B. wenn unser Nachbar, der Marquis de Barbentane, zu Besuch kam, von seiner „mouié" (Gattin) zu sprechen pflegte. Der schöne Marquis und die Marquise, die übrigens eine Schwester des Generals Gallifet war, brachten mir stets Pralinés und andere Leckerbissen mit; aber ich kleines wildes Naturkind versteckte mich sofort auf dem Heuboden, wenn ich sie nur vorfahren sah ... Dann rief die arme Delaïde wieder und immer wieder nach Frederi!

Aber es war alles umsonst; ganz vergraben im Heu wartete ich, ohne einen Laut von mir zu geben, bis ich die Wagenräder des Marquis und der Marquise wieder von dannen rollen hörte, während meine Mutter unten auf dem Hof jammerte: „Mr. de Barbentane und Mme. de Barbentane kommen her, um ihn zu sehen, und dieser un-

ausstehliche Junge läuft weg und versteckt sich!"

Und statt der Bonbons hatte ich dann, sobald ich aus meinem Schlupfwinkel hervorkroch, klitsch! klatsch! ein paar gehörige Ohrfeigen weg.

Viel lieber ging ich mit unserem Großknecht Papoty, wenn er hinter seinem von zwei Maultieren gezogenen Pfluge einherschritt, mit beiden Händen den Pflug lenkte und mir laut schnaufend zurief: „Kleiner, komm rasch her! Ich werde dir das Pflügen beibringen!"

Und bald trabte ich barfüßig und barhäuptig, aber seelenvergnügt hinter ihm her, lief in der Furche entlang und durchstöberte die frisch aufgeworfenen Schollen nach den Schlüsselblumen und den blauen Muskathyazinthen, die von der Pflugschar entwurzelt waren.

„Sammle die Schnecken auf," sagte Papoty.

Und wenn ich beide Hände voller Schneckenhäuser hatte, hieß es: „So, nun fasse die beiden Sterzenhörner fest an, ohne die Schnecken loszulassen."

Und wenn ich vertrauensvoll nach den Handhaben griff, drückte der Knecht meine beiden Hände mit seinen plumpen Fingern so gewaltsam zusammen, daß die zerbrochenen Schneckenhäuser mir ins Fleisch schnitten, und rief dabei unter schallendem Gelächter: „Siehst du, mein Kleiner, jetzt kannst du von dir sagen, daß du selbst gepflügt hast!"

Man spielte mir alle möglichen Streiche. Auf solche Weise werden die Landkinder gewitzigt.

Wenn Rouquet, unser Hirt, vom Melken kam, rief er mir manchmal zu: „Komm, Kleiner, trink mal aus dem ‚piau'."

Der „piau" ist das hölzerne oder irdene Gefäß, in welches man die Milch hineinmelkt ...

O, wenn ich den Melker erblickte, wie er schwitzend und mit aufgekrempelten Ärmeln aus dem Stall kam und den bis zum Rand mit schäumender Milch gefüllten Eimer in der Hand trug, dann kam ich eiligst herbeigerannt, um von dem warmen Trank zu naschen. Doch kaum lag ich auf den Knien, um aus dem Holzeimer zu trinken, schwapp! tauchte Rouquet meinen Kopf bis an den Hals hinein, und ich lief prustend und blind mit riefelnden Haaren und riefelndem Schnäuzchen davon, wälzte mich wie ein junger Hund im Stroh, um trocken zu werden, und schwor mir innerlich zu, mich nicht wieder verleiten zu lassen — bis zum nächsten Mal.

Dann kam einer von den Mähern und sagte: „Kleiner, ich habe ein Nest gefunden, ein Sperlingsnest; willst du mich wohl einmal auf deinen Rücken steigen lassen? Ich werde die Mutter behalten, und du bekommst die jungen Spatzen."

O dieser Spitzbube! Ich rannte ganz außer mir vor Freude hinter ihm her.

„Siehst du," sagte der Knecht, „da oben in dieser dicken hohlen Weide, da sitzt das Nest. Nun also: bück' dich!"

Ich stemmte den Kopf gegen den Baumstamm und krümmte den Buckel, worauf der Schlingel Miene machte, auf meine Schultern zu steigen, und mir mit dem Absatz aufs Kreuz hämmerte.

Auf diese Weise nahm unter den Neckereien und Späßen unserer Feldarbeiter, die ich keineswegs hätte missen mögen, meine kindliche Erziehung ihren Anfang.

Wie fröhlich ging es bei all den ländlichen Arbeiten zu! Jede Jahreszeit brachte ihre eigenen Aufgaben mit sich. Das Pflügen, die Saatzeit, die Schafschur, das Heuen, die Seidenwürmer, die Ernte, das Ausstampfen, die Weinlese und die Olivenernte entfalteten vor meinen Augen die ganze majestätische Tätigkeit des Ackerbürgers, den ganzen Kreislauf des ewig harten, aber auch ewig unabhängigen und ruhigen Lebens der Landleute.

Ein ganzes Volk von Knechten, Monats- und Tagelöhnern, von Jäterinnen und Heuwenderinnen kamen und gingen auf den Feldern des Mas du Juge; einige brachten ihren Ochsenstachel mit, andere trugen Harke oder Heugabel auf der Schulter; und alle bewegten sich bei der Arbeit mit einer gewissen edlen Feierlichkeit, wie auf den Gemälden von Leopold Robert.

Wenn die Männer sich zum Mittag- oder Nachtessen einer nach dem anderen auf dem „mas" einfanden und jeder sich, seinem Rang entsprechend, an dem großen Tisch niederließ, an welchem mein Herr Vater das obere Ende einnahm, stellte dieser allerlei Fragen oder machte ernste Bemerkungen über das Vieh, über das Wetter, über die Tagesarbeit, über ihre Einträglichkeit oder über

den Zustand des Bodens. War die Mahlzeit beendet, so klappte der erste Pflugführer sein Messer zusammen, und sofort standen alle von Tisch auf.

All diese Leute überragte mein Vater nicht nur durch seine Größe und seinen Verstand, sondern auch durch eine gewisse Vornehmheit. Er war ein schöner, hochgewachsener Greis, würdevoll in seiner Ausdrucksweise, ruhig und bestimmt beim Austeilen von Befehlen, gütig gegen Arme und hart nur gegen sich selbst.

Während der Revolution hatte er sich zur Verteidigung des Vaterlandes als Freiwilliger gestellt, und er liebte es, abends von seinen Kriegserlebnissen zu erzählen. In der schlimmsten Schreckenszeit hatte man ihn requiriert, um Getreide nach der ausgehungerten Hauptstadt zu führen. Es war gerade in der Zeit, kurz nachdem man den König getötet hatte. Im ganzen Lande herrschte Schrecken und Bestürzung.

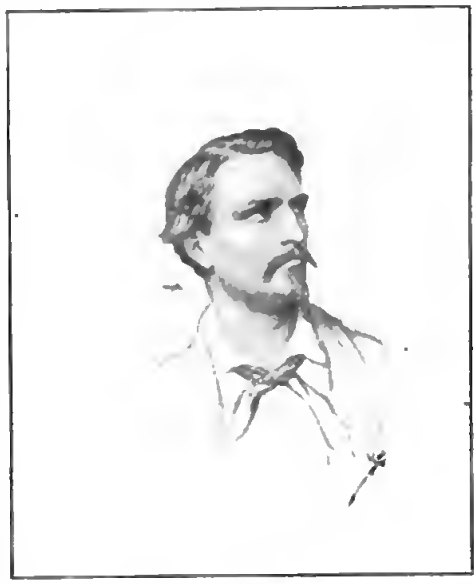
Als er von Paris zurückkehrte und sich an einem Wintertage mitten in der Bourgogne befand, wo ihm ein eisiger Regen ins Gesicht peitschte und der Schmutz auf der Landstraße bis an die Achsen der Räder hinaufreichte, begegnete ihm, wie er einmal erzählte, ein Fuhrmann aus seiner Heimat. Die beiden Landsleute reichten einander die Hand, und mein Vater nahm das Wort, indem er fragte: „Nun, wo willst du denn bei diesem abscheulichen Wetter hin, Nachbar?"

„Bürger," versetzte der andere, „ich fahre nach Paris, um unsere Glocken und Heiligenbilder hinzubringen."

Mein Vater erbleichte, seine Augen wurden naß; er entblößte das Haupt vor den Heiligen seiner Heimat und vor den Glocken seiner Kirche, denen er so auf den Landstraßen der Bourgogne begegnete, und rief: „Gott strafe dich, Nachbar! Glaubst du, daß man dich dafür bei deiner Heimkehr zum Volksvertreter wählen wird?"

Der Bilderstürmer senkte beschämt den Kopf und trieb seine Tiere mit einer Verwünschung zum Weitergehen an.

Der Leser muß wissen, daß mein Vater ein sehr gläubiger Christ war. Jeden Abend, im Sommer sowohl wie im Winter, kniete er mit unbedecktem Haupt, von welchem im Nacken der bandumwundene Zopf herabhing, auf seinem Stuhl, faltete die Hände vor



Frederi Mistral. Jugendbildnis.

der Stirn und sprach im Namen aller mit lauter Stimme ein langes Gebet; wurden die Abende dann im Herbst allmählich länger, so las er seinen Kindern und Dienstboten auch noch ein Kapitel aus den Evangelien vor.

Mein Vater hatte in seinem Leben nur drei Bücher gelesen: das Neue Testament, die Nachfolge Jesu Christi und den Don Quixote, der ihn an seine spanische Kampagne erinnerte und ihn zerstreute, wenn es regnete.

„Da es zu unserer Zeit mit Schulen schlecht bestellt war," pflegte er zu sagen, „so ist es ein armer Mann gewesen, der einmal in der Woche auf den Höfen vorsprach und mir mein Abc beigebracht hat."

Am Sonntagabend jedoch nahm er, wie es von jeher bei unseren Familienvätern Sitte und Brauch war, ein großes Buch, das „Cartabéou", zur Hand und trug seine Geschäfte, Abrechnungen und Ausgaben sowie seine Betrachtungen darin ein.

Er selbst war stets zufrieden, was auch für Wetter sein mochte; und wenn er andere über stürmische Winde oder heftige Regengüsse klagen hörte, so sagte er zu ihnen: „Ihr guten Leute, der dort oben weiß ganz genau, was er tut und was uns gut ist. Wenn dieser Wind nicht wäre, der unsere provenzalische Luft belebt, wer sollte dann wohl die Nebel und Dünste unserer Sümpfe

zerstreuen? Und wenn wir keine starken Regenfälle hätten, wer sollte dann wohl unsere Brunnen, Quellen und Flüsse speisen? Das sind alles notwendige Sachen, meine lieben Kinder!"

Obwohl er sich, wenn er unterwegs war, nach einem Stück Holz bückte, um es nach Hause zu tragen, obgleich er sich am Alltag bescheiden mit Gemüse und Schwarzbrot begnügte, obgleich er im Überfluß stets nüchtern blieb und seinen Wein mit Wasser vermischte, stand sein Haus, seine Hand und seine Börse doch jederzeit allem armen Volk offen. Und sprach man über irgend jemand, so fragte er vor allem, ob er ein fleißiger Arbeiter wäre; fiel die Antwort dann bejahend aus, so sagte er: „Dann ist er ein wackerer Mann, und ich bin sein Freund."

Mein Vater hing getreulich an alten Sitten und Gebräuchen, und der größte Festtag des Jahres war für ihn der Weihnachtsabend.

An diesem Tage wurde früher als gewöhnlich Feierabend gemacht. Dann gab meine Mutter jedem einzelnen unserer Leute einen schönen in Öl gebackenen Eierkuchen, eine Rolle Nougat, ein Bündel getrockneter Feigen, einen selbstgemachten Käse, ein wenig Selleriesalat und eine Flasche guten alten Wein — alles sauber in ein Tuch gepackt. Und hierhin und dorthin zerstreuten sich unsere Leute, um in ihrem Hause oder doch wenigstens in ihrer Heimat „den Julklotz anzuzünden". Auf dem Hofe verblieben nur die paar armen Schlucker, die keine Familie hatten.

Und manchmal erschienen abends irgendwelche Verwandte, ein alter Junggeselle zum Beispiel, und riefen beim Eintritt ins Haus: „Ein frohes Fest! Wir sind gekommen, um mit euch Vettern den Julklotz in Brand zu setzen."

Fröhlich zogen wir alle zusammen aus, um den „Julklotz" zu holen, der nach altem Herkommen von einem Obstbaum stammen mußte. Alle faßten mit an, um ihn nach dem Hof zu tragen, der Älteste an einem Ende und ich als Jüngster am anderen; dreimal wurde er so in der Küche herumgetragen; dann blieben wir mit ihm vor dem Herde stehen, und mein Vater begoß den Holzklotz feierlich mit einem Glas Wein und sprach dabei:

Freude! Freude!
Meine schönen Kinder, es segne uns Gott mit Freude!
Alles Gute kommt durchs Christfest:
Gott lasse uns in Gnaden das nächste Jahr erleben.
Und wenn er uns auch nicht vermehrt, mög' er uns doch alle erhalten.

Und indem wir alle „Freude! Freude! Freude!" riefen, legte man das Stück Holz auf den Feuerbock nieder, und sobald das erste Flämmchen aufflackerte, schlug mein Vater das Kreuz und sprach:

Unser Julklotz
Steht in Brand.

Und dann setzten wir uns alle zu Tische nieder.

O, diese heilige Tafel, wahrhaft heilig, weil die ganze Familie sie vollzählig, friedlich und glücklich umringte! Statt des an einem Rohrstock hängenden „calcil", das uns das Jahr hindurch mit seinem Docht zu leuchten pflegte, strahlten dann drei Kerzen auf unserem Tisch; und wenn sich der Docht irgendeinem der Anwesenden zuwandte, so war das eine üble Vorbedeutung. An jedem Ende der Tafel grünte in einem Teller junges, frisches Korn, das man am St. Barbaratage zum Keimen in Wasser gelegt hatte. Auf dem dreifachen weißen Tischtuch erschienen nach der Reihe alle üblichen Gerichte: die Weinbergschnecken, die jeder mit einem langen Nagel aus der Schale hervorzog, der gebackene Kabeljau und die Meeräsche mit Oliven, die Cardons, die Schwarzwurzeln, der Sellerie mit Pfeffersauce und zum Schluß eine Menge Naschwerk — lauter Dinge, die es nur Weihnachten gab: in Öl gebackene Weißbrötchen, Traubenrosinen, Mandelnougat, Paradiesäpfel und endlich und vor allem das große „Kalenderbrot", das niemals angebrochen wurde, bevor man nach alter frommer Sitte ein Viertel davon an den ersten besten Armen verschenkt hatte.

Da man die Weihnachtsmesse abwartete, dauerte der Abend sehr lange; und die ganze Zeit saß man ums Feuer herum, sprach von den Vorfahren und pries ihre Taten. Aber schließlich kam mein braver Vater doch wieder auf seine spanischen Erinnerungen und die Belagerung von Figuières zurück.

„Denkt euch nur," so begann er, „als ich unten in Katalonien bei der Armee diente,

hab' ich es mitten in der schlimmsten Revolutionszeit fertiggebracht, das Weihnachtsfest bei den Meinen zu verleben! Und das ging bei Gott folgendermaßen zu: Wir trieben uns schon seit geraumer Zeit am Fuße des Canigou herum — das ist nämlich ein großer Berg zwischen Perpignan und Figuières — und kämpften mit wechselndem Glück gegen die Spanier. Ach! was gab es da für Tote und Verwundete, wieviel Jammer und Elend! So etwas muß man gesehen haben, um es sich vorstellen zu können. Überdies fehlte es in unserem Lager an allem, denn es war im Winter; und die Maultiere und Pferde litten solchen Futtermangel, daß sie an den Rädern der Lafetten und Munitionswagen nagten, die armen Tiere. Da geschah es, daß ich in einer Schlucht in der Nähe des Meeres herumstöberte und mit einem Mal einen Orangenbaum entdeckte, der ganz mit goldenen Früchten bedeckt war. ‚Oho!' sagte ich zu dem Besitzer. ‚Die müssen Sie mir verkaufen, was sie auch kosten mögen!' Und nachdem ich sie eingehandelt hatte, lief ich spornstreichs ins Lager zurück und direkt zu dem Zelt des Kapitäns Perrin, der aus Cabanes stammte. Ich zeigte ihm meinen Korb und sagte: ‚Kapitän, hier bringe ich Ihnen ein paar Apfelsinen —'

‚Aber wo hast du die nur her?'

‚Wo sie gewachsen sind, Kapitän.'

‚Ach, du Schlingel! Einen größeren Gefallen hättest du mir gar nicht erweisen können. Darum fordere, was du willst, mein Sohn! Wenn es in meiner Macht steht, werd' ich es bewilligen.'

‚Ich möchte gern noch einmal nach Hause, eh' ich wie so viele andere von einer Kugel in Stücke gerissen werde,' sagte ich. ‚Ich möchte Weihnachten bei den Meinen in der Provence den Julklotz anzünden.'

‚Weiter nichts?' versetzte er. ‚Reich' mir mal jenes Tintenfaß her!'

Und mein Kapitän Perrin — Gott hab' ihn selig, den guten Mann — nahm ein Stück Papier zur Hand, das ich noch heute habe, und kritzelte darauf das, was ich euch hier sage:

Armee der östlichen Pyrenäen.

Wir, Perrin, Capitaine des Transports Militaires, beurlauben hierdurch François Mistral, braven Soldaten der republikanischen Armee, zweiundzwanzig Jahre alt, Größe fünf Fuß sechs Zoll, Nase gewöhnlich, Mund dito, Kinn rund, Stirn klein, Gesicht länglich rund, und stellen es ihm frei, nach Hause oder durch die ganze Republik oder, wenn es ihm beliebt, auch zum Teufel zu gehen.

Und so kam ich denn eines schönen Weihnachtsabends in Maillane an, ihr Lieben, und ihr könnt euch wohl ungefähr vorstellen, daß alle Welt starr vor Staunen war, und wie man mich umarmte und anfeierte. Aber am nächsten Morgen schickte der Maire zu uns — ich sage euch nicht, wie der prahlerische Schreihals hieß, denn seine Kinder leben noch —, ließ mich vor sich fordern und interpellierte mich, wie folgt: ‚Im Namen des Gesetzes, Bürger! Wie kommt es, daß du deine Truppe verlassen hast?'

‚Das kommt daher,' erwiderte ich, ‚daß ich mit einem Male Lust bekam, das Weihnachtsfest in Maillane zu feiern.'

‚Ach so! Nun, wenn die Sache so liegt, Bürger, dann wirst du nach Tarascon müssen, um dich vor dem Distriktstribunal zu rechtfertigen.'

Ich ließ mich ohne weiteres von zwei Nationalgardisten vor die Distriktsrichter führen. Diese, drei Spitzbubengesichter mit roten Mützen und Bärten, die ihnen bis hier herunterreichten, rollten wild mit den Augen und fragten mich: ‚Wie kommt es, daß du desertiert bist?'

Sofort zog ich meinen Urlaubsschein aus der Tasche und sagte: ‚Hier! Lesen Sie, bitte.'

Kinder Gottes! Das hättet ihr sehen sollen. Kaum hatten sie das Papier gelesen, als sie auch schon aufsprangen und mir die Hand schüttelten. ‚Wackerer Bürger! Wackerer Bürger!' schrien sie alle drei. ‚Geh nur, geh! Mit solchen Papieren in der Tasche kannst du den Maire von Maillane auslachen.'

Und nach dem Neujahrstage hätte ich ja vielleicht noch zu Hause bleiben können, nicht wahr? Aber die Pflicht rief, und ich kehrte wieder zur Armee zurück."

Nun hast du ein getreues Bild von der Familie, lieber Leser, eine Schilderung des einfachen, aber edlen patriarchalischen Heims, in welchem ich groß geworden bin.

Am Neujahrstage — mit dieser Erinnerung wollen wir abschließen — fanden sich frühmorgens ganze Scharen von Kindern.

Greisen, Frauen und Mädchen auf dem Hofe ein und begrüßten uns, wie folgt:

Guten Tag, wir woll'n zu Neujahr gratulieren
Dem Herrn und der Herrin und sa viel der Ihren,
Wie Ihnen der Herrgott in Gnaden beschert.

„Wir danken und wünschen euch auch viel Guies!" erwiderten mein Vater und meine Mutter und reichten jedem als Festgabe zwei lange Brote und ein paar rundliche Brotlaibe.

Nach altem Brauch verteilte man auf diese Weise in unserem wie in vielen anderen Häusern am Neujahrstage zwei Öfen voll Brot an die Armen des Dorfes.

Lebt' ich hundert Jahr,
Sa backt' ich hundert Jahr,
Und gäbe hundert Jahr den Armen.

Diese Worte kehrten jeden Abend im Laufe des Gebetes wieder, das mein Vater vorm Schlafengehen zu sprechen pflegte. Und bei seiner Beerdigung konnten die Armen mit vollem Recht klagen und sprechen: „So viel Brote er uns gegeben hat, so viel Engel mögen ihn in den Himmel geleiten. Amen!"

Die drei Spinnerinnen

Was sinnst du, Schwarze? — Was sall ich sinnen?
Des Freiers denk' ich, da fragst du noch?
Und sall ich ein ganzes Jahr lang spinnen,
Einmal kammt er dach.

Was sinnst du, Braune? — Was sinnt ein Mädchen?
Jede Mätzin will ihren Matz.
Alle Tage sa schnurrt mein Rädchen
Und mehrt meinen Hachzeitsschatz.

Was sinnst du, Blande? — Des Einen denk' ich,
Spinn' ich beim Kerzenschein.
All meine junge Liebe schenk' ich,
O Gatt, in den Wind hinein.

Den Wind laß nur varüberwehen,
Tritt unverhofft ein Freier ein.
Ich bitt' dich, du wallest mit mir gehen,
Mein lieber Schatz nun sein.

Was soll dann aus meinen Schwestern werden?
Die neiden es mir Tag und Nacht.
Denen wird wahl in der kühlen Erden
Ihr Hachzeitsbett gemacht.

Und sallen sie ihr Bettlein haben
Wohl unter Veilchen und grünem Kraut,
Viel lieber lieg' ich bei meinem Knaben
Als rasenrate Braut.

Gustav Falke

Hans Olde: Auf Bergeshöhen. Zu Prof. Otto Eggeling: Hans Olde.

Digitized by Google

Elbrus (5629 Meter).

Hochgebirgsfahrten im Kaukasus

Von Freiherrn Max von Thielmann

(Im Anschluß an Moritz von Déchy, Kaukasus; Berlin, Dietrich Reimer; drei Bände)

Ein Jahrhundert ist verflossen, seit Humboldt die Eindrücke, welche die Wundernatur ferner Tropenländer seinem Geist eingeprägt hatte, der Heimat in den feinsinnigen „Ansichten der Natur" schenkte. Mutet die Gestalt des Büchleins, in dem erläuternde Anmerkungen die Darstellung selber weit überwuchern, den heutigen Leser auch fremdartig an, so bleibt es doch mit seiner tief empfundenen Naturfreude für alle Zeit ein Vorbild und eine Anregung. Die bewußte Freude an der Natur ist für weitere Kreise überhaupt ein Kind der jüngeren Menschenalter; erst das empfindsame achtzehnte Jahrhundert gab sich ihr gern hin, und Humboldt war der erste, der uns den Zauber in der Gestaltung ferner, kaum bekannter Länder hat ahnen lassen. Aber nur ahnen — denn wenn seine Worte die Bilder, an denen er sich dort erfreute, dem Leser auch warm und poetisch vor die Seele führen, so fehlte seiner Hand doch ein Mittel, welches dem Auge das Bild ebenso nahe gebracht hätte wie seine Worte der Seele. Was Maler und Zeichner damals in der Wiedergabe neuer, unserem Auge fremder Welt leisteten, belächeln wir heute mit Recht; ihre Abbildungen aus dem Urwalde, der Palmenlandschaft und sonst aus fernen Geländen muten uns gekünstelt und unwahr an wie arkadische Schäfer und Schäferinnen. Als erster Pionier lebenswahrer und gleichzeitig künstlerischer Darstellung aus den Tropen und aus dem damals noch sagenumwobenen Japan folgte ein halbes Jahrhundert nach Humboldts großer Reise ein deutscher Zeichner seiner Spur; in gleicher feinsinniger Naturfreude und mit vollendeter Kunst der Auffassung geben die Werke von A. Berg uns Stimmungsbilder aus strotzenden Urwäldern und aus lichten Palmenhainen, dichterisch schön und dabei treu wie das beste Lichtbild. Aber seine Zeichnungen bleiben in den Schränken der Museen dem größeren Kreise verschlossen.

Die Photographie hat hier ein neues Gebiet erschlossen. Keineswegs aber mit einem Schlage. Erst galt es, durch Jahrzehnte das

gläserne Auge der Linse bis zur jetzigen Höhe zu vervollkommnen, die Trockenplatte dem Reisenden handlich und verläßlich zu machen, die Wiedergabe des Bildes im Druck auszugestalten, vor allem aber künstlerische Photographen zu erziehen. Wem die Musen nicht die Gabe feinsinniger Naturempfindung in die Wiege gelegt haben, der wird mit dem besten Handwerkszeug nie oder nur zufällig einmal ein lebenswahres Stimmungsbild der Natur auf die Platte bannen. Das eine verlangt grelles Licht und gestochene Schärfe, das andere milde Beleuchtung und sanftes Verschwimmen der Umrisse. Der Reisende in fernen, oft in wilden Ländern kann Ort, Zeit und Licht aber nie zwingen, er muß aus dem Vorhandenen mit schneller Tat das herausgreifen, was die Wiedergabe lohnt, und was er der Sekunde nicht hat abringen können, bringt keine Ewigkeit ihm zurück.

Ein Werk sei hier genannt, welches die verflossenen zwei Jahre uns gebracht haben: der Kaukasus von Moritz von Déchy. Was dieser in den sagenumwobenen Höhen des Kaukasus suchte und unter Mühen, Entbehrungen und Gefahren fand, hat er den Freunden der Natur in dem schönen Werke zum mühelosen Genusse geschenkt. Ob allen Lesern? Jedenfalls allen denen, die Liebe dazu haben. Die anderen mögen die Bände als hübsche Bilderbücher betrachten, denn wem die Natur nur ins Auge dringt, nicht ins Herz, dem sagt die reichste Schilderung ebensowenig wie das beste Bild. Auch die Leistungen der Lichtbildkunst haben ihre Grenzen. Die Farbenphotographie steckt noch in den Kinderschuhen, und es werden sicher noch Menschenalter vergehen, ehe sie eine lichtdurchflutete Meeresküste gleich warm wird wiedergeben können wie ein Claude Lorrain oder den düsteren Ernst wolkenschwerer Landschaft wie Ruysdael. Was Photographie heute aber bestes vermag, das findet sich in den mehr als vierhundertfünfzig Abbildungen der ersten beiden Bände und zu einem großen Teil in dem jeder anderen Wiedergabe künstlerisch weit überlegenen Kupferdruck (Heliogravüre). Nicht weniger als achtzehn Rundsichten in doppelter Größe des Buches zeigen das Gelände und seine Gliederung. Auch die Sprache des Werkes steht auf der gleichen Höhe; sie ist warm und reich, wo Bilder aus der Gletscherwelt der Höhen und aus der Waldespracht der Täler zur Schilderung anregen; knapp, wo die tausend nebensächlichen Dinge solcher Fahrten den Leser ermüden würden. Das Werk ist aus einem Gusse geschrieben, wenngleich nicht weniger als sieben Kaukasusfahrten sein Gerüst bilden.

Urwald im Quellgebiet der Großen Laba.

Noch heutzutage ist der Kaukasus unwirtlich. Mögen Eisenbahnen seine Vorberge im Norden und im Süden umgürten, mag der Reisende schon nach viertägiger Fahrt von Deutschland seinen höchsten Gipfel, den Elbrus, von der Steppe aus erblicken, mögen ganze Gesellschaften mit Cook und Stangen vom Schwarzen Meer aus die herrlichen Wälder Mingreliens und Imeretiens besuchen: das Hochgebirge bleibt unnahbar für jeden, der nicht große Mühen und Strapazen auf sich nimmt. Nur von der grusinischen Heerstraße aus, der einzigen stets fahrbaren Verbindung über das Gebirge, erblickt man zweimal auf kurze Strecken in der Nähe den gewaltigen Stumpfkegel des Kasbek. Sonst sind den firntragenden Riesen der Hauptkette andere Längsketten vorgelagert, wie fast überall auf der Südseite, oder man erreicht ihren Fuß erst nach mehrtägiger Wanderung durch eintönige, zum Teil kahle Täler von Norden aus. Seit mehr als drei Jahrzehnten ist zwar die russische Generalstabskarte der gesamten Kette

Kette des Tschatyntau und Schcheldygletscher.

vollendet; allein die eigentliche Bergwelt ist in ihr so stiefmütterlich behandelt und vielfach so fehlerreich wiedergegeben, daß erst die seit Jahren im Gange befindliche Neuaufnahme Brauchbares für den Bergsteiger erhoffen läßt. So ist das Hochgebirge bis jetzt von wenigen betreten worden. Als erste Pioniere kamen zu Ende der sechziger Jahre drei Engländer; der bekannteste unter ihnen, Douglas W. Freshfield, hat unlängst in dem Prachtwerk „The exploration of the Caucasus" die Bergfahrten des ersten Vierteljahrhunderts zusammengefaßt. Dies ist das einzige, übrigens auf den Teil der Hauptkette zwischen Elbrus und Kasbek beschränkte Werk, dessen Ausstattung mit Abbildungen sich mit Déchys Buch vergleichen läßt. Auch Freshfield gibt viele Abbildungen in Kupferdruck, meist nach den vorzüglichen Aufnahmen des Italieners Vittorio Sella, einige nach Déchys Aufnahmen. Erfreulich ist, daß die Druckplatten für das englische Werk nach italienischen Aufnahmen durch die Berliner Weltfirma Meisenbach, Riffarth u. Co. hergestellt wurden. Besseres wird anderswo nicht geleistet. Was an Freshfields Werk den Leser stört, ohne daß den Verfasser eine Schuld träfe, ist die Verschiedenheit der Quellen. Das Buch ist nur zum Teil aus seiner eigenen Feder geflossen; große Abschnitte stammen von anderen Reisenden. Wenn auch das gleiche Ziel, die Erforschung der Gletscherwelt des Kaukasus, sie alle geleitet hatte, so leidet doch die Einheitlichkeit der Auffassung, und das muß den Leser stören. Ein drittes Werk, in deutscher Sprache,

ist vor wenigen Jahren aus der Feder des Professors Merzbacher erschienen: die zwei starken Bände „Aus den Hochregionen des Kaukasus“ bringen eine Fülle anziehenden Stoffes nicht zum wenigsten dadurch, daß Merzbacher einige Teile des Hochgebirges durchforschte, die andere nicht betreten haben; allein die zahlreichen Abbildungen sind nicht nach den photographischen Platten, sondern nach Durchzeichnungen von diesen in Lichtdruck wiedergegeben. Das mindert den Eindruck, wenn es auch für den geologischen Fachmann die Gliederung vielleicht bequemer hervortreten läßt. Außer diesen drei großen Werken — Freshfield, Merzbacher, Déchy — gibt es kein neueres und nicht gar viele ältere, welche dem Leser die dortige Hochgebirgswelt anschaulich vor die Augen führten. Auch ist die Zahl derjenigen, welche aus Forschungsdrang oder aus Freude an der starren Hoheit der Gletscher und Firne in jene Gebiete vordrangen, in den vierzig Jahren seit Freshfields erster Reise nicht gerade groß gewesen. Ungerechnet die russischen Offiziere, welche ihr Amt zu Vermessungen dorthin führte, mögen es in den vierzig Jahren kaum mehr als zweihundert gewesen sein, vielleicht weniger. Was ist das gegenüber den Scharen, die jeden Juli und August die Gipfel der Alpen unsicher machen!

Für das kaukasische Hochgebirge ist die günstige Reisezeit kurz, und selbst in den besten vielleicht sechs Wochen kann unendlicher Regen und Sturm alle Pläne zunichte machen. Die Unterkunft ist meist traurig, Zeltlager in Sturm und Kälte bei Hochwanderungen nicht zu umgehen, die Bevölkerung keineswegs immer gastfreundlich, Führer sind nicht zu finden, da kein Eingeborener, auch nicht ein Steinbockjäger, gern das Firngebiet betritt, und die Verpflegung beschränkt sich oft durch Wochen auf die mitgeführten Vorräte. Dazu kommt, daß in den üppig-reichen und malerischen Waldtälern der Südseite im Sommer das Fieber lauert, daß die Verschiedenheit der Sprachen nur zu oft jede Verständigung ausschließt, und daß das kleinste Mißgeschick, das in den Alpen vielleicht einige Tage verlieren ließe, dort den Erfolg einer teuren Reise in Frage stellt. Ein vom Pferdewärter vergessener Packsack, eine auf der Landstraße im Tiefland gebrochene Achse genügen dazu. Und doch kann der Schreiber dieser Zeilen, der selbst bei herrlichstem Sommerwetter die Pracht der swanetischen Hauptkette mit ihren kühnen Gipfeln, ihren Firnen und gewaltigen Gletschern geschaut hat, im Grunde umrahmt von der strotzenden Fülle der Nordmannstannen, der in den tieferen Tälern alte Burgen und Klöster hat aus dem Grün der Eichenwälder und Lorbeerbäume aufragen sehen, der mit grusischen Edelleuten kachetischen Wein aus Hörnern getrunken hat, jedem Freund der Berge nur zurufen: Gehe zum Kaukasus!

Von der Straße von Kertsch, dem Eingang zum Asowschen Meer, bis zu den Naphthafeldern von Baku am Kaspischen Meer ist der Kaukasus um ein geringes länger als die Alpenkette von Nizza bis zum Semmering. Aber ungleich verschiedener als dort ist in seinen Teilen die Gestaltung der Bergwelt und der Vorlande im Norden und Süden. Im Norden bald fruchtbare, bald öde Steppe, von niedrigen Rücken durchzogen, streckenweise mit langen Reihen vorgeschichtlicher Hünengräber besetzt, im Süden am Schwarzen Meer und im Gebiet des Ingur und des Rion, dem Lande des Goldenen Vliesses, fruchtbares, bebautes Land und herrliche Laubwälder, weiter im Osten abwechselnd reiche Täler, in denen der von Bodenstedt besungene kachetische Wein wächst, bald kahle Steppe. Auch im Gebirge selber die schroffsten Gegensätze: der Westen auf beiden Abfällen dicht bewaldet, weiterhin vielfach kahl, das zum Kaspischen Meer abfallende, wild zerrissene Hochland Daghestan, Schamyls Heimat, fast baumlos.

Die Bevölkerung ist nicht minder bunt. Am Schwarzen Meer saßen einstmals die vielen kleinen Tscherkessenstämme und die Abchasen; sie sind fast bis auf den letzten Mann ausgewandert. Dann sitzen, nach Osten fortschreitend, in den nördlichen Tälern Tataren am Fuß der höchsten Berge, an den südlichen Abhängen christliche Swaneten, ein seit dem Mittelalter von aller Welt abgeschlossener und wieder verwilderter Volksstamm, und die Mingrelier und Imeretier. An der grusinischen Heerstraße hausen Osseten, und östlich von ihnen drei kleine christliche Stämme, die Pschawen, Chewsuren und Tuschen, in ihren schwer zugänglichen Tälern abgesondert und eigenartig wie zur Zeit der Kreuzzüge. Der Reisende, der in ihr Gebiet eindrang, konnte noch jüngst Harnisch und

Im Tschimisgletschertale.

Helmkappe tragen sehen. Unzählig ist dann weiter im Osten das Gewirr der mohammedanischen Stämme bis zum Kaspischen Meer. Gleichartig in ihrer Erscheinung und in ihren Sitten, aber verschieden in Sprache und wohl auch in Herkunft. Oft ist in den Bergen eine den Nachbarn unverständliche Sprache auf wenige Dörfer beschränkt, während im weiten Tal der Kura das Tatarische vorherrscht, das auch von den Bergvölkern vielfach verstanden wird.

Kein Forscher und Reisender kann in seinen Schilderungen allen diesen Dingen gerecht werden, und der fleißigste Leser kann nicht aus einem Werke auch nur mehr als einen notdürftigen Überblick über diese eigene Welt gewinnen. Wenn es aber ein Buch gibt, das für einen Teil des Kaukasus, und zwar für das eigentliche Hochgebirge, dem Leser in Wort und Bild anschaulich und getreu vor Augen führt, was alles Schönes und Herrliches dort zu finden ist, so ist es sicher das von Déchy. Und wenn keiner besser als Bodenstedt den Zauber des Lebens „am rauschenden Kur" hat besingen können, so gebührt Déchy das Verdienst, den Zauber

der kaukasischen Berge uns nahegeführt zu haben. Kein Buch kann allem gerecht werden, und der Verfasser hat sich deshalb weise auf das beschränkt, was er selber gesehen und erlebt hat; der ganze Kaukasus erfordert nicht ein Buch, sondern eine Bücherei, und selbst diese würde ohne lebende Bilder unverständlich bleiben.

Allmählich steigt der Kaukasus vom Asowschen Meer gegen Osten an; dichte, pfadarme Wälder bedecken das einst von Tscherkessen bewohnte Land, jetzt fast menschenleer, schwer zugänglich und selten besucht. Erst im Norden des Hafenortes Suchum Kaleh erhebt sich die Hauptkette zum ewigen Schnee, und dort beginnt das Gebiet, das Déchy und andere Forscher sich zum Ziele nahmen. Um an der Hand der Karte einen ungefähren Überblick zu gewinnen, sind einige Zahlen unerläßlich; sie brauchen zum Verständnis aber nur in ganz runden Maßen gegeben zu werden. Von der Meerenge von Kertsch bis zum ewigen Schnee sind über fünfzig deutsche Meilen; diese Strecke scheidet hier aus, weil Déchy sie nicht betreten hat. Ebensowenig ist sie, außer etwa in russischer Sprache, in neuerer Zeit von anderen beschrieben worden. Dann folgt bis zum Elbrus ein wildes Gebirge mit Hochgipfeln von etwa fünfzehn deutschen Meilen Länge, das Déchy auf mehreren Pässen überquert hat, und von dessen großartiger Einsamkeit er schöne Bilder gibt. Hier hausen in den dichten Wäldern der Nordseite die letzten Reste des Wisent, allein bereits so spärlich, daß die Jäger eines russischen Großfürsten, der in diesen Wildnissen das Weidwerk pflegt, nur selten ein Stück zu sehen bekommen. Nun sind wir an dem Bergknoten, wo nach Norden ein Sporn sich abzweigt, in dem König des Kaukasus, dem 5629 Meter hohen Elbrus gipfelnd. Hier beginnt die kaukasische Schweiz, denn auf fast zwanzig deutsche Meilen reiht sich jetzt Gipfel an Gipfel und Firn an Firn, und gewaltige Gletscher senken sich herab nach Norden in die Täler der Tataren und nach Süden zu den Swaneten. Hier liegt das eigentliche Feld der Bergsteiger; hier haben zuerst die Engländer, dann auch Deutsche, und nicht zum wenigsten der Ungar Déchy selber einen Gipfel nach dem anderen bezwungen und einen Gletscherpaß nach dem anderen überschritten. Hier ragt in unvergleichlicher Wildheit das kaukasische Matterhorn Uschba, hier blendet das Auge die kaukasische Jungfrau Tetnuld, und noch manch anderer Gipfel überragt die Höhe des Montblanc. Auch fehlt nicht die Stelle, von der das Auge mit einem Blick diese Herrlichkeiten überschauen kann. Südlich der Hauptkette zieht hier das Lailagebirge mit dem im Sommer leicht gangbaren und von der Stadt Kutais (an der Eisenbahn im Süden gelegen) in drei Tagen unschwer erreichbaren Latparipaß. Dort kann der Wanderer, der einige unbequeme Nachtlager nicht gescheut hat, ohne Mühen und Gefahren einen Blick in die Gletscherwelt tun, dem kein Blick in den Alpen auch nur entfernt nahekommt. Es ist begreiflich, daß diese Strecke, vom Elbrus bis zum Mamissonpaß im Osten, am häufigsten besucht und geschildert worden ist. Freshfields Werk beschäftigt sich mit ihr fast ausschließlich, in Déchys Buch und auch bei Merzbacher nehmen ihre Gipfel und Gletscher einen breiten Raum ein, und wer eine Bergfahrt in den Kaukasus antritt, wird immer zuerst an Swanetien denken.

Prinzessin Urusbiew. (Bergtatarin.)

Koschtantau und Ullu-auz-(Dumala)Gletscher.

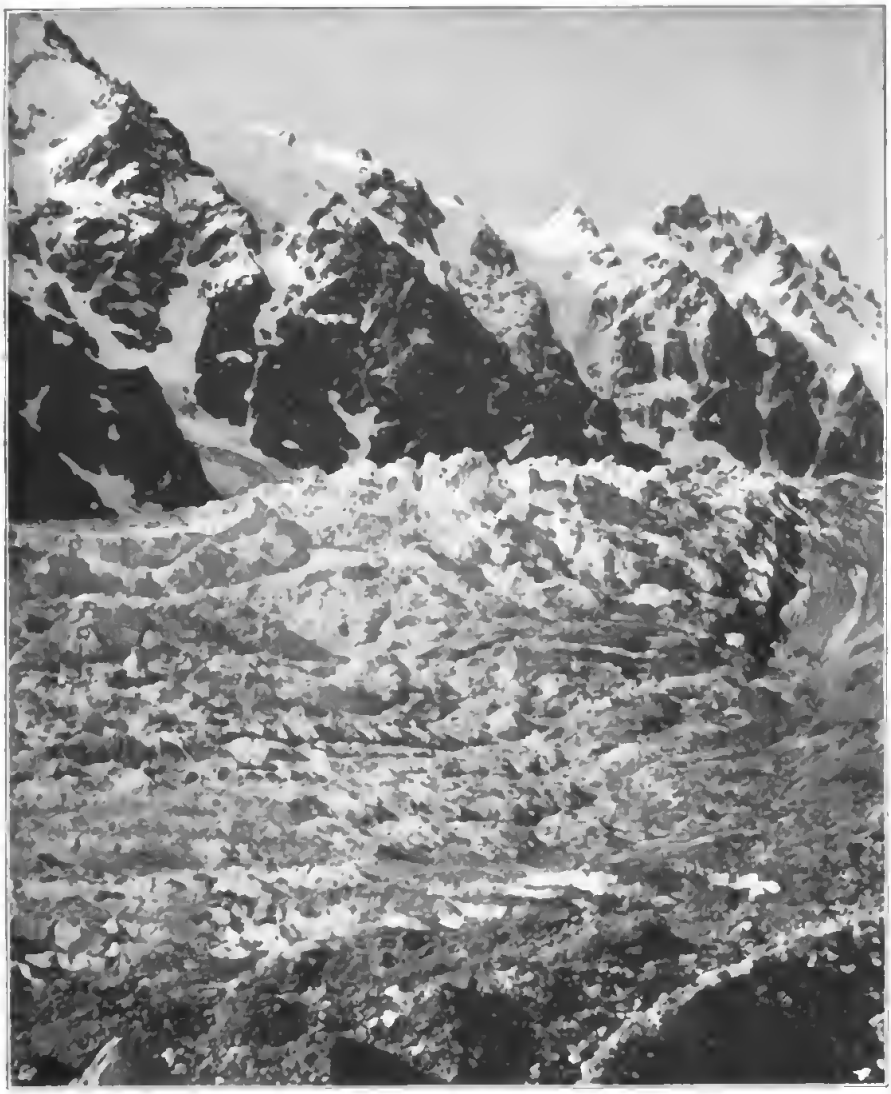
Östlich vom Mamissonpaß stehen im Lande der Osseten einzelne hohe Gipfel, mit Einsenkungen dazwischen, bis zum Kasbek. Die Strecke von rund zehn deutschen Meilen ist seltener bereist worden; nur der Kasbek selber, hart über der grusinischen Heerstraße gelegen und in seinen unteren Teilen vom Tereltal unschwer zugänglich, hat die Bergsteiger stets herausgefordert und wurde mehrfach bezwungen, wenngleich sein Gipfel, über 200 Meter höher als der Montblanc, nicht ohne Gefahr zu erreichen ist. Hier, an der grusinischen Heerstraße, die längs des Terek durch die berühmte Engschlucht des Dariel ansteigend den Kreuzbergpaß erreicht und nach Süden auf Tiflis zu führt, hört wieder das Gebiet der Bergfahrten auf. Nicht daß die Berge fehlten; die rund siebzig deutschen Meilen von hier bis zum Kaspischen Meer bergen im Lande der Pschawen, Chevsuren und Tuschen die schneeigen Gipfel des Tebulos und der Donosberge, an deren Nordfuß Tschetschenzen wohnen; sie bergen weiter im Lande der Awaren die wildgroßartige Bogosgruppe und noch weiter östlich, bei den Kürinern, den letzten großen Schneeberg Basardshusi. Allein diese drei Firngebiete sind fast noch schwerer zugänglich als die swanetischen Berge und sind voneinander durch minder anziehende Strecken geschieden. Engländer haben sie überhaupt nicht besucht; Déchy und Merzbacher scheinen die einzigen Wanderer aus dem Westen gewesen zu sein, die in ihre Wildnisse vordrangen.

Sieben sommerliche Fahrten zum Kaukasus bilden das Gerüst von Déchys Buch. Sie sind in den ersten zwei Bänden laufend wiedergegeben; doch wenn auch manche Strecken, wie vor allem Swanetien, wiederholt bereist wurden, so geht durch das Werk doch ein roter Faden einheitlicher Auffassung und Schilderung, so daß die Aufmerksamkeit des Lesers stets gefesselt bleibt, nicht zum wenigsten durch die trefflichen Bilder, mögen diese nun Firnfelder und Gletscherabstürze oder ein liebliches Waldtal darstellen oder eine tatarische Fürstentochter in vollem Schmuck oder wild ausschauende Bergbewohner. Der dritte, jüngst erschienene Band enthält die reichen wissenschaftlichen Früchte der Reisen: ihm werden die meisten Leser fremder gegenüberstehen, so vieles er auch für Fachleute

bietet. Er soll deshalb hier nur erwähnt werden, um so mehr, als man die beiden ersten Bände für sich allein kaufen kann. Die nachfolgende Anführung des Wichtigsten aus dem großen Werke ist weit davon entfernt, vollständig zu sein; ihr Zweck ist, in kurzen Umrissen zu zeigen, was ein Freund der Berge in dem Buche zu finden sicher ist. Sie folgt deshalb nicht den einzelnen Reisen, sondern faßt für jedes der Hauptgebiete zusammen, was der Verfasser an Arbeit und Gefahren in Schnee und Eis, an Wanderungen in waldgeschmückten lieblichen Tälern uns bietet, und was er in vollendetster Wiedergabe der Natur und der Menschen im Bilde uns vorführt. —

Dreimal hat Déchy das Gebiet westlich vom Elbrus betreten und hat das Hochgebirge auf mehreren Pässen durchquert. Von diesen ist nur einer gut gangbar und dient dem herzlich geringen Verkehr zwischen Norden und Süden, sonst ist hier menschenleere Wildnis. Die Tschertessen und Abchasen sind zum größten Teil nach der Unterwerfung ihrer Stämme in den sechziger Jahren, einige Überbleibsel nach dem Balkankrieg der siebziger Jahre ausgewandert, wenige mögen im Lande versteckt geblieben sein; Déchy wurde vor ihnen als Dieben gewarnt. Ein Land so groß wie Thüringen liegt jetzt öde, von Wäldern und Bergtriften bedeckt, die kein Arm nutzt, und wo keine Herde weidet. Es ist schade um die tapferen Stämme; aus ihnen hätte ein gut verwaltetes Land viel Nutzen ziehen können, denn wo sie in Kleinasien angesiedelt worden sind, ursprünglich nicht viel unter einer halben Million Menschen, von denen aber so mancher verdorben und verkommen sein mag, haben sie sich als tüchtige Ackerbauer gezeigt, wenn ihre neuen Nachbarn zuerst auch mit Recht über ihre Lust an Raub und Diebstahl klagten. Nur denke man sich die junge Tschertessin nicht als ein zartes Wesen mit Glutaugen und einer Laute in der Hand. Der Schreiber dieser Zeilen hatte einst in Kleinasien das Glück, unerwartet dreihundert tscherkessische Mädchen und Frauen auf einem Volksfest unverschleiert zu sehen; es waren blonde und braune darunter, stämmig wie deutsche Dorfjugend, frisch und rosig, und hätten sie schwäbische oder bayerische Tracht getragen, so würde man ihnen die Herkunft schwerlich angemerkt haben. Was Déchy in ihrer alten Heimat von Bergen der Hochkette sah, geben seine Abbildungen wieder; ihre Namen hat er mit wenigen Ausnahmen selber nicht erfahren. Hier zog er auf seiner siebenten kaukasischen Reise zum letztenmal von den Steppen des Nordens zum Schwarzen Meer, und kaum eine andere seiner Wanderungen hat ihm das Bild der Urwildnis so vor Augen geführt wie diese. Tagelang hatte er in der letzten Kosakenstanitza der Nordseite zu warten, ehe er Pferde erhielt und Führer, wenigstens soweit der Weg bekannt war. Kein Mensch kannte den Übergang vom Tal der Laba über das Gebirge; alle hielten den Versuch für aussichtslos. Aber seine Zähigkeit siegte, und nach tagelangen Wanderungen im pfadlosen Urwald, dem Jagdrevier eines russischen Großfürsten, reich an Rotwild und Bären, die letzten Reste des kaukasischen Wisent bergend, gelangte er endlich an die Hauptkette, die der Baumwuchs ihm bis dahin verborgen hatte. Er überschritt sie auf dem Zagerkerpaß und betrat eines der Täler, die zum Schwarzen Meere führen; mingrelische Sennen waren die ersten Menschen, die ihn aufnahmen und mit Eiram, saurer Milch, der Hauptnahrung der kaukasischen Hirten, labten.

Ein überreicher Wuchs füllt diese Täler an der Südlehne der Hauptkette, soweit ihre Wasser zum Schwarzen Meer abströmen. Zuerst gewahrt das Auge die Birke, ihr folgen Kiefer und Tanne und bald die Laubbäume. Zwischen den dichtgedrängten Stämmen riesiger Nordmannstannen, die an Böcklins „Waldesschweigen" gemahnen, zeigt sich schon vereinzelt der Lorbeer, zuerst in bescheidenen Büschen, tiefer im Tal als Baum in mannsdicken Stämmen. Alle unsere heimischen Bäume sind hier in üppigstem Wuchs vertreten, in den mittleren Lagen der Ahorn, die Buche, Esche, Ulme und Linde, tiefer vornehmlich die Eiche und ganz im Tiefland der baumartige Buchs, dem wir unsere Kegelkugeln verdanken. Und die Lichtungen sind bedeckt mit Gräsern und Doldenträgern, in denen der Fußgänger verschwindet, und über die der Reiter kaum hinausschaut. Begeistert spricht Déchy von der Blütenpracht im Frühsommer; Verwandte unserer heimischen Alpenblumen zeigen sich auf den Bergmatten nicht allein in Fülle, sondern jede einzelne die unserigen an Größe und Kraft weit über-



Der Eisfall am Zeigletscher.

ragend. Auch die Früchte fehlen nicht, und dankbar konnten die Wanderer im Hochsommer ihr karges Mahl mit ganzen Schüsseln mühelos gepflückter köstlicher Himbeeren würzen. Viele von Déchys Abbildungen geben von dem Waldeszauber der Täler Kunde; sie zeigen, wie er selber die Anmut des Landes nicht minder würdigte als das Hoheitsvolle von Gipfeln und Gletschern. Engländer scheinen anders besaitet zu sein; das Kraxeln ist ihnen vornehmlich Sport, und wenn sie an anderen schönen Dingen nicht gänzlich achtlos vorübergehen, so findet man in ihren Berichten doch nur selten ein anerkennendes, geschweige denn ein begeistertes Wort für das Veilchen, das auch ihnen am Wege blüht. Die Abbildungen in Freshfields Werk machen eine rühmliche Ausnahme von dieser Regel; der Italiener Vittorio Sella hat ihm mehr als eine schöne und stimmungsvolle Aufnahme aus der Welt dieser zauberhaften Täler geliefert.

Dorf Schatil in Chewsurien.

Ganz anders geartet als die Wildnis im Westen ist das Hochgebirge der kaukasischen Schweiz vom Elbrus zum Mamissonpaß. Unbetreten war und ist hier noch vieles, unbekannt nichts. Die Tataren im Norden, die Swaneten im Süden sind tüchtige Berggänger, und zwischen ihnen hat stets Verkehr geherrscht, wenn auch nicht immer ein freundschaftlicher; Raubzüge und selbst Schlachten haben die Gletscherpässe gesehen. Hier ist der englische und der deutsche Forscher schon bekannt; seit Jahrzehnten wird die Gastfreundschaft gerühmt, die der tatarische Fürst von Urusbiew am Fuße des Elbrus den Fremden angedeihen läßt. Fürsten gibt es freilich im Kaukasus in Menge: als Rußland die Herrschaft ergriff, entschädigte es die Landherren in Grusien, Imeretien und Mingrelien und bei anderen Völkern für den Verlust mancher angestammten oder angemaßten Rechte durch stillschweigende Duldung eines Titels, der bei uns viel besagt und dort in der Tat herzlich wenig bedeutet. Es gibt wohl einige reiche Fürsten unter diesen, die meisten sind kleine Gutsbesitzer oder arme Ritter. Der Fürst von Urusbiew indessen ist tatsächlich noch der Grundherr im oberen Tal des Baksan, und seine Gastfreundschaft ist so fürstlich, als die Vorräte eines Bergtales am Fuße des Elbrus gestatten; Messer und Gabeln gehören nicht dazu. Fürstlich ist auch das Bild einer Prinzessin aus seinem Hause, die Téchy unverschleiert in vollem Staat aufnehmen durfte. Das feine Gesicht und die vornehme Haltung des jungen Mädchens mit ihrem eigenartigen Kopfputz ist eine der reizvollsten Beigaben des Werkes. Der Schleier wird keineswegs ausdrücklich vom Koran geboten, die Stelle des Gesetzes sagt nur allgemein, daß die Frau „ihren Schmuck nicht preisgeben soll". Eine Türkin oder Perserin der Städte wird freilich der Fremde nie ohne Schleier sehen; die Beduinenfrau, die Kurdin und eine Frau aus den Bergvölkern denkt nicht daran, ihr Gesicht vor dem Fremden zu verhüllen, und sie ist darum nicht minder gute Mohammedanerin als jene.

Eigenartig muten den Wanderer die Dörfer der Swaneten an. Ein jedes Gehöft besitzt einen gewaltigen, viereckigen Turm bis sech-

Schlucht des Andischen Koissu bei der Schomündung.

zig Fuß Höhe und mehr. Bald stehen die Höfe gesondert, bald treten sie zu Gruppen zusammen, und in manch größerem Dorf kann man über fünfzig Türme zählen. In den Turm zog sich der Bauer zurück, wenn Blutrache sein Leben bedrohte, und verblieb darin, sicher vor Pfeilen und Kugeln, bis die Schuld durch Wergeld gesühnt oder Gras darüber gewachsen war. Die Ortschaften im oberen Ingurtal erkennen keinen Fürsten an, und jede Gemeinde sucht ihr eigenes Recht. Sie hielten auch selten dauernde Freundschaft miteinander; Fehden und Belagerungen waren gewohnte Dinge, bis in neuerer Zeit die Regierung eine kleine Schutztruppe entsandte, die auf Ruhe hält. Die Türme aber stehen noch heute, aus Bruchsteinen fest gefügt, und werden sicher noch manches Jahrzehnt überdauern. In Téchys Abbildungen der turmgekrönten Gehöfte von Mestia und von Adisch wird man unwillkürlich an die trotzigen Kastelle auf den Bildern der frühitalienischen Schulen erinnert. Und trotzig wie sein Turm ist der Swanete selber. Kirchen aus dem Mittelalter, zum Teil noch im Besitz ihrer alten Geräte und Bilder und gefüllt mit

Aul Tindi.

Mengen von Steinbockshörnern als Opfergaben, zeigen zwar, daß schon früh das Christentum hier Einzug gehalten hat; Jahrhunderte von Abgeschlossenheit haben die alte wilde Sinnesart aber nicht erlöschen lassen, und kaum ein Reisender hat das Land betreten, der nicht mit der Raublust des Volkes, mit seiner Ungastlichkeit und Roheit unliebsame Bekanntschaft gemacht hätte. Wenn nur wenigstens ein im Winter gangbarer Weg nach Swanetien führte, könnte es wohl besser stehen, denn arm brauchte das Volk nicht zu bleiben; Déchys Schweizer Führer meinten als Kenner, die herrlichen Bergweiden des Tales könnten das Dreifache von Vieh und mehr ernähren, als der Bauer jetzt sein eigen nennt.

Hier ist das Paradies des Bergsteigers. Viermal hat Déchy dieses Bergland besucht, zweimal Freshfield, und hierher richtet jedermann zuerst seine Schritte, der einen Eispickel führt. Alle höchsten Gipfel sind schon erklommen, der König des Landes, Elbrus mit seinem Doppelgipfel, der blendend weiße Tetnuld, die jähen Felsriesen Dychtau und Koschtantau. Nur der wildeste von allen, Uschba, trotzte lange allen Versuchen. Déchy ist an ihm gescheitert und viele andere. Die prächtigen Abbildungen dieses Matterhorns in Déchys Buch lassen wohl jeden Leser einen leichten Schauder überlaufen, wenn er ermißt, wie diese glatten und fast senkrechten Wände überwunden werden sollen. Und doch wurde der Koloß bezwungen; im Sommer des Jahres 1903 haben deutsche Bergsteiger als erste auf seinem Doppelgipfel gestanden — der kühnste Erfolg im Kaukasus! Aber wenn auch die höchsten Spitzen schon betreten sind, und wenn die zahlreichen Gletscherpässe zwischen Süden und Norden wohl alle schon überschritten wurden, so bleiben doch Dutzende von Gipfeln über Fels und Firn noch zu erklimmen, und für die Wagelust kommender Geschlechter ist reichlich gesorgt.

So überreich ist hier die Fülle dessen, was Déchy in Wort und Bild bietet, daß nur drei Fahrten erwähnt werden sollen: der Elbrus, der Zaunerpaß am Tetnuld und der Gletscherwall von Besingi; die dem Werke beigegebene Karte ist dem Leser ein guter Führer. Die Ersteigung des Elbrus, den Déchy auf einer anderen Reise rings umgangen hat, wird von Urusbiew unternommen, wo die Gastfreundschaft des Fürsten nicht allein die Beschaffung der Vorräte ermöglicht, sondern mehr noch, dem Reisenden das schlimmste Kreuz des Kaukasus, die Gewinnung von Trägern, erleichtert. Alle Berichte stimmen darin überein, daß endlose Plagen vorhergehen, ehe die Träger gesichert und in Gang gesetzt sind; hat dagegen der Marsch erst begonnen, so sind sie willig und brauch-

bar, solange nicht der Firn betreten wird. Hier versagen sie wieder, denn sie sind nicht gewohnt, am Seil zu gehen, und scheuen begreiflicherweise die Spalten. Ein einzelner kann deshalb der Mitnahme eines Alpenführers schwer entraten. Das hat aber auch seinen Haken; unsere Alpenführer, mögen sie Schweizer oder Tiroler sein, sind gewohnt, nach Tagen der Mühe und Gefahr, nach Nächten auf dem Fels oder unter dem Zelt wieder im Gasthause gemächlich die Glieder zu strecken und bei reichlicher Kost neue Kräfte zu sammeln. Das kann ihnen im Kaukasus selten geboten werden. Sie sind auch nicht gewohnt, mit Leuten fremder Sprache und fremder Denkart so zu verkehren, wie der Gebrauch des Landes es einmal erheischt, und bei den unausbleiblichen Mißgeschicken sinkt ihr Seelenzustand deshalb leicht tiefer, als dem Reisenden lieb ist. Auch scheint ihre Widerstandskraft gegen die Einflüsse des Klimas häufig weit geringer zu sein, als ihr stämmiger Körper vermuten läßt. Das Land selber bietet weglundige Führer nur für die häufiger begangenen Gletscherpässe, und auch solche sind nicht immer zu finden. Déchy hat die Besteigung des Elbrus mit zwei Schweizer Führern unternommen. Zuerst wurde ein Lager am Kosch Asau in einer Talschlucht oberhalb Urusbiew bezogen und in diesem besseres Wetter abgewartet. Ein zweites Hochlager, bei 3600 Metern, folgte diesem, und erst am dritten Tage der Besteigung konnte der Gipfel erreicht werden, 5629 Meter über dem Meere und mehr als 4100 Meter über Urusbiew. Am letzten Tage hatte Déchy ziemlich mit allen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, durch die ein Hochgipfel lästige Besucher abzuhalten pflegt. Unsicheres Wetter verhinderte den Aufbruch in der ersten Frühe; als scheinbare Besserung eintrat, wurde er erst gegen sieben Uhr angetreten. Allein kaum strebten sie an den endlos scheinenden Firnlehnen den Gipfeln zu, als wieder Sturm und Schneetreiben eintrat. Sie hielten aber aus, und um sechs Uhr abends, schon zu einer gefahrvollen Stunde für einen so hohen Berg, wurde endlich der höchste Gipfel erreicht, und Déchy pflanzte dort die Farben seines ungarischen Heimatlandes auf. Der Rückweg glich einer Flucht: in Sturm und eisiger Kälte erreichte die Gesellschaft erst zwei Stunden nach Mitternacht ihr Zelt am Hochlager.

Andier (Lesgier) aus Etscheda.

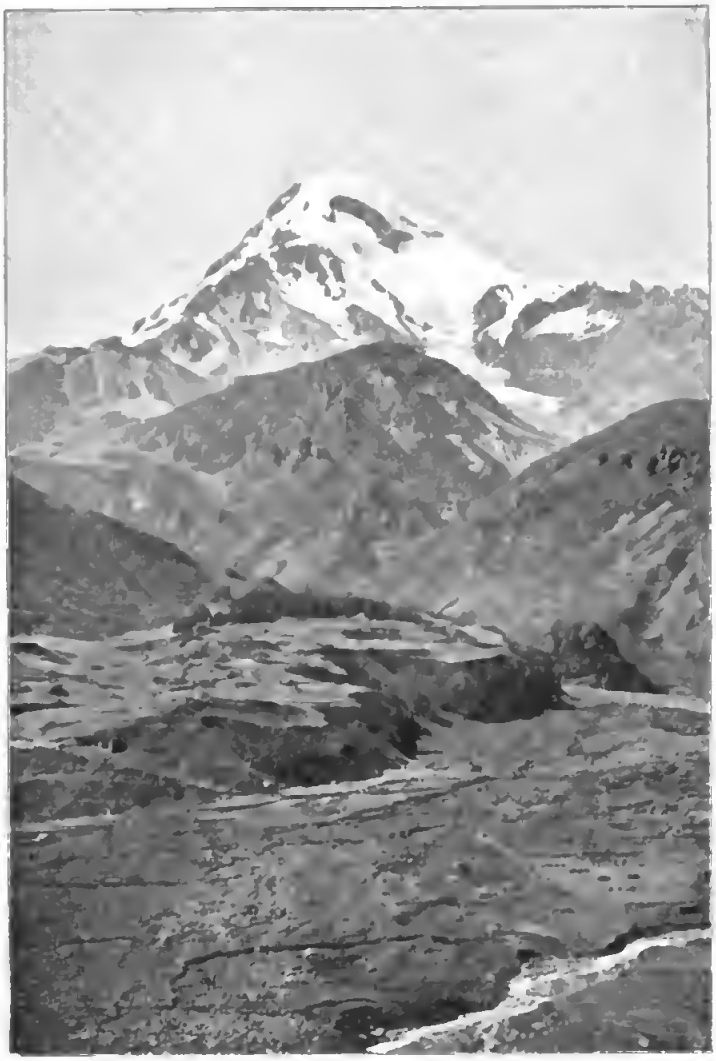
Bei der Ersteigung des Elbrus lag die Gefahr und die Mühe vornehmlich in der Länge des Weges und der Ungunst des Wetters; steile Felswände oder schlimme Gletscherbrüche waren nicht zu überwinden. Anders bei der Überschreitung des Zannerpasses nach Norden. Déchys Absicht war gewesen, mit Freshfield, der nach langer Zwischenzeit wieder den Kaukasus besuchte

und sich ihm angeschlossen hatte, den Tetnuld zu ersteigen und sodann an dessen Flanke über den Zannerpaß nach Norden vorzudringen. Allein ein unerwartetes Hindernis hemmte seine Schritte; in der Nacht vor dem Aufbruch waren Déchy im Lager seine Kleider und sonstige Habe von Swaneten gestohlen worden, und die fruchtlosen Bemühungen um sein Eigentum hinderten ihn, seinen Reisegefährten zum Gipfel des Tetnuld zu begleiten; erst am dritten Tage, auf dem Zannergletscher selber, stießen sie wieder zusammen. Der Anstieg war mehr lang als schwierig, aber im Nebel kamen sie von der Richtung ab und mußten lange suchen, ehe sie auf der Höhe des Passes einen gangbaren Weg fanden. Es war schon sechs Uhr abends geworden, und noch immer standen sie auf der swanetischen Seite. Endlich war die Schneide erreicht; da bot sich eine neue Gefahr: die Schneide hing in einer gewaltigen Schneewächte über, und die beiden Reisenden mit dem Alpenführer mußten auf jähen Felsen hinabkletternd einen Ausweg suchen. Sie konnten es freilich mit ihren Bergschuhen und Eispickeln: anders die swanetischen Träger, die auf Sandalen gingen und sich hoch und teuer verschworen, nun und nimmer so ihr Leben zu wagen. Schon sank der Tag; da wurden die Swaneten endlich anderen Sinnes und folgten; stürzend und sich überschlagend kamen sie alle glücklich hinunter, ohne daß der gähnende Bergschrund am Fuße des Walls ihrer einen verschlungen hätte. Erst in tiefer Nacht wurde ein Felsvorsprung erreicht, der notdürftigen Schutz für ein Lager gewährte. Trotz aller dieser Fährlichkeiten schildert Déchy die geschaute Pracht so ergreifend, beim Anstieg die glänzenden Schneehänge des Tetnuld und der Gestola, beide an tausend Fuß höher als der Montblanc, vom Kamme den Kranz von Eis und Firn um das Becken des Besingigletschers, gegenüber den scharfen keilförmigen, gletschergepanzerten First des Dychtau von mehr als 5000 Metern Höhe, daß den Leser wohl ein leiser Neid beschleicht.

Und dieser Kranz höchster Berge um das Becken des Besingigletschers ist des Schweißes der Edlen wert. Déchy hatte ihn, von Norden kommend, bereits auf einer anderen Fahrt besucht. Auf fast drei deutsche Meilen Länge umspannt ein Eisband, höher als der Gipfel des Montblanc, das Gletscherbecken. Es ist nicht eine Reihe von hoch aufstrebenden einzelnen Berggestalten; es ist ein wenig gebrochener, selten von Fels durchsetzter Eiswall. Schneebrüche fluten an den Wänden nieder, und blaugrün schillern die Spaltungen des Firns im Sonnenlichte. Seine Spitzen bilden Schchara, Dschanga und Katuintau, denen sich Tetnuld und Gestola anschließen; als Wächter der Zugänge stehen Dychtau und sein Nebenbuhler Koschtantau, beide wie Trutzgenossen nach Norden vorgeschoben. Hier ist der einzige Fleck kaukasischer Hochwelt, wo der Berggeist unter den kühnen Ersteigern seine Opfer gefordert hat; die Engländer Donkin und Fox mit zwei Schweizer Führern sind hier am Koschtantau im Jahre 1888 verunglückt. Über ihr Schicksal herrschte Ungewißheit, und es wurde schon ein Verbrechen vermutet; allein Nachforschungen durch ihre Landsleute ließen im nächsten Sommer die Spuren ihres Lagers auffinden, und es erscheint so gut wie sicher, daß sie beim Aufstieg an den jähen Plattenwänden des Koschtantau abgestürzt sind.

Das Gebiet vom Mamissonpaß zum Kasbek hat die Bergsteiger wenig angezogen. Seine nördlichen Täler mußte freilich ein jeder durchqueren, der von Wladikawkas zu den Riesen Swanetiens zog; allein zur Hauptkette eingedrungen sind nur wenige. Hier hausen die Osseten, der einzige Bergstamm, dessen Sprache unzweifelhaft arisch ist, der persischen verwandt. Einige sind Christen, andere Mohammedaner, noch andere sollen Heiden sein; jedenfalls sind auch bei den Christen Stücke des Heidentums hängen geblieben. Ihre Sitten sind oft geschildert worden, von ihren Grabsteinen eigener Art gibt Déchy schöne Abbildungen. Man hielt sie früher zu Unrecht für ein Überbleibsel aus den Kreuzzügen und schloß auf Verwandtschaft mit den Deutschen daraus, daß sie Bier brauen; allein die alten Ägypter brauten auch Bier, und das ossetische Gebräu soll nach dem Zeugnis sachverständiger Forscher mit dem Münchener nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit zeigen, im Geschmack wenigstens. Mit den Russen haben sie sich stets gut vertragen, und das war wichtig, denn durch ihr Land ging die grusinische Heerstraße, in der Zeit der Kämpfe die einzige Verbindung zwischen Tiflis und dem russischen Reich. Hier im Ossetenlande erstieg Déchy zum erstenmal den Adai-Choch,

mit 4647 Metern den höchsten Gipfel zwischen der Gruppe um Schchara und Dychtau und dem Kasbek. Adai-Choch ist ein mächtiger Eckpfeiler im geologischen Aufbau des Kaukasus; von seinen Flanken zieht gegen Norden der zerrissene Zeigletscher zu Tal. Wie ein Wartturm steht der Kasbek im Osten des ossetischen Gaus; er ist öfters erstiegen worden, auch von Déchy. Wer sein Bild des Berges sieht, wie er im Hintergrund eines seiner Gletschertäler von der Heerstraße aus erblickt wird, der würde an der anscheinend ruhigen Gestaltung seiner Hänge die Ersteigung für unschwierig halten können. Sie ist es aber keineswegs, und Déchys Bericht ist Zeuge dafür. Steile Firnhänge in der Nähe des Gipfels bringen genug Mühen und Gefahren, und die Erhebung der Spitze über das Tal des Terek (3300 Meter) zwingt zu einem Hochlager. Minder gefahrvoll ist bei gutem Schnee die Ersteigung auf einem anderen Wege, über den Devdorakigletscher; von hier ist der Kasbek mehrfach, auch von Russen, bezwungen worden.



Der Kasbek.

Mit dem Kasbek schließt der westliche Kaukasus. Nun folgt in Déchys letzten drei Reisen ein „Ritt in das romantische Land". In das Land der gepanzerten Chewsuren, in das Land der erbitterten Kämpfe Schamyls, das wild erhabene Daghestan, dessen Flüsse Täler und Schluchten Tausende von Fuß tief in das Hochland eingenagt haben, dessen Auls wie Schwalbennester an den Wänden hängen, wo mancher Zoll Bodens durch Jahrzehnte jeden Sommer frisch mit dem Blute russischer Krieger genetzt wurde. Die christlichen Völker der Pschawen, Chewsuren und Tuschen, ein jedes nur wenige tausend Köpfe stark, hielten stets zu ihren Glaubensgenossen. Wäre dem anders gewesen, so hätte noch mancher Tropfen Blutes mehr fließen müssen, denn ihre Wohnsitze liegen in versteckten Bergwinkeln, ihre Dörfer gleichen oft Burgen, und ihre Sitten und Gebräuche sind altertümlich und rauh. Doch hat Déchy auf seinen vielen Fahrten kreuz und quer durch ihre Gaue nie Übles erfahren. Ebensogut erging es ihm im Lande der mohammedanischen Tschetschenzen, durch das er von Norden zu den Donosbergen zog, und das vor Jahrzehnten die Russen im Kampfe um jeden Schritt,

in Wäldern und Schluchten, hatten erobern müssen. Hier erklomm Déchy den 4272 Meter hohen Datach-Kort, den höchsten Gipfel im Tschetschenzenlande, dessen Spitze er über die messerscharfen firnbedeckten Schneiden dieser alten Schiefergerüste erreichte. Die Bergwelt ist hier ernster und düsterer als im Westen bei den Swaneten; die Lieblichkeit baumreicher grüner Täler zeigt sich erst wieder beim Abstieg in das herrliche Tal des Alasan, wo der von Bodenstedt besungene kachetische Wein wächst. Erhaben ernst ist auch das Daghestan, Schamyls Heimat. Der unersteiglich erscheinende Berg Gunib, dessen Wände jäh in die umliegenden Schluchten abfallen, war sein letzer Rückhalt. Hier wurde er 1859 von den Russen umzingelt, und als deren Krieger des Nachts durch Felsspalten die Höhe erklommen hatten, mußte er sich ergeben. Zunächst in Rußland in ehrenvoller Gefangenschaft gehalten, wurde er in hohem Alter entlassen; in Mekka soll er gestorben sein. Er war ein außergewöhnlich begabter Mann, aber keineswegs der Freiheitsheld, für den er gegolten hat. Tapfer war er, aber nicht minder heimtückisch, falsch und grausam. Stämme seines eigenen Blutes, Awaren und Daghestaner wie er, hatten oft und hart unter ihm gelitten, und Blut hat er unter den Seinigen kaum weniger vergossen als unter den Eroberern des Landes.

Déchys Fahrten durch diese Gaue bieten viel des Wissenswerten und fast mehr des Sehenswerten, denn in keinem Teile seines Werkes sprechen die Bilder in so hohem Maße ihre eigene Sprache. Wer den prächtigen Zug awarischer Reiter auf fußbreitem Pfade an der Felswand einherziehen sieht, wer in die scharf geschnittenen Gesichter der höchst malerisch gekleideten Bergbewohner schaut, wer sieht, wie die Auls gleich Bienenwaben an den Felsen kleben, der bedarf für das Bild keiner Worte. Wiedergabe hehrer Bergeswelt in Schnee und Eis, Darstellung lieblicher Täler bringen die ersten Teile des Werkes in Fülle; nicht minder ergreifend wirkt aber der Aul Tindi im Herzen des Daghestan mit seiner düsteren Umgebung und die Gruppe wild blickender andischer Lesgier in ihren zottigen Pelzen.

Mit der Ersteigung des Basard-Kusi unfern des Kaspischen Meeres hat Déchy einen letzten Merkstein seiner Fahrten gesetzt. Zwischen ihm und Suchum Kaleh am Schwarzen Meer ist kein Gau, den er nicht betreten, und kaum ein Berg, den er nicht wenigstens von ferne geschaut hätte.

Wenigen ist das beschieden gewesen, und wenige hätten aus dem Geschauten so vieles dauernd sich zu eigen gemacht. Der beste Dank für seine Mühen ist, wenn sein Buch gelesen wird.

Der Zeigletscher.

Digitized by Google

Wilhelm Steinhausen: Simeon und Hanna. Ölgemälde. Zu David Koch: Wilhelm Steinhausen.

Digitized by Google

Wilhelm Steinhausen: Selbstbildnis. Ölgemälde.

Wilhelm Steinhausen

Von David Koch

Markt und Straßen stehn verlassen,
Hell erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern,
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt ein wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!

So oft mir um die heilige Weihnachtszeit diese alten Verse in den Sinn kommen, muß ich eines deutschen Malers gedenken, dessen Weihnachtsbilder und dessen weihnachtlich Gemüt wunderbar mit dem Liede harmonieren. Es ist Wilhelm Steinhausen.

Um die Zeit, da die Sonne Ludwig Richters, des Meisters der „Christnacht", sank, hat Wilhelm Steinhausen ein ganzes Epos gezeichnet von der Geschichte der Geburt Christi. Jedes Jahr, wenn im Hause unter der Jugend ein verstohlenes Plaudern von den Geheimnissen der Weihnachtsbescherung geht, rüstet Steinhausen in seiner Weise: er baut sich in der Szene die Krippe des Heilands auf, und manch ein Weihnachtsbild, das jetzt zu Tausenden die Kinderherzen erfreut, ist da entstanden. Und wie Stein-

Wilhelm Steinhausen: Morgen.

hausen an die Pforte des Alters kam, malte er einen Mann im großen Schlapphut, im einfachen Mantel. Der sitzt einsam draußen im freien Feld. Ein heiliges Schauern geht durch seine Züge. Hoch über ihm schlingen die Sterne ihre Kreise, und dem Seher einer anderen Welt gleich lauscht er hinüber nach dem wunderbaren Singen. Es ist ein Selbstbild Steinhausens.

So scheint mir dieser deutsche Maler ein Anrecht zu haben, daß man von ihm zur Zeit der Weihnachtsglocken redet.

Er ist kein Unbekannter mehr. Damals, als ich vor jetzt acht Jahren von meinem eigenen Weihnachtsbaum, von der Erstgeborenen und dem Mütterlein wegfuhr, um als ein Unbekannter den Unbekannten an der Frankenfurt des Maines zu grüßen, da ahnte ich selbst nicht, daß ich im Atelier des schon Ergrauenden verborgene Schätze fände, die ans Licht dringen. Da kam es mir wie ein Blitz: dieser Steinhausen gehört dem deutschen Volk. Viele warten auf ihn. Manche werden ihn auch weiter nicht verstehen. Aber vielen wird er wie eine stille Offenbarung wirken. So ist's gekommen.

Was mir Steinhausen wurde in ein paar glücklichen Tagen, ist er Tausenden geworden. Es ist seither eine Steinhausengemeinde entstanden, ohne geschriebene Satzungen. Nur als Steinhausen vor nicht langer Zeit sechzig Jahre wurde, da merkte man's an Wort, Schrift, Buch, Bild, Fest, Doktorhut und anderen menschlichen Ehrungen, daß ein Großer im Reiche der Kunst Ehrentag halte.

Wie das so geworden, sei hier geschildert. Mit dem Künstler Steinhausen ist immer auch ein Stück Mensch geworden und gewachsen.

Steinhausen wurde am 2. Februar 1846 in Sorau in der Niederlausitz geboren. Der Vater war dort Regimentsarzt. Ein ehrenfester deutscher Mann voll Humor und Poesie. Die Mutter, eine Frau aus dem Zeitalter Schleiermachers, war von entscheidendem Einfluß auf die Erziehung. 1850 kam die Familie nach Berlin. In das bewegte Leben des geselligen Hauses trat mit schwerem Schlage der Tod: der Vater starb. Eine gewisse Neigung zur Trauer hat den werdenden Künstler nie verlassen unter den Eindrücken der Jugend.

Er trug das Witwenleid der Mutter mit. Er sog die Gegensätze in sich: soziales Elend in der engräumigen Großstadt und daneben die Poesie der Mark und der schwerwogenden

Wilhelm Steinhausen: Die Quelle.

Kiefern draußen, jenseits der Mauern. Religiöse Eindrücke kamen frühe: die Predigten Büchsels, die Fürsorge des zehn Jahre älteren Bruders Heinrich, des nachmaligen Pfarrers und Verfassers der „Irmela".

1863 ging Steinhausen auf die Berliner Akademie der Künste. Französische Romantik herrschte dort. „Egmont und Horn" von Gallait war für die Jungen die Quintessenz der neuen Malerei. Schrader, Spangenberg und Henneberg wirkten auf ihn, nicht so sehr durch Genre als durch Landschaft. Die landschaftlichen Anregungen waren die ersten künstlerischen Motive eigener Produktion. Es ist bezeichnend. Steinhausen malt die melancholische Geschichte der Wolken; er träumt am Abend und sieht der sinkenden Sonne nach, bis die Schatten ihre schwarzen Fittiche über das Gold legen. Steinhausen hat impressionistische Eindrücke. Aber die Technik dazu gab es noch nicht. Zu dem Kampf mit dem Objekt der Materei trat der Kampf um die innere Weltanschauung. Von den alten Meistern kam seinem Realismus Rembrandt am nächsten. Peter Cornelius lebte noch, lebend schon ein Toter, aber er fühlte, was in diesem Erneuerer deutscher Kunst Unvergängliches war. Dazwischen stehlen sich wie Sonntagslichter die Bilder der Kleinwelt Ludwig Richters. Und dieselbe Romantik der Weltbetrachtung, die Rembrandt, der phantastische Cornelius, der Theosoph, und Richter, der stille Poet, gemalt hatten, trank der junge Steinhausen aus dem Kelch der „deutschen Romantiker" Achim von Arnim, Clemens Brentano und Novalis.

Ja, so sehr nimmt ihn das Dichterwort gefangen, daß er Pinsel und Stift gar oft ruhen läßt und auszieht, um mit der „blauen Blume" Poesie zu schwärmen.

So ist Steinhausens Kunst früh in eine enge Beziehung zu Gedanken deutscher Literatur gekommen. Es hat eine Zeit gegeben, wo man über die literarischen Künstler sich lustig machte. Heute, im Zeitalter der blühenden Buchschmuckkunst, mag man wieder ein ganz anderes Verständnis haben für die natürliche Verschmelzung von Poesie und Kunst.

Die Entscheidung für Steinhausen fiel nicht in Berlin. Es wurde ihm dort langweilig. Auch das lockende Düsseldorf mit seinem bloßen Genrekultus ist ihm zu eng. „Es durchzog mich ein Gefühl, wie im Lied! Wo du nicht bist, da ist das Glück! Zu den Bergen zog es mich hin. Von der Bergstraße, vom Schwarzwald, von den Alpen

hörte ich immer wieder — Und ich ging nach Karlsruhe." In Karlsruhe war Lessing Galeriedirektor. Karlsruhe begann schon für die romantische deutsche Landschaft klassischer Boden zu werden. Aber Steinhausens Art konnte nicht von akademischen Eindrücken satt werden. Hans Thoma war eben von Courbet aus Paris gekommen. „Alles, alles ist malbar; und die Natur ist mit nichten akademischer Schablone verhaftet!" Das wirkte wie Offenbarung für die Suchenden.

Steinhausen war von 1866 bis 1870 in Karlsruhe. Seine Jugendwerke sind das Produkt der bisher aufgezeigten künstlerischen und menschlichen Entwickelung. Die religiöse Saite hat bei Steinhausen einen so vollen Klang von Jugend auf. Sie klingt wie eine Harfe Davids. Aber Steinhausens religiöses Schaffen hat nie im Dienst einer Kirche oder einer dogmatischen Anschauung gestanden. Im Gegenteil, es war immer das rein Menschliche, das Persönliche. Das Künstlerische war immer

Wilhelm Steinhausen: Prinzeß und Norne. Aus dem Zyklus: Frau Poesie im Rosenhag. Fresko in Frankfurt a. M.

Grundmotiv. Weil Steinhausen ein echter Künstler ist, so kann er die Sprache Kunst nur in den Tönen reden, die ihm in der Seele schlummern. Sein Hauch kann nur die Wasser geben, die aus dem Gestein seiner Seele kommen. Es ist ganz falsch, wenn man Steinhausen einen tendenziös biblischen Künstler nennt. Ich bin überzeugt: wenn Steinhausen eine andere Weltanschauung hätte als die biblische, so müßte er eben diese Weltanschauung künstlerisch verarbeiten, überwinden und darstellen. Das ist bei allen wahren Künstlern so. Sie sind Weltanschauungskünstler ohne Tendenz. Eine reine Landschaft, ein Ausschnitt aus der Natur wird unter dem Pinsel des Meisters immer ein individuelles Bekenntnis der Anschauung von den Dingen, ob es nun Mensch oder Kreatur ist oder beides zusammen.

Steinhausen muß in den vier Lehrjahren in Karlsruhe sehr viel für sich selbst studiert und gelernt haben. Plötzlich steht er vor uns da als Beherrscher der Landschaft und der menschlichen Figur. Sein Landschaftsstil ist unter dem Einfluß von Lessing-Schirmer geworden, seine Menschenkunst hat Töne und Linien von Rembrandt, Cornelius und Richter. Aber das Ganze der Komposition ist doch schon eigener Steinhausenstil: deutsche Einfachheit in Bewegung und Gebärde, in Gewandung und Haltung. Im Gegensatz zu Cornelius und Richter mehr realistische Linien und Farben Rembrandts. Steinhausens Kunst ist eine wunderbare Diagonale dieser vorhergegangenen geschichtlich gewordenen Kunst, eine Diagonale nach der Richtung des nach Cornelius genannten Nazarenertums, klar unterschieden von den beiden anderen neuprotestantischen Meistern, die um dieselbe Zeit sich vom Horizont abzuheben beginnen: Eduard von Gebhardt und Fritz von Uhde, der erste auf den mittelalterlichen deutschen Meistern, vor allem Holbein, weiterbauend, der andere Rembrandts Erbe mit den letzten Konsequenzen unerbittlich antretend. Es muß einer späteren Zeit überlassen werden, die historischen Gesetze, die wir in diesen drei Meistern sich vollziehen sehen, objektiv festzustellen.

Ich sagte, bei Steinhausen ist der religiöse Grundton so stark, daß die Jugendwerke alsbald biblische Bilder werden. Den ersten Dank, den er dem sorgenden Mütterlein in den Schoß legt — und welche Mutter sorgte

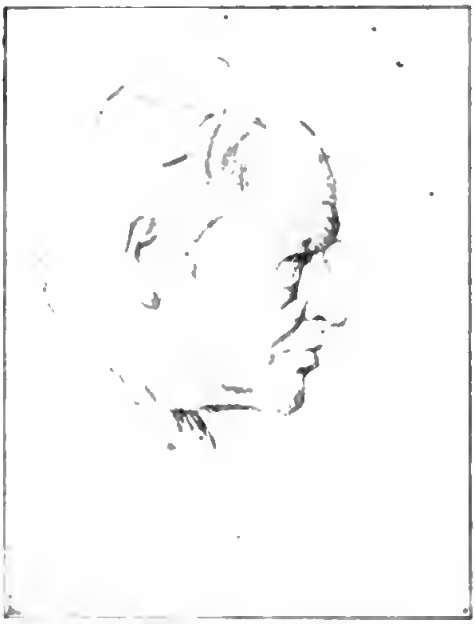
nicht um einen Künstlersohn! — waren sechs Bibel-Lesezeichen, Weihnachtsgaben für die fromme Mutter, die in Witwentagen Trost holt aus ihrer Bibel. Die sechs Bilder verraten den Stilkampf und das Können des Jungen. Im „Verlorenen Sohn" macht er ein Bild eines Cornelius und eines Richter wert; in dem Bilde „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir" haben wir ein Nachtstück im Rembrandtstil.

Die sechs Bibel-Lesezeichen waren nur ein Aufflammen. Es wird wieder Weihnachten — 1869 etwa —, und da zeigt der Dreiundzwanzigjährige eine große Mappe, voll von Weihnachtsbildern. Ein Epos in großem Stil: „Die Geschichte von der Geburt unseres Herrn".

Der Bruder, Pfarrer Heinrich Steinhausen, schrieb die Verse dazu. Volkstümlichen deutschen Ton trafen beide, der Dichter und der Künstler. Auf den ersten Blick glaubt man in Ludwig Richters Welt zu sein. Richter hatte denn auch seine herzlichste Freude daran und überschüttete in schönen Herbsttagen zu Loschwitz auf der Höhe den jungen Steinhausen mit liebevoller Anerkenntnis. Aber Richters Kleinwelt hatte sich bei Steinhausen geweitet. Man sieht den Szenen an, daß sie monumental, auf großer Fläche gesehen sind, auf deutschem Boden, der mit derberen Strichen gezeichnet ist als bei Richter. Eine Anzahl schwäbische Dorfmotive — besonders aus dem Klosterbereich Maulbronns — geben den Szenen der heiligen Geschichte etwas heimelig Wahres, Erlebtes. Zu den schönsten Blättern gehört „Die Herberge". Maria kehrt im deutschen Bauerngehöft ein. Eine Magd mit dem Wassereimer tut ihr die Tür des Stalles auf. Brechend unter der seligen Last schleppt sich Maria, gestützt von Joseph, zur schweren Stunde. Und eins der schönsten Weihnachtsbilder ist im Buch: „Der Zug zum Christkind". Deutsche Buben und Mädel kommen die Dorfstraße herauf. Sie tragen einen Christbaum, festlich geschmückt. Jungfrauen, schön und schlank, lilientragend, nahen der reinen Mutter. Mit der Lampe leuchtet die Braut dem alten Mütterlein. Es ist des Künstlers verschwiegene Anvertraute.

Wilhelm Steinhausen: Das Märchen vom Froschkönig.

Das Werk ist reich an diesen selbsterdachten Szenen. Der künftige Meister sozialer Töne zeigt sich schon hier in einer Szene,



Wilhelm Steinhausen: Federzeichnung.

die einen Hirten darstellt, der, heimgeeilt vom Felde, dem kranken Vater in der armen Hütte den Stern draußen vor des Hauses Tür zeigt.

1870 finden wir Steinhausen wieder in Berlin. Die Mutter ist tot. Unter dem Eindruck dieses Wehs legt er die letzte Hand an die Weihnachtsgeschichte. Im Herbst besucht er Ludwig Richter. Richter sagt ihm, daß er in ihm den Fortsetzer seiner Arbeit sehe. „Richter hat mir die Augen geöffnet für die kleinen Dinge der Welt. Er selbst aber ist ein großer Geist gewesen."

Glück und Unglück wechseln. Der erste Verleger der Weihnachtsgeschichte stirbt den Soldatentod vor Metz. Der Künstler gewinnt in Berlin den Michel-Beer-Preis. Italien, das Land der Träume, tut sich auf! Eine künstlerische Offenbarung um die andere. Aber nicht die Renaissance faßt den stillen, einsamen Wanderer. Im stillen Assisi bei Franziskus und Giotto findet er seine Meister. Giottos tiefe, weiche Farben, Giottos feierlich hohe, vom Byzantinertum erlöste Gestalten in ihrer monumentalen, antiken Ruhe treffen ihn und werfen Schatten auf die Wand seiner Seele. Und wer Steinhausens Art, das Körperliche der Menschengestalt und den Faltenwurf der Gewandung subjektiv zu sehen, bis auf den heutigen Tag verfolgt, wird überall Giotto wiederfinden, vor allem in den Frankfurter Aulabildern.

Der Heimgekehrte bleibt an der landschaftlichen Poesie des Südens haften. In München lebte er von 1873 bis 1875 ein künstlerisch und geistig hochgespanntes Leben. Martin Greif, du Prel, Bayersdorfer und Hans Thoma gehören zu seinem Freundeskreis. Böcklin bewundert er von ferne, das überragende Genie. Der Poet Martin Greif und die eigene Liebe für Jean Paul lenken unseren Steinhausen auf die deutschen Romantiker zurück, die unter der Pilotty- und Heyseftimmung schon für den Tag vergessen waren. Der Drang zu zyklischen Federdichtungen erwacht wieder. An das Weihnachtsepos reihen sich Bilder zu des Brentano Gedichten und zu seiner Chronika eines fahrenden Schülers. Das Neue, das der Pfadsucher hier findet, ist die heute erst wirklich gewordene Buchschmuckkunst. Ein Blumengerank wunderbarster Pflanzenornamente hüllt Buchstaben und Bilder wie in einen Zaubergarten ein. Die ganze Stimmung zarten, schönheitsfrohen Spiels mit irdischen und himmlischen Gedanken ist aus reiner Seele gegeben. Keusche Frauen wie Märchengestalten wandern über blumige Auen. Rehe lauschen in die Einsamkeit empor. Himmel und Erde tun sich im Frühlingssehnen auf, und der Mutter andächtiges Kind sieht im Morgengebet den Himmel offen und die Herrlichkeit des Sohnes von Ewigkeit. Engel geisten durchs Gerank, Helfershelfer der duldenden Menschenkinder. Dichtung und Kunst sind eins geworden. Ich glaube, daß heute noch in der Seele des Meisters, der viel

Wilhelm Steinhausen: Johannes der Täufer in der Wüste. Federzeichnung für Holzschnitt.

Wilhelm Steinhausen: Johannes der Taufer und die Schriftgelehrten.

von der Welt erduldet, dieser Traum weiterträumt — ferne dem Treiben des Marktes. Was Steinhausen vor fünfunddreißig Jahren als Pflanzenornamentik gezeichnet, ist heute ein Gemeingut aller.

Neben der Illustration mit Feder und Bleistiftzeichnungen, die leicht mit Sepiatönen angehaucht sind, regt sich in München der Drang, biblische Szenen in Farbe darzustellen. Immer hat Steinhausen sich aller Technisen seiner Kunst zu bedienen gewußt. Ein erstes Ölbild stellt einen blinden Bartimäus dar, ein erstes Aquarellbild den „Aufbruch nach Gethsemane". Dieses Bild mit seinen hohen Gestalten, seinen in blaues Dämmer gehüllten Massen und seiner strengen Architektur ist ein deutlicher Giotto.

Es bleibt für Steinhausens Erfassen der religiösen Stoffe allezeit charakteristisch, daß er die Menschen und Szenen im Milieu einer großen Landschaft sah, die den Stimmungsgehalt des Vorgangs auslöste, ja oft auslegte in wunderbare weiche Farbenakkorde. So ist das zweite Ölbild des Achtundzwanzigjährigen ein „Gang nach Emmaus", in welchem wir schon den ganzen Steinhausen fast fertig erkennen. Christus und die beiden Apostel von fast grüblerischem, schwerem Ernste. Jeder der drei als Ausdruck eines großen, mit einfachsten Mitteln der Bewegung dargestellten Gedankens. Vor ihnen, den Wandernden, liegt deutsches Hügelland, mit Triften, Äckern und Bergwald gekrönt. Rosige Abendwolken leuchten, und drunten im Tale schaut das deutsche Giebelhaus herauf zu den Wanderern auf der Höhe. Leise Schatten beginnen sie einzuhüllen. Es ist, als wollten die Gestalten im Wunderbaren verschwimmen, und als wollte der Auferstandene eilend fürbaß gehen ins Land der rosigen Abendwolken. Dieses Bild von 1874 ist der ganze fromme, stimmungsgetragene, farbenfühlende und vor dem letzten Geheimnis der heiligen Geschichte leise erschauernde Meister.

Und mit diesem Worte möge mir gestattet sein, die ganze Skala der religiösen, biblischen Tonwerte und Werke, die Steinhausen geschaffen hat, kurz zu skizzieren und über Steinhausens Stellung zur Bibelkunst ein weiteres nicht mehr zu sagen. So wünscht es der Meister von mir. So will er es. Er hat recht. Religiöse Bilder muß jeder mit seiner eigenen Seele lesen. Das Charakterbild des Künstlers verschwindet hinter der Schaubühne des Lebens.

Wie nun Steinhausen langsam zur Höhe stieg, wie er alle Gebiete der Technik und das ganze geistige Gebiet der höchsten Menschheitsbegriffe vom Kindlein an der Brust der Mutter bis zu den letzten Visionen des Weltgerichts in den Kreis seines Schaffens

zog, das im einzelnen darzustellen, würde den Rahmen dieses Essays sprengen. Es war ein Kampf mit seelischen und handwerklichen Problemen, immer persönlich geführt durch einen von Anfang an feststehenden Stil. Das letzte Ziel aller dieser letzten Schöpfungen war der Wille zur Volkskunst. So entstehen 1875 Federzeichnungen für Holzschnittbearbeitung, wie „Christus predigt auf dem See" und andere. Das deutsche Christenvolk sollte kräftigere Speise im Dürergeist haben. Die simple Klassizistenschwärmerei fand kein Verständnis. Steinhausen eilte der Zeit um Menschenalter voraus.

1876 führte den Meister der Zufall nach Frankfurt am Main. Das Wandern und die Sorge ums tägliche Brot hatten ein Ende. Der Trieb, aus der Fülle der neuen Vorstellungen Schätze an den Tag zu fördern, ward durch reiche Gönner angeregt.

Aber ehe noch Steinhausen zu der Erfüllung seiner höchsten Monumentalräume al fresco aufstieg, mußte er zuerst in eine andere, neue Welt untertauchen: in die Welt eigenen Hausglücks. 1880 führte er die Gattin ins bescheidene Malerheim. Die Jugend kam und wuchs. Mit der Feder in der Hand hält er die glückliche Stunde fest, studiert die zartesten Bewegungen und Regungen des Kindes. Alles, was in der Krippe und um die Krippe in seligem Weihnachtsglücke lebt und webt, wird da in köstlicher Natürlichkeit zu Baugliedern künftiger Weihnachtsbilder. Ein ganzes „Kinderparadies", mit Kindern und Engeln bevölkert, und ein „Lassel die Kindlein zu mir kommen" entstehen als große Temperabilder. 1883 wird daraus ein großer Entwurf für eine Taufkapelle. Weil aber der Karton leibhaftige Kinder unserer Tage im Alltagsgewand brachte, so fiel er durch: die geistlichen Herren konnten sich den Heiland nur im Verkehr mit Renaissancekindern denken.

Doch Steinhausen ließ sich dadurch nicht irre machen. Am Winterabend bei der Lampe saß alles zusammen, und Vater Steinhausen ließ vor den Augen der Staunenden die ganze Geschichte vom Schneewittchen entstehen. Und ein Freund des Hauses, der zugleich Ludwig Richters Freund und Schüler war, der gute Gevatter Johann Friedrich Hoff, dichtete Verse dazu. In diese Zeit fällt auch die Illustrierung der „Irmela", jenes epochemachenden historischen Romans aus der Feder des Bruders Pfarrer Heinrich Steinhausen.

Der erste Auftrag, die Kunst in größerem Stile zu erproben, kam 1883. Der Frankfurter Architekt Raveustein ließ sich seinen Musiksalon ausmalen. Das Treppenhaus bedeckte Hans Thoma mit Fresken aus der Richard-Wagner-Trilogie. Steinhausen wählte ein selbsterfundenes Märchen: „Die Poesie, wie sie vom Ritter der Kunst gesucht, gefunden und erobert wird". Die Poesie ist wohl dem Dichter von Herzen hold, aber der Ritter der Kunst muß erst um die Spröde werben und wagen. Schützender Rosenhag umgibt das Heiligtum der Frau Poesie. Unter Rosen und Lilien sitzt sie sinnend über dem Buche der Dichtung. Engel umspielen sie, Kinder der Unschuld. Der Dichter schaut übers Hag — er trägt des jungen Goethe Züge. Er weiß die heimliche Pforte zur Königin. Auch der Greis naht willkommen, geleitet von der Jugend. Draußen aber stehen und warten ungeduldig die sorglosen Gesellen der Sage: der becherfrohe König, die verliebte Prinzeß und der weltverlachende Narr. Ins Rosenhag wollen sie, frei sein von der prosaischen Welt. Da ... es hallt durch den Zauberwald — hoch zu Roß sprengt ein Rittersmann an. Ein Satz übers Rosenhag — ein kühner Raub, und Frau Poesie muß mit dem kühnen Eroberer, dem Ritter der Kunst, hinaus in die Welt. Dort hat sie den Priesterdienst an der Seite der Kunst.

Wenn wir in dem Saale stehen, Rosengerank über uns — von allen Seiten heitere, schelmische Gesichter — alles wie aus einem Traum so schön in prangenden Farben — wir glauben, Moritz von Schwind sei erstanden, und ein unbekanntes Bildwerk von ihm hätten wir eben entdeckt.

War dieser wundersame Anfang von Steinhausens Monumentalmalerei ein frohes Künstlerspiel voll sprühenden Geistes, so rief das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts den Künstler zu heilig ernsten Dingen.

In drei großen Zyklen hat Wilhelm Steinhausen die Grundwahrheiten des Christentums dargestellt. Das erste Monumentalwerk entstand 1890 bis 1892 im Sankt Theobaldistift in Wernigerode. Dort an einer der ersten Stätten der inneren Mission, an der Aimé Huber wirkte, der feinsinnige Literarhistoriker und Sozialrefor-

Wilhelm Steinhausen: Der barmherzige Samariter.

mer, dort malte Steinhausen ein übereinanderstehendes Doppelbild, dessen Grundthema ist das Wort Christi: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid". Steinhausen malt diese beladene Menschheit, wie sie in langem Zuge von ferne zum Gekreuzigten kommt, und wie sie in schweigender Abendmahlsgemeinschaft mit dem Gütigen zu Tische sitzt. Dieses zweite Bild, das „Gastmahlsbild", ist predellenartig angebracht. Das Kreuzigungsbild will die Erlösung des einzelnen, das Gastmahlsbild die Sündenvergebung in der Gemeinschaft Christi darstellen in symbolischen Gestalten.

Hatten die alten Meister um den Kruzifixus die historischen Personen des Passionsdra-

Wilhelm Steinhausen: Die Nackten kleiden. Monumentalbild in Fresko zu St. Veit in Wien.

mas gruppiert, hatten sie, Rembrandt allen voran, Typen ihrer lokalen Gegenwart dazu verwendet und damit drastisch die Gemüter erschüttert, so schreitet Steinhausen einen Schritt weiter. Er pflanzt einen idealen, von allem losgelösten Kruzifixus auf die Höhe von Golgatha. Was damals in allen Formen des Leides litt, leidet heute noch: Es nahen von rechts her die Mutter und ihr krankes Kind, der Blinde, der Lahme, das sündige Weib mit dem Symbol des Glases köstlicher Narde, es kniet das Weib mit dem kranken Hausvater, es stehen demütig ein Schriftgelehrter und ein Prediger unterm Kreuz, auch kein Priester ist heilig! Zur anderen Seite neigt sich die Ehebrecherin in Gram und Scham, hoch steht der deutsche Ritter, der Hauptmann von Kapernaum; wacker hält er seine Hand auf des Knechtes Schulter, ein bewegtes Bild sozialer Gleichheit unter dem Zeichen des Kreuzes. Das freimütige kananäische Weib naht mit dem Symbol des Hündleins. Dann noch ein Mann mit verdorrter Hand und ein Vater mit seinem taubstummen Kinde. Zu beiden Seiten also Vaterliebe und Mutterliebe. Am nächsten beim Kreuz Frauenliebe — dort verloren, hier herzgewinnend.

Man erkennt unschwer, daß die Typen Porträte sind. Wunderbar ist Realismus und Idealismus verwoben. Man wird bei keinem Meister vor Steinhausen bestimmte Vorbilder finden, weder für die Einzeltypen noch für das Ganze der Komposition. Jede Figur ist etwas Persönliches.

Und noch persönlicher sind die Typen des zweiten Bildes gehalten. Das Gastmahlsbild überträgt die biblische Szene (Evang. Lukas 15): „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen", in unser modernes Leben herein. Uhde hat in seinem Gemälde: „Komm, Herr Jesu" auch noch die Lokalfarbe des oberbayerischen Volkslebens gewagt. Diese letzte Konsequenz hat Steinhausen nicht gezogen, obgleich Gesicht und Gewänder aus dem Volksleben im Harz stammen. Die Anlage der Komposition — die bewegten Gruppen rechts und links von Christus, der lange, gedeckte Tisch, die aufrechte Haltung Christi, die saalartige Architektur — das alles erinnert an Leonardos Abendmahl. Aber die große aristokratische Renaissancescene ist in intime bürgerliche deutsche Welt versetzt. Was sich bei Leonardo in hochgesteigertem Rhythmus idealer Menschentypen vollzieht, ist bei Steinhausen nüchtern, fast derb, natürlich — protestantisch. Alle Leidenschaft glüht im Inneren. Der Körper ist nur leiser Ausdruck dieser Stürme, dieses Augenblicks der Vergebung, der wie ein Blitz in diese mühseligen Menschen fällt. Nur zwei Menschenkinder hat das Gefühl überwältigt und sie in die Knie gedrückt: das junge Mädchen und den jungen Mann — er scheint der Mittelpunkt. Der Höhepunkt. Es ist der verlorene Sohn. Jugend und Alter, Mann und Weib, Bildung und Volksart sind mit psychologischer Feinheit abgewogen und in die Komposition hinein verteilt.

Auf einer lithographischen Behandlung dieses Gastmahlsbildes, das in farbigem Ton als Konfirmationsschein erschienen ist, hat Steinhausen durch die Fenster des Saales eine sonnenbeschienene gütige Landschaft leuchten lassen. Was die stummen Menschen nicht sagen können, malt die Sonne draußen auf Wald und Wollen.

Das zweite große Monumentalwerk schuf Steinhausen 1895 bis 1897. Im Kreuzgang einer Gruftkirche von St. Veit bei Wien

Wilhelm Steinhausen: Die Heimatlosen beherbergen. Monumentalbild in Fresko zu St. Veit in Wien.

malte er im Auftrage des Grafen Lanckoronski einen Zyklus: „Die sieben Werke der Barmherzigkeit". Auch hier schafft der Künstler ohne Anlehnung an die Kunsttradition. Moritz von Schwind hat in Medaillons auf der Wartburg dasselbe Thema dargestellt. Beide Meister sind grundverschieden. Auch die Kamposantokartons des Peter Cornelius, der das Milieu ins Antike verlegt hat, bleiben unbeachtet. Steinhausen bleibt sich treu in seiner Art: Verbindung von Idealismus und Realismus. Das Elend wird nicht verschönt, es wird nicht in ferne Zeiten zurückverlegt. In deutscher Landschaft sehen wir die Krüppel, die Heimatlosen, die Hungrigen, die Nackten. Aber ihre Helfer sind ideale Menschengestalten, geadelt durch den Geist der Liebe. Jede Bewegung des Einladens, des Gebens, des Kleidens ist schlicht und auf den einfachsten Ausdruck gebracht. Unsere Bilder „Die Müden beherbergen" und „Die Nackten kleiden" mögen das Gesagte bestätigen. Zwischen den Werken der Barmherzigkeit hat Steinhausen eine „Ruhe auf der Flucht" gemalt, ein Symbol dessen, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte. Die Madonna hier am deutschen Waldsaum gehört zu den zartesten Schöpfungen der Kunstgeschichte.

Das Werk in St. Veit hatte für Steinhausen einen hohen künstlerischen Reiz. Große Flächen in Fresko zu behandeln, wurde ihm jetzt endlich in königlicher Freiheit vergönnt. Die Umgebung der Gruftkirche mit ihren Wäldern und weiten Blicken hinaus ins Donauland rüttelte den schlummernden Landschaftstrieb mächtig auf. Die Pflicht, in den Zyklus Porträte zu verweben, gab neue Anregung zu Porträtstudien. Steinhausen zählt heute noch nach Jahr und Tag diese Stunden zu den glücklichsten seines Lebens.

Steinhausen, der Landschafter, steht wohl in Beziehung zu der alten Schirmerschule. Man kann Silberfäden finden hinüber zu Otto Runge, zu Hans Thoma, zu Lugo, zu Böcklin. Aber doch ist Steinhausens Landschaft ebenso eigengewachsen wie seine szenische und seelische Darstellungskunst. Auch die Landschaft hat hier ihre Seele. In seinen Bildern ist sie vergeistigt, ist sie der Stimmungswert eines unterbewußten Gefühls, eines ungesprochenen Gedankens. Alles ist zart, duftig: die Farben und ihre Verbindungen, die Bäume, ihre Blätter, ihre Schat-

ten und Lichter, ihr Rauschen und ihr Stillesein; ihr Hineinragen in Morgen- und Abendhimmel ist ein Einsaugen himmlischen Odems. *Πάντα ῥεῖ*, möchte ich zu seinen Landschaften sagen. „Alles fließt", überflößt von Leben; die Farbe atmet wie ein bestimmtes Wesen, reicht die Hand der Schwesterfarbe zu zaubervoller Harmonie. Ihr Wesen ist Verklärung, Goldglanz, Rosaschimmer in den Abend, Silber im duftigen Birkenwald, tiefblauer Äther im Himmel über dem See. Steinhausens Landschaften kann man einzeln nicht beschreiben, man kann sie nur sehen, trinken, aus ihnen atmen. Er sagt selbst: „Im Wogen der Nebel lösen sich die Gefühle auf: Sehnsucht und Hoffnung. Und im Dämmerschein gehen sie zur Ruhe, die müden Gedanken der Welt. — Und das glückliche Reich des Traumes steigt aus den Tiefen." Friedrich Naumann sagte einmal: „Es gibt Kinderfreude an der Schlichtheit, die vielleicht niemand so harmonisch empfindet wie Steinhausen, ein Suchen der ungesehenen Schönheiten im blauen Abend über grünem Felde." Steinhausens berühmteste Landschaft ist „Die Sonne im Waldwinkel". Ich nenne noch andere Titel: „Der Morgenstern", „Landschaft mit Silberpappel", „Der Quell", „Die Wolken". Wenn wir für Steinhausens Landschaftsgefühl einen Dichter verwandten Wesens suchen wollten, so fände ich den Namen Mörikes wohl am meisten gleichklingend.

Wilhelm Steinhausen: Mutter und Kind. Lithographie. Sepia auf grünem Grund.

Auf Steinhausens Porträtkunst näher einzugehen, fehlt leider der Raum. Paul Schumann sagte von einem Bilde: „Steinhausens Bildnis von Hans Meyer (dem Berliner Kupferstecher) kommt den besten Bildniszeichnungen Hans Holbeins gleich und zeugt von einer Schönheit im Erfassen der wesentlichen Züge, die auf eindringliches Motivstudium schließen läßt."

Sein drittes und größtes Monumentalwerk hat Steinhausen in den Jahren 1899 bis 1904 gemalt: Fresken in der Aula des Kaiser-Friedrich-Gymnasiums in Frankfurt a. M. An der großen Langwand sind fünf Fresken nach Bildern aus der Bergpredigt Christi; an den beiden Schmalseiten hat der Künstler Szenen aus dem griechischen Altertum dargestellt.

Mit diesen Griechenbildern will Steinhausen das ahnende Hinneigen der späteren griechischen Welt zu den religiösen und sittlichen Vorstellungen des Christentums verkörpern: der Argonautenzug — das uralte Sehnen hinaus in die Ferne; Orestes und Iphigenie — Schuld, Opfer und Sühne. Im Hauptbilde wandeln die großen Dichter und Denker Griechenlands im Schatten der Asphodeloswiese.

Auch für den Zyklus der Bergpredigt suchen wir vergebens Anlehnung an die Tradition. Jede Gestalt ist für sich geschaut und gefunden und nach eigenen Gesetzen in den Raum hineinkomponiert, und der Raum selbst trägt das Kleid irgendeiner Landschaft aus deutschen Gauen. Dieses einfachste Gesetz des schöpferischen Genies mußte auch Originalbilder hervorbringen.

In sinnvolles Ornament hat Steinhausen seine fünf Fresken hineingestellt und eine schmale Predella als Begleitton beigefügt. Der Mittelpunkt der fünfteiligen Komposition — die Figuren sind in Lebensgröße, die Farbe ist in Kaseintechnik behandelt und gibt zarte, oft hauchartige Wirkungen — hat im Mittelbild Christus, predigend auf dem Berge. Mild, versöhnlich sitzt er am Rain, in einer frühlingsfrohen Taunuslandschaft. Zur Rechten und Linken des gewaltigen Predigers werden seine Gleichnisse lebendige Bilder. Da ist im Garten die letzte Ernte am herbstlichen Tage; da wachen die getreuen Knechte, waffenbereit im fackelerleuchteten hochgewölbten Raum; da hockt der sorgenvergrämte Arbeiter

Wilhelm Steinhausen: Ruhe auf der Flucht. (1896.) Im Besitze des Grafen Lanckoronski in Wien.

am Boden, lebenssatt, indes das Weib sorglos ihr Kind zum Blütenbaum und zu den Vögeln unter dem Himmel emporhebt. In der Ferne kommen zwei Könige mit Kronen. Ein Jüngling steht wählend zwischen ihnen, zwischen dem Stern der Welt und dem Stern des Himmels.

Falsche Propheten schreien die trügerische Lehre hinaus in die Welt. — Ihr Schüler, die ihr in der Aula aus- und eingeht, merket auf! — Der Engel, der an der engen Pforte des Lebens steht, will euch weisen den Weg! — Und wie das Leben draußen geht, wie oft die Jünger von der Schule zum Leben wandern, das kündet die Predella des Freskos: des verlorenen Sohnes Auszug und Heimkehr, des barmherzigen Samariters Werk und des hartherzigen Priesters Schmach.

Der Abschluß dieses Lebenswerkes hat Steinhausen in seiner ihm so lieb gewordenen Stadt Frankfurt reiche Ehrungen gebracht.

Rüstig und nimmer rastenden Geistes, nimmer müder Hand hat der Meister aber weitergearbeitet. Nach Dutzenden zählen die Bilder in allen Techniken. Die größten Museen haben sich in den Besitz seiner Meisterwerke gesetzt. Immer neue Blüten treibt der Baum. 1905 hat Steinhausen zwei Monumentalbilder für die Hospitalkirche in Stuttgart gemalt, Bilder von wunderbarer impressionistischer Farbenwirkung. Steinhausen hat den Problemen des Freilichts und des Impressionismus von Anfang an nahegestanden. Er hat von ihnen genommen, was für seinen Stil taugte. Da er aber nie auf eine Schule oder eine Theorie geschworen hat wie Böcklin, so kann man ihn in diesen kunsttheoretischen Fragen des letzten Jahrhunderts in keine Schablone pressen. Die Stuttgarter Kirchenbilder stellen zwei Lieblingsmotive des Meisters dar: „Christus, der Weingärtner" und „Christus, der gute Hirte". Das erste Rafeinbild gehört wohl zu den besten Malereien der neuen Zeit. Es ist so zart wie ein Schleier- oder Seidengewebe und so verhalten, fast lyrisch

Wilhelm Steinhausen: Deutsche Weihnacht. Lithographie, mit Gold aufgehöht. (Aus dem Verlag der Kunstdruckerei des Künstlerbundes in Karlsruhe.)

in seinen dunkelgrünen Farbentönen, daß es einer Vision gleichen würde, wäre nur die Beleuchtung im Kirchenraum noch günstiger.

Es war eine Tat des Stuttgarter Oberkonsistorialrats Dr. Merz, daß er Steinhausen als den ersten für eine Kirchenmalerei gewann.

Ich sagte zu Eingang, daß sich durch Steinhausens Schaffen ein hoher Wille zur Volkskunst ziehe. Die besten seiner Bilder sind denn auch schon Gemeingut des Volkes geworden. Er war der ersten einer, der den Wert der Lithographie für die Zwecke einer billigen und künstlerisch werteren Volkskunst erkannte. In den letzten Jahren hat er wieder die Radierung aufgenommen und Ausgezeichnetes geschaffen, so unseren grandiosen „Johannes den Täufer", einen „Judasbissen", eine „Tröstung", ein köstliches „Taufblatt", das soeben beim Künstlerbund Karlsruhe, in dessen Kunstdruckerei erscheint. Ein Emmausbild mit lebensgroßen Figuren ist gleichzeitig entstanden. Das Bild erinnert an Rembrandt. Es wirkt durch die Macht des einbrechenden Lichtes von oben. Einfachste Architektur umschließt den kühldämmerigen Innenraum. Das Fenster strahlt goldenes Licht ein. „Man muß denken," sagt Steinhausen, „daß die Tür sich im Augenblick öffnet, und der Herr ist draußen im Licht verschwunden."

Das andere, neueste Bild: „Petrus hört den Hahnenschrei", ist ein Meisterwerk der Seelenmalerei und zeigt Steinhausens Kunst, einen höchsten Affekt mit einer großen einfachen Bewegung in Haltung und Gebärde darzustellen. Die Malweise, die brennpunktartige Konzentration des einfallenden Lichtes in diese nächtliche Szene tiefster Erschütterung gemahnt an den ausgereiften Altersstil Rembrandts. Auch der herbe tragische Ausdruck zeigt die innere Verwandtschaft mit ihm.

Was Steinhausen in neuesten Werken für Volkskunst getan hat, läßt sich nicht mit wenigen Worten erschöpfen. Eine Kunstwartmappe von Avenarius, ein Heft der Freien Lehrervereinigung und zahlreiche Volksblätter beim Verlag des Künstlerbundes in Karlsruhe, bei Breitkopf u. Härtel und anderswo geben eine Vorstellung dessen, was das Volk seinem guten Meister Steinhausen verdankt;

nicht zu reden von dem, was da noch werden will. Ein Lieblingsvorwurf ist die Darstellung des barmherzigen Samariters; eine Probe bietet unser Bild, die Reproduktion eines großen Ölgemäldes.

Die göttliche Offenbarung der Liebe ist in diesen Volksbildern für Steinhausen das Leitmotiv. Um den Weihnachtsbaum klingt in Kinderherzen Sagenton und himmlischer Heerscharen heilig Lied.

Unsere Worte und Bilder hier aber mögen ausklingen in Szenen der Geburtsgeschichte des Heilands. Da lauschen wir Alten dem Liede Simeons und der Hanna (s. unser Einschaltbild), und die deutsche Jugend ziehe, mit Kränzen geschmückt, durch den Tannenwald zur Krippe hin, dem Altmeister folgend und seiner Kinderschar. Aus goldener Ferne kommen die drei heiligen Könige herabgeritten auf ihren schmucken Rößlein ...

Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Waldes Einsamkeit
Steigt ein wunderbares Singen —
O, du gnadenreiche Zeit!

Wilhelm Steinhausen: Randzeichnung aus Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers". (Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.)

Die goldenen Türme

O! wie hab' ich die goldenen Türme ersehnt,
Wie hab' ich sie immer gesucht!
Nach ihnen hat oftmals mein Auge geträmt,
Ich hab' sie gesegnet, verflucht!

Ich hab' sie im Morgen- und Abendrot,
In den goldenen Sternen erschaut;
Im leuchtenden Leben, im schattenden Tod
Hab' ich ihrer Treue getraut.

Ich sah sie auf Höhen, ich sah sie im Tal,
Am Meer und im einsamen Wald;
Nur mitten im Menschenbacchanal
Da waren sie wolkenumballt.

In großen Seelen glänzten sie auf,
Im Auge des Kindes, der Frau;
In Ahnung der Gottheit aufblitzte ihr Knauf
Und funkelte sieghaft ins Blau.

Doch manchmal lag tief im Dunkel ihr Bild:
Da schritt ich in Nacht durch das Leid,
Durch Wüsten, in lauter Leere gehüllt,
Und die Türme — wie waren sie weit! —

Hinweg, ihr Zweifel! Ich suche sie nach!
Ihr Füße, frischauf durch den Sand!
Und seh' ich sie nicht: ich glaube sie doch
Und traue der führenden Hand.

Karl Ernst Knodt

Weib und Kind

Eine lyrische Weihnachtssymphonie von Fritz Philippi

I

Du lehnst dich schwer zur Schulter:
Du trägst des Weides Los
Und spürst ein zweites Leben
Im mütterlichen Schaß.

Du sprichst mit blassen Wangen:
„Ihr Männer habt es gut." —
Euch aber gab das Leben
Das Leben in die Hut.

Auf euch ruht größrer Glaube
Als wie auf Mannessinn.
Euch heißt ein hell'ger Wille
Lebens Gebärerin.

Und wühlt's im Mutterschaße
Wie wilde Tyrannei ...
Euch muß als Mutter grüßen
Zuerst des Lebens Schrei.

II

Um meines Tisches Rund
Zu der Bettgehstund'
Haschen im flatternden Hemdelein
Sich und den Tag meine junghellen Kinder
Geschwind und geschwinder
Um den Tisch und zur Kammer hinein.

Steht einer mäuschenstille dann,
Glückseliger Mann.
Ging am Tag auf steinernen Gassen
Mitten durch Ächzen und Fluchen und Hassen;
Abends des heiligen Lebens Sprach'
Hört er und steht wie die Weide am Bach,
Hat die Zweige ins Wasser hangen,
Danach die kleinen Wellen sprangen.

III

Meiner Kinder stille Atemzüge
Grüßen, wenn ich niederliege
Nächtlich in der Kammer.

Meiner Kinder stille Atemzüge
Sind des Lebens reine Flüge
Jenseits allem Jammer.

Könnt' in meiner Kinder Lebenshauchen
Ich noch einmal niedertauchen,
Ach, in meiner Kammer!

IV

Nun schneit die Weihnacht sich leise ein:
Meine Kinder sehn Engel schreiten.
Vom Himmel schwebt nach der dunklen Erd'
Ein segnendes Händebreiten.

Allabends ist ein jegliches Licht
Ein Türlein in Himmelsräume.
Weit offen stehn ihnen Auge und Ohr
Und empfangen Weihnachtsträume.

Und nächtlich klingelt's an unserm Haus:
Das Glück will über die Schwelle.
Es neigt sich im Schlaf über ihrem Bett;
Tags singelt es heimlich und helle.

Und hurtig einmal, wenn sie den Schlaf
Van den raten Wangen sich streifen,
Dann ist eine Weihnacht die ganze Welt
Zum Mit-den-Händen-greifen. —

O, Kindlein mein, bei des Vaters Knie!
Rauh ist der Welt Erwachen.
Eurem Vater schenkt kein Christkind mehr
Schaumgoldne Siedensachen.

Euren Vater trieb's durch den dunklen Wald,
Fußwund über Gräben und Gassen.
Und euer Vater, er kann dach nicht
Vam Weihnachtsglauben lassen.

Nach einem Gemälde von William Pape. Mit Genehmigung der Kunstverlagsanstalt Gerhard Stalling in Oldenburg.

Zu Prof. E. A. Fabarius: Die Deutsche Kolonialschule und ihre Aufgabe.

Digitized by Google

Die Brüder Mörk

Roman von Gustaf af Geijerstam

Aus dem Schwedischen von Gertrud J. Klett

IV (Schluß)

Alles war fester in den alten Tagen. Die Bonde, die die Menschen untereinander verbanden, waren zuverlässiger und stärker. Freundesverrat und Entzweiung erschien ihnen sicherlich schlimmer als in unseren Tagen. Auf jenen von dunklem Wald oder lichtem Feld umgebenen Höfen wohnte in unerschütterlicher Ruhe der alte Gott der Väter; die nagenden Zweifel, die die großen Geister der Zeit heraufbeschworen hatten, waren noch nicht demokratisiert und zur Seelenfäule des gebildeten Alltagsmenschen geworden.

Die Menschen wechselten ihre Wohnstätten nicht so leicht wie heute. Ihre Häuser waren nicht zum Spiel erbaut. In der Luft, die ihre Heimstätten umgab, brannte nicht die Unruhe. Und die Menschen, die da wohnten, blieben auch da bis zu ihrem Tode. Was sie erbauten oder einrichteten, trug dies Gepräge. Darum blieben auch alle Eindrücke und Erfahrungen, die das Leben ihnen schenkte, in ihren Mauern haften, und noch heute flüstern die alten Häuser von Schicksalen, die sich dereinst in ihren vier Wänden erfüllten. Nicht alles, was sich da abspielte, war Idylle. Auch die Tragödie hatte ihren Platz. Und wer auf solch einem Hof alt ward, mußte lernen, die beiden zu vereinen und sich mit der Erinnerung auszusöhnen. Denn vergessen durfte er nicht. Alles, was das Leben ihm an Gutem und Bösem bot, blieb in seinem engsten Gesichtskreis, saß in seinen vier Wänden fest. Und er lernte auf diese Weise viel aushalten, lernte nicht vorzeitig schwach werden.

Auch das, was er erlebt hatte, zu sammeln, mußte er lernen. Vergeblich hätte er versucht, vor schweren Erinnerungen die Augen zuzumachen. Alles, was er um sich her sah, erhielt die Erinnerung lebendig und Leid und Freud' in immer neuer Gewalt.

Nur eins sank bei dem Major während dieser Zeit in Vergessenheit. Das war die Erinnerung an den Bruder. Gerade das, was ihm so schwer, so unmöglich zu tragen geschienen, sank jetzt in Vergessenheit, so tief, als lägen lange Jahre zwischen heut' und dem Tag, an dem die beiden Brüder im Zorn auseinandergegangen waren. Einsam sah der Major in dieser Zeit den Frühling kommen. Der einzige, der ihm Gesellschaft leistete und einen Augenblick der Zerstreuung brachte, war der Doktor, der kam und ging.

Die Seele des Majors ward hart in dieser Zeit. Langsam fing er an zu lernen, daß die Jahre alt machen. Oft genug ist das eine Wohltat. Wie sollte sonst der Mensch alles tragen können? Aber die höchste Kälte hat eins gemeinsam mit der höchsten Wärme: beide brennen. An diesem Punkte treffen sich die Wirkungen des Eises mit denen des Feuers. Und so überhitzt und überreizt war alles, was Karl Henrik Mörk in jener Zeit erlebte, daß Eis und Feuer in ihm gleichsam einen gemeinsamen Brennpunkt bildeten.

Alles, was er um sich her sah, verursachte ihm geradezu physische Qual. Keinen Ort fand er, nicht draußen, nicht drinnen, den er wiedersehen konnte, ohne an alles zu denken, was einst gewesen. Seine ganze Vergangenheit sammelte sich in Brite. Und die Höhe des Lebens, wo der Mensch aufhört, für sich selber zu suchen, hatte der Major noch nicht erreicht. Die Jugend in ihm war noch lange nicht tot.

Indessen sollte die Erinnerung an den Bruder gerade in diesem Frühling in einer Weise geweckt werden, wie sich's der Major nicht hatte träumen lassen.

Er saß eines Vormittags im Kontor des Inspektors, mit der Durchsicht der monatlichen Abrechnung beschäftigt. Der Inspektor war ein alter Querkopf, der gewöhnt war, sowohl seinem Herrn als auch den Leuten seine Meinung ganz unverblümt ins Gesicht zu sagen. Er hatte just bei dieser Gelegenheit wieder einmal sein altes Lied angestimmt, nämlich daß dem Gut das notwendige Betriebskapital fehle, und daß die Zeit eine Erweiterung des Umsatzes erfordere, wenn das Hüttenwerk überhaupt einen Gewinn abwerfen solle. Wenn der Alte auf dies sein Lieblingsthema zu sprechen kam, wurde er immer sehr eifrig. Er schüttelte seine gewaltigen grauen Haarbüschel wie eine Löwenmähne und lächelte grimmig in seinen langen, verschnupften Bart. Der alte Stenman kannte die Vorurteile der Herren, und er betrachtete es als seine Pflicht, ihnen nicht zu weichen.

Diesmal hatte er, seiner Meinung nach, gute Karten in der Hand. Doch wollte er sie, als geschickter Spieler, aufsparen, bis der kritische Moment kam. Er hörte darum, so geduldig er konnte, die Einwendungen des Majors an. Diese liefen wie gewöhnlich darauf hinaus, daß er, der Major, keinen größeren Reichtum anstrebe als den, den ihm das Los beschieden habe, daß er ganz zufrieden sei, wenn er seinen Leuten gerecht werden könne und dazu wisse, daß der Besitz, den er dereinst seinem Sohn als Erbe hinterlasse, durch ihn nicht verschlechtert worden sei.

Der Inspektor lächelte sarkastisch zu diesen Worten. Es kam ihm geradezu lächerlich vor, daß ein Mann, der seinen Besitz vermehren konnte, das nicht wollte.

„Ich mag nicht an noch mehr denken müssen, als ich schon habe," schloß der Major. „Es ist wahrhaftig gerade genug."

Der Inspektor schwieg einen Augenblick. Das Unglück, das den Major und seine Familie betroffen hatte, war noch frisch. Und der Alte zögerte, ob er weitermachen solle. Doch glaubte er einerseits, vermehrte Arbeit sei für den Major der einzige Weg zur Gesundheit; und mit der Freimütigkeit eines alten und treuen Dieners erlaubte er sich das auch auszusprechen.

„Er meint es gut, Stenman," unterbrach ihn der Major, dessen Antlitz sich umwölkte. „Aber was mir helfen kann, weiß ich selber noch nicht. Und ein anderer weiß es noch viel weniger." Damit schickte er sich an, zu gehen.

Jetzt ließ der Inspektor seine Mine springen. „Ich habe vorige Woche gehört," sagte er, vorsichtig sondierend, „daß der Patron auf Björknäs seinen Wald verkauft und hunderttausend Reichstaler bar dafür bekommen hat, ohne das, was er noch zu erwarten hat."

Der Major legte Hut und Stock weg und setzte sich wieder auf seinen Platz am Pult, dem Inspektor gegenüber. „Mein Bruder hat seinen Wald verkauft?" fragte er.

Der Inspektor nickte und dachte bei sich: Aha! Das sitzt!

„An wen hat er ihn verkauft?"

„Das konnte mein Gewährsmann nicht sagen."

Der Major hielt seine Blicke fest auf den Inspektor gerichtet; über seine Züge flog etwas, das fast aussah wie ein finsteres Lächeln. „Ist Er seiner Sache auch sicher, Stenman?" fragte er.

„Ich glaube, ich bin keiner, der leeres Geschwätz bei den Leuten herumträgt," antwortete etwas empfindlich der Inspektor.

Nach diesen Worten schien es, als versänke der Major eine ganze Weile in Nachdenken. Tatsächlich war er damit beschäftigt, den Aufruhr in seinem Inneren zu dämpfen, um sich vor dem Inspektor nicht heftiger, als ihm selber lieb war, gehen zu lassen. Der Major begriff wohl, daß das, was er da hörte, eine alte Geschichte war. Er hatte nur nichts davon gehört, weil er so in sich selbst verschlossen dahingelebt hatte. Monate mußten vergehen, ehe das Ereignis ihm zu Ohren kam! Und aufs neue stieg die Erinnerung an seine letzte Unterredung mit dem Bruder in dem Major auf. Dahin also war es gekommen! Das war das Geld, von dem der Bruder gesprochen hatte, und das bereit lag und nur auf seine Unterschrift wartete, um in seine Brieftasche zu wandern! Wald verkaufen! Freilich! Es gab viele heutzutage, die ihren Wald verkauften. Die alten Familien saßen nicht mehr so fest im Sattel wie einst. Jeder half sich eben durch, so gut er konnte. Manche verkauften ihre Heimat, andere schlossen ihre Eisenhämmer und sandten ihre Arbeiter als eine Rotte von Bettlern in die Welt hinaus. Und wieder andere verkauften ihren Wald.

Aber den Wald verkaufen, das war das letzte! Denn der Wald gehörte dem Eigen-

tümer gar nicht allein. Der Wald war Eigentum Schwedens; und darum durfte er nicht verheert werden. Mit dem Walde stand und fiel Schwedens Wohlstand. Hoch, dicht, schützend mußte der Wald im Norden wachsen: sonst lag Acker und Wiese den Winden preisgegeben. Sonst gab es keinen Schutz mehr gegen die Nachtfröste, wenn in Jahren der Not der Winter drohte. Im Wald war Wärme, der Wald gab Schutz. Der Wald war das heilige Erbe, das zu hüten und zu wahren jedes einzelnen Pflicht und Schuldigkeit war. Und wer um des Gewinnes willen den Wald verheerte, war ein Frevler.

So hatte der Major stets gedacht; und noch andere dachten so in jener Zeit. Mit was für Schwierigkeiten der Bruder zu kämpfen gehabt hatte, das wußte er nicht. Alles, was den Bruder betraf, war ihm gleichgültig geworden. Aber Björknäs war der Familienbesitz, an den sich seit Generationen der Name der Familie knüpfte. Was den Familienbesitz betraf, betraf auch ihn. Und zum erstenmal dachte Karl Henrik Mörk daran, daß er in seiner Jugend sein Erstgeburtsrecht verkauft hatte um ein Linsengericht, wie Esau.

Alles hatte der Bruder ihm genommen. Alles war um ihn in Trümmer gefallen in der Stunde, in der der Bruder sich als der zeigte, der er war, und ihn mit dem Unglück allein gelassen hatte. Sogar sein guter Name und Ruf waren in der Gewalt des Bruders; denn der trug den Namen mit gutem Recht, und mit gutem Recht vergriff er sich jetzt an dem Wald.

Der Major hatte die rechte Hand um die Kontorschere gekrampft. In Gedanken stieß er ein Loch ums andere in den Wachstuchüberzug des Pultes. Bestürzt sah der Inspektor ihm zu; er konnte sich nicht denken, was jetzt kommen werde.

Plötzlich besann sich der Major darauf, wo er war. Er schlug hart mit der Schere auf das Pult und sagte ruhig und kalt: „Er wartet auf Antwort, Stenman. Er soll sie haben. Wenn mein Bruder seinen Wald verkauft, so ist das ganz seine Sache. Vermutlich hat er seine Gründe gehabt. Aber ich kenne solche Gründe nicht. Bei mir soll der Wald stehen bleiben, wie er steht, und stürzte er auch in ganz Schweden zusammen!"

Das waren große Worte; und der Inspektor, der nicht ahnen konnte, wie tief das Zerwürfnis zwischen seinem Herrn und dem Patron auf Björknäs war, nahm den Major auch gar nicht in vollem Ernst, sondern gab sich dem Glauben hin, er würde eines Tages schon zu einer nüchterneren Beurteilung der Sachlage kommen. Kopfschüttelnd sah er durchs Fenster seinem Gebieter nach, während dieser mit heftigen Schritten durch die Schneewehen vor der Kontorstaffel und hinüber zum Herrenhaus stapfte.

Der Inspektor hatte nicht ganz die Wahrheit gesprochen, als er behauptet hatte, nicht zu wissen, wer den Wald vom Hüttenherrn auf Björknäs gekauft hatte. Er hatte es auch nur darum verschwiegen, weil er wohl wußte, daß das mit dem Wald bei dem Major eine heikle Frage war. Und die Frage wäre noch heikler geworden, wenn er dem Major reinen Wein eingeschenkt und ihm gesagt hätte, daß der Käufer ein Bauer war.

Wir befinden uns jetzt im Anfang der sechziger Jahre. Wichtige Veränderungen in Schwedens inneren Schicksalen bereiteten sich zu jener Zeit vor. Der Bauernstand rückte vor, und der alte Adel ward mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Der Adel war jedoch keineswegs gesonnen, sich ohne Kampf zu fügen. Die Gegnerschaft zwischen Herren und Bauern nahm während des gegenseitigen Kampfes unerhörte Dimensionen an, und mancher Edelmann konnte das Wort Bauer überhaupt nicht mehr aussprechen, ohne einen Beischmack von Verachtung dareinzulegen.

Ein Bauer also war es, der den Wald von Björknäs gekauft hatte. Er hieß Måns Ersson. Man sah seinen Hof von der großen Landstraße aus, wenn man von Kolsäter nach Björknäs fuhr; er lag jedoch näher bei Björknäs. Von Kolsäter aus fuhr man fast vier Meilen dorthin.

Der Hof war von Äckern und Wiesen umgeben; man sah von der Straße aus die roten Hauswände sich von ein paar dünnstehenden weißen Birkenstämmen abheben. Zwei Generationen hindurch hatte der Hof derselben Familie gehört, die allen Versuchen der Gutsbesitzer, Äcker und Wald an sich zu bringen, widerstanden hatte. Måns Ersson, der sich noch gut daran erinnern konnte, wie sein Großvater dort das Land urbar gemacht, hier die erste Hütte gebaut hatte, hatte mehrere Kinder; die älteste Tochter war schon an einen jungen Bauern verheiratet, der einen zu Björknäs gehörigen Hof in Pacht

hatte. Auf diese Weise hatte er einen Weg gefunden, den Wald des Hüttenherrn zu kaufen; man sagte ihm überhaupt nach, er finde immer einen Weg, wenn er wolle. Måns Ersson war ein kleiner, kräftiger Mann, der Schlauheit und Geld besaß. Wie die meisten seinesgleichen war er ein Feind des Adels; und wenn er das zu verbergen suchte, so geschah das nur, um nach Belieben nach allen Seiten hin kaufen und verkaufen zu können. Denn Måns Ersson kaufte und verkaufte Wald; und in der ganzen Gegend war es wohlbekannt, daß, während ringsum die adligen Familien mehr und mehr genötigt waren, auf den Groschen zu achten, in der alten zerschlissenen Ledertasche, die Måns Ersson unter seinem fest zugeknöpften grobwollenen Wams barg, die Banknoten immer mehr anschwollen.

Schon damals witterte jeder, der nur eine einigermaßen feine Nase hatte, voraus, daß finanzielle Krisen bevorstanden. Unter dem schwedischen Adel gab es nur wenige, die sich aufs Sparen verstanden; von Sammeln und Zurücklegen war kaum die Rede. Måns Ersson gehörte zu denen, die eine feine Nase haben; und weil er häufig nach der Stadt reiste und mit den Bankhäusern wohlvertraut war, wußte er weit mehr von der Lage der anderen, als er zu sagen für gut befand. Er fuhr auch weit in der ganzen Umgegend umher, und es hieß, er wisse besser Bescheid mit dem Wert der Wälder und Güter auf viele Meilen im Umkreis als irgendeiner von den Herren, die mit zwei Pferden fuhren und mit silberner Gabel aßen. Wenn er seine Unterlippe über den grauen Kinnbart hervorschob, der von einem Ohr zum anderen ging, sah er aus, als habe er das Wohl und Wehe des ganzen Kirchspiels in der Hand, hüte sich aber wohl, zu sagen, was er wußte.

Just diese Miene hatte Måns Ersson auch aufgesetzt, als er ein paarmal ganz wie zufällig den Inspektor aushorchte, ob der Major allenfalls gesonnen sein könnte, Wald zu verkaufen. Und diese Voranfrage war es, die den Inspektor Stenman veranlaßt hatte, vor dem Major eine derartige Möglichkeit aufs Tapet zu bringen.

In den letzten Wochen hatte Måns Ersson jedoch den Inspektor nicht mehr getroffen, konnte also nicht wissen, was der Major über seine Spekulation dachte. Daß es an Bargeld fehlte, das glaubte der Bauer ganz sicher zu wissen. Denn es ging ziemlich großartig zu auf dem Herrenhof, und was an laufenden Geldern einging, konnte nicht weit reichen.

So geschah es denn, daß Måns Ersson eines Tages im April nach Kolsäter gefahren kam. Das Pferd ließ er aber beim Stall stehen. Denn auf dem Hof vorzufahren, das getraute er sich doch nicht. Dazu war das Pferd zu häßlich und der Schlitten zu gering. Måns Ersson empfand es immer, daß er nur ein Bauer war, und wollte jeder Demütigung vorbeugen. Er hatte in seinem langen Leben mehr als eine schlucken müssen. Langsam wanderte er über den Hof, unsicher, ob er die hohe Steintreppe vor der geschlossenen Haustür hinauf- oder um das Haus herumgehen und nach einem anderen Eingang suchen solle.

Schließlich wählte er aber doch die Haupttreppe; und nach einigem Hin- und Herreden im Korridor ließ Tilda ihn ins äußere Zimmer des Majors eintreten. Er blieb an der Tür stehen und schätzte mit den Blicken das Zimmer mit seinen Möbeln und an den Wänden hängenden Jagdgerätschaften ein. Als der Major eintrat, machte Måns Ersson seinen Bückling, aber nicht demütig, sondern mit einem gewissen Selbstbewußtsein.

Die beiden Männer kannten einander schon, und der Major glaubte, der Bauer komme aus Anlaß einer alten, verwickelten Frage betreffs der Unterhaltung der staatlichen Landstraße. Hierüber war nämlich schon in den Tagen der alten Exzellenz einmal zwischen Kolsäter und dem Bauernhof Streit entstanden; und dieser Streit war im Lauf der Jahre mehr als einmal wieder aufgewacht und wartete nur immer auf einen Anlaß, um wieder auszubrechen. Der Major grüßte darum ein bißchen kurz und fragte den Bauer nach der Ursache seines Besuches.

Måns Ersson blickte geradeaus nach dem runden Tisch mit dem Globus und sagte: „Ich bin schon einmal hier gewesen. Das war noch in den Zeiten der alten Exzellenz. Aber deswegen komm' ich heut' nicht."

Der Major wurde aufmerksam. Die zwei Männer standen einander gerade gegenüber; und mit einer plötzlichen Bewegung wandte sich der Major zum Schreibtisch, nahm im Lehnsessel Platz und sagte rasch: „Setz dich. Du wirst müde sein."

„Danke!" erwiderte Måns Ersson. „Aber es paßt sich wohl besser, wenn ich stehe. Ich weiß noch nicht, ob der Herr Major mich hören wollen."

Des Majors Gesichtszüge strafften sich; sein Blick ward scharf. „Was willst du?" fragte er.

„Es sind schwere Zeiten für alle," fuhr Måns Ersson fort. „Hoch und niedrig muß das heutzutage spüren."

Der Major nickte, und Måns Ersson fuhr fort, von den schlechten Zeiten zu reden. Immer sicherer ward der kleine Mann; wie in der Türmatte, von der er noch keinen Fuß gerührt hatte, festgewurzelt, stand er da. Er hatte den Pelz geöffnet; die Zipfel des weißwollenen Tuches, das er um den Hals trug, baumelten über die kurze bunte Weste.

Der Major verstand ihn noch gar nicht. Aber immer weiter redete Måns Ersson, demütig, wie um Entschuldigung bittend, und auf vielen verzwickten Umwegen näherte er sich langsam seinem Ziel. Dabei schoß aus seinen kleinen grauen Augen ein rascher, forschender Blick, der den Major noch unsicherer über die Absichten des Mannes machte. So völlig mißverstand er den Bauern, daß er sich die ganze Zeit überlegte, wie er, ohne sich selber zu blamieren, die Bitte um ein Darlehen abschlagen sollte, die er als kurzen Sinn der langen Rede unfehlbar erwartete. Als Måns Ersson jetzt eine Pause machte, als müsse er sich einen Augenblick besinnen, erhob sich darum der Major und äußerte kurz und bündig: „Ja, lieber Måns Ersson, es tut mir leid. Aber ich brauche mein Geld selbst."

Verblüfft blickte Måns Ersson auf. Der Schimmer eines Lächelns erhellte seine scharfgeschnittenen Züge. Aber er nickte bloß und erwiderte: „So schlimm steht es doch nicht, daß ich herumfahren muß und Geld leihen. Ich wollte bloß fragen, ob der Herr Major vielleicht geneigt wären, mit mir ein Geschäft zu machen."

„Das kommt darauf an, was für eine Art Geschäft es ist," lautete die Antwort.

„Wollen der Herr Major Wald verkaufen?" fragte jetzt der Bauer geradezu.

Der Major machte zwei Schritt rückwärts. Der Umschlag in seinem ganzen Gedankengang war zu stark; er mußte sich Gewalt antun, um nicht aufzufahren. „Wie kommst du darauf?" fragte er, wie um Zeit zu gewinnen, seine Gedanken zu ordnen.

Der Bauer sah wohl die Aufregung des Herrn, aber er war darauf vorbereitet, und sie erschreckte ihn nicht. Ihre innerste Ursache war ihm unbekannt; und daß er auf Hochmut dem Bauern gegenüber stoßen würde, darauf war er vorbereitet. Unberührt von allem, was nicht das Ziel war, das er verfolgte, stand er auf seiner Türmatte. „Man sagt, auch große Herren brauchen Geld heutzutage," sagte er.

Was der Major in diesem Augenblick empfand, war ähnlich dem Gefühl, das er einmal in seiner Jugend gehabt hatte, als ihn nach ein paar durchwachten Nächten auf einmal ein Schwindel gepackt hatte. Der Stolz von Generationen war es, der in diesem Augenblick in ihm sich aufbäumte. In der ersten Hitze schien es ihm, als wäre sein ehrlicher Name nicht mehr rein. Die alte Liebe zum Wald wachte in ihm auf; er hatte das Gefühl, ärger konnte ihn keiner beschimpfen, als wenn er ihm mit einem solchen Anerbieten zu kommen wagte. Er blickte scharf zu dem Bauern auf und sagte: „So schlecht steht es nicht, weder um mich noch um Kolfäter!"

Måns Ersson schien eine Weile zu überlegen. Dann sah er wieder auf und sagte: „Der Patron auf Björknäs kommt auch so aus und hat doch verkauft."

Jetzt sah der Major Rot vor den Augen. Mit geballten Händen stand er vor dem Bauern und schrie: „Hat mein Bruder seinen Wald an dich verkauft?"

Der Bauer zuckte zusammen, wich aber keinen Schritt. Auch seine Stimme war lauter, als er antwortete: „Ich habe den Wald auf Björknäs gekauft — um teures Geld."

Außer sich wies der Major nach der Tür und brüllte: „Hinaus, Bauer! Pfui Teufel!"

Måns Erssons Gesicht ward vor Erbitterung feuerrot. Er war auf alles mögliche gefaßt gewesen, aber darauf doch nicht. „Von einem Bauern Geld nehmen, ist immer noch besser, als sich mit den Banken einlassen," sagte er wütend.

Aber der Major ließ ihn gar nicht weiterreden. „Reitet dich denn der Satan, Kerl?" schrie er. „Du wagst es, mir in meinem eigenen Hause für das, was mein ist, Geld zu bieten? Hinaus, sag' ich!"

Måns Ersson ging. Langsam, ruhig stapfte er über den Hofplatz, stopfte sein

wollenes Halstuch in die Weste und knöpfte den Pelz zu. Darauf ging er zum Stall, band das Pferd los und setzte sich in den Schlitten. Aber als er in der Allee war, wandte er sich um, spuckte aus und ballte die Faust nach den Fenstern von Kolsäter. Darauf zog er die Zügel an, um die Schwarze anzutreiben. Und so — im Aprilsudelwetter — fuhr er davon.

Der Major hatte durch diesen Auftritt wieder einen Stoß an den empfindlichen Punkt bekommen, der nun einmal nicht heilen wollte. Es hatte ihn hart gepackt, daß er nun, zum erstenmal in seinem Leben, erfahren mußte, was es heißen will, wenn eine brutale Geldhand sich nach dem eigensten Besitz ausstreckt. Aber tiefer als alles packte ihn doch das, daß es des Bruders Beispiel gewesen, das den Bauernspekulanten ermutigt hatte, in seinem eigenen Haus ein Attentat gegen seinen Besitz zu wagen. Und der Gedanke, daß er und der Bruder denselben Namen teilten, kam als neue Kränkung zu all dem, was ihm schon vorher über dem Kopf zusammenschlug.

Dann geschah eines Tages das Unausbleibliche: die Brüder begegneten einander. So viele Monate waren inzwischen vergangen, daß der Major fast aufgehört hatte, mit dieser Möglichkeit zu rechnen. Sechs Meilen trennten die beiden Güter voneinander; ihre Wege brauchten sich nur selten zu kreuzen.

Aber es geschah trotzdem. Eines Tages, zu Anfang Mai, war es. Der Schnee lag noch auf den nassen Wegen; man kam noch mit einem leichten Schlitten weiter. Der Major kutschierte seinen Einspänner selbst; Spitz saß hintenauf. Wenn die Kufen durch den Schnee scharrten, stieg er vom Hundsfott herunter und ging durch den Schmutz nebenher. Schweißig, mühsam arbeitete sich das Pferd voran.

Der Hüttenherr kam im Wagen. Björknäs lag offener, und wo der Wald nicht schützte, war die Schlittenbahn früher zu Ende. Außerdem fuhr er nicht allein. Minna Charlotta saß neben ihm im Deckwagen. Die beiden Fuhrwerke begegneten einander an der Wegbiegung hinter der Kirche von Bonga, wo die Straße in den Tannenwald einbiegt. Der Major fuhr im Schritt über den Acker, auf dem der Schnee die Eiskruste aufgeweicht hatte, auf der der Schlitten sonst dahinglitt; Spitz kam mit langen Schritten hinterdrein. Im selben Augenblick bog aus dem Wald der Wagen, und die zwei Brüder fuhren aneinander vorbei. Ohne einen Befehl abzuwarten, hielt der Kutscher des Hüttenherrn. Instinktiv folgte der Major seinem Beispiel.

Die beiden Gefährte standen jetzt Seite an Seite. Nachdem die üblichen Begrüßungen ausgetauscht waren, entstand ein unbehagliches Schweigen. Die beiden Brüder, durch die Anwesenheit der Kutscher geniert, maßen sich gegenseitig mit seltsamen Blicken. Minna Charlotta war die einzige, die ihre Fassung bewahrte. Mit sehr korrekter, teilnehmender Miene bedauerte sie die unglücklichen Ereignisse, die Schlag auf Schlag über den Schwager hereingebrochen waren. „Im nächsten Sommer, hoff' ich, kommen wir wieder zu euch!" schloß sie.

„Brite wird wohl schwerlich in der Lage sein, je wieder Besuch bei sich empfangen zu können," erwiderte der Major. Mit voller Absicht legte er alle Schärfe, deren er fähig war, in diese scheinbar bedeutungslosen Worte. Und Minna Charlotta machte sich auch sogleich bereit, zu antworten.

Da geschah das Unerwartete: der Hüttenherr brachte durch einen einzigen Blick seine Frau zum Schweigen.

Der Major sah es und zog eine vergnügte Grimasse. Tante Olivias Hauskur fiel ihm ein. Aber im gleichen Augenblick schoß ihm das Blut in die Wangen. Mit einer Stimme, die er so gut wie möglich zu beherrschen suchte, sagte er: „Na, Nils Göran, du hast ja den Wald verkauft!"

Der Hüttenherr fuhr zusammen; doch kaum merkbar. Er gönnte dem Bruder nicht, zu sehen, wie der Hieb traf. „Ich hab' ihn gut bezahlt bekommen," antwortete er kurz.

„Ich habe davon gehört," erwiderte der Major. „Weißt du, was ich getan hab'?"

„Das interessiert mich nur wenig," sagte der Hüttenherr.

Der Major lächelte. „Ich will's dir trotzdem sagen," entgegnete er. „Ich habe den Diebsbauern zum Haus hinausgeworfen."

Das ganze Gespräch wurde sehr korrekt, mit streng beibehaltener Würde beiderseits geführt. Weder der Major noch der Hüttenherr sprachen auch nur einmal lauter als gewöhnlich. Und doch lag in jedem Wort,

jedem Tonfall, im Mienenspiel, das die Worte begleitete, eine kühle Kriegserklärung, die entscheidender war als der hitzigste Wortwechsel. Ohne einen Blick zurückzuwerfen, trieb der Major sein Pferd an. Der Kutscher des Hüttenherrn knallte mit der Peitsche. Und gleich darauf fuhren die beiden Fuhrwerke davon, jedes nach seiner Seite. Der Abstand zwischen ihnen wurde rasch größer.

Als der Schlitten im Wald angelangt war, drehte der Major sich um und gab Spitz die Zügel. Der Kutscher stellte sich aufs Fußbrett, und der Schlitten fuhr wieder rasch dahin. Kerzengerade, als stünde er in Reih' und Glied, hielt Spitz dem Blick des Majors stand; mit keiner Miene verriet er, was er dachte oder ob er überhaupt etwas gedacht hatte. Aber der Major wußte: von diesem Augenblick an war die Feindschaft der Brüder überall bekannt: er selber hatte auch weder Lust noch Kraft mehr, die Sache zu verheimlichen.

Aber auf dem Heimweg kam doch wieder ein Schamgefühl über ihn. Er wandte sich nach Spitz um und sagte, das lange Schweigen brechend: „Du brauchst es daheim nicht zu erzählen, daß wir dem Hüttenherrn begegnet sind."

Spitz schulterte als Antwort die Peitsche. „Ich erzähle nichts, Herr Major," erwiderte er barsch.

Als der Major heimkam, leuchtete ein einsames Licht aus dem oberen Stockwerk ihm entgegen. Es war immer das erste, was er sah, dies Licht. Es kam von den Zimmern, die für Brite eingerichtet waren, in denen sie ihr Leben weiterschleppte, allein, nur mit einer Wärterin, die der Doktor besorgt hatte. Früher hatte dies Licht ihn immer zur Eile angetrieben. Jetzt schreckte es ihn; und er quälte sich selber mit dem Wunsche, der Weg möchte doch länger — noch länger sein.

Die ganze Nacht durch brannte dies Licht. Denn wenn es dunkel war, erwachte die Kranke und wurde wild. Dann mußten sie männlichen Beistand zu Hilfe holen. Und mehr als einmal war der Major selber hinaufgegangen und hatte in der stummen Nacht mit Brite um ihr Leben gerungen, bis ihn selbst die Kräfte zu verlassen drohten. Die Erinnerung an diese Nächte war es — die schreckte ihn, wenn er auf dem Heimweg das einsame Licht sah.

Ja, sie schreckte ihn, diese Erinnerung an die neue Brite, die in ihm immer die Erinnerung an sie, die er einst geliebt, verdunkeln würde. —

Sanft fiel der Schein über den dunklen Hof, auf dem die Schlittenkufen im Sande knirschten, der Schein des Unglückslichtes, das einsam über Kolsäter brannte.

* * *

Vier Jahre lebte Brite so; und als sie endlich starb, war Erling, der Sohn, nicht daheim. Der Vater teilte ihm brieflich das Geschehene mit, verbot ihm aber gleichzeitig, nach Hause zu kommen.

Voller Bitterkeit trug Erling auf dem Gymnasium seine Trauer; er fühlte sich einsamer als je unter den Kameraden. Als nach dem langen Winter der Frühling das Eis brach, zog es ihn mit aller Macht heim. Der Fluß, der durch die kleine Stiftsstadt zog, stieg hoch in der Frühlingsflut, und die Eisstücke, die das schwarze Wasser dahinführte, mehrten des Jünglings Sehnen.

Der Vater war's, nach dem ihn verlangte, als er heimreiste. Und als er endlich die Heimat wiedersah, war ihm, als müsse ihm das Herz zerspringen. Jede Spur von der Mutter war wie weggewischt; nicht einmal ihr Name wurde mehr genannt.

Lange, lange wartete Erling darauf, daß der Vater das Schweigen zwischen ihnen brechen, ihm von der Mutter erzählen sollte, die tot war. Aber es geschah nie. Und so nach und nach hörte Erling auf, sich danach zu sehnen. Er fing an, mit seinen siebzehn Jahren seine eigenen Wege zu gehen.

Kolsäter hatte eine reiche Bibliothek, und in den Büchern suchte Erling die Antwort auf Fragen, die in dieser Zeit des Lebens in uns allen erwachen. Er las viel, er kannte viele Meilen in der Runde alle Wege und Stege im Wald, er dachte auch, so gut er das vermochte. Aber die Bücher waren ihm nicht genug. Er sehnte sich nach einem Menschen.

Doch die Menschen gingen an Erling vorüber und ließen ihn einsam stehen. Er war felsenfest davon überzeugt, daß alle älteren Menschen Bescheid wußten über all die Fragen, die das Unglück und der Tod der Mutter in ihm geweckt hatten. Wie sollten sie sonst leben können? Sie wollten

bloß nicht, daß er sie fragen sollte, weil sie meinten, er sei noch zu jung.

So ging das fort, bis Erling endlich vor allen Erwachsenen eine gründliche Scheu hatte. Nicht einmal mit den Leuten auf dem Gut wußte er umzugehen. Das Gefühl der Scheuheit über seine eigene Unerfahrenheit und Jugend war stets in ihm wach und hinderte ihn, unter die anderen ins Leben hinauszutreten.

So verbrachte Erling Mörk seinen Sommer. Erst als sich dieser zu Ende neigte und er schon die Wochen zu zählen begann, die ihm noch blieben, ehe er auf die Schulbank zurückkehren sollte, ereignete sich etwas, das mit einem Schlag dies frühreife Sonderlingsleben änderte.

Das Ereignis stand auf eigentümliche Weise im Zusammenhang mit dem „närrischen Bartel".

Der närrische Bartel war, wie der Name schon sagt, ein Narr und lebte im Armenhaus. Erling hatte sich für ihn interessiert, weil er Geige spielte, und weil er von allen anderen ausgestoßen schien.

Der närrische Bartel war an der Landstraße geboren, seine Mutter war ein Bettelweib, die jahrelang mit Krücke und Bettelsack im Kirchspiel herumgezogen war. Immerwährend hatte sie Ungelegenheiten mit Schultheiß und Pfarrer, und es wunderte niemand, als man sie eines Morgens tot in dem großen Graben neben der Kirche von Bonga fand, daneben im Gras die Branntweinflasche. Neben der Toten saß der närrische Bartel. Als barmherzige Menschen ihn von der Leiche wegführen wollten, biß und spuckte er um sich wie ein wildes Tier. Weil sich niemand fand, der ihn nehmen wollte, steckte man ihn ins Armenhaus. Oft genug versuchte man, den Jungen in die Schule zu schicken und ihm irgend etwas beizubringen, aber alle Versuche scheiterten; der Junge war nicht bei vollem Verstand. So ging er nach und nach unter dem Namen der „närrische Bartel".

Schließlich gab man jeden Versuch auf, den närrischen Bartel anderen Menschen gleichzumachen, und da er sich sogar zu den einfachsten Beschäftigungen untauglich erwies, ließ man ihn ruhig im Armenhaus, wo er in einem Winkel schlief und der Hansnarr für alle die alten Existenzen war, die, gebrochen von der Mühsal und den Entbehrungen eines langen Lebens, hier landeten.

Dem närrischen Bartel irgendwie Vernunft beizubringen, das erwies sich als gänzlich unmöglich. Weder Hiebe noch Ermahnungen halfen. Die Leute meinten, das käme davon, daß er mit einer Scheu vor allem Lebendigen, Mensch und Vieh, wie mit einer Art Krankheit geboren war. Vielleicht war er immer so gewesen, vielleicht auch hatte er bloß als Kind zuviel Schimpfworte gehört und Schläge bekommen und dazu zuviel Hunger und Kälte ausgestanden. Bartel verblieb jedenfalls der närrische Bartel und wuchs als närrischer Bartel auf.

Das einzige in der Welt, was er liebhatte, war eine alte Geige. Die bekam er, als der alte Per im Armenhaus starb. Per war in den Tagen seiner Blüte ein Spielmann gewesen; und manche behaupteten, wenn er nicht so gut gespielt hätte, hätte er nicht im Armenhaus zu enden brauchen. Nun, jedenfalls starb er dort, und er war der einzige Mensch, der sich überhaupt je um Bartel gekümmert hatte. Die Wahrheit zu sagen, der alte Per sah Mäuse und Mücken, ehe er starb — alles von dem vielen Schnaps, der nun einmal mit dem Musizieren kommt. Aber wie dem auch sein mochte — er brachte es vor Zeugen in Ordnung, daß Bartel seine Geige haben sollte nach seinem Tode. Bartel hatte ganz allein gelernt, darauf zu spielen; und wenn der alte Per wild wurde und um sich hieb nach all den grausigen Dingen, die er sah, war der närrische Bartel der einzige, der ihm den Teufel vertreiben konnte.

Als Bartel die Geige erst einmal in der Hand hatte, gab er sie auch nicht mehr her. Der närrische Bartel hatte überhaupt allerlei wunderliche Dinge an sich; und wenn er sich vor den Menschen scheute, so scheuten sie nicht weniger ihn. War es nicht zum Beispiel sonderbar, daß Bartel, sobald es dunkel wurde und Schnee fiel, in seinen Winkel kroch und nicht mehr herausging, ehe die Sonne wieder schien? Und geradeso machte er es im Sommer. War das Wetter trüb und kalt, so war er spurlos verschwunden. Wenn dagegen die Sonne schien und die Vögel sangen, dann kam er aus seinem Versteck hervor. Seine Geige hatte er immer mit. Mit geschlossenen Augen und glückseligem Gesicht saß er da in seinen Fetzen auf der Brücke vor dem Armenhaus und spielte sich selber was vor. Natürlich ließ

man ihn nicht in Ruhe. Stets versammelte sich eine Schar Zuhörer um den närrischen Bartel. Im Kreise standen die Menschen um ihn herum und lachten, daß sie sich die Bäuche halten mußten. Gab's denn was Lächerlicheres, als wenn der närrische Bartel ganz allein mitten im Sonnenschein auf der Brücke saß und geigte, als sähe und hörte er nichts?

Einmal begegnete Erling dem närrischen Bartel draußen im Walde, wohin dieser sich vor seinen Widersachern geflüchtet hatte. Es war auf dem Wege zum Rabenwasser, wo die hohen geraden Tannen den Bach entlang standen, der über die moosigen Steine dahinperlte. Der närrische Bartel saß da und geigte, während um ihn die Sonne durch die Tannenzweige sickerte und der ganze Wald in der Mittagshitze schlief.

Erling blieb lange stehen, hörte dem Spiel des närrischen Bartel zu und wunderte sich über das sonnige Lächeln in seinem Gesicht. Er begriff gleich, daß er nicht zu ihm hingehen durfte. Dann würde der Zauber gebrochen sein, und die Töne würden verstummen. Schließlich kam er aber doch vorsichtig aus dem Schatten und setzte sich auf einen Stein, dem Spielmann gerade gegenüber. Und während er da saß, merkte er zu seiner Verwunderung, wie der Ausdruck in Bartels Gesicht, den er von seinem Platz aus genau beobachten konnte, gleichsam erlosch. Schließlich hörte Bartel zu spielen auf und verschwand mit der Geige unter dem Arm unter den hängenden Tannen.

Von diesem Tag an war es wie eine Art Bekanntschaft zwischen Erling und dem närrischen Bartel. Erling hörte ihn noch oft spielen. Einmal hatte der Idiot ihm sogar zugenickt und dazu gelächelt — ein sonderbares, ängstliches kurzes und schwaches Lächeln, das sich im Dunkel seines dünnen, weichen Bartes verlor.

Eines Tages kam Erling den Weg, der nach Torp führte, gegangen. Es war mitten auf einem Acker. Es war gegen Abend; die Sonne saß blitzend auf den Tannenwipfeln, bereit, unterzugehen. Wie ein großer goldener Ball saß sie über dem schimmernden Wald; Feld und Acker glänzten in ihrem Licht.

Als Erling an die Stelle kam, wo der Weg zwischen den Steinmauern umbiegt, erblickte er plötzlich den närrischen Bartel. Der saß, den Rücken dem Wege zugewandt, auf der einen Mauer und sah aus, als starre er geradeswegs in die Sonne, die seine Züge überstrahlte, so daß das ganze Gesicht purpurn glühte. Aber der närrische Bartel war nicht allein diesmal. Eine Menge Leute standen vor ihm: Mädchen mit hellen Tüchern über dem Kopf und farbigen Schürzen, Bauernburschen in Arbeitshemden und hohen Stiefeln. Alle hatten sie die Augen auf den närrischen Bartel gerichtet, und in ihren Gesichtern lag ein Ausdruck von Verwunderung und Verachtung — Verwunderung über die Töne, die da erklangen, licht und wehmütig wie ein Abschiedssang für die schwindende Sonne, Verachtung für den Geiger, der ein Narr war und keiner von ihnen ...

Einer der Knechte näherte sich dem Spielmann, zog eine Messingdose aus der Tasche und bot dem Verrückten zu schnupfen an. Lautes Lachen des ganzen Haufens lohnte diesen Scherz; die Geige verstummte jäh.

Hinter dem närrischen Bartel sprang Erling über die Mauer und versetzte, ohne sich zu besinnen, dem grinsenden Knecht mit der Messingdose eine saftige Ohrfeige. Auf einmal war ringsum alles still; der närrische Bartel saß hilflos auf seiner Mauer.

Erling brachte kein Wort hervor. Die Stimme blieb ihm im Halse stecken. Schon hob er den Arm zu einem neuen Schlag. Demütig, erschrocken stand der Knecht vor ihm und dienerte, die Mütze in der Hand. Aber ehe Erling ein zweites Mal zuschlagen konnte, erklang hinter ihm das Geräusch von Wagenrädern, und als er sich umsah, hielt Spitz mit den schwarzen Rappen und dem Deckwagen hinter ihm auf der Landstraße. Im Wagen saß Frau Olivia Krabbe auf Torp. Die alte Dame setzte auch nach Brites Tod ihre gewohnten Sommerbesuche auf Kolsäter fort. Und eben jetzt fuhr sie in des Majors Equipage, den großen Koffer sicher hinten aufgeschnallt, nach Torp zurück. Ihre scharfen Augen erfaßten sofort die Situation, und mit lauter Stimme rief sie Erling beim Namen.

Erling gehorchte ohne weiteres. Ehe er sich recht besann, saß er zur Linken der alten Dame im Wagen und hörte auch schon ihre freundliche Stimme rufen: „Weiter, Spitz. Und seh Er zu, daß die verflixten Bauernlümmel keine Steine hinterher werfen!“

Der Kutscher schulterte die Peitsche und fuhr zu, ohne nach rechts oder links zu sehen. Die Rappen taten ihre Schuldigkeit, und die Gruppe am Feldrain verschwand in einer wirbelnden Staubwolke.

Jetzt wandte sich Tante Olivia zu Jung-Erling und sagte: „Schämst du dich denn gar nicht, mit einem Bauernknecht mitten auf der Straße Händel anzufangen?"

Tante Olivia ließ den Jüngling bis Torp mitfahren, und während der Fahrt bemeisterte dieser seine Erregung. Als der Wagen durch das Gatter schwenkte, kam über Erling fast wider Willen dasselbe Gefühl von Behagen und Gemütlichkeit, das schon über ihn gekommen war, als er noch als kleiner Junge Tante Olivia besucht hatte. Auf der Haustreppe stand die alte Anna in ihrer blaugestreiften Schürze und knixte, wie immer. An der Hausecke standen die gelben Bienenkörbe; und als der Jüngling in das niedrige, gemütliche Wohnzimmer mit den kreuzweis über den frischgescheuerten Boden gelegten Läufern und dem von weißen Möbeln und glattgebügelten Überzügen umgebenen Spinett kam, da verschwand der letzte Rest seiner Verstimmung.

Und da kam auch die Überraschung, die Tante Olivia in aller Heimlichkeit in Bereitschaft gehalten hatte, zutage. Plötzlich hörte Erling leichte Schritte vom Nebenzimmer, und ehe er noch fragen konnte, öffnete sich die Tür, und herein trat ein junges Mädchen, das Tante Olivia um den Hals fiel, sie küßte und streichelte und dazu mit seinem ganzen überglücklichen, anmutigen jungen Gesicht lächelte.

Erling betrachtete voller Bestürztheit diesen ganzen kleinen Auftritt, ärgerte sich, daß er beim Eintritt des jungen Mädchens eine so linkische Verbeugung machte, und daß er beim besten Willen nicht anders konnte, als erröten. Das junge Mädchen war ganz in Weiß; nur ein blaues Band, das sie um die Taille geschlungen hatte, hob sich dunkel ab von all dem Licht. Sie schmiegte sich im Sofa an Tante Olivia, saß da, den Arm um den Leib der alten Dame geschlungen; und weil schon Dämmerung im Zimmer herrschte, konnte Erling ihr Gesicht nicht deutlich sehen. Bloß die großen, tiefen Augen sah er; und es fiel ihm auch auf, daß sie so bleich war. Emma nannte Tante Olivia „Sie".

Erling saß regungslos auf seinem Stuhl, bis der Tee kam. Auf alles, was Tante Olivia sagte, gab er recht ungeschickte Antworten. Er wartete nur immer darauf, daß das junge Mädchen etwas sagen sollte, und wenn sie etwas sagte, schoß ihm das Blut zum Herzen, und es wurde ihm warm und kalt. Nie hatte er eine menschliche Stimme so reden hören! Sie hatte einen ganz eigenen Klang, warm und licht; und wenn sie lachte, klang es so still und heimlich, als wenn ein unsichtbarer Vogel im Schweigen des Waldes zwitschert ...

Aber Erlings Glück währte nicht lange. Kaum war der Tee getrunken, so schob auch Tante Olivia ihren Stuhl zurück und stand auf. „Jetzt mußt du heim, Junge," sagte sie. „Aber du kannst wiederkommen, so oft du magst. Daheim ist's ja doch jetzt ein bißchen einsam für dich!"

Eine Weile darauf fuhr Erling durch den dämmerigen Augustabend heim. Er wußte auch jetzt noch nicht, wer das junge Mädchen war oder weshalb sie auf Torp war. Kein Wort hatte er mit ihr gewechselt; aber immer noch hörte er den Klang ihrer Stimme, sah das Leuchten der großen, ernsthaften Augen, die ihm im Dunkel des kleinen dämmerigen Zimmers entgegenschimmerten. Immer weiter fuhr er: die ganze Landschaft lag so weich um ihn; über den Feldern stand noch ein blauer Dunst von der Hitze der Hundstage ...

So geheimnisvoll, so überraschend war das junge Mädchen ins Zimmer getreten, daß alles, was Erling später über sie erfuhr, ihn eigentlich störte. Es war, als paßte nichts von all dem, was er später hörte, zu den Augen, zu dem Lachen, das so leis und weich war. Das einzige, was paßte, war die Erklärung für ihre Blässe. Emma sollte schwindsüchtig sein. Ihr Vater war an der Schwindsucht gestorben, und die Ärzte hatten auch sie aufgegeben. Ihre ganze Persönlichkeit umschwebte etwas von der geheimnisvollen Schönheit, die die Nähe des Todes der Jugend verleiht. Und als Erling es hörte, war ihm, als verstehe er jetzt erst ganz, was er empfunden, als das junge Mädchen ins Zimmer trat.

All das erzählte der Major seinem Sohn; er erzählte auch weiter, des Mädchens Mutter sei Tante Olivias leibliche Schwester, die als arme Pfarrerswitwe in einer Stadt

im mittleren Schweden lebte. Aber Erling verband mit all dem keinen bestimmten Gedanken. Dafür träumte er zwei Tage lang von dem jungen Mädchen, das so jung sterben sollte. Und wenn er sich nicht entschließen konnte, Tante Olivias Einladung nach Torp sogleich wieder Folge zu leisten, so kam das bloß daher, daß ihn die Stärke seiner eigenen Sehnsucht schreckte.

Schließlich ritt er doch eines Vormittags hinüber. Er fand Tante Olivia in voller Tätigkeit. Sie war damit beschäftigt, das Bein eines Pächters zu schindeln, der beim Holzschlagen im Wald verunglückt war. Eine große Tanne war rascher gefallen, als der Mann berechnet hatte, das Bein war unter sie geraten und gebrochen. Jetzt lag der Mann auf dem großen Eßzimmertisch und unterwarf sich geduldig Tante Olivias derber Behandlung. Auf der Treppe vor dem Hause saß seine Frau, ein kleines blondes Weibchen im letzten Stadium der Schwangerschaft, und weinte. Tante Olivia war in ihrer bissigsten Laune; und während sie ihr strenges Barmherzigkeitswerk mit sicherer Hand ausführte, ließ sie ihrer Zunge freien Lauf. „So ein Schafskopf!" schalt sie zum zehntenmal, während sie im Schweiß ihres Angesichts sich abmühte, das Bein einzurenken. „Geht her und trödelt und hinkt so lange mit seinem Bein herum, bis er zuletzt überhaupt kein Bein mehr hat, nichts mehr zum Laufen und nichts zum Nagen und Beißen! Das merk' dir nur, Ulrich! Wenn du dir das noch einmal einfallen läßt, so komm nur nicht zu mir damit! Ich flick' dich nicht ein zweites Mal zusammen!" Damit legte sie das Bein vorsichtig auf den Tisch, um auszuschnaufen; und als sie dabei zufällig durchs Fenster blickte, wandte sie sich sogleich mit strengem Gesicht zu der Frau des Verunglückten und fuhr fort: „Sitzt das Frauenzimmer nicht noch immer da und heult, obgleich ich es ihr schon zwanzigmal gesagt habe, sie soll das bleiben lassen! Da komm her, hörst du?"

Die Frau stand langsam auf und fuhr sich mit der schmutzigen Schürze über ihr verschwollenes, rotverweintes Gesicht.

Tante Olivia beugte sich zum Fenster hinaus und sagte: „Begreifst du denn nicht? Wenn du so fortmachst, gibt es noch ein Unglück. Oder willst du das vielleicht?"

„Unser Herrgott ist mein Zeuge ..." begann die Frau.

„Still!" unterbrach Tante Olivia. „Keinen Mißbrauch mit unseres Herrgotts heiligem Namen! Mach', daß du in die Küche kommst, und sei froh, daß dein Herrgott dich zu mir geschickt hat und ich dir helfe!" Damit wandte sie sich wieder ihrem Patienten zu. Blaß, mit geschlossenen Augen und wirrem Bart lag er da, kerzengerade ausgestreckt; kein Ton der Klage kam über seine Lippen. Die Schelte, die seine Frau eben bekommen hatte, schien er gar nicht gehört zu haben. Eben wollte Tante Olivia in ihrer Arbeit fortfahren, da hörte sie ihren Namen rufen. Glühend vom hastigen Ritt kam Erling über den Hof. Er hatte sein Pferd selber abgesattelt und in den Stall gebracht. Aber man sah es seinem ganzen Äußeren wohl an, daß er sich zu seinem Ausflug sehr sorgfältig vorbereitet hatte. Die helle Pikeekrawatte war zierlich gebunden, das braune Haar in eine breite Locke aufgekämmt, und sorgfältig geknöpfte Stege strafften die engen Beinkleider. Den Strohhut hielt er in der Hand. Er grüßte ein bißchen verlegen. Tante Olivia musterte ihn wohlgefällig. „Die Kleine ist im Garten," sagte sie. „Geh nur und leiste ihr Gesellschaft. Ich mache hier weiter. Wunden pflastern und verbinden ist von alters her Frauenzimmergeschäft gewesen!"

Der Garten war ganz klein. Eine Weißdornhecke umgab ihn, die seit so langer Zeit nicht beschnitten worden war, daß sie fast aussah, als wachse sie wild. An der Ecke des Bienenstandes blühten schon die großen gelben Sonnenblumen, und mitten auf dem Rasen, unter den Astrachanbäumen, deren Früchte sich schon gelb färbten, prangten, von einem Kranz Reseden umgeben, rote und weiße Stockrosen. Diese Stockrosen waren Tante Olivias Stolz und für ihre Schönheit und auserlesene Form weit und breit berühmt. Und hier fand Erling Emma. Sie hockte zusammengekauert auf der Erde; an der einen Hand hatte sie einen alten Handschuh. Denn sie war eben eifrig damit beschäftigt, das Unkraut auszujäten, das während Tante Olivias Besuch auf Kolsäter recht üppig gediehen war. Ohne ihre Stellung zu verändern, nickte sie dem jungen Mann freundlich zu; und Erling wußte nichts Besseres, als sich neben dem jungen Mädchen

ins Gras zu werfen und ihr bei ihrer Arbeit zu helfen. Erst als die ganze große Blumengruppe gejätet und sauber geputzt war, standen beide auf und lächelten einander an. Sie waren rasch miteinander bekannt geworden, alle Verlegenheit war schon geschwunden. Eifrig plaudernd gingen sie miteinander den breiten Gartenweg hinab bis zu der tiefen Laube aus beschnittenen Linden, die am Ende stand. Hier im Schatten ließen sie sich nieder. Schon summten Hummeln und Bienen nicht mehr um die Lindenblüten, die sich zu kleinen grünen kugelförmigen Früchten gehärtet hatten; die Luft war klar und mild, wie sie im August, ehe der Herbst kommt, ist. In der Mitte der Laube stand ein großer alter steinerner Tisch, den viele Regenschauer verwittert hatten. Hinter den setzten sie sich. Auf dem Tisch lag ein offenes Buch, als hätte eben erst jemand hier gelesen und das Buch dann liegen lassen. Erling nahm es und sah nach dem Titelblatt. Emma machte eine hastige Bewegung, als wolle sie ihn daran verhindern. Es war ein dünnes geheftetes Buch aus gelblichem weichem Papier. Auf dem Titelblatt standen die Worte: „Hanna. Von Johann Ludwig Runeberg." Ohne ein Wort zu sagen, legte Erling das Buch wieder auf den alten Steintisch. Das Buch war sein erstes wirkliches Liebesidyll, das er in seinem Leben gelesen hatte; und die Worte, die er auswendig wußte, stiegen klar und rein in seinem Gedächtnis empor. Er fragte Emma, ob sie es schon früher einmal gelesen habe.

„Oft," erwiderte das Mädchen.

Erling saß schweigend da und blätterte in dem Buch. Sein Blick fiel auf den Anfang des dritten Gesanges. Halblaut las er:

Abwärts glitt nun die Sonne, vom Berge im Westen verschattet;
Mild wie ein Hauch war der Abend. Die goldenen Wolken in Lüften
Schwebten und strahlten ihr Licht zur Erde; und sanftlaue Winde
Kamen noch leicht von den Wiesen und spielten mit Düften der Blüten.

„Lesen Sie mehr!" bat Emma.

Aber Erling legte das Buch weg. „Ich lese nicht gut genug," sagte er. In ihm erwachte auf einmal ein Vergleich zwischen der gesunden, blühenden Heldin des Gedichtes und Emma, ihr, die die Hände im Schoß, ruhend im Schatten der Lindenlaube, dasaß. Sie war klein und zart; sie sah so zerbrechlich, so hinfällig aus. Das weiße Kleid, in dem Erling sie zum erstenmal gesehen, hatte sie heute gegen ein dunkles vertauscht; aber sie sah in diesem ebenso blaß aus, und ihre Augen blickten noch ebenso groß und sinnend unter dem dunkelbraunen, gescheitelten Haar hervor, das sich so weich um die eingesunkenen Schläfen schmiegte. Auf ihren Wangen brannten nach der Arbeit des Jätens kleine heiße rote Flecken. Unschuldig und ruhig nahm sie das Buch, das Erling auf den Tisch zurückgelegt hatte. Sie blätterte darin, als suche sie etwas, und sagte: „Es ist ein Sommergedicht. Darum hab' ich es auch fast immer im Winter gelesen. Jetzt wollte ich es einmal hier, mitten unter all den Blumen, lesen." Ihre tiefen Augen schauten klar zu Erling empor. Dieser wußte nicht recht, was er darauf antworten sollte. „Wann haben Sie es gelesen?" fragte jetzt das Mädchen.

„Ich weiß nicht mehr," antwortete er. „Ich glaube, es war an einem Winterabend, daheim. Ich habe nie jemand gehabt, mit dem ich hätte reden können über das, was ich las," fügte er wehmütig hinzu.

„Reden Sie nie mit Ihrem Vater?"

Auf diese Frage antwortete Erling nicht. Sie begannen jetzt über das zu sprechen, was sie beide schon gelesen hatten. Die Luft ward schwer von Mittagshitze. Wie in einem Sonnenbad lag der ganze kleine Garten; die Reseden dufteten; hinter der Hecke hervor klang das Geräusch des Baches, der vorübersprudelte.

„Ich habe mehr gelesen als andere in meinem Alter," sagte das junge Mädchen. „Weil ich immer so krank gewesen bin."

Erling wurde bei diesen Worten ernst. Aber als sein Blick auf die roten Flecken auf den Wangen des Mädchens fiel, lächelte er. Er fand, sie sah blühend aus.

„Freilich," erwiderte Emma entzückt. Und mit dem ganzen festen Glauben der Schwindsüchtigen an baldige Genesung fügte sie hinzu: „Es geht mir viel besser. Im Winter bin ich vielleicht schon ganz gesund." Sie lächelte ein strahlend glückliches Lächeln; und indem sie Runebergs Liebesgedicht wieder auf seinen Platz zurücklegte, fuhr sie fort: „Es ist überhaupt gar nicht so schwer oder langweilig, krank zu sein. Ich darf lesen, soviel ich will. Keine von meinen Freundinnen darf

das. Und dann sind alle Menschen so gut gegen einen, wenn man krank ist."

So fuhren die beiden jungen Menschen zu plaudern fort, während über dem kleinen Garten die Sonne brannte und die Bienen aus- und einflogen zu den gelben Körben, deren spitze Dächer von der Ecke drüben, wo die Hundsrüben an dem morschen Spalier hinaufkletterten, herüberschauten. Und als Tante Olivia nach vollendetem Tagewerk endlich kam, um sie zum Essen zu rufen, blickten sie einander verwundert an und lächelten wieder vor lauter Freude. Keinem von ihnen war der Vormittag lang geworden.

Jetzt war Erling, zum erstenmal in seinem Leben, froh darüber, daß sich auf Kolsäter niemand um sein Gehen und Kommen kümmerte. Er war frei wie der Vogel; und er wußte seine Freiheit auszukosten. Fast jeden Tag ritt er hinüber nach Torp. Tante Olivia ermutigte ihn dazu. Sie nannte Erling und Emma nur „die zwei Kinder" und hatte ihre Freude an ihrem vertraulichen Verkehr. Und weil die gute Dame sehr häufig von Fremden heimgesucht wurde, waren die Kinder auch meist sich selbst überlassen. Einmal war es ein Krankes, dem zur Ader gelassen werden mußte, dann wieder kam ein Bauernweib mit einem Kinde, das sich am Fuß verletzt hatte, oder wieder ein Schmiedelehrling, der sich mit einem glühenden Eisen den Arm verbrannt hatte. Einmal kam ein Großbauer in rasender Eile dahergefahren. Der Schaum hing in Flocken am Geschirr der Gäule. Die Zügel von sich schleudernd, ließ er die Pferde einfach auf der Straße stehen und kam mit einem bewußtlosen Mädchen auf den Armen über den Hof gesprungen. Das Kind war beim Beerenpflücken von einer Schlange gebissen worden, und das Bein war ganz geschwollen und blau. Tante Olivia war den ganzen Tag sehr ernst; man sah wohl, sie befürchtete das Schlimmste. Sie behielt das Mädchen da; aber am nächsten Morgen war es tot. Und der Vater, der kam, um nachzufragen, ging langsam über den Hof zurück, auf seinen Armen den kleinen toten Körper, der dann hinter dem Kutschbock ins Heu gebettet ward ... Derartige Besuche hatte Tante Olivia gar oft. Und wenn keine Kranken kamen, so kamen die Gesunden, die sie geheilt hatte. Alle kamen sie wieder; so undankbar war doch keiner, daß er sich nicht wenigstens bei Frau Krabbe sehen ließ und sein „Danke schön!" sagte. Wer konnte, brachte auch meist reelle Beweise seiner Dankbarkeit mit. Diese Beweise waren ganz nach den Umständen beschaffen — von einem jungen Kalb oder Lamm bis zu einem mageren Huhn oder einem halben Schock Eier. Die Allerärmsten kamen einfach, um sich zu bedanken, machten ihren Kratzfuß oder Knix und wurden dann in die Küche hinausbeordert.

Tante Olivias Tage waren also recht ereignisreich; und es war weiter nicht zu verwundern, daß die beiden Kinder sich selbst überlassen waren. Wenn sie Abwechselung wünschten, mußten sie sich die auf eigene Hand verschaffen. Und sie waren auch bald genug überall daheim.

Hinter dem Garten lag der Wald, und hinter dem Wald der Hag. Einen schöneren Waldhang gab es überhaupt nicht. Zuoberst auf dem Hügel stand eine stattliche Tanne, um deren Stamm eine Bank lief. Das war dereinst Onkel Jakobs Lieblingsplatz gewesen. Hier saß er oft und las oder träumte. Denn Onkel Jakob war ein belesener Herr, der sich auch in späteren Lebensjahren noch an seinen lateinischen Poeten erbaute. Wenn Gäste nach Torp kamen, war hier der Sammelpunkt, und in mehr als einer Sommernacht waren Onkel Jakobs Lieder über den dämmerigen Waldhang hin erklungen, während er sich selber dazu auf der alten Gitarre begleitete, die jetzt seit Jahren, stumm und ungestimmt, über dem Bett in Tante Olivias Schlafzimmer hing. Jetzt waren die kleinen Tannen den Abhang hinunter groß geworden: bis hinab zum Bach standen hochgeschossene, schmale Wacholderbüsche. Dichtes Moos bedeckte die Steine; plätschernd eilte der Bach unter den Erlen hin.

Und hier waren Erling und Emma allein. Keiner sah sie. Glückselig glitten sie den Abhang hinab, lagerten im grünen Gras und sahen dem Bache zu, der im Dunkel des Brückengewölbes verschwand ... In solcher Umgebung lebten die zwei jungen Menschen ihr erstes Liebesmärchen. Kein Wort ward gesprochen über das, was sie beide so tief beglückte. Erling träumte nicht mehr. Er lebte. Nie hatte er früher von sich selber reden können. Jetzt lernte er diese Kunst. Er redete über das, was er gelesen hatte, über die großen Wälder, über seine einsamen Wanderungen in ihnen. Über die Krankheit

und den Tod der Mutter, über des Vaters Melancholie und seine eigene Einsamkeit. Alles erzählte er. Und alles ward ihm größer, bedeutungsvoller, weil er es nicht mehr einsam tragen mußte. Emma saß neben ihm und lauschte; ihre Augen wichen nicht von Erlings Gesicht, solange er erzählte. Wunderbar, dachte Erling oft. Sie ist doch jünger als ich. Aber alles versteht sie besser!

Es war kein großer Spielraum, in dem die zwei jungen Menschen sich bewegten, und doch ward ihnen die Zeit nie lang. Die Stockrosen welkten und fielen ab. Die Vogelbeeren röteten sich hinter den gilbenden Blättern. Im Hag stand schon eine Birke in Rot und Gold und stach seltsam ab vom Grün der übrigen Bäume. Die beiden merkten nicht, wie die Zeit verging. Sie hatten sich ein Wunderland geschaffen, und in diesem Wunderland lebten sie.

„Was habt ihr heut' getrieben, Kinder?" fragte Tante Olivia.

„Nichts," erwiderten sie beide und lachten.

Tante Olivia war sehr gut zu ihnen. Emma war ihr einziges Geschwisterkind; und sie hatte das Mädchen zu sich genommen in der kühnen Hoffnung, sie gesund zu machen. Als sie sah, daß Emma durchs Erlings Besuche täglich frischer wurde, ermunterte sie den Jüngling noch eifriger als vorher, doch ja wiederzukommen. Daß der Major den Sohn nicht vermißte, das wußte sie wohl.

Wenn Erling nach einem solchen Tag durch den dämmernden Wald nach Hause ritt, ließ er die Zügel hängen und das Pferd Schritt gehen. Alles, was er sah, ward ihm schöner und schöner. Eine Weihe war in ihm, eine Weihe, die durch nichts gestört werden konnte. Lächelnd liebkoste er die alte Braune und dachte dabei an Emma. Lächelnd fühlte er das übersinnliche Glück, das ihn erfüllte. Menschen und Welt wurden so klein für ihn. Er war so hoch über ihren Kümmernissen, ihrem Streben, und zum erstenmal in seinem Leben wagte er es vor sich selbst zu bekennen: noch keiner, den er gesehen, besaß etwas von dem, was er Glück nannte. So klein war der Menschen Leben. So eng und klein ihre Gedanken ...

Voll einer grenzenlosen Wonne ritt er dahin auf dem glatten Pfad; das Pferd setzte vorsichtig die Hufe, um nicht zu stolpern. Ringsum schwieg der Wald. Wie ein Dämmernetz von Zweigen und Nadeln spannte es sich zwischen den Tannen, dunkel, reglos, schattengleich. Und eine Gewißheit überkam ihn, eine Gewißheit, daß Emma gesund werden würde. Es war, als hielte er ihr Schicksal in der Hand, weil es mit dem seinen verwoben war. Wenn er daheim war, überließ er das Pferd dem Kutscher und schlich sich leise auf sein Zimmer. Er wollte niemand begegnen. Allein schon der Gedanke an andere Menschen störte ihn. Und wenn er auf seinem Zimmer war, riß er das Fenster auf und blickte hinaus über die Bäume des Parks, hinter denen das Wasser des Lommen erglänzte. Über ihm leuchteten blaß die Sterne.

Die beiden Kinder nannten sich jetzt „du", und das kleine Wort hatte sie einander noch näher gebracht. Wenn Erling neben Emma saß und das Gespräch so recht im Gange war, konnte er ihrer zarten, spielenden Stimme lauschen und sich immer wieder darüber wundern, daß er früher immer so viel von den Alten erwartet hatte. In seinem Inneren lebten noch immer die Fragen von ehedem, die großen und kleinen Fragen, die er nie hatte aussprechen können, weil sie ihm nie jemand hatte beantworten wollen. Aber nun schlummerten sie alle in süßer Ruh', als wären sie längst beantwortet, und vor seinen Augen breitete sich in unendlichem Licht der einfache, gerade Weg, den er zu gehen hatte, um zum Ziele zu gelangen ...

Nichts störte den schönen Traum der Kinder. Lange Wochen hindurch schien die Sonne; vergebens schrie der Landmann zum Himmel um Regen. Kein Regen kam. Unveränderlich klar wölbte sich der blaue Augusthimmel über dem Garten und dem Waldhang auf Torp. Ungestört durften die zwei Kinder ihr Spiel zu Ende spielen. Als dann schließlich die alte Frau Propstin Storck, Emmas Mutter, zu ihrer Schwester zu Besuch kam, änderte auch dies nichts an den Gewohnheiten der beiden Kinder. Die Propstin war auch jetzt noch, in ihren alten Tagen, ein kleines, zartes Wesen, das jedermann so wenig wie möglich belästigen wollte. Als wäre sie gar nicht von dieser Welt, glitt die kleine alte Dame mit dem üppigen grauen Haar und den warmen tiefliegenden Augen durch die Zimmer. Wenn sie irgendwo allein saß, so beschäftigten sich ihre Hände mit einer Handarbeit oder ihre Augen mit einem Buch. Aber sie konnte selten lange stillsitzen. Denn

sie hatte eine Schwäche, eine Schwäche, die die Qual ihres Lebens war. Sie fürchtete sich vor dem Gewitter. Und diese Angst beherrschte sie so stark, daß sie jeden Vor- und Nachmittag ein paarmal hinausging und die Natur genau in Augenschein nahm. Wenn der Himmel wolkenlos und klar war, so kehrte sie friedlich auf ihren Platz im Wohnzimmer zurück. Entdeckte sie aber auch nur eine Wolke, die ihr im geringsten verdächtig vorkam, so kam sie mit ganz niedergeschlagener Miene und hastigen Schritten zurück. Sie machte dann ihre Runde durchs Haus, schloß alle Fenster und Türen und nahm schließlich ihren gewohnten Platz wieder ein, wobei sie aber fortwährend angstvoll durch die kleinen Scheiben spähte.

Kein Mensch scherzte jemals mit der Probstin über diese kleine Schwäche. Daß ihre Umgebung heimlich darüber lächelte, daran war sie ganz gewöhnt; und sie selber lächelte oft genug, ein gutherziges, kleines Lächeln, als wolle sie für ihre fixe Idee um Entschuldigung bitten. Sie selber machte nie die geringste Bemerkung über andere; nie hörte man von ihr ein hartes oder boshaftes Wort. Sie war darin, wie eigentlich in allem, Tante Olivias gerader Gegensatz; und als müßte das so sein, legte Tante Olivia in Gegenwart dieser Schwester ihrer Natur Zwang an und ward ein ganz anderer Mensch. Ihr Lachen war weniger laut, ihr Urteil über die Menschen milder. Es war, als setze die Anwesenheit der Schwester ihrer ganzen Persönlichkeit einen Dämpfer auf. „Schwester Jeannette ist so sensibel," pflegte sie zu sagen. „Eigentlich bin ich ihr viel zu bastant."

Die Probstin störte also die zwei jungen Menschen geradesowenig, als sie überhaupt je mit Wissen und Willen in ihrem Leben einen anderen gestört hatte. Sie wanderte allein vors Haus und besah sich die Wolken oder saß mit ihrem Strickzeug im Schaukelstuhl in der Wohnstube. Was sie dachte, wußte niemand so recht. Nur hie und da einmal näherte sie sich den beiden „Kindern" und fragte, ob Emma viel gehustet und ob sie sich auch nicht zu sehr erhitzt habe. Dann ging Emma ihr entgegen, schlang den Arm um sie und flüsterte ihr zärtliche, beruhigende Worte ins Ohr. Und es war bei solchen Gelegenheiten immer, als wäre die alte Mutter diejenige, die krank war und der Pflege bedurfte. Für Erling, der nie die Süße einer derartigen Vertraulichkeit gekostet hatte, war es ein Genuß, zuzusehen.

Eins aber war doch, was die beiden jungen Menschen störte. Und das war, daß die Tage allzu rasch vergingen. Wie der Vorschmack eines unausweichlichen Unglücks konnte plötzlich dieser Gedanke in ihnen erwachen und einen Eindruck der Wehmut zurücklassen, der sie dann nur noch mehr dazu antrieb, die Stunden, die ihnen noch gehörten, auszunützen. Je näher aber der Abschied ihnen rückte, desto schmerzlicher ward ihnen die Gewißheit, daß sie ihr Paradies verlassen mußten. Und als schließlich der letzte Tag unwiderruflich gekommen war, da war es, als entdeckten sie jetzt auf einmal erst im Ernst, daß um sie die Bäume gelb geworden, die Blumen vom Reif geknickt, die Septemberfröste gekommen waren.

Das Gartengatter knirschte in seinen Angeln; sie gingen den Weg, der die üppige, dunkle Weißdornhecke entlang zum Bach hinabführte. Erling ging zuerst über das Brett, hinter dem der Pfad sich weiter in den Wald verlor, und bot Emma die Hand. Als sie glücklich drüben war, behielt er ihre Hand in der seinen. Schweigend schritten sie unter den Birken dahin. Rings um sie her strahlte dieselbe unermüdliche Sonne, die ihnen diese ganzen letzten Wochen hindurch nicht untreu geworden war. Aber die Blätter der Birken spielten in Gelb, die Vogelbeeren prangten rot hinter dem grünen Laub, und unter den weißen Birkenstämmen rauschten die braungetrockneten Blätter des Farnkrauts im Wind. Weit hinten auf den Feldern sahen sie, wie der Hafer vor den Sensen der Schnitter fiel. Der September war da.

Über Hügel, wo der Ausblick sich über abgemähte Felder und Äcker und Gehölz weitete, zog sich sachte der Pfad. Schließlich war Emma müde; und sie standen still. Auf den Wangen des Mädchens glühten rote Flecken. Stillschweigend ließ Erling sich neben ihr im Gras nieder. Sein Herz war voll. Über ihren Häuptern wiegten sich die langen hängenden Zweige der Birken; Goldwolken segelten zwischen weißem, rosig erglühendem Purpurgewölk am Himmel hin. Keins von ihnen fand ein Wort

zu sagen; sie wußten beide: jetzt nahmen sie Abschied. Und dies Gefühl überwältigte sie ganz und gar. Als sie endlich aufstanden, um heimzugehen, bückte sich Erling und faßte Emma um den Leib, um ihr aufzuhelfen. Dabei neigte sich ihr Gesicht ihm entgegen; und ehe er wußte, wie ihm geschah, hatte er ihre Lippen geküßt.

Emmas Augen glühten in einem neuen, tieferen Glanz, als sie nun heimwärts wanderten; sie nahm Erlings Arm, um sich darauf zu stützen. Frei und offen begegneten sich beider Blicke. Sie hatten ein Gelübde getauscht, ein Gelübde, das bindend war fürs Leben. Heilig, glückselig und ernst, wie nichts, was sie je erlebt oder erträumt, ward ihnen diese Stunde. Als sie sich der Hecke näherten, lächelte Emma und ließ Erlings Arm los. Das Geheimnis, das sie beide miteinander hatten, durfte niemand wissen. Als ihren teuersten Schatz wollten sie es bewahren.

Unter heiterem Plaudern und Scherzen verging das Mittagessen. Für Emma und Erling war es, als wären sie ganz allein in dem hellen Zimmer und redeten ohne Worte miteinander. Als das Essen vorüber war, waren sie noch einen Augenblick allein miteinander. Denn Tante Olivia legte Wert darauf, ihr Essen in ihrem breiten Lehnstuhl zu verdauen, und die Probstin saß still in der Sofaecke daneben und las die letzte Nummer des Familienjournals. Erling und Emma gingen hinaus in die Lindenlaube, wo sie am ersten Tage miteinander gesessen hatten. Emma bat Erling, einen Augenblick zu warten; als sie zurückkam, gab sie ihm das kleine Buch, das damals zwischen ihnen auf dem alten, steinernen Tisch gelegen hatte. Da lag es auch heute; aber Emma öffnete es mit eifrigen Fingern und zeigte Erling, daß sie auf die erste Seite mit zierlichen Buchstaben seinen Namen unter den ihren geschrieben hatte.

„Ich habe nichts, was ich dir geben könnte," sagte Erling betrübt.

Emma schüttelte das Köpfchen und erwiderte: „Du hast mir genug gegeben."

Eine Weile später nahmen sie Abschied voneinander und gingen wieder ins Haus zu den Alten. Sie küßten sich nicht diesmal. Sie hielten sich bloß lange an den Händen, und Emma sagte: „Nächsten Sommer seh' ich dich wieder hier. Dann bin ich gesund. Und morgen lieg' ich wach und denk' an dich, wenn du fortreisest."

So schieden die beiden Kinder. Und als Erling am nächsten Morgen im Wagen saß und der Stadt zurollte, war er glücklich in dem Gedanken, daß in dem kleinen Gastzimmer auf Torp ein Mädchen wach lag und ihn in Gedanken begleitete. Und glücklich war er auch im Bewußtsein, daß er in der Brusttasche seines Überziehers Emmas Abschiedsgeschenk verwahrte, das Buch, das kein Mensch außer ihm gesehen hatte oder je sehen würde. Was kümmerte es ihn, daß draußen der Regen niederrauschte und daß der erste Herbststurm blies!

* * *

Den ganzen Winter lang lebte Erling Mörk in diesem heimlichen Glück. Aber als der Mai kam, da ging der Traum in Trümmer.

Er war eines Abends allein auf dem Zimmer, das er während seiner Schulzeit bewohnte. Vor seinem Fenster rauschte der Fluß in der Frühlingsflut, über dem Dach auf der anderen Seite der Straße, die mitten durch die kleine Stiftsstadt führte, sah man hinaus auf die blauenden Hügel. Die Sonne war untergegangen; über dem Himmel lagen Purpurwolken, die immer dunkler und dichter wurden, je tiefer die Sonne sank.

Erling stand an das Fensterkreuz gelehnt; seine Augen standen voller Tränen; er sah nichts. Sein ganzer junger Körper ward wie von einem Frost oder Krampf geschüttelt. Immer wieder schlug er verzweifelt mit der geballten Hand aufs Fensterbrett, als müsse der körperliche Schmerz ihm Linderung verschaffen. Schließlich schwankte er nach dem schmalen Sofa an der Längswand zurück. Dort fiel er kopfüber hin, und ein gewaltsames Schluchzen schüttelte seinen Körper.

So fand ihn die alte Schulaufwartefrau, die mehr von den Kümmernissen der Jugend gesehen hatte als je ein Vater oder eine Mutter. Sie tat, als sähe sie den Jüngling gar nicht, sondern machte still das Zimmer zur Nacht zurecht. Dann zog sie die Rollgardine vors Fenster und zündete die Lampe an, obgleich noch das helle Dämmer des Frühlingstages hereinschien.

Eine Weile, nachdem die Alte gegangen war, erhob sich Erling und setzte sich im

Hans Olde: Bildnis des Fräuleins Elise Averdieck. Zu Prof. Otto Eggeling: Hans Olde.

Digitized by Google

Sofa auf. Er weinte nicht mehr, sondern saß bloß ganz still und starrte in das kleine Zimmer mit seinen einfachen Möbeln, als wisse er nicht recht, wo er eigentlich sei.

Schließlich merkte er, daß das Bett gemacht war. Aber er konnte sich nicht darauf besinnen, wie das geschehen sein konnte. Vielleicht war es Zeit, zu Bett zu gehen? Ich habe gewiß geschlafen, dachte er. Es muß schon spät sein. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, nach der Uhr zu sehen. Mechanisch entkleidete er sich. Die Kleider ließ er liegen, wie sie gerade lagen, und nachdem er die Lampe gelöscht hatte, ging er zu Bett. Er wunderte sich, daß durch die herabgelassenen Gardinen noch Tageshelle schien. Im Bett begann das Weinen aufs neue; und wie ein Kind weinte sich der einsame Jüngling in Schlaf, bis ins Innerste erschüttert von seinem ersten, großen, jungen Leid.

Er hatte heute einen langen, einsamen Spaziergang vor die Stadt hinaus gemacht. Über den nassen Feldern trillerten die Lerchen, durch die Gräben schoß braun das Wasser, unter den Tannen im Walde stand grünes Moos mit weißen Schneeflecken tief im Schatten. Voll Glücks war er dahingewandert und hatte geträumt, voll Glücks — er wußte ja, der Sommer war nah, der Sommer, nach dem er sich so unendlich sehnte.

Als er dann heimkam, war er in die Wohnung der Familie gegangen, bei der er in Pension war. Auf dem Tisch lag eine Zeitung. Erling las sonst nie die Zeitung; aber ein Name, der da, von schwarzem Rand umgeben, stand, zwang ihn, zum Tisch hinzugehen und zu lesen. Er mußte lange buchstabieren an dem Namen und an den Worten, die ihn begleiteten, ehe er zu fassen vermochte, daß das, was er da las, wahr war.

Da stand, daß Emma tot war; im Alter von noch nicht achtzehn Jahren. Als Erling es endlich begriff, wurde in ihm und um ihn alles dunkel. Er sah nichts mehr, bis er auf dem Sofa auf seinem kleinen Zimmer aufwachte und die Lampe auf dem Schreibtisch brennen sah. Um ihn war alles öde und leer. Alles war fort, das Glück, die Jugend, der Sommer, nach dem er sich gesehnt hatte.

Sein späteres Schicksal gehörte einem anderen Märchen an ...

— — — — — — — — — — —

So saßen die beiden Brüder Mörk, jeder auf seinem Gut, Jahr um Jahr; und ihr Haß war jedermann bekannt. Keiner von den beiden gab sich mehr Mühe, ihn zu verheimlichen. Der Major auf Kolsäter, der Hüttenherr auf Björknäs, so hießen die beiden Brüder jetzt im täglichen Verkehr. Sie waren beide alt geworden; und beide hatten sie die Zeit überlebt, in der der schwedische Adel noch etwas in der Gesellschaft bedeutete.

Der Kampf um die Repräsentationsveränderung war beleuchtet worden durch die Siege der neuen Zeit. Bauer und Bürger drangen vor und rissen die Macht in der Gesellschaft an sich. Und auch in diesen Kämpfen waren die Brüder Gegner gewesen. Als sich 1865 der letzte Ständereichstag näherte, schrieb Nils Göran an den Bruder und fragte ihn, ob er sein Recht als Chef der Familie geltend machen und an den Reichstagsverhandlungen teilzunehmen gedenke. Andernfalls beabsichtige er selbst das zu tun.

Der Major beantwortete diesen Brief überhaupt nicht, sondern reiste kurzerhand nach Stockholm, was in der ganzen Gegend großes Aufsehen erregte. Denn seit der Krankheit und dem Tod der Gnädigen war der Major, soweit man es wußte, keine Nacht mehr von Kolsäter weggewesen. Er blieb in Stockholm, bis die heißen Septembertage vorüber waren. Von seinem Platz unter dem Adel hörte er die lange Debatte jener vier Tage mit an; und er war unter denen, die zu Protokoll zu geben wünschten, daß sie im Namen des Vaterlandes freiwillig von jahrhundertealten Rechten abstanden. Als der Major durch die Wälder wieder heimwärts fuhr, wußte er kaum, hatte er eine Pflicht erfüllt oder eine entehrende Handlung begangen, so schwankte er zwischen den Schalen der Wage hin und her. Sein Verstand und sein Gerechtigkeitsgefühl gaben der neuen Zeit und ihren Forderungen recht; und in Übereinstimmung damit hatte er auch abgestimmt. Aber im Herzen war er noch immer der alte Bauernfeind, und der Sieg, zu dem er beigetragen hatte, machte ihm nur wenig Freude. Dabei wußte er aber doch im Innersten, daß er sich, bizarr genug, im Augenblick der Tat gefreut hatte; aber weniger über den Sieg des Liberalismus als über die Kränkung,

die der Bruder empfinden mußte, wenn er den Familiennamen auf der unrechten Seite sehen würde. Denn der Hüttenherr auf Björlnäs war seiner ganzen Natur und Überzeugung nach ein Konservativer von reinstem Wasser. Das Geld der Bauern nahm er gern; aber ihre Interessen fördern, das fiel ihm gar nicht ein.

So getrennt durchlebten die Brüder auch die Jahre der Krise, welche nun folgten. Kaum war die neue Staatsordnung zur Wirklichkeit geworden, da legte auch schon ein allgemeiner ökonomischer Rückgang das Land und vor allem die Hüttenindustrie lahm. Das alte schwedische Eisen hatte nicht mehr denselben Marktwert wie einst. Schweden war zurückgeblieben. Das Rohmaterial war gut wie immer; aber es wurde nicht in der richtigen Weise bearbeitet. Die alten Hämmer hatten ausgedient; die meilenweiten Fuhren durch die Wälder machten sich nicht mehr bezahlt. Eisenbahnen waren zu wenig da. Erz, Gußeisen, Stangeneisen, alles mußte auf Schlitten oder Wagen geführt werden. Kein Mensch hatte früher so genau mit ein paar Meilen mehr oder weniger durch die Wälder gerechnet. Jetzt auf einmal empfand man es als eine Last, daß Schweden so groß und daß die Entfernung zwischen seinen einzelnen Teilen so furchtbar weit war.

Die Lagerplätze der Hämmer standen voller Eisen; aber in den Kassen herrschte Ebbe. Dazu kamen Zeiten der Teuerung und Not über das Land. Hungernde Männer, Weiber und Kinder streiften, Arbeit und Brot suchend, durch das ganze Land.

Die alten Güter, die generationenlang ein und derselben Familie gehört hatten, begannen ihre Besitzer zu wechseln. Konkurse gehörten zur Tagesordnung. Jede Post brachte Nachrichten von neuen, großen Unglücksfällen. Die Unsicherheit war ebenso groß, wie die Insolvenz allgemein war. Wer heute reich war, ward morgen arm. Hüttenbesitzer und Magnaten machten Bankerott. Ihre Besitzungen kamen unter den Hammer. Und sie selber mußten, wenn sie bei Jahren waren, das Gnadenbrot bei Verwandten essen oder, wenn noch Kraft und Tüchtigkeit zu ernsthafter Arbeit in ihnen steckte, sich Arbeit im Dienste des Staates oder bei Privatpersonen suchen.

Am schlimmsten traf es die Adelsfamilien und deren Güter. Auf diese Männer und Frauen, die geboren und erzogen waren in der Vorstellung, daß sie die Herren des Landes waren und in dieser Stellung auch stets verbleiben würden, mußte der Schlag, wenn er sie traf, geradezu betäubend wirken. Dafür kamen jetzt auf einmal die Kleinen herauf, kleine Kapitalisten, die sich zusammentaten, kleine Geschäftsleute. In ihre Hände gerieten nun die einstigen herrschaftlichen Angestellten; und groß war unter diesen das Entsetzen vor der neuen Zeit, die jetzt hereinbrach. Der Tag, an dem der Herr mit seiner Familie für immer von dem alten Gut fuhr, war für alle ein Tag der Trauer. Fremde Herren kamen jetzt, die keiner kannte, von denen keiner wußte, ob man sich auf sie verlassen konnte, wenn die Not vor der Tür stand.

Viele dieser Alten, die die neue Zeit beiseite geworfen hatte, empfanden es als ganz besonders eigentümlich, daß die schweren Tage so gleichsam in einem Atem damit kamen, daß der alte Adel in Schweden als Stand zu existieren aufhörte. Sie sahen im Zusammentreffen der Umstände eine Art Zusammenhang; und wenn diese Alten, Grauen auf die Erfahrungen ihres Lebens zurückschauten, so sahen sie weder für sich und ihre Nachkommen noch für Schweden im allgemeinen mehr einen neuen Tag heraufdämmern. Sie waren, so schien es ihnen, rettungslos dazu verdammt, im Dunkel zu erlöschen.

Manche kamen aber auch über die kritischen Jahre weg; und zu diesen Glücklichen gehörten die beiden Brüder Mörk. Kolsäter blieb in der Hand des Majors und Björlnäs in der des Hüttenherrn.

Ein Unterschied machte sich aber doch bemerkbar. Des Hüttenherrn Besitz mehrte sich von Jahr zu Jahr; und mit sechzig Jahren war Nils Göran der reichste Grundbesitzer der ganzen Gegend. Es war, als triebe ein eiserner Wille ihn vorwärts, als winke ihm nur ein einziges Ziel, daß er nie aus den Augen verlor. Von Jugend auf war in Nils Göran Mörk der Neid gegen den älteren Bruder gewesen und ständig gewachsen. Es war, als sei die Bruderliebe ihm nur eine Last gewesen, deren Abwerfen ihn nur energischer und kräftiger gemacht hatte. Als er sich endlich dem Bruder gegenüber verraten hatte, da war das in ihm wie eine Art vulkanischen Aus-

bruchs: nachdem das unterirdische Feuer einmal die Dämme gebrochen hatte, floß der Lavastrom weiter und weiter, und alles, was dereinst in ihm gut gewesen, versteinte. Nils Göran Mörk ward ein Mann voll Kraft nach diesem Geschehnis. Aber auch ein harter und ein rücksichtsloser Mann. Der Wald war nicht das einzige, was er verkaufte. Er beschränkte sich auch keineswegs darauf, nur das, was sein war, zu verkaufen. Er kaufte von anderen auf und verkaufte es wieder mit Gewinn. Getreide, Wald, Mühlen, Sägewerke, ganze Besitzungen kaufte er auf. Mit einem Wort — der Hüttenherr spekulierte. Und weil er ein kluger und bedächtiger Mann war, spekulierte er bloß in Dingen, auf die er sich verstand und über die er ein Urteil hatte. Nur selten konnte man dem Hüttenherrn auf Björknäs nachsagen, er habe sich verrechnet; er glaubte auch selbst blind an seine Berechnungen, etwas, was unbedingt notwendig sein soll für jeden, der in solchen Sachen Glück haben will.

Nils Göran Mörk hatte auch Glück; und er war auf seine kalte, scharfe Art ganz zufrieden mit den Siegen, die er so, langsam und stetig, errang. Er wurde auch ein Mann, dem andere vertrauten; und dadurch, daß er anderen Dienste leistete, verstand er sich auch Freunde zu machen. Er verlangte viel von den Menschen, aber es konnte ihm auch keiner nachsagen, daß er sich selber schonte; und hätte er eine andere Lebensweise geführt, er hätte sicher ein hohes Alter erreicht und wäre als das Orakel und der Patriarch des Kirchspiels gestorben.

Aber in seinen späteren Jahren fing der Hüttenherr das Trinken an. Es kam überhaupt in sein ganzes Wesen etwas, das an den Vater, den alten Henrik Göran Mörk, der vor ihm auf Björknäs gesessen hatte, erinnerte. Zechgelage gingen Hand in Hand mit den Geschäften und waren die Einleitung und der Abschluß der Gewinne, die auf der Bank deponiert oder in einträgliche Unternehmungen gesteckt wurden. Und der Hüttenherr sparte sich beim Glas ebensowenig wie bei der Arbeit. Nacht für Nacht zechte er durch, ob daheim, ob draußen. Und wie spät er auch ins Bett kam, früh jeden Morgen saß er korrekt, aufrecht in seinem Kontor oder machte die Runde im Hammer, wo sein bloßer Anblick auf die Faulen und Saumseligen wie Peitschenhiebe wirkte. Den sonstigen Lastern des Vaters frönte der Hüttenherr nicht. Dazu war er viel zu korrekt und zu besorgt um seinen guten Ruf.

Jedenfalls war es nicht Minna Charlotta, die in dieser oder irgendeiner anderen Beziehung irgendwelchen Einfluß auf ihren Mann ausübte. Die beiden Gatten hatten im Lauf der Jahre die Rollen in ihrer Ehe gründlich getauscht. Ebenso sicher und stark, wie Minna Charlotta in früheren Jahren ihren Mann beherrscht hatte, war jetzt die Gewalt ihres Mannes über sie. Minna Charlotta hatte den Tag ihres Triumphes erlebt, als ihre Ränke Frucht getragen hatten. Voll Siegesbewußtsein hatte sie damals Kolsäter den Rücken gewandt und hatte geglaubt, jetzt sei sie frei von allem, was sie bedrückt hatte. Aber es ging ihr wie in der Fabel vom Zauberlehrling: die Geister, die sie gerufen, ward sie nicht mehr los. Und diese Geister übten ihre Rache an der, die sie heraufbeschworen. Denn von jenem selben Tage an änderte sich auch ihr Geschick. Es war, als habe der Hüttenherr auf einmal klar erkannt, wer ihm den meuchlerischen Trunk gereicht, der ihm das kranke Blut vergiftet hatte. Und das Gift wirkte weiter. Es hörte nie auf zu wirken. Der Neid auf den Bruder hatte ihm Riesenkräfte verliehen, mittels deren er sein Ziel erreicht und aus dem Hüttenherrn auf Björknäs etwas Größeres gemacht hatte, als der Major auf Kolsäter war. Aber von der Stunde an, da in seiner Seele die Liebe zum Bruder starb, war der Hüttenherr nicht mehr der alte. Auch Minna Charlotta büßte ihren Platz in seinem Herzen ein. Er duldete nicht länger, daß sie sich in seine Angelegenheiten mischte. Er wurde wortkarg, reizbar und hart daheim. Seine ganze Person verbreitete Schrecken um sich, und Minna Charlotta war's, die am meisten darunter zu leiden hatte. Aus der Frau, zu der er einst emporgesehen hatte, machte der Hüttenherr eine geduldige, bittere und sklavische Untergebene. Wie durch ein Wunder war der ehemalige Pantoffelheld plötzlich zum Despoten geworden. Und unter der eisernen Hand, die sie jetzt beherrschte, schrumpfte Minna Charlotta zusammen zu einer fügsamen, nachgiebigen und schweigsamen Ameise, deren ganzes Bestreben nur dahin ging, es dem Mann recht und sich selber so klein als möglich zu machen. In einer einzigen Sache

hatte der Hüttenherr sich aber doch verrechnet. Er hatte zu den wenigen gehört, die die finanzielle Krise längst vorausgesehen hatten, und er war überzeugt, als sie endlich kam, daß der Bruder ihr zum Opfer fallen würde. Mit einer Art grausamer Befriedigung sah er schon den Tag vor sich, an dem er dem Bruder anbieten würde, ihm wieder auf die Beine zu helfen. Denn darüber war er sich klar — trotz allem, was zwischen ihnen lag, mußte er das tun, schon um der Familie willen.

Dieser Tag kam jedoch nicht. Das Barvermögen, das die selige Exzellenz hinterlassen hatte, war doch zu groß, als daß eine derartige Möglichkeit auch nur denkbar gewesen wäre. Als der Sturm kam, nahm der Major vom Kapital so viel, als notwendig war, um ihn auszuhalten; und als er vorüber war, saß er noch immer auf Kolsäter, zwar ärmer als vorher, aber ebenso unempfindlich auch hiergegen wie gegen alles andere überhaupt. Die Zeit war an ihm vorübergegangen; lange hatte er einsam gelebt. Erling bestand sein Bergbauexamen und machte darauf eine Auslandsreise. Fast drei Jahre hatte diese Reise jetzt gedauert, und noch machte der Sohn nicht Miene, heimzukommen. Der Major hatte ihn auch gar nicht dazu aufgemuntert. Das Leben hatte ihn wund geschlagen; und er brauchte länger, als anderen nötig oder verständlich schien, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Er gewöhnte sich ans Einsamsein, und er blieb auch einsam. Der Major gehörte zu den Menschen, von denen alle nur Gutes zu sagen wissen, die aber, wenn sie alt werden, die meisten doch scheuen. Es ist, als strahlten solche Menschen ein Fluidum aus, das um sie her eine Leere schafft. Und es sieht oft so aus, als wäre diese Leere, die sich um solch einen Menschen bildet, die eigentliche Lebensluft, ohne die er überhaupt nicht atmen könnte.

Der Major fing in dieser langen Zeit an, so nach und nach mit seinem eigenen Leben zurechtzukommen. Aber erst jahrelang nach Brites Tod vermochte er sie zu betrauern. In der ersten Zeit empfand er ihren Tod bloß als Erleichterung. Die Schreckensszenen, deren Zeuge er in den letzten Lebensjahren seiner Frau oft gewesen war, machten sogar die Erinnerung noch unheimlich. Hauptsächlich ein gespenstisches Bild verfolgte ihn jeden Abend. Es war die Erinnerung an den Lichtschein, der aus Brites Fenster immer über das Dunkel des großen Hofplatzes gefallen war. Das Licht war erloschen; aber vor der Einbildung des Majors flackerte es noch lange zwischen den Ulmen des Hofes, so oft die Dämmerung über die Fluren sank. Es kam dem Major lange so vor, als würde er Brite überhaupt nicht als tot betrauern können. Allzulange hatte er sie als Lebende betrauert. Diese letzten Jahre hatten in ihm etwas verbrannt und ihn leer gemacht. Lange, lange dauerte es, bis diese unheimlichen Erinnerungen verblaßten und die wirkliche Brite das Zerrbild der dunklen Tage verdrängte. Lange Jahre mußten darüber hingehen.

Und der Major ward in dieser Zeit unzugänglich. Mit keinem Menschen, sei es Gast oder Untergebener, redete er mehr als das Allernotwendigste. Man bekam ihn auch nur selten zu Gesicht, und niemand wurde vorgelassen, ehe nicht Tilda ihn erst sorgfältig gemustert hatte und dann durch die festgeschlossene Tür zu des Majors Zimmern verschwunden war, um sich zu erkundigen, ob der Herr von Kolsäter zu sprechen war oder nicht.

Grau an Bart und Haar war der Major geworden. Und wenn er jetzt in dem kurzen Umhang mit dem Sammetkragen oder im Winter im Pelzrock mit dem Biberausschlag um Hals und Ärmel auf dem Gut die Runde machte, da schüttelte manch einer von den Untergebenen den Kopf und meinte, die Zeiten der seligen Exzellenz seien wiedergekommen. Alles, was von der alten Exzellenz erzählt wurde, stimmte ganz gut mit der jetzigen Lebensweise des Majors überein. Er war allerdings weder hart noch gefühllos anderen gegenüber. Aber er lebte wie ein Sonderling und redete nicht mehr, wie früher, mit seinen Angestellten. Und die Alten behaupteten steif und fest, wenn man ihn von hinten sähe, oder wenn seine Augen so scharf unter den buschigen Brauen hervorblickten, da sei es, als sähe man die alte Exzellenz leibhaftig vor sich.

Der einzige, der auf Kolsäter ab und zu ging, als wäre er da daheim, war Doktor Roeler. Wie der Major hatte auch der Doktor sein Leben hinter sich und redete nie davon. Sein ganzes Leben konzentrierte sich in zwei Hauptpunkten: den frühen Tod seiner

Frau und die unglückselige Operation, die einem Patienten das Leben gekostet hatte. Aber das alles war in Stockholm geschehen, viele Jahre waren seitdem vergangen, in dem Distrikt, in dem er jetzt Arzt war, wußte man kaum von diesen Begebenheiten, und die wenigen, die einst davon gewußt hatten, hatten es längst vergessen. Darum war der Doktor eigentlich jetzt glücklich. Das Vergangene hatte er überwunden; und seine Umgebung hatte keinen Anlaß, sich mit seinem früheren Leben zu beschäftigen.

Er war ein humoristischer Melancholiker. Aber die Melancholie behielt er gewöhnlich für sich und wies seinen Freunden nur eine Art scharfen, scherzhaften Wohlwollens. Dem Major war er nach und nach ganz unentbehrlich geworden. Wenn eine Woche verging, ohne daß des Doktors Fuhrwerk auf Kolsäter vorfuhr, so wurde der Major schon ungeduldig und empfing den Gast, wenn dieser endlich kam, mit einem Schauer von Scheltworten. „Zum Kuckuck auch," antwortete dann der Doktor, „warum kannst du denn nie zu mir kommen?"

„Ich gehe nirgends hin, das weißt du wohl," fauchte der Major. „Ich sitz' in meinem Loch. Das bekommt mir am besten."

Eines Februarabends, als der Doktor sich lange nicht mehr auf Kolsäter hatte sehen lassen, kam er noch spät in der Dunkelheit gefahren. Der Major empfing den Freund mit dem Gefühl, daß dieser ihm eine Wohltat erweise. Er ließ oben im Giebelzimmer Licht machen und holte seinen besten Kognak. Auf dem Tisch zwischen den beiden Männern dampfte aus schweren, geschliffenen Gläsern das heiße Wasser, und der Major bereitete sich auf einen der ruhigen Abende vor, die ihm nach und nach das Liebste geworden waren.

Oft hatten die beiden Herren so gesessen. Manchmal wanderten sie ernsthaft oder scherzend durch den großen Raum oder erprobten ihre Kräfte an einer Partie Billard. Oder auch holten sie das Brettspiel: und während die Würfel rollten und die Brettsteine klapperten, verging unter Plaudern und Schweigen der Abend. Ab und zu auch wurden die Karten hervorgesucht; und bei einer ruhigen Partie Pikett genossen die zwei alten Herren das Gefühl, daß die Zeit rasch dahinflog. Immer sprachen sie dabei fleißig der Flasche zu. Und wenn das Nachtessen abgetragen war, setzten sie sich zum Plaudern und zu stillem Gespräch zusammen. Dann löste sich beiden die Zunge; und sie lernten einander bei diesen Zusammenkünften nach und nach in- und auswendig kennen. Nichts war in dem Major, das er dem Freund nicht hätte anvertrauen können. Und auch im Leben des Doktors war keinerlei wichtige Episode, von der nicht der Major wußte. Ihre allerbesten Abende waren es, wenn Billard, Brettspiel und Karten nicht angerührt wurden. Dann saßen sie Stunde um Stunde beieinander. Die Tabakswolken lagerten sich um sie her. Das heiße Wasser im Krug mußte zwei- und dreimal erneuert werden. Da geschah es auch, daß, wenn andere Gesprächsstoffe ihnen ausgingen, die Ereignisse ihres eigenen Lebens wieder und wieder hervorgeholt und erzählt wurden. Gedanken und Fragen von früheren Gesprächen her kehrten in neuer Form wieder. Ein neues Kapitel in der inneren Geschichte der zwei Freunde ward dann zu den vorhergehenden gelegt, und wenn an einem solchen Abend das Gespräch zu Ende war, so war es immer, als setzten sie mit gutem Gewissen einen Punkt hinter irgendein abgeschlossenes Kapitel, wie gute Schriftsteller bereit, weiterzumachen, sobald der Inhalt ihres Lebens neue Frucht in ihnen gezeitigt hatte. Heute wurde es ganz von selber ein solcher Abend. Es war deutlich zu sehen, daß Doktor Roeler etwas auf dem Herzen hatte. In seiner ganzen Art lag etwas so auffallend Beherrschtes; und während der Major von diesem und jenem sprach, betrachtete ihn der Doktor verstohlen, als wolle er eine geschickte Gelegenheit abpassen, um mit dem, was er eigentlich sagen wollte, herauszurücken. „Hast du in der letzten Zeit Nachricht von Erling gehabt?" begann er schließlich.

„Ja," antwortete der Major. „Er schreibt, er komme jetzt bald heim."

„Es ist nicht zu früh," entgegnete der Doktor. „Warum hast du ihn eigentlich so lange fortgelassen?"

Der Major strich sich über den Bart und tat einen tiefen Zug aus dem Glas, ehe er antwortete. „Ich konnte ihn nicht daheim brauchen," sagte er schließlich geradeheraus. „Es war mir buchstäblich unmöglich. Es war mir damals so viel über den Kopf gekommen, daß ich einfach keinen Menschen neben mir ertragen konnte. Nicht einmal

meinen Sohn. Ihn am allerwenigsten." Der Major verstummte jäh; er schien danach zu ringen, seine eigene Stimme wieder in die Gewalt zu bekommen. Dann fuhr er fort: „Daß Brite starb, das konnt' ich ertragen. Auch daß ich meinen Bruder verlor. Aber ich kann nicht aufhören, gerade über dies letztere nachzugrübeln. Es ist mir noch heute unbegreiflich."

Der Doktor war jetzt auf dem Punkt angelangt, auf den er zielte. Damit der Major nicht wieder abweichen sollte, sagte er rasch: „Es ist und bleibt für den Menschen immer unbegreiflich, wenn er einen Irrtum begangen hat. Du hast dir ein Bild vom Hüttenherrn auf Björknäs gemacht, das überhaupt nie existierte. Und das hast du angebetet. Als du dann endlich einsahst, wie er eigentlich war, da warst du natürlich wie aus den Wolken gefallen."

Der Major biß die Zähne zusammen. Der Ton seiner Stimme ward scharf. „Das ist eine Lüge," sagte er und schlug auf den Tisch. „Eine verdammte Lüge. Nils Göran war einmal, wie ich ihn mir vorstellte. Und da liegt das Rätsel, und darüber komm' ich nicht hinweg. Prosit!" Der Major trank und fuhr fort: „Was wollt' ich doch sagen, als du mich in deiner dummen Art unterbrochen hast? Ja — also das alles konnt' ich ertragen. Ich habe auch Brites langes Kranksein und den Tod des Kindes ertragen. Alles. Sogar die fürchterlichen Nächte, die ich nie vergessen werde. In dem alten Haus hier sind die Erinnerungen um einen lebendig, das glaub' mir, du! Wenn alles still ist und ich ganz allein von einem Zimmer ins andere gehe und denke, immer nur denke, da hör' ich so manches, das ich gar nicht erzählen kann. In jedem Zimmer begegnet mir etwas, das ich längst vergessen glaubte."

„Was war es also, was du nicht ertragen konntest?" unterbrach ihn der Doktor.

„Wart' ein bißchen. Ich muß erst nachdenken. Wenn ich in die Erinnerungen hineinkomme, bin ich wie in einem Wirbel. Ja, also! Was ich nicht ertragen konnte? Es war nicht einmal das, daß alles so plötzlich kam, so auf einmal, daß in mir alles war, als ob die ganze Welt um mich zusammenfiele, und ich mit ihr. Es ist eine ganze Kleinigkeit, die doch mehr war als alles andere. Nämlich, als all das geschehen war — du weißt, ich hab' es dir ja schon oft erzählt —, da war ich reinewegs verrückt, so daß ich einfach davonfuhr. Ohne Brite ein Wort zu sagen, fuhr ich einfach davon. Und weißt du, was ich tat? Ich fuhr in die Stadt. Ich ging zu Freunden. Und was für Freunden! Ein Haufe Banditen, die ich heute nicht mehr mit der Feuerzange anrühren möchte! Mit denen lebte ich in Saus und Braus, spielte, trank, verschlief die Tage und vertaachte die Nächte. Schlimmer als in meiner schlimmsten Leutnantszeit ging's zu. Du kannst mir's glauben — alle fanden sie, der Major von Kolsäter sei ein lustiger Teufel, jawohl!" Aufs neue machte der Major eine Bewegung, als wolle er trinken. Aber er schob das Glas von sich und fuhr fort: „Ich hab' dir das nie erzählt. Ganz einfach, weil ich mich vor mir selber schämte. Schämte, daß ich mich so unsinnig gebärden konnte. Aber in der Woche, weißt du, da holte Brite sich den Tod. Sie war ganz allein. Keine Zeile schrieb ich ihr. Und da ging sie zugrunde, ohne daß ich es überhaupt merkte. Und darum sitz' ich jetzt da als ein Bettler!"

Des Doktors Antlitz hatte sich verfinstert, während der Major erzählte. Schweigend, an seiner Zigarre ziehend, saß er in seiner Ecke. Und noch wehmütiger als sonst blickten seine Augen unter der kahlen Stirn vor. „Wenn man verzweifelt ist, Freund, macht man eben Dummheiten," sagte er beschwichtigend. „Wenn ich damit anfangen wollte — da fänd' ich kein Ende!"

„Ja, du," erwiderte der Major. „Aber was hilft das mir?"

„Ach was, Geschwätz," entgegnete der Doktor mit seiner unerschütterlichen Logik. „Du ahntest doch nichts vom Zustand deiner Frau. Wie kannst du es dir zur Last legen, daß sie nichts sagte?"

„Und damit, meinst du, hast du die Worte aller Weisheit gesprochen!" antwortete der Major. „Begreifst du denn nicht? Wenn ich Augen im Kopf gehabt hätte, hätt' ich doch verstehen müssen! Siehst du denn nicht ein, daß gerade hierin meine Schuld liegt — die Schuld, die ich nie werde abtragen können?"

„Hör' einmal, du," unterbrach ihn jetzt der Doktor, „jetzt fängst du an zu reden wie ein Pfarrer."

„Die Pfarrer haben gar nicht so unrecht in allem," erwiderte trocken der Major.

„Das ist ein Vorurteil wie so vieles andere auch. Und was hab' ich nachher getan? Einen Monat um den anderen ließ ich vergehen. Ich sah, wie Brite litt. Ich hätt' ihr helfen können. Aber ich tat's nicht. Ich bildete mir ein, ich könnt' es nicht, stellte mich selber mit Wissen und Willen taub und stumm. Und weißt du, was noch das Allermerkwürdigste war? Daß ich nämlich den ganzen Winter ganz gut wußte, daß das Unglück über mir war, und doch wie ein Verrückter handelte. Ich begreif' ja wohl, daß du das nicht glaubst. Und doch war es so. Ich wußte, das Unglück war über mir wie ein Geschwür, das sich mehr und mehr nach innen zieht. Und ich lief herum wie ein Nachtwandler und wartete nur immer auf das Unglück. Na! Du weißt es ja selber — ich brauchte nicht vergebens zu warten!" Wieder wollte der Doktor unterbrechen; aber der Major kam ihm zuvor. „Nur noch einen Augenblick hab' Geduld," sagte er. „Dann magst du reden, soviel du willst. Siehst du, aus dem allem entstand in mir etwas, was man Bruderhaß nennt. Du hast mir in diesem Punkt immer gepredigt, und ich hab' dich auch ruhig machen lassen. Aber einmal sollst du mich doch hören, sollst verstehen, was dieser Haß, wie du es nennst, eigentlich ist. Es ist überhaupt kein Haß. Ich wünsche ihm gar nichts Böses, hab' es nie getan. Aber verstehst du mich denn nicht? Verstehst du nicht, daß alle die falschen Beschuldigungen, die Ungerechtigkeiten und Lügen, mit denen er mich überschüttet hat, mich schlecht gemacht haben? mich so tief trafen, daß sie mich schlecht gemacht haben? Sie zwangen aus mir etwas heraus, das überhaupt gar nicht da war. Sie machten mich eine Zeitlang fast so, wie er behauptete, daß ich wäre. Wir hatten ein ganzes langes Leben miteinander gelebt, er und ich. Nichts gab es, das mir selber teuer und wert war, von dem ich nicht wollte, er sollte teil daran haben, von dem ich nicht glaubte, ich teilte es mit ihm. Und alles hat er in den Schmutz gezogen. Keinen Winkel hat er mir gelassen in meinem Leben, an dem ich mich noch freuen kann. So nahe hab' ich ihm einst gestanden. Mag sein — es war bloß Einbildung! Aber begreifst du denn nicht, wie das alles war? Wir hatten uns ja oft entzweit, er und ich, wie sich Brüder eben entzweien. Aber ich hatte das alles vergessen. Ich glaubte an ihn wie an den lebendigen Gott. Und wie er sich so plötzlich vor meinen Augen verwandelte, da verlor ich den Kopf. Und Brite hat darum sterben müssen! Verstehst du mich jetzt? Das ist ja Wahnsinn, das alles! Meines Bruders Neid, seine Beschuldigungen, seine Ausfälligkeiten, meine Trauer, mein Haß, mein Tun, meine Worte — all das war und ist Wahnsinn. Einfach alles vollständig Wahnsinn! Aber was hilft es mir, daß ich das einsehe?" Mit zitternder Hand mischte sich der Major einen neuen Toddy.

Der Doktor fragte: „Sag' mal, Karl Henrik — du hast mir da so viel erzählt. Warum hast du mir das alles nicht früher gesagt?"

„Hm!" erwiderte nachdenklich der Major. „Ich habe lange gebraucht, bis ich es selber verstand, und dann noch länger, bis ich so weit ruhig geworden war, daß ich darüber sprechen konnte. Tatsachen — die kann man ja immer erzählen. Aber was sind Tatsachen? Nichts!"

Der Doktor lächelte; hinter seiner Brille leuchteten die klaren Augen. „Freund und Major," sagte er, „du hast dein ganzes Leben in dieser ganzen Zeit mehr und mehr auf die schiefe Ebene gebracht. Entschuldige, wenn ich das sage!"

„Was zum Henker willst du damit?" entgegnete der Major.

„Glaubst du, das Leben, das du führst, ist dir auf die Dauer gesund? Ich meine, daß du dich von allem so abschließest?"

„Und was machst denn du?" rief höhnisch der Major.

Über des Doktors Gesicht glitt ein Ausdruck von Resignation. „Ich schließe mich nicht ab," erwiderte er. „Jeden Tag fahr' ich auf Praxis bei den Menschen herum. Und ich grüble auch nicht."

„Um so besser für dich," sagte gereizt der Major.

Aber der Doktor ließ sich nicht stören. „Weißt du, mit wem die Leute dich schon vergleichen?" fuhr er fort.

„Was kümmert mich das," lautete die Antwort.

Der Doktor zögerte einen Augenblick. Dann lächelte er durch die Tabakswolken dem Freund zu und antwortete: „Die Leute nennen dich die alte Exzellenz Nummer zwei."

Im Gesicht des Majors zuckte keine Miene. „So," sagte er ruhig. „Tun sie das? Das wundert mich gar nicht und kränkt mich auch gar nicht. Ich bin schon lange selber hinter die Ähnlichkeit gekommen. Überhaupt sind da verwandte Züge zwischen dem Alten und mir. Das versteh' ich gut. Und vielleicht war es mehr als ein bloßer Zufall, daß er gerade meinen Namen in sein Testament setzte — zum Ärger für so viele. Zu etwas Derartigem wär' auch ich imstande."

„Freilich, freilich," entgegnete sarkastisch der Doktor. „Ich glaube dir's. Aber es ist eben doch ein großer Unterschied zwischen euch beiden."

„Du meinst, ich sei bei Verstand," sagte der Major.

Der Doktor schüttelte den Kopf und lächelte gutmütig. „Bei Verstand — das warst du nie," meinte er. „Du hast dich bloß ein bißchen besser maskiert. Aber du hast einen Sohn. Und das hatte er nicht." Und damit schwieg der Doktor, als habe er nun gesagt, was ihm am Herzen lag, und erwartete ruhig die Wirkung seiner Worte.

Das Schweigen zwischen den beiden ward lang und peinlich. Der Major starrte in die Dämmerung, die den großen Raum erfüllte, und strich sich den ergrauenden Backenbart, wie er immer zu tun pflegte, wenn er sein Mienenspiel verbergen wollte. „Du glaubst, ich habe meinen Sohn vergessen?" sagte er endlich nachdrücklich.

„Nein," erwiderte der Doktor. „Ich wollte dir nur zeigen, daß du mehr hast, wofür du leben kannst, als du überhaupt weißt."

„Sprich nicht davon!" fiel ihm der Major ins Wort. „Meinst du denn, ich wisse das nicht? Begreifst du denn nicht, daß mich das gerade am allermeisten plagt? Dann hab' ich freilich all die Jahre durch tauben Ohren gepredigt!"

„Nein, das begreif' ich wirklich nicht!"

Der Major seufzte; ein eigentümlich müdes Lächeln glitt über sein Gesicht. „Nichts ist hoffnungsloser, als wenn man versuchen will, sich zu erklären," sagte er dann. „Jeder hat eben das Seine zu tragen. Und jeder tut am klügsten daran, wenn er es für sich behält." Plötzlich schlug er einen anderen Ton an, blickte dem Doktor fest in die Augen und sagte: „Wo willst du denn eigentlich hinaus mit dem allem?"

„Wo ich hinaus will?"

„Ja, du hast etwas auf dem Herzen. Heraus damit! Sag's! Wie eine Katze gehst du um den heißen Brei. Erst machst du mich sentimental, und dann fällst du mit deinem Sarkasmus über mich her. Du bist ein schlechter Diplomat, lieber Doktor. Heraus damit, sag' ich, zum Teufel noch einmal! Glaubst du, ich merkte nicht, daß du gern etwas sagen möchtest und dich bloß nicht getraust?"

Der Doktor blickte dem Major die ganze Zeit über steif in die Augen; als er fertig war, erwiderte er: „Ich habe dir auch tatsächlich etwas zu sagen. Den ganzen Abend schon wart' ich auf die Gelegenheit, es dir zu sagen, ohne so geradezu mit der Tür ins Haus zu fallen. Du machst es einem nicht gerade leicht, lieber Freund, das ist schon wahr! Also, was ich sagen wollte: dein Bruder liegt im Sterben."

Der Major stieß seinen Stuhl zurück und sprang heftig auf. „Woher weißt du das?" rief er.

„Ich hab' es bei einem Krankenbesuch gehört. Und da bin ich gleich hierhergefahren. Deshalb bin ich so spät noch gekommen."

„Und jetzt meinst du, ich soll nach Björknäs fahren und mich mit meinem Bruder aussöhnen?"

Die Worte klangen kurz und höhnisch. Aber der Doktor sah, daß der andere mit den Tränen kämpfte. „Ich wollte nur, du solltest es wissen," erwiderte er einfach.

Der Major setzte sich wieder. Wie zur Antwort auf seine eigenen Gedanken sagte er: „Ich kann nicht."

Der Doktor verstand ihn. Er beugte sich sachte zu ihm hinüber und fragte: „Möchtest du allein sein?"

„Nicht nötig," antwortete kurz der Major.

Eine Weile darauf erschien Tilda unter der Tür und meldete, daß das Nachtessen serviert sei.

Die beiden Herren gingen miteinander ins Eßzimmer. Als sie unten an der Treppe angelangt waren, faßte der Major den Freund am Arm, schaute ihm fest in die Augen und sagte: „Du bist ein guter Freund, ich danke dir! Du getraust dich sogar manchmal, mir harte Dinge zu sagen, und du sagst sie ohne Hintergedanken. Aber denk' an eins: einst, in alten Tagen, schloß eine Geschichte, wie wir sie heute wieder berührt

haben, damit, daß der eine Bruder zum Hof des anderen zog und ihm diesen Hof über dem Kopf niederbrannte. Mit Mann und Maus. Glaubst du, die Menschen hätten das getan, um ihrem Opfer Schaden oder Schmerz zuzufügen? Nein, sie taten es, um endlich zu wissen, daß der Feind fort und daß die Luft um sie wieder rein war."

Der Major war in höchster Erregung, als er diese Worte sprach. Als er den Freund zurückzucken sah, fügte er hinzu: „Über derartiges bin ich längst hinaus. Aber so viel hab' ich doch empfunden, daß ich glaube, ich verstehe unsere heidnischen Vorväter." Dann öffnete er mit einem finsteren Lächeln die Eßzimmertür und bat seinen Gast, einzutreten. Als sie sich zu Tisch setzten, sagte er noch: „Morgen bekommen wir Sturm."

Der Wind heulte im Kamin, und an die Scheiben peitschte der trockene Schnee.

* * *

Am folgenden Morgen wirbelte der Schnee durch die Luft, und der Sturm schüttelte die Bäume im Park. Gewaltige weiße Wolken wälzten sich über das Feld; bis zu den Fenstern und über die Staffel trieben die Schneewehen empor.

Den ganzen Vormittag wanderte der Major durch die Zimmer und betrachtete durchs Fenster das rasende Schneetreiben. Erst als der Gong ertönte, zum Zeichen, daß das Mittagessen fertig war, befahl er Spitz, den Schlitten zu einer langen Reise bereitzuhalten. In seinem großen Pelz und der Pelzmütze, das rote Tuch um Hals und Leib gewunden, trat dann der Major vor die Tür und setzte sich in den Schlitten. Fragend sah ihn der Kutscher an. „Die Landstraße nach Süden," sagte der Major.

Durch den wirbelnden Schnee gleitet der Schlitten. Kein Wort fällt zwischen den beiden. Als sie zum Kreuzweg unten bei der Kirche kommen, hält der Kutscher an. Aber ehe er eine Frage tut, deutet der Major nach rechts. Und gehorsam biegt der Schlitten in den Weg ein, der über die Äcker hinführt.

Der Schnee hat sich schon zu großen Wehen aufgetürmt. Schritt für Schritt, schnaubend, widerwillig, stapft das Pferd durch den schweren Schnee. Immer wieder muß der Kutscher abspringen und neben dem Schlitten hergehen. Schweigend, düster sitzt der Major in seine Schafpelze eingewickelt da.

Schließlich bleibt der Schlitten stehen, und das ermattete Pferd sieht sich um, als sei es erstaunt über die unvernünftigen Forderungen der Reisenden.

„Es geht nicht mehr, Herr Major," sagt der Kutscher.

„Fahr' zu, Kerl!" erwidert der Major. „Ich muß weiter."

„Der Gaul geht kaput."

„So fahr' zum nächsten Wirtshaus. Und spann' einen neuen Gaul vor. Und schwatz' nicht!"

Dreimal mußte der Major neuen Vorspann nehmen. Dreimal hatte er Aufenthalt, dreimal einen Aufenthalt, der ihm lang ward wie das Leben. Denn er wollte weiter, weiter. Noch nie hatte Spitz seinen Herrn so ungeduldig gesehen, so aufbrausend, so unzugänglich jedem vernünftigen Wort. Er gönnte sich und dem Kutscher nicht die Zeit, auch nur einmal eine ordentliche Mahlzeit zu sich zu nehmen. Nur schnell, schnell sollte es gehen! Vorwärts durch Sturm und Kälte, durch Schnee und Nacht!

Denn die Nacht brach ein, lange ehe der Major sein Ziel erreicht hatte. Durch Wälder geht die Fahrt, durch Wälder, die seufzen und ächzen unter dem mächtigen Rütteln des Windes. Über die Felder, wo Wolken von Schnee sich hinwälzen. Vorüber an verschneiten Hütten und begrabenen Zäunen, einen Weg entlang, auf dem jede Spur von Schlittenkufen oder menschlichen Schritten längst verwischt ist.

Um Mitternacht legt sich der Wind; über den Häuptern der beiden lichtet sich das Dunkel. Der Sturm verstummt; die Schneewolken hören auf, sich über die Erde zu entladen. Es wird schneidend kalt, kalt und klar. Sterne funkeln auf, da einer, dort einer; und die Schlittenkufen knirschen frostig durch den Schnee. Der Major gibt noch immer keine Erklärung. An jedem neuen Kreuzweg deutet' er dem Kutscher bloß mit der Hand die Richtung an, die er einschlagen muß. Dann sinkt er wieder in den Schlitten zurück. Über dem Fußsack liegt eine ganze kleine Schneewehe.

Spitz begreift jetzt, wohin die Reise geht.

Als der Schlitten sich endlich Björknäs nähert, ist es längst über Mitternacht. Aus

dem Dunkel schimmert der Waldrand, hinter dem der Herrenhof liegt. Durch die Stille der Nacht tönt das Pochen der Hämmer; hinten, an der Schleuse, leuchtet der Himmel rot von den Funken aus der Schmiede.

Alles das sieht der Major, und seltsame Gefühle bewegen seine Brust. An dem geöffneten Gatter befiehlt er dem Kutscher, anzuhalten. „Halt!" sagt er. „Ich will aussteigen!"

Spitz sieht aus, als verstünde er überhaupt alles. Er schultert die Peitsche, aber er sagt kein Wort.

„Du fährst weiter, bis auf den Hof," sagt der Major, „und stellst das Pferd beim Verwalter ein. Sieh' zu, daß du was zu essen kriegst. Und dann wartest du, bis ich komme." Der Major sagte das alles so leise, als fürchte er, man könne ihn drüben in dem dunklen Herrenhaus, wo er doch um keinen Preis gesehen sein will, hören. Dann wendet er sich um und geht durch das Gatter. Gespenstisch stumm liegt das niedere Haus mit seinem hohen, gebrochenen Dach vor ihm. Kein Weg ist durch den Schnee gebahnt. Als ob alles zugeschneit wäre, liegt der Hof da — leer — öde. Und in den alten Bäumen rauscht der Wind.

Der Major weiß wohl, was er jetzt tun will. Er hat lange genug darüber nachgedacht. Er bahnt sich durch die Schneewehen einen Weg zu dem einen Flügel, tastet sich im Dunkeln an der Hauswand entlang und befindet sich gleich darauf auf der Rückseite des Flügels, wo man ihn vom Hauptgebäude aus unmöglich hören oder sehen kann. Mühsam klettert er dann die steinerne Mauer hinan und klopft leise an eins der Fenster. „Komm heraus," sagte er flüsternd, „und mach' auf."

Ein erschrockenes Gesicht zeigt sich hinter den Scheiben; man hört ein Geräusch wie von Türen, die auf- und zugemacht werden. Der Major geht in seinen eigenen Fußtapfen wieder zurück und wartet vor der Tür des Flügels. Er kennt die, die ihm aufmacht, wohl. Sie ist uralt, die Alte, die einzige, die noch von den Tagen des alten Herrn her auf Björknäs lebt. Nach einer mehr als sechzigjährigen Dienstzeit sitzt sie als altes Inventar in ihrer kleinen Stube im Flügel und ißt das Gnadenbrot. Zitternd leuchtet die Alte mit ihrer Laterne durch die Tür.

Der Major läßt ihr gar keine Zeit, zu erschrecken oder zu fragen. „Kennst du mich nicht mehr, Elsa?" fragt er kurz. „Laß mich nur hinein. Es ist kalt, und ich friere." Damit öffnet er die Tür zu einer Stube, die er nur zu gut kennt. „Mach' mir ein Feuer hier," sagt er. „Und dann geh' nur und leg' dich wieder."

Die Alte will Einwendungen machen. Aber der Major bringt sie zum Schweigen. „Niemand darf wissen, daß ich da bin," sagt er. „Einerlei, wie das auch aussieht. Sonst kehr' ich überhaupt gleich um und geh' wieder meiner Wege!"

In dem grünen Kachelofen flammt das Feuer auf. Der Major setzt sich auf einen Sessel davor; den Pelz behält er an. „Das ist ein Gastzimmer jetzt," unterbricht er nach einer Weile das Schweigen.

Die Alte nickt. Ihr Blick hat etwas von der leidvollen Beredtheit, die alte Frauen haben, wenn sie wissen, daß der Tod auf sie lauert. „Daß ich den Herrn noch überleben soll!" sagt sie leise.

„Ist er tot?" ruft der Major.

Die Alte schüttelt den Kopf. „Noch nicht," erwidert sie. „Aber wir warten jeden Augenblick darauf." Darauf geht sie hinaus, und der Major bleibt einsam in dem dunklen Zimmer. Im Kachelofen flammt das Feuer auf. Einen Augenblick lang kommt ihm der Gedanke, wie sonderbar doch dieses Abenteuer ist, auf das er sich da eingelassen hat. Aber gleich darauf verschwindet das alles wieder. Und vor dem Kachelofen sitzend, wartet der Major auf die Nachricht von seines Bruders Tod.

Nach und nach weicht die Kälte aus seinen Gliedern. Er nimmt den Pelz ab. Dann erst fängt er an, sich ein bißchen im Zimmer umzusehen. Es ist nichts da, was ihn an früher erinnert. Möbel und Tapeten sind neu, alles ist neu. Bloß das Zimmer selber ist noch da, wie er es einst gesehen, mit der geschlossenen Tür, die zur Stube des Magisters führt, und dem Ausblick über den Hof.

Es ist ganz dunkel jetzt. Der Major sitzt an dem Fenster, an dem er und Nils Göran einst beim Schein der Lampe ihre Aufgaben gelernt haben; und wieder erlebt er die ganze seltsame Kindheitszeit, die sie beide dereinst vereint. Es ist, als ob alles, was er längst vergessen, oder was er vor

langer Zeit gedacht, wieder um ihn zu leben begönne, mit einem fast greifbaren Leben, das ihm die eigene Kindheit und Jugend wieder lebendig macht. Gedanken formen sich in ihm zu Worten; und ohne daß er die Lippen regt, redet der Major in dieser Stunde unhörbare Worte. Er spricht mit dem Bruder. Seltsam einfach und kindlich formen sich seine Gedanken. Nichts von all dem Häßlichen, das das Leben der Brüder verbittert hat, ist in Wirklichkeit geschehen. Alles ist nichts gewesen als ein böser Traum. Und es ist, als wanderten die beiden Brüder auch zuletzt noch miteinander.

Der Major beugt sich vor und haucht auf die Scheibe, um besser über den Hof weg sehen zu können. Da erblickt er im Dunkel links von der Treppe im hintersten Fenster neben der Ecke einen zitternden Lichtschein. Der Schein fällt über den Hof und bildet ein lichtes Rund auf dem Dunkel des Platzes.

Der Major weiß: dieses Licht kommt aus dem Schlafzimmer des Bruders. Und ein anderes Licht fällt ihm ein. Das Licht, das Jahr um Jahr in Brites Fenster brannte und ihn, so oft er heimkam, mit Entsetzen füllte.

Er kann die Augen nicht abwenden. Lange sitzt er ruhig da. Ihm ist, als sähe er in diesen zwei Lichtern die Erklärung seines ganzen Lebens.

So geht Stunde um Stunde. Kaltgrau bricht der Morgen an. Auf dem Hof macht der Schneepflug die Runde und verschwindet im Dämmer durchs Gatter.

Da erhebt sich der Major vom Stuhl, in dem er gesessen, und geht hinaus ins Vorzimmer. Hastig reißt er die Tür zur Stube der alten Elsa auf und sagt kurz: „Du brauchst nicht zu fragen. Der Hüttenherr ist tot. Ich weiß es. Aber geh' nur hinüber."

Weiß wie ein Tuch war der Major, als er das sagte.

Die alte Elsa brachte kein Wort hervor. Gebückt und klein, wie ein Schatten glitt sie über den Hof.

Der Major nahm seinen Platz am Fenster wieder ein. Und während er wartete, sah er das Licht im Zimmer des Bruders erlöschen. Da erhob er sich hastig und nahm seinen Pelz um.

Als die Alte zurückkam, stand er schon zur Abfahrt gerüstet.

Ein Blick auf ihr Gesicht bestätigte die Ahnung, die den Major aus seinen Träumen geweckt hatte. Und umrauscht von alten Erinnerungen ging er langsam von des Bruders Hof.

* * *

So endete die Geschichte von den Brüdern Mörk.

Als der Major heimwärts fuhr, erwachte in ihm ein rein menschliches Sehnen, den Sohn wiederzusehen. Was er zu bereuen hatte, das hatte er ohne Worte und ohne Zeugen mit sich selber abgetan.

Als Erling nach Kolsäter heimkehrte, war der Frühling da.

Im Winter

Durch weißumhüllte Wälder
Schritt einsam ich dahin,
Wa ich var wenig Tagen
Mit dir gegangen bin.

Da sah ich unsre Spuren,
Das Herz ward mir sa weh —
Die großen wie die zarten,
Sie küßten sich im Schnee.

Sie lagen aneinander
So zärtlich und so dicht,
Und über ihnen bebte
Der Sonne bleiches Licht.

Nach hing wahl an den Ästen
Verglitzernd unser Hauch,
Und unsre Seufzer schweben
In Sternen am Winterstrauch ...

Maria Stona

Deutschland im Spiegel der modernen französischen Dichtung

Von Prof. Dr. Erich Meyer

Détente — Entente — oder etwas Drittes? In allen Tonarten ist diese Frage seit den Sommertagen erörtert, in jedem Sinne beantwortet worden. Aber ob man nun über eine verständnisvolle Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland nüchtern, sentimental oder spöttisch geredet hat, ob man ihre Möglichkeit mit ja oder nein beantwortet hat: beschäftigt hat sie alle Gemüter und wird fortfahren, sie zu beschäftigen, bis irgendeines jener Ereignisse eintritt, die kein Prophet vorhersagen kann, und die den Dingen eine ganz unerwartete Wendung geben.

Wodurch kann eine solche Annäherung herbeigeführt werden? Durch die Gemeinsamkeit politischer Interessen? Sicherlich; aber genügen diese allein? Oder muß noch etwas anderes mitwirken, das sich schwerer mit einem Worte bezeichnen läßt, eines jener Imponderabilien, von denen einstmals Bismarck geredet hat, um ihnen eine außerordentliche Wirkung in der Weltgeschichte zuzusprechen? Unser Kaiser rechnet entschieden mit dieser Bedingung; denn während die hohe Politik ihre Wege geht, erscheint es ihm nicht unwesentlich, gleichzeitig durch allerhand Liebenswürdigkeiten auf die allgemeine Stimmung Frankreichs einzuwirken.

In der Tat, wenn man auf die Lehren der Geschichte hören will, so muß man sagen: alle Gemeinsamkeit staatlicher Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen bleibt wirkungslos, solange nicht eine innere Annäherung beider Völker eingetreten ist. Somit wäre es wesentlich, zu wissen, ob eine solche innerliche Annäherung zwischen Frankreich und uns wirklich stattgefunden hat. Freilich ist der Nachweis schwierig, weil es sich eben um „Unwägbares" handelt.

Unleugbar würde der Dichtung in dieser Beziehung eine große Bedeutung beigemessen werden müssen. Sie könnte eigentlich als leicht ablesbarer Messer für den Stand der Gesinnung gegen das andere Volk angesehen werden; anderseits würde sie imstande sein, einen nicht geringen Einfluß auf Richtung und Stärke dieser Gesinnung auszuüben. Wir brauchen nur daran zu denken, welchen Einfluß unser Schiller, und den stärksten sogar gerade erst in den auf seinen Tod folgenden Jahren, auf unsere Gesinnung gegenüber den Franzosen geübt hat, oder daran zu erinnern, daß die Auffassung des Krieges von 1870 wesentlich von Viktor Hugo beeinflußt worden ist, und daran, welchen Haß gegen Deutschland er durch seine Dichtungen in fruchtbaren Boden gesät hat. Nun hat allerdings Frankreich augenblicklich keinen derartig bedeutenden Dichter; seine Literatur ist im Gegenteil auf einem Tiefstande angelangt, der nach den glänzenden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts wohl begreiflich, aber darum gerade nicht erfreulicher ist. Wie das immer zu sein pflegt, so sind statt der fehlenden Sonne zahlreiche Sterne minderer Leuchtkraft und Wirkung an dem dunkleren Himmel zu sehen. Dennoch wäre es falsch, diese Dichter dritter und noch geringerer Größe in der uns beschäftigenden Frage für belanglos ansehen zu wollen: was ihnen an Glanz und Kraft abgeht, das ersetzen sie durch Masse und vor allem dadurch, daß sie zumeist den Roman pflegen, eine Dichtungsart, die noch in den Kreisen gelesen wird, in denen man in literarischem Sinne überhaupt nicht mehr liest.

Man könnte nun eigentlich erwarten, daß die französische Dichtung eine der verständnisvollen Annäherung günstige Stellung einnähme, wofern nämlich die Dichter sich auch gern zu den Aufgeklärten, über den Dingen Stehenden rechnen. Denn eine Betrachtung der wissenschaftlichen Literatur zeigt, wie der Wunsch, Deutschland in allen seinen Kulturäußerungen zu verstehen und gerecht zu würdigen, in Frankreich seit einer Reihe von Jahren stetig zugenommen hat, und wie mit ihm auch die in früheren Zeiten nicht eben große Fähigkeit der Franzosen, fremdes Volkstum zu verstehen, gewachsen ist. Zahlreich sind die Aufsätze, die sich in letzter Zeit mit Gestalten der deutschen Literatur beschäftigen; es

besteht eine besondere „Revue Germanique", von deren Leiter, J. Dresch, ein Buch über Gutzkow und seine Zeit vorliegt; Reisende wie Bac (Vieille Allemagne) und der bekannte Reporterkönig Huret (En Allemagne, Rhin et Westphalie) haben sich bemüht, deutsches Wesen zu begreifen und unparteiisch darzustellen.

Aber auf dem Gebiete der schönen Literatur sieht es gar anders aus. Da hat sich seit 1870 nichts geändert. Gleich nach den Ereignissen dieses bedeutungsvollen Jahres machte sich die französische Dichtung eifrig daran, die Erinnerungen an die trübe Zeit lebendig zu erhalten. Man wollte sich nicht ritterlich von einem ritterlichen Sieger besiegt erklären, man liebte es, sich in den Gedanken hineinzuleben, daß rohe Gewalt über verfeinerte Geisteskultur, Barbarentum über Bildung gesiegt hätte. Die Dichtung schilderte den Deutschen als einen Menschen zweiter Klasse, nicht nur als roh und ungebildet, sondern auch jeder Bildung in alle Zukunft unfähig. Die Deutschen, die in den auf den Krieg bezüglichen Erzählungen auftraten, waren alle nach dem widerwärtigen rotbehaarten und bebrillten Typus geschildert, der uns gleichzeitig in den tendenziösen Bildern des populärsten Kriegsmalers Frankreichs, Alphonse de Neuville, entgegentrat. Alle diese Darstellungen entsprangen nicht aus dem Wunsche, uns gerecht zu werden und uns kennen zu lernen, sondern wollten die gekränkte Nationaleitelkeit der Franzosen trösten. Es war bedauerlich, zu sehen, daß sich keiner unter diesen Erzählern befand, der sich der Verantwortlichkeit bewußt wurde, die er auf sich lud, indem er die Kluft zwischen den beiden Ländern immer mehr erweiterte.

Man kann nicht sagen, daß das heute anders geworden sei. Wer eine Annäherung zwischen den beiden Völkern wünscht, kann von einer Umschau auf diesem Gebiete der schönen Literatur nur eine große Entmutigung davontragen.

Wohlverstanden: wir haben gewiß alle nichts dagegen, daß die Franzosen über unsere wirklichen oder ihnen so erscheinenden Schwächen lustig lachen: da stimmen wir ein. Wenn die Gréville in ihrer „Dosia" über die Sentimentalität der Deutschen, ihre „Blaublümchensuppe", wie sie possierlich sagt, spottet oder unsere angebliche Schwärmerei für Mondscheinpromenaden karikiert, so ist nichts dagegen einzuwenden, und es ist ihr nicht zu verübeln, wenn sie wirklich meint, daß alle Deutschen unterschiedslos dieselben Eigenschaften zeigen. Immer noch macht man sich über das Brillentragen der Deutschen, ihre Titelfreude, ihre schlechte Aussprache des Französischen lustig: das sind sozusagen Theaterchargen, ohne die man nicht auskommen kann, ebenso wie der vergeßliche, weltfremde deutsche Professor, den das neueste Elsässer Volkstheater auch noch immer auf die Bühne bringt. Man wird es auch dem übermütigen Spaßvogel Gauthier Villars, der unter dem Namen Willy in fünf Bänden die manchmal recht unsaubere Geschichte einer „Pariser Range" geschrieben hat, nicht verargen, wenn er bei Gelegenheit einer Schilderung des Treibens in Baireuth seinen harmlosen Spott über allerhand deutsche Schwächen ausgießt, um so weniger, als er auch die entsprechenden Seiten seiner eigenen Landsleute nicht verschont.

Weit bedenklicher aber ist die Sache, wenn Schriftsteller alles Ernstes mit dem Anspruch auftreten, durch eine wahrheitsgetreue, sozusagen wissenschaftlich begründete Darstellung deutschen Wesens das Urteil ihrer Landsleute beeinflussen zu wollen. Es ist geradezu abstoßend, welch eine Gehässigkeit, Beschränktheit und Leichtfertigkeit hier fast ausnahmslos herrscht.

So haben es die Brüder Margueritte, die Söhne eines tapferen, bei Sedan gefallenen Reitergenerals, unternommen, die Geschichte des Krieges von 1870/71 in einem auch ins Deutsche übersetzten mehrbändigen Romanwerke (Une Époque) zu schreiben. Schlau wissen sie sich bei Gelegenheit den täuschenden Anschein großer Objektivität zu geben. Ein französischer Arzt trägt beispielsweise in sein Tagebuch ein: „Überrascht von dem ernsthaften Wesen und der Frömmigkeit der deutschen Verwundeten. Welch Gegensatz zu dem Seelenzustande unserer Soldaten, die an nichts glauben!" Aber es gibt andere Stellen, die geradezu an Geschichtsfälschung grenzen. Hier ist nicht der Ort, zu wiederholen, was ich den Verfassern anderswo über diesen Punkt nachgewiesen habe. Aber das sei wenigstens erwähnt, daß ihre Gesamtauffassung von den Ursachen des Krieges eine ganz verkehrte und eine solche ist, daß ihre gläubigen Leser

eine grenzenlose Verachtung gegen uns Deutsche empfinden müssen. Sie kommen nicht von der Anschauung los, daß wir den Krieg nur unternommen hätten, um für Jena Rache zu nehmen: gekränkte Nationaleitelkeit — ein anderes Motiv erscheint ihnen ausgeschlossen —, und Frankreich ist das heimtückisch überfallene, schuldlose Lämmchen der Lafontaineschen Fabel.

Hierher gehört dann ferner eine ganze Reihe von Romanen, die sich mit dem Geschicke von Elsaß-Lothringen beschäftigen. Einem Buche wie „Au Service de l'Alsace" von Jeanne und Frédéric Régamy tut man eigentlich schon zuviel Ehre an, wenn man es nur nennt; es soll auch nur davor gewarnt sein. Dagegen verdient eine ernsthaftere Betrachtung das schmale Büchlein des Akademikers Maurice Barrès „Au Service de l'Allemagne", das zu jenem erstgenannten den Anstoß gegeben hat. Aus früheren Werken von Barrès hatte man eigentlich den Eindruck, daß er imstande wäre, deutschem Wesen gerecht zu werden. Sein letztes Buch aber zerstört diese Meinung gründlich. Er sagt in einem Vorwort, daß, wenn die Deutschen ihm die Ehre antäten, ihn zu lesen, sie nicht vergessen möchten, daß er als geborener französischer Lothringer alle Dinge naturgemäß vom französischen Standpunkte aus betrachten müsse. Das wird sicher niemand vergessen. Niemand wird auch dem seelischen Drama, das er schildert, seine Teilnahme versagen: den Elsässern, die wirklich von Geburt Franzosen sind, sich aber aus irgendwelchen Gründen dafür entschieden haben, in ihrer Heimat zu bleiben, ist gewiß kein beneidenswertes Los gefallen, und wenn ein Sohn aus solcher Familie nun sein Jahr in einem deutschen Regiment abdienen muß, so stellt ihn das sicherlich vor manches schwere sittliche Problem.

Darüber kann man nicht mit Barrès rechten. Anders aber steht die Sache, sobald man fragt, welche Empfindungen Barrès in den Herzen seiner Leser zu wecken versucht hat. Da lautet auch hier die Antwort: Haß gegen die Deutschen, Verachtung ihres Wesens und das Bewußtsein, daß die Franzosen ihnen in jeder Beziehung unsagbar überlegen sind. Er ist ganz von der Anschauung erfüllt: alles, was anders ist als in Frankreich, ist schlecht und verwerflich. Auf jeder Seite seines Buches spricht er von der unendlichen Überlegenheit der französischen Sitten über die deutschen! Frauen, die diesen Namen verdienen, gibt es überhaupt nur in Frankreich — nein, nur in Paris. Eine Pariserin ist ohne weiteres „ein Meisterwerk", jede Preußin dick, plump, ungebildet. Die deutschen Offiziere sind von einer lächerlichen Aufgeblasenheit, Eitelkeit, Gefühlsroheit. Die Franzosen sind in Elsaß-Lothringen die Vertreter der wahren Kultur, die leider allmählich von der deutschen Unkultur erstickt wird. Zwar nimmt Elsaß-Lothringen an dem großartigen industriellen Aufschwung Deutschlands teil, zwar zieht es seinen Nutzen aus der vortrefflichen deutschen Verwaltung, das leugnet Barrès nicht; aber er versichert, daß die wahre, feine Seele des Landes, die französische Seele, im Sterben liegt, daß das Land mehr und mehr in deutsches Barbarentum versinkt, daß der europäischen Welt dadurch ein unsagbarer Verlust entsteht, indem köstliche Kulturwerte, die Frankreich auf diesem Boden geschaffen hat, verloren gehen. Wie mögen wohl solche Behauptungen, die mit Scheinbeweisen gestützt werden, auf französische Leser wirken? so fragt man sich mit Bedauern. Und sie werden wirken, denn das Buch ist geschickt geschrieben. Es weiß trefflich den Schein zu erwecken, wirkliches Leben und kein Roman zu sein. Es hebt mit einigen Kapiteln an, die nichts mit dem eigentlichen Roman zu tun haben; sie geben Barrès' eigene Erlebnisse während seines Aufenthaltes in Lothringen. Feierlich versichert er: „Ich spreche von nichts, was ich nicht kenne." Und dabei sieht jeder deutsche Leser, daß er sehr vieles nicht kennt, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß viele von ihm als erlebt geschilderte Szenen weiter nichts als die Ausgeburt einer Phantasie sind, die voreingenommen sein wollte, daß er aus anderer Erzählungen nur das herausgenommen hat, was ihm in seine Darstellung paßte. Zu solchen Stellen gehört beispielsweise die Schilderung einer Sitzung des akademischen Senates in Straßburg unter Vorsitz des Rektors — ein wahres Muster lächerlicher Albernheit. Aber das helle Gelächter, das ein Deutscher nach ihrer Lesung zunächst anstimmt, verstummt schnell in dem betrüblichen Gedanken, wie hier geflissentlich und — das Wort muß gesagt sein: heimtückisch Unfrieden gesät wird.

Da steht René Bazin mit seinem schon etwas älteren Romane „Les Oberlé“ bedeutend höher. Die „supériorité des mœurs et de la culture françaises“ gilt ihm zwar auch als ausgemacht; von dieser Meinung scheinen die Franzosen in ihrer großen Mehrheit nicht lassen zu wollen, obwohl sie aus der Geschichte und Kulturgeschichte nun längst gelernt haben könnten, wie gefährlich es für sie gewesen ist, sich in so maßloser Eitelkeit absichtlich dem Verständnis fremden Wesens zu verschließen. Auch Bazin schildert die deutschen Offiziere in einer Weise, die zeigt, daß er sie nur nach Äußerlichkeiten beurteilt; auch er beschreibt Szenen aus dem Soldatenleben, die einfach unmöglich sind und auf dem Standpunkte der oft kindlichen Illustrationen stehen, mit denen Barrès sein Buch hat „schmücken“ lassen. Aber man hat doch den Eindruck, daß er gerecht sein möchte und ihm wohl Vaterlandsliebe, nicht aber blinder Fremdenhaß die Feder geführt hat. Um so lehrreicher ist es, zu sehen, was aus dem Romane bei einer Bearbeitung für das Theater geworden ist. Das Stück ist kürzlich an der „Gaité“ aufgeführt worden. Ein für eine deutsche Zeitschrift aus Paris geschriebener Bericht behauptete: Edmond Haraucourt, der Bearbeiter, habe „selbst den deutschen Leutnant dem Pariser Theaterpublikum beinahe sympathisch zu machen gewußt“. Das glauben wir gern: diese alberne Karikatur eines deutschen Offiziers muß ja den Franzosen sogar außerordentlich sympathisch sein, und es muß ihrem Nationalstolz, wie er einmal ist, wahrhaft wohltun, von solchen Gegnern besiegt zu sein.

Allem die Krone aber setzt das Buch von Marcel Prévost: „Monsieur et Madame Moloch“ auf. Prévost, das muß man nicht vergessen, gehört nicht nur zu den meistgelesenen, sondern auch zu den wirklich tüchtigen Schriftstellern. Er hat ferner bereits bewiesen, daß er nicht unfähig ist, fremdes Volkswesen zu schildern, wenn er Teile seiner Romane nach England verlegte oder Skandinavier und Slawen darin auftreten ließ. So können denn die Karikaturen, die er von Deutschen und von deutschem Wesen liefert, nur auf Rechnung bedauerlicher Böswilligkeit oder völliger Unfähigkeit, deutsches Wesen zu verstehen, gesetzt werden. Prévost legt der Fabel seines Romanes die „Eheirrung“ der Kronprinzessin von Sachsen zugrunde. Man bedenke, was schon diese Fabel für einen Roman bedeutet, der sich die Schilderung normaler deutscher Verhältnisse zur Aufgabe macht: eines der betrübendsten und beschämendsten Ereignisse wird herausgesucht. Außerdem ist alles noch darauf angelegt, die Teilnahme des Lesers dem Monsieur Dubert, wie der edle Giron bei Prévost heißt, die Verachtung aber der Prinzessin zuzuwenden. Sogar der Schluß ist ersichtlich in der Absicht verändert, alles Licht auf der Gestalt des Franzosen zu sammeln; denn Dubert brennt nicht mit seiner Fürstin durch, obschon diese völlig dazu bereit ist. Aber er tut das freilich nicht, weil er vor der Heiligkeit der Ehe oder des Gastrechtes eine höhere Achtung hegt als Giron, oder es für unritterlich erachtet, aus den hysterischen Launen einer Frau Vorteil zu ziehen, sondern weil er rein an sich denkt und für sich fatale Verwickelung und Beeinträchtigung seiner Laufbahn voraussieht.

Aber wie im ganzen, so ist der Roman in allen Einzelheiten darauf angelegt, daß seine Leser sich sagen sollen: Was sind doch die Deutschen für widerwärtige, dumme und abstoßende, im besten Falle unerhört lächerliche Barbaren, und wie unendlich viel höher stehen doch die Franzosen! Dies herauszustellen, scheut Prévost vor keiner Verunstaltung vorhandener Verhältnisse oder böswilliger Erfindung nicht vorhandener zurück. Ich will die Leser nicht mit Einzelheiten aufhalten, die jedem sofort auffallen; aber da ich selber längere Jahre Lehrer an einem mitteldeutschen Hofe gewesen bin, kann ich im besonderen die Versicherung geben, daß mir nie etwas Dümmeres und Entstellteres vorgekommen ist als diese Schilderung des Rothberger (man verstehe: Schwarzburger) Hofes und der dortigen Stellung und Tätigkeit eines französischen Sprachlehrers. Und welche beispiellose Anmaßung, in der Figur des „Professor Zimmermann aus Jena“ eine alberne Karikatur von Ernst Haeckel zu liefern! Daß man ihn unter der törichten Maske erkennt, wird selbstverständlich nur durch Äußerlichkeiten erreicht. Die Gestalt des Monsieur Dubert ist dagegen darauf angelegt, der Eitelkeit der französischen Leser gründlich zu schmeicheln und sie von der unaussprechlichen Überlegenheit französischer Kultur über das deutsche Barbarentum zu überzeugen. Ehe Dubert als Lichtbringer auf-

tritt, breitet sich über den Rothberger Hof die dickste Nacht des Stumpfsinnes und der Unbildung, und ihr verfallen die armen Deutschen auch wieder, sobald er den Rücken wendet. Was sich dort am Hofe befindet, ist eine Sammlung von lächerlichen Geisteskrüppeln, und auf niederster Stufe scheinen auch alle Landesuntertanen zu stehen. Vergeblich sind bisher alle Versuche deutscher Erzieher und Lehrer gewesen, mit dem Erbprinzen etwas anzufangen: erst Dubert muß mit dem Zauber seiner Persönlichkeit kommen, um hier Wandel zu schaffen. Er vollbringt wahre pädagogische Wunder. Während er mit der Mutter des Prinzen liebelt und stets nur gerade noch an der Grenze der gröbsten Form des Ehebruches hingleitet, gewöhnt er — wahrscheinlich durch den Zauber seiner lauteren Persönlichkeit — dem Prinzen ab, sich zu verstellen und zu lügen.

Man sieht: Deutschland im Spiegel der französischen Dichtung ist alles eher als ein erfreulicher Anblick. Wem es ehrlich um ein aufrichtiges Verständnis zwischen beiden Ländern zu tun ist, den kann dieser Anblick wohl einigermaßen entmutigen. Gibt man im persönlichen, freundschaftlichen Verkehre mit Franzosen diesem Bedauern Ausdruck, dann erhält man zur Antwort: „Sie müssen das nicht so schwer nehmen! Was bedeuten denn diese Romanciers!“ Sie bedeuten eben, was sie bedeuten, nicht mehr und nicht weniger. Wie sie im Augenblick sicherlich nicht die Intelligenz des französischen Volkes in edelster Form verkörpern, daher auch nicht als Maßstab dafür angesehen werden können, so haben sie doch anderseits ebenso sicher einen Einfluß auf die unter ihren Lesern, die nicht ein Urteil auf eigene Erfahrung zu begründen vermögen, und das ist ja wohl die Mehrzahl. Man suche sich einmal vorzustellen, wie es auf französische Leser wirken muß, wenn ihnen Prévost als Hauptergebnis seines Romanes in Majuskeln vor die Augen rücken läßt: „L'ALLEMAGNE NOUS DÉTESTE“ — Deutschland verabscheut uns — und versichert, daß eigentlich der Franzose aus edlem, aber unangebrachtem „Internationalismus“ uns die Bruderhand über den Rhein reichen möchte, wir aber uns dem widersetzen! Wäre es nicht bedauerlich, wenn diese Behauptung Glauben fände?

Aber es ist wirklich das richtige, dies alles nicht so schwer zu nehmen. Schließen wir mit den Worten, die ein einsichtsvoller französischer Goethekenner, Ducros, schon vor einem Jahrzehnt gesprochen hat: „Die Gelehrten Deutschlands und Frankreichs kümmern sich nicht um alle diese Pistolenschüsse, die man auf der Straße abfeuert, um die Käufer zu belustigen, sondern setzen unbekümmert ihre unparteiischen Studien über die Literaturen der beiden Völker fort“, wozu Virgile Rossel, der die geistigen Beziehungen Frankreichs und Deutschlands in einem geistreichen Buche behandelt hat, bemerkte: „Die nationalen Gegensätze können das internationale Leben nicht aufheben; über den Sonderinteressen, ja selbst über den ernsten Meinungsverschiedenheiten, die zwei Länder trennen, stehen die bleibenden Bedürfnisse und die gemeinsamen Ziele der Menschheit.“

Klar

Winter. Auf Bergen und Talen
Liegt still-schönes Licht,
Das verklärte Strahlen
In einem alten Gesicht.

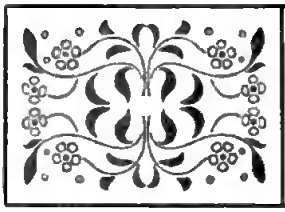
Blüten und Gluten vergangen
Und das Fruchten vorbei —
Doch auch das dumpfe Verlangen
Schwand; die Seele ward frei —

Atmet nun stille Kühle,
Sicher im weißen Haar.
Tälerdünste verrauchen,
Und die Welt wird klar.

Karl Meißner

Adolf Hengeler: Weihnachtsmann im Walde.

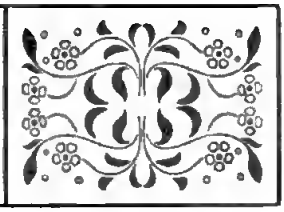
Digitized by Google



Leben

Von Nikolaus Gogol

Übersetzt von Assia Spiro Rombro



Dem armen Sohn der Wüste träumte ein Traum.

Weithin gelagert breitet sich das große Mittelländische Meer, und von drei verschiedenen Seiten blicken hinein die brennenden Ufer Afrikas mit den dünnen Palmen, die nackten Wüsten Syriens und das dicht bevölkerte, vom Meere tief zerklüftete Ufer Europas.

In einer Ecke steht über dem starren Meere das alte Ägypten. Pyramiden stülpen sich auf Pyramiden; Granitblöcke, in Sphinxe verwandelt, gucken mit den grauen Augen; unzählbare Stufen ziehen entlang, da steht es, das Mächtige, vom mächtigen Nil ernährt, ganz geschmückt mit geheimnisvollen Zeichen und heiligen Tieren. Da steht es unbeweglich, wie ein Verzauberter, wie eine Mumie, von Feuersbrunst unversehrt.

Seine freien Kolonien hat ausgebreitet das lustige Griechenland. Es wimmeln auf dem Mittelländischen Meere die Inseln, in grüne Haine ertränkt. Zimtbäume, Weinblätter, Feigenbäume wehen mit ihren honiggetränkten Zweigen. Die Säulen, weiß wie Jungfrauenbusen, runden sich im prächtigen Dunkel des Waldes. Der leidenschaftliche Marmor atmet, belebt durch die Hand des wunderbaren Meisters, und liebäugelt verschämt mit seiner herrlichen Nacktheit. Mit rebenumrankten Thyrsen und Bechern in der Hand ist Griechenland stehen geblieben, mitten im rauschenden Tanze. Opferpriesterinnen, jung und schlank, mit wild flatternden Locken haben in Begeisterung ihre schwarzen Augen gen Himmel gehoben. Das Schilf, zur Syrinx gebunden, Tympanen, musische Instrumente schimmern mit Epheu umwunden. Die Schiffe drängen sich wie Fliegen in der Nähe von Rhodos und Korkyra, verliebt ihre Wimpel dem Windhauch entgegenblähend. Und alles steht unbeweglich, wie in erstarrter Größe.

Es steht und breitet sich aus das eiserne Rom. Da starrt der Wald von Lanzen, da blinkt es im grausigen Stahl seiner Waffen; seine neidischen Augen überall hinbohrend, hat es seine aderige Pfote weit ausgebreitet; aber auch Rom steht unbeweglich da, wie alles, und zuckt nicht mit seinen Löwengliedern.

Die ganze Luft des himmlischen Ozeans hing drückend und schwül. Das große Mittelländische Meer rührte sich nicht, als ob alle Länder vor das Jüngste Gericht träten, als ob sie vor dem Untergang der Welt stünden.

Und Ägypten spricht, leise die dünnen Palmen, die Bewohnerinnen seiner Täler, bewegend und die Nadeln seiner Obelisken in die Höhe reckend: „Völker, höret! Ich allein habe das Geheimnis des Lebens und der Menschen erkundet. Alles ist eitel. Niedrig ist die Kunst, verachtungswürdig sind die Genüsse, noch verachtungswürdiger der Ruhm und die Taten. Der Tod, der Tod allein herrscht über dem Weltall und dem Menschen. Alles frißt der Tod, alles lebt für den Tod. Es ist noch lange, lange hin bis zur Auferstehung. Und wird je die Auferstehung kommen? Fort mit den Genüssen und Begierden! Baue höher deine Pyramide, armer Mensch, um nur ein wenig deine armselige Existenz zu verlängern."

Und dann spricht, so klar wie der Himmel, wie der Morgen, wie die Jugend, die helle Welt der Griechen, und es dünkte einen, statt Worte den Hauch des Flötengetönes zu hören: „Das Leben ist für das Leben geschaffen. Entwickle dein Leben und mit ihm seine Genüsse. Alles bringe dem Leben dar. Sieh, alles in der Natur ist schön und erhaben. Sieh, wie alles die Eintracht atmet. Alles ist da in der Welt, alles, was die Götter besitzen, ist in ihr, verstehe es nur zu finden. Genieße, du stolzer, gottähnlicher Herrscher der Welt, bekränze dein herrliches Haupt mit Eichenlaub und Lorbeer. Eile geschickt auf der Biga deine Rosse lenkend im glänzenden Spiel. Fern sei deiner freien, stolzen Seele der Neid und die Gewinnsucht. Der Meißel, die Palette und die Flöte sind geschaffen, um die Herrscher der Welt zu sein, und ihre Herrscherin die Schönheit. Flicht in deine Haare und in die Haare

deiner verschämten Freundin Feigen und Weinblätter. Das Leben ist für das Leben geschaffen, zum Genusse; verstehe es, des Genusses wert zu sein."

Und es spricht das eherne Rom, den blanken Wald der Lanzen schüttelnd: „Ich bin in das Geheimnis des menschlichen Lebens gedrungen. Niedrig ist der Ruhezustand im Menschen, er vertilgt ihn in ihm selbst. Zu klein ist für die Seele das Maß der Kunst und der Genüsse. Der Genuß liegt im gigantischen Wollen. Schmachvoll ist das Leben der Völker und des Menschen ohne lärmende Taten. Nach Ruhm, nach Ruhm schmachte, o Mensch. Inmitten unbeschreiblicher Fröhlichkeit, betäubt durch den Lärm des Eisens, stürme dahin auf den geschlossenen Schilden gewappneter Legionen. Fühlst du, wie zu deinen Füßen die ganze Welt sich versammelt und Lanzen schwingend sich zusammenballt in einem einzigen Schrei? Hörst du, wie dein Name vor Schreck erstirbt auf den Lippen der Völker, die am Ende der Welt wohnen? Alles, was dein Auge nur erspähen kann, fülle aus mit deinem Namen. Strebe ewig. Die Welt kennt keine Grenzen. Keine Grenzen kennt das Wünschen! Wild und schrecklich, weiter, immer weiter umarme die Welt. Einst eroberst du auch den Himmel."

Aber Rom blieb stehen und bohrte seine Adleraugen gen Osten. Nach Osten wandte auch Griechenland seine wonnetrunkenen, herrlichen Augen. Nach Osten drehte Ägypten seine trüben farblosen Augen.

Steinig ist der Boden, verachtet das Volk, die menschenarme Erde lehnt sich rings an die kahlen, nur hie und da von trockenem Laub beschatteten Hügel.

Hinter einer niedrigen, morschen Wand steht eine Eselin. In einer hölzernen Krippe liegt ein Knäblein. Über ihn beugt sich die jungfräuliche Mutter und sieht ihn an mit schwerbetränten Augen. Hoch über ihm steht ein Stern und hat die ganze Welt mit einem Wunderlicht umflossen.

Nachdenklich wird das alte Ägypten, von Hieroglyphen umwunden, und beugt noch tiefer seine Pyramiden. Unruhig blickt das prächtige Griechenland. Nieder schlägt das eherne Rom die Augen auf seine eisernen Waffen. Horchend kniet das große Asien mit seinen Hirtenvölkern, und es beugt sich Ararat, der uralte Urahn der Welt.

Am Fluß

Hinter den blauvioletten Dämmerbergen
Wandelt der junge Tag
Im weißen Hauche seines Mundes,
Und hachauf
Wirft er wirbelnd durch die Lüfte
Seinen goldnen Ball.
Höher steigt er, höher.
Sein Glanzstrom tränkt mit purpurner Glut
Den nebligen Schleier,
Der vor dem Antlitz des Himmels weht.
Jäh zerreißen die rosigen Maschen
Nun des goldnen Gewebes:
Rosawölkchen umflattern,
Zierliches Völkchen von Amaretten,
Die Sonne,
Die einzig prangt am Himmel
In machtvoller Fülle
Siegenden Lichts.

Siehe! sie legt, aus bebendem Gold gebaut,
Schimmernde Brücken vom Ufer jenseits
Herüber gerade zu Füßen mir,
Lockt
In all ihrer Schönheit
Unendliche Todestiefen.
Kost mit flammendem Feuerkuß
Die hüpfenden Wasser,
Und keine Welle ist, kein Wellchen,
Dem du nicht das weiße Kräuselköpfchen
Gestreichelt mit goldener Hand,
Bevor sie münden, alle, alle,
In das tiefe, trübe,
Allverschlingende Meer —
Sonne,
Du leuchtender Schacht am Himmel, daraus
Mächtig hervor
Ewige Seligkeit glüht.

Richard Knies

Witzenhausen.

Die Deutsche Kolonialschule und ihre Aufgabe

Von Prof. E. A. Fabarius, Direktor der Deutschen Kolonialschule in Witzenhausen

Die Anfänge der deutschen Kolonialarbeit in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brachten klar zutage, wie unser deutsches Volk trotz seiner jahrtausendealten kolonisatorischen Fähigkeiten sich für die Aufgaben der eigentlichen Kolonialpolitik außerordentlich unfähig erwies — eine Tatsache, die an und für sich nicht wundernehmen kann, da unserem Volke gerade die politischen Instinkte und Gaben mehr als irgendeinem anderen der europäischen Kulturvölker fehlen, die aber unter den besonderen Ansprüchen der kolonialen Arbeit im Wettbewerb mit anderen Weltwirtschaft treibenden Nationen sich doppelt schwer und nachteilig fühlbar macht.

Es war offensichtlich, daß die entscheidenden Fehler auf diesem Gebiete im wesentlichen auf die Personenfrage hinausliefen. Wir haben dabei nicht in erster Linie die ungebührlich aufgebauschten Kolonialskandale im Auge, wie sie in der Geschichte des menschlichen Ringens um den Besitz der Erde und ihrer Güter, zumal um den Besitz von Neuland für aufstrebende Volkskräfte, sich immer und immer wiederholen, trübe Schattenbilder, von denen die glänzenden Abschnitte der Kolonisationsgeschichte der Assyrer, Phönizier und Römer ebensowenig, wie erst recht nicht die der Portugiesen, Spanier, Franzosen und nicht zum wenigsten der Engländer frei sind. Vielmehr neben der menschlichen Unzulänglichkeit und Schlechtigkeit einiger Vertreter deutscher Kolonialarbeit trat gerade für den einsichtigen Kenner unserer kolonialwirtschaftlichen wie kolonialpolitischen Bedürfnisse draußen der andere, viel allgemeinere Mangel zutage, daß überhaupt die Zahl verständnisvoller und innerlich wie äußerlich tüchtiger Kolonialarbeiter gegenüber der Fülle der Neuaufgaben und hoffnungsfreudig angebahnten Unternehmungen eine verschwindend kleine war.

Daneben aber stand die andere Tatsache, daß unser Volk gerade in seinen oberen, politisch wie wirtschaftlich führenden Schichten an einem schier unheimlichen Überschuß von Kräften litt, die sich, wie die unverhältnismäßig stark steigenden Besuche unserer höheren Schulen und namentlich Hochschulen bewies und beweisen, in die bureaukratischen und Gelehrtenberufe, in einer fast an chinesische Zustände erinnernden Weise übermäßig zusammendrängten. Da lag der Gedanke doch wohl nahe genug, den Versuch zu machen, dies Zuviel auf der einen und das Zuwenig auf der anderen Seite auszugleichen: deutsche Söhne aus den besten Kreisen unseres Volkes hineinzuführen in die überseeische Arbeit und ihr den für das binnenländische Spießbürgertum fast anrüchigen Eindruck des „Abenteurertums gescheiterter Existenzen" zu nehmen. Auch war bei einer solchen Umwertung eines Teils unserer Volksjugendkräfte nach der wirtschaftlichen und gerade nach der kolonialwirtschaftlichen Seite hin die andere Hoffnung gegeben, daß mit der Zeit die weiteren,

besonders die gebildeten Kreise unseres Volkes eine bessere politische Schulung und tieferes national-politisches Verständnis, ähnlich dem der Franzosen, Engländer und Amerikaner, gewönnen, wenn in wachsender Zahl Glieder vieler deutscher Familien aus allen Gegenden im frischen, freien, aber auch harten und ernsten Kampfe für ihre Daseinsbedingungen und ihre deutsche Art draußen in fernen Ländern stünden. Der deutsch-südwestafrikanische Krieg der letzten Jahre hat es in seinen blutigen Opfern, aber herb-edlen Leistungen bewiesen, wie in der Tat die koloniale Kampfesarbeit vieler wackerer Söhne die beste national-politische Schule für unser Volk bedeutet.

An einem kleinen Teil, aber doch von diesen großen Gedanken getragen, suchten national gesinnte Männer des Rheinlandes durch die Gründung der Deutschen Kolonialschule diesem Ziele nachzugehen und auserlesene Söhne aus den tüchtigsten Kreisen unseres Volkes, insonderheit von Landwirten, Pfarrern, Beamten, Ärzten, Kaufleuten, Offizieren, von den bisher bevorzugten heimischen Berufen abzuziehen und sie in die überseeische Arbeit einzuführen. So wurde die Deutsche Kolonialschule zu Witzenhausen an der Werra ins Leben gerufen.

Es ist eine eigenartige und für den Fernerstehenden nicht ohne weiteres verständliche Aufgabe, welche sich diese junge Lehranstalt gesetzt hat. Ihrem wissenschaftlichen Betriebe nach trägt sie den Charakter einer Hochschule, freilich weniger im Sinne der ursprünglichen Aufgabe unserer deutschen Universitäten, als vielmehr der landwirtschaftlichen Akademien und technischen Hochschulen, oder noch besser im Sinne der englischen und amerikanischen „Universitäten".

Das, was man in der Kolonialschule will und treibt, was man hier als eine neue Aufgabe und Bestrebung erfaßt hat, läßt sich kurz kennzeichnen mit dem neuen Schlagwort „Kolonialpädagogik". Die zielbewußte Mitarbeit an der „kolonialen Erziehung unseres Volkes", um den Ausdruck des Staatssekretärs Dernburg zu gebrauchen, ist in der Tat die eigentliche Triebkraft der Kolonialschule. Demgemäß wurde bereits bei der Einweihungsrede des Neubaues der Kolonialschule im Jahre 1905 ihr Charakter gekennzeichnet.

Wir sind hier, hieß es damals, trotz des mittelalterlichen Rahmens, eine ausgeprägt moderne Anstalt, herausgewachsen aus dem neuzeitlichen Bedürfnis der überseeischen Kulturarbeit und Kolonialwirtschaft Deutschlands. Vordem erwuchs unserem Volke die junge Mannschaft mit geeignetem Können und Streben für Neulandkultur und Neusiedelung in fremdem Lande gleichsam von selbst, wie Tau aus der Morgenröte, dieweil noch nicht die Überkultur und einseitige Abkehr der höheren und niederen Volksschichten von dem einfachen, naturbedingten landwirtschaftlichen und handwerklichen Lebensverhältnissen so über-

Deutsche Kolonialschule Witzenhausen: Gesamtansicht.

Deutsche Kolonialschule Witzenhausen: Neubau. (Westseite.)

mächtig geworden wie heutzutage. Zu Hunderttausenden strömte da das ver sacrum, der „geweihte Frühling" unseres Volkes hinaus in die Ferne — damals leider noch ohne den Schutz der Reichsgewalt und ohne Nutzen für eine nationalpolitische Geltung des Deutschtums. Heute aber, wo wir mit Reichs- und Seegewalt eine politische Machtstellung in der Welt haben und noch mehr haben könnten, da versagen vielfach die Volkskräfte, die vordem in Überfluß über See vergeudet, vorwiegend als Kulturdünger für fremde Völker und deren politische wie wirtschaftliche Macht sich opferten.

Darum bedarf es jetzt besonderer Anspannung und Veranstaltung, um die junge Mannschaft, zumal aus den gebildeten und führenden Kreisen unseres Volkes, aus den Kreisen, die ohnehin durch allzu einseitige Vorliebe für die gelehrten, beamteten Berufe an einer Überfülle der dem sogenannten „Lehrstande" zuströmenden Kräfte leiden, hineinzuleiten in die schwere, aber schöne Lebensaufgabe, Vorkämpfer des Deutschtums, Neusassen auf eigener Scholle mit breitem Ellbogenraum, Kulturpioniere zu sein draußen, soweit irgend noch Platz an der Sonne für deutschen Einfluß, deutsche Arbeit, deutschen Herd und deutsche Sitte. Bäuerliche Auswanderung haben wir nicht mehr, werden wir vielleicht nie mehr haben, und wenn wir sie je wieder hätten in bedeutendem Umfange, wäre es ein nationaler wirtschaftlicher Schaden. Aber was an wackeren bäuerlichen Kräften schon draußen im größeren Deutschland wirkt, ja oft nur, national betrachtet, als Krüppelpflänzchen dort vegetiert, das gilt es zu sammeln, zu stärken, ihm Wegführung und Richtungen zu geben durch geeignete Kräfte aus der alten Heimat, dem engeren Deutschland.

Nicht minder aber gelten uns hier die großen schwierigen Aufgaben der kolonialwirtschaftlichen Arbeit in besonderem Sinne: die Ergänzung der heimischen Volkswirtschaft in Handel, Industrie und Landwirtschaft durch Erschließung und Entwickelung der tropischen Gebiete, durch Pflege fremder Klimate und durch verständnisvolle Beeinflussung der eingeborenen Bevölkerung zur Förderung ihrer wichtigsten Lebensinteressen, zur kulturellen, geistigen und sittlichen Hebung der Menschheit insgesamt. Das will uns mehr besagen als das sogenannte

Deutsche Kolonialschule Witzenhausen: Gesellschaftssaal.

koloniale Modewort der „Erziehung zur Arbeit", dieser schiefe, oberflächliche Ausdruck, da man zur „Arbeit" nicht erziehen kann, namentlich nicht den für seinen Kulturzustand und seine Bedürfnisse genügend fleißigen Neger. Denn Arbeit in unserem Kultursinne ist ja im wahren Sinne des Wortes ein Produkt der Kultur (vergl. cultura = Pflege der Natur, des Ackers usw.), eine langzeitig, mühsam durch die Geschlechter gepflegte und geübte Gewöhnung; sie ist die notwendige selbstverständliche Begleiterscheinung einer zur Gewohnheit, zur Volksgewohnheit gewordenen Pflege der Natur. Für diese Aufgaben unseres Volkes die Jugend wachzurufen, zu begeistern, vorzubereiten und zu stählen, das ist Kolonialpädagogik im Sinne der Deutschen Kolonialschule, das ist die Arbeit, die wir hier zuerst aufgenommen und für die wir darum den Ausdruck „Kolonialpädagogik" geprägt haben.

In aller Schwachheit, mit tastenden Versuchen, mit Zagen, aber mit Ernst und Beharrlichkeit hat die Kolonialschule sich dieser Aufgabe gewidmet, aber nicht vergeblich wirkt sie wie ein Herold im deutschen Land, der seinen wackeren Söhnen das Wort unseres Herzogs, des Herzogs Johann Albrecht, zuruft: „Besser ein früher Tod unter Palmen, denn ein untätig Leben daheim!" Dem männlichen Tatendrang unserer Jugend, dem trotz aller Verknöcherung und Verweichlichung immer noch kräftig im Verborgenen pulsierenden Idealismus weisen wir neue Wege mit der Schillerschen Variante: „Da draußen, da ist der Mann noch was wert, da wird das Herz noch gewogen!" Aber freilich, verschwiegen wird hier noch viel weniger die ernste Gegenseite: daß dies Wägen des Herzens da draußen doppelt gefahrvoll, daß, folgenschwerer als hier daheim den Stuben- und Ofenhocker, den Kulturpionier das Wort trifft: „Gewogen, gewogen und zu leicht befunden!" Darum ist Kern und Schluß unserer kolonialpädagogischen Ziele der flammende Gedanke:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Gerade diese Gedanken und Ziele haben der wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Einrichtung, haben dem ganzen pädagogischen

Deutsche Kolonialschule Witzenhausen: Obere Halle.

Betrieb der Kolonialschule den eigenartigen Stempel aufgedrückt. Weil es uns auf die rechte Auswahl besonders geeigneter und vorbereiteter junger Männer ankommt, weil wir nicht in erster Linie das schulmäßige Lernen und Wissen betonen, sondern die Charakterbildung und -prüfung in höchster Wertung der wurzelnden, kernig wachsenden Persönlichkeit, darum haben wir uns nicht gebunden an sorglich überlieferte Schulschablonen, an ängstlich gepflegtes und erstrebtes Berechtigungswesen heimischer Hochkultur. Weil wir sonderlich Gewicht legen auf die bei unserer modernen Jugend so vornehmlich erschwerte, durch den Zug der Zeit arg gehemmte Pflege der festen Zucht und Selbstzucht, der sicheren Zuverlässigkeit, des treu innerlichen Pflichtbewußtseins und auf eine Gewöhnung an täglich, ja stündlich angespannte Arbeitsenergie, darum haben wir das in Deutschland für diese Altersstufen der gebildeten Jugend — im Gegensatz zu England und Amerika — ungewöhnliche Internatsleben. Das bietet uns gleichsam das feste Rahmennetz, in das hineingewebt wird die Pflege eines edlen, guten Korpsgeistes, einer jungmännlichen, ritterlichen Gesinnung und eines kameradschaftlichen Sinnes, während dazwischen als starke, kräftige Einschlagsfäden gezogen werden die Übungsaufgaben in Autoritätssinn, Disziplin, Ordnung und Unterordnung — Dinge der Lebensweisheit, die heute wohl mehr als je, und zumal für die schweren Aufgaben draußen, gehegt und gepflegt werden müssen.

Doch gerade das Ziel: im Sinne der besonderen deutsch-christlichen Lebensauffassung Persönlichkeit bildend zu wirken, dies unser pädagogisches Ziel trug die Pflicht in sich, uns für den wissenschaftlichen Lehrbetrieb an das altbewährte Vorbild der deutschen Hochschulen nach Form und Inhalt möglichst eng anzuschließen. In dem viersemestrigen abgerundeten Lehrgang unserer Vorlesungen wird jedem fähigen und strebsamen Kolonialschüler die Möglichkeit geboten, sich eine sorgfältige kolonialwirtschaftliche Bildung zu verschaffen, die neben der Anregung des allgemeinen kolonialpolitischen und geschichtlich-geographischen Verständnisses sowie der reiferen Urteilsfähigkeit, insonderheit auf dem festen Grunde der verschiedenen Zweige

der modernen natur- und kulturwissenschaftlichen Erkenntnis, dem besonderen Bedürfnis des überseeischen Pflanzers, Ansiedlers, Kaufmanns, Technikers entspricht, dessen Bedürfnis zumal, der sich draußen vom rein handwerksmäßigen Praktiker als so tüchtig geschult unterscheiden will wie hier daheim der echt gebildete, durch Umsicht, Einsicht und Weitblick geförderte Praktiker von der großen Masse der Landwirte, Gärtner, Kaufleute und Industriebeamten.

Jedoch zu solcher Geistesbildung und Persönlichkeitsschulung gehört gerade nach unseren Begriffen die besondere Ergänzung, wie sie durch tägliche Übung und Leistung in praktischer Arbeit geboten wird. Diese praktisch-wirtschaftliche Ergänzung schafft erst den ganzen Mann, den wir als kolonialwirtschaftlichen Vorkämpfer und umsichtigen nationalen Werkführer für draußen uns wünschen und hier in vorbereitenden Lehrlingsjahren heranzubilden suchen. Wie keine andere höhere Lehranstalt — mit Ausnahme derer, wo es in der Natur der Sache liegt, derer für die schönen Künste — bietet und fordert darum die unsere ein hohes Maß wirtschaftlicher, technischer Arbeitsleistung und jeglicher Sinnesübung, zumal der des Auges und der Hand. Dies Ineinander von sorgfältiger Theorie und umsänglicher Praxis macht wohl die bemerkenswerteste Sonderart der Kolonialschule aus, eine Sonderart, durch die sie sich nicht nur von verwandten heimischen höheren Bildungsanstalten landwirtschaftlicher, gärtnerischer und technischer Art unterscheidet, sondern namentlich auch die ausländischen ähnlichen kolonialwirtschaftlichen Zwecken dienenden, unserer deutschen sogar teilweise nachgebildeten Anstalten weit übertrifft. Wie der rechte deutsche Soldat und werdende Offizier nur von der Pike auf in ernstem, strammem Dienst selbst in der kleinsten, einfachsten und niedrigsten Übung geschult wird, so hat hier in Landwirtschaft und Gartenbau, in Handwerk und Kulturtechnik die praktische Arbeit der Kolonialschüler nicht Art und Wirkung einer besseren Spielerei, sondern Sinn und Form ernster praktischer Lehrlingsjahre. Dieselben jungen Leute, die am Vormittag in den Vorlesungen mit den ernstesten wissenschaftlichen Fragen, sei es der Bodenlehre oder des Pflanzenbaues, der anorganischen Chemie oder der Entwickelungsgeschichte der Erde, der tierischen Ernährungslehre oder der menschlichen Gesundheitslehre, insonderheit der Tro-

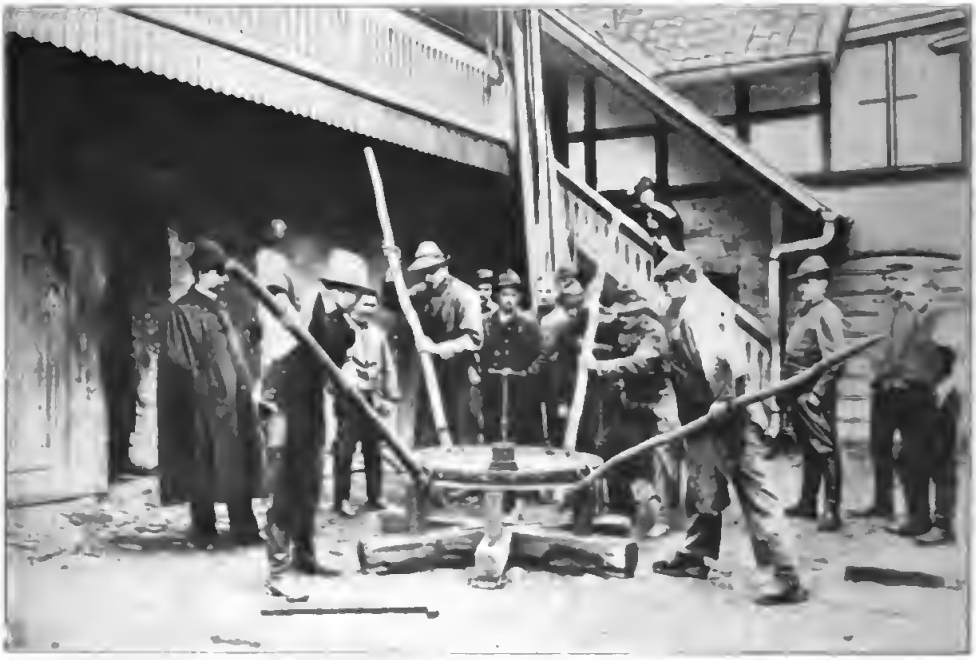
Deutsche Kolonialschule Witzenhausen: Hörsaal.

Deutsche Kolonialschule Witzenhausen: Stellmacherei.

penhygiene, mit Botanik der tropischen Wälder, Bauconstruktion, Technologie, Forstwissenschaft oder Handelslehre, mit Kolonialpolitik, Völkerkunde, Volks- und Kolonialwirtschaft, Religionsgeschichte oder Kolonialrecht sich im Hörsal beschäftigen und hinterher noch Sprachstudien treiben, und zwar je nach Wahl und Bedarf Englisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch oder Suaheli — dieselben haben nachmittags in praktischer Arbeit, beim Rübenhacken oder Düngerfahren, beim Heumachen oder der Getreideernte, kräftig mit zuzugreifen. Auch wenn sie in Schmiede, Stellmacherei, Maurerei und sonstigen Handwerken, sei es in der Baumschule oder in den Weinbergen, im Feldmessen oder Planzeichnen oder in praktischen Übungen des chemischen Laboratiums Dienst haben — sie müssen zu jeder Arbeit, klein oder groß, langweilig oder interessant, „tüchtig heran". So sehr wie sie in den Gewächshäusern bei der Pflege der zartesten Pflanzen auf das Kleine und Geringe im Pflanzenleben achten lernen müssen, ebensosehr haben sie in der Molkerei alle Arbeit zu tun und auch im Kuhstall weder vor dem Melken der Kühe noch vor dem Reinigen des Stalles sich zu scheuen.

Neben all diesem pflichtmäßigen Arbeitsdienst spielt aber, trotz der nicht allzu reich bemessenen Freizeit, die freie Betätigung in Spiel und Sport zu Wasser und zu Lande, bestehend in Turnen, Tennis, Rudern und Fechten, Bootsbau und Schießübungen, eine große Rolle, wie nicht minder die Pflege der Musik und das Wandern oder Radeln durch die nähere und weitere, an Naturschönheiten so reiche Umgebung.

Dieser ganze praktische wie wissenschaftliche Arbeitsdienst spielt sich nun ab im Rahmen eines weiten Klostergehöftes. In den ausgedehnten Räumen eines alten Wilhelmiterklosters untergebracht, unmittelbar an den sonnigen Ufern der Werra und gleich dem Städtchen Witzenhausen umgeben von den lieblichen Schönheiten des thüringisch-hessischen Berglandes, bildet die Deutsche Kolonialschule fast einen kleinen Stadtteil für sich mit vielfachen Gebäuden und verschiedenartigen Höfen und Gärten. Der alte Klosterbau, in den Formen edelster Gotik, trotz mancherlei in den Jahrhunderten überstandenen Stürmen teilweise noch schön erhalten und durch einen stattlichen Neubau im gleichen Stil in verständnisinnigem Kunstsinn ergänzt, bietet



Deutsche Kolonialschule Witzenhausen: Vor der Schmiede. (Reisaufspannen.)

bei einfach vornehmer Ausstattung die Lehr- und Wohnräume für die Schüler. Auf der anderen Seite des Gehöftes liegen die Wirtschaftsgebäude, Werkstätten aller Art, Molkerei, Mühle, Milchviehstall, Reit- und Turnhalle, Laboratorium und Sammlungsräume, sowie Gewächshäuser mit einem kleinen Haus für tropische Nutzpflanzen vervollständigen die Anstaltseinrichtungen möglichst zweckmäßig. Eine für den ganzen wirtschaftlichen Betrieb wichtige Ergänzung jedoch bildet der neuerbaute Gutshof, draußen vor der Stadt inmitten der Ländereien (von rund 600 Morgen) gelegen, das Vorwerk „Gelsterhof". Ackerpferde und Fohlenzucht, Milchkühe und Rinder, eine große Schafherde und umfangreiche Schweinehaltung gehören zu diesem Betriebe. Nach der gärtnerischen Seite hin aber sind namentlich stattliche Obstpflanzungen, sowie sehr große Baumschulen und auch einige Weinberge als wichtige Lehrmittel vorhanden.

Wie schon angedeutet, leben die Kolonialschüler alle im Internat und sind also einer bestimmten Hausordnung, ähnlich wie in Kriegsschulen, unterworfen. So führen sie unter möglichst weitgehender Selbstverwaltung und Selbstdisziplinierung ein nach kameradschaftlichen Grundsätzen (sie heißen auch untereinander nicht Kommilitonen, sondern „Kameraden") sich regelndes gemeinschaftliches Leben. Nicht nur Nützlichkeitsgründe zur besseren Ausnützung und Einhaltung des Tagesarbeitsplanes haben die Gründer der Kolonialschule zu diesem in Deutschland für die ältere, dem Mannesalter nahestehende Jugend ungewöhnlichen Kollegsystem geführt. Vielmehr gerade die pädagogische Absicht war dabei in erster Linie maßgebend: durch dieses gemeinsame Zusammenleben soll sowohl tägliche wie stündliche Anregung im engen Verkehr mit den verschiedenartigen Kameraden und jungen Freunden geboten und gewonnen werden, und so wird hier oft echte Freundschaft fürs Leben geknüpft. Die wertvollere Wirkung dieser Lebensgemeinschaft und Kameradschaft jedoch suchen und sehen wir in der Förderung der Charakterbildung, wie sie eine solche Welt im Kleinen mit ihren mannigfachen Reibungsflächen und dem täglichen engsten Umgang mit Menschen anderer Eigenart zur Behauptung und Entwickelung der eigenen Art jedes einzelnen mit sich bringt.

Es ist nicht zu leugnen — wenngleich vorwiegend und entsprechend der allgemach bekannt gewordenen scharfen Auslese ja fast nur frische, wackere und entschieden kolonialfreundliche junge Männer in die Deutsche Kolonialschule eintreten —, daß unser In-

Deutsche Kolonialschule Witzenhausen: Ochsenwagen. (Gespannübung.)

ternat- und Kollegsystem ganz besondere Anforderungen an die inneren Einrichtungen wie an die Schüler und an die Lehrer stellt.

Bei uns in Deutschland ist leider — so beliebt und doch wenig geeignet es für die jüngeren Knabenjahre ist — das gemeinsame Leben der erwachsenen Jugend nach dem Kollegsystem noch gar zu ungewöhnlich, während es in England und Amerika, gerade für die akademische Jugend, für Studenten an Hochschulen zu den Selbstverständlichkeiten gehört. Gegenüber seinen Vorzügen zugunsten stetiger, klarer Arbeit und sicherer Charakterbildung unter der Schulung gegenseitiger Erziehung blickt die gebildete Jugend Deutschlands unwillkürlich immer wieder hinüber nach dem Trugbild eines vermeintlichen Ideals, der sogenannten „akademischen Freiheit". Obgleich ja diese akademische Freiheit in ihren wesentlichsten Kennzeichen für das moderne Bildungs- und Arbeitsbedürfnis nicht paßt, zumal aber nicht paßt gegenüber den Anforderungen des wirtschaftlich-technischen und praktischen Berufslebens, da diese naturgemäß weniger die reine Forschung und Wissenschaft der universitas, als vielmehr die praktische Schulung und Vorbereitung für den nutzbringenden Erwerb und nährenden Beruf in den Vordergrund stellen müssen. Wir sind uns darum hier wohl bewußt, sowohl mit unserer kolonialwirtschaftlichen und pädagogischen Arbeit wie nicht minder mit unserem Kolleg- oder Kriegsschulsystem zwar in mancher Beziehung noch gegen den üblichen Strom unserer Volksanschauungen zu schwimmen, aber doch zugleich Vorkämpfer moderner, zukünftiger Anforderungen zu sein.

Wenn neuerdings ein so sorgsamer Beobachter und sachkundiger Kritiker der amerikanischen Universitätseinrichtungen wie Prof. Otto Hötzsch die Ansicht vertritt, daß das Kollegwesen „neben den vor allem auf dem Gebiete der Charakterbildung liegenden Vorteilen" und — setzen wir hinzu — auch den auf dem Gebiete der praktischen Arbeit und Zeitausnutzung liegenden Vorteilen „den Nachteil habe, die Aufgaben wissenschaftlicher Forschung an den amerikanischen Universitäten zu sehr zu behindern", so ist dies nur ein neuer Beweis dafür, wie berechtigt dieses System gerade für die eigenartigen Zwecke der Deutschen Kolonialschule ist. Doch wir sind eben überhaupt der Meinung, daß die Zukunftsentwickelung des deutschen Hochschulwesens verständiger-, weil sach- und zweckmäßigerweise in der Richtung dieses an die englisch-amerikanischen Universitätseinrichtungen erinnernden Systems gehen müßte, entsprechend dem Vorgang der Deutschen Kolonialschule. Denn es ist und bleibt nun

Deutsche Kolonialschule Witzenhausen: Bau der Badeanstalt.

einmal Tatsache, daß die weit überwiegende Mehrzahl der modernen Hochschüler die Hochschule besuchen will und muß lediglich als Berufsbildungsanstalt für die sagen wir rein „technischen" Bedürfnisse ihres Zukunftsberufes, um nach Schluß ihres Brotstudiums, nach bestandenem Examen und mit den staatlich abgestempelten Berechtigungen in ihren Berufserwerb überzutreten. Nur ein verschwindend kleiner Teil der großen Masse unserer Studenten hat beim Universitätsbesuch Absicht und Beruf, die reine Wissenschaft zu pflegen und sich zu einem Förderer der Wissenschaft heranzubilden.

Es ist offensichtlich, daß für alle praktischen Berufsbildungszwecke die Studienform und der alte Lehrbetrieb der universitas litterarum nicht mehr völlig zweckentsprechend ist, ebensowenig wie die Vorzüge der sogenannten „akademischen Freiheit" noch für diese Zwecke ernstlich ins Gewicht fallen können. Darum würde es auch kein Schade sein, wenn sich hier im modernen Geiste neue Wege Bahn brächen. Sind wir in dem Sonderfalle der Kolonialschule ungesucht, und ohne die amerikanischen Verhältnisse im Auge zu haben, auf diesen Weg gekommen, so können wir nur glauben, daß das, was nach den Erfahrungen der praktischen Amerikaner sich schon gut bewährt hat, auch für manche neue Ordnung auf dem Gebiete des Bildungswesens in Deutschland kein Fehler sein wird.

Damit nun aber solcher praktischen Lebensanschauung im täglichen Getriebe das rechte Gleichgewicht nicht fehle, streben wir danach, jeder einzelnen Persönlichkeit das nötige innere Schwergewicht zu geben, wie es allein der Geist deutsch-christlichen und echt-nationalen Idealismus zu schaffen vermag. Wer von der Deutschen Kolonialschule auszieht, der soll zum mindesten nicht ganz unberührt geblieben sein von dem Hauch edler Begeisterung, wie sie aus Geibels Worten voll stolzer Hoffnung und zugleich ernster Mahnung spricht:

Und es soll am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen!

Darum hat sich die Anstalt auch den Wahlspruch gewählt:

Mit Gott für Deutschlands Ehr'
Daheim und überm Meer!

In der Nußschale

Eine Weihnachtsgeschichte von A. W. Stern, aus dem Russischen übersetzt von H. Röhl

Am 23. Dezember erhielt Fräulein Warwara Matwejewna Shdanowa durch die Stadtpost ein kurzes Brieschen: sie, Warwara Matwejewna, das alte, von aller Welt vergessene Fräulein, nach dem niemand mehr fragte, wurde von der Familie Bobruiski, ihren reichen Verwandten, für den heiligen Abend zu einer größeren Festlichkeit beim brennenden Weihnachtsbaum eingeladen.

Bei Bobruiskis fand alljährlich eine Weihnachtsfestlichkeit statt; aber Warwara Matwejewna hatte schon seit langer, sehr langer Zeit keine Einladungen dazu erhalten, und so geriet sie denn jetzt, als sie das Billet las, ordentlich in Aufregung und fühlte einen gewissen Stolz.

„Also auch mich alte Person wollen sie dabeihaben!"

Übrigens kannte sie den Grund der Einladung recht wohl: die älteste Tochter des Bobruiskischen Ehepaares, Warja, welche Fräulein Shdanowas Patenkind und nach ihr benannt war — ja, es hatte einmal eine Zeit gegeben, wo die Leute Warwara Matwejewna baten, Pate zu stehen, und die Kinder nach ihr benannten —, also Warja hatte sich gerade in diesen Tagen verlobt, und dieses Ereignis sollte am heiligen Abend unter dem Weihnachtsbaum bekanntgegeben werden; Fräulein Shdanowa hatte dies aus dritter Hand erfahren. Da wäre es selbstverständlich unpassend gewesen, bei einer solchen Feier die Patin wegzulassen, und darum war Warwara Matwejewna trotz ihres Alters und ihrer kümmerlichen Lebensverhältnisse eingeladen worden.

Es ist doch schön, daß sie mich altes Mädchen nicht vergessen haben! dachte Warwara Matwejewna, und mit erhabener Stimme rief sie so laut, wie es ihre schwache Brust nur erlaubte: „Gruscha! Agrafena Wassiljewna!"

Warwara Matwejewna hatte eine ganz kleine Mietswohnung inne, „eine Wohnung von drittehalb Zimmern, ohne die Küche", wie sie selbst mit einem Anflug von gutmütigem Spott über ihre eigene Dürftigkeit zu sagen pflegte. Agrafena Wassiljewna, die in demselben Alter stand wie das Fräulein, war ihre einzige Bedienung. Warwara Matwejewna nannte Gruscha „einen traurigen Rest vergangener Pracht". Gruscha hatte bei Fräulein Shdanowa schon gedient, als diese noch jung und wohlhabend war, und war bei ihr geblieben, als sich Alter und Armut eingestellt hatten.

Agrafena Wassiljewna erschien auf den Ruf ihrer Herrin unmittelbar vom Küchenherde, mit aufgestreiften Ärmeln, machte sich aber respektvoll sogleich daran, sie herunterzuziehen.

„Hast du wohl gehört, daß es klingelte?" begann Warwara Matwejewna weit aushalend. „Ich habe selbst dem Briefträger geöffnet; ich habe einen Brief bekommen; wir werden zu einer Festlichkeit beim Weihnachtsbaum eingeladen, Mütterchen!" Warwara Matwejewna hob ihren greisen Kopf mit dem feinen, schön geschnittenen Profil stolz in die Höhe und blickte ihre alte Dienerin und Freundin triumphierend an.

„Wer hat denn da auf einmal Verlangen nach uns bekommen?"

„Babruiskis haben eine Einladung geschickt."

„So, so, Bobruiskis! Das hätten sie auch schon längst tun können! Sie haben Warwara Dmitrijewna verlobt, und da geht es natürlich nicht ohne die Patin; daher die Einladung. Meiner Meinung nach hätte die Braut auch selbst kommen können, um die Einladung auszurichten."

„Ach, diese Förmlichkeiten sind jetzt nicht mehr Mode," erwiderte Warwara Matwejewna lächelnd. „Man muß froh sein, daß sie geschrieben haben. Aber was ziehen wir beide nur zu dieser Festlichkeit an?"

„Da brauchen wir uns nicht lange zu quälen; so sehr viel Kleider haben Sie ja nicht! Ziehen Sie das prunefarbene an; das ist dazu das beste!"

„Aber das prunefarbene ist ja gleichaltrig mit der Braut; die Ärmel glänzen schon so!"

„Die Ärmel werde ich zurechtbürsten; darum machen Sie sich keine Sorge. Und dazu können Sie die Spitzenmantille anziehen; ohne Mantille paßt es sich nicht in Ihren Jahren. Was ist da lange zu bedenken! Nur alle Jubeljahr mal haben Sie die Möglichkeit, Weihnachten wie andere Leute zu feiern; da werden Sie doch nicht aus so nichtigem Grunde darauf verzichten! Seien Sie nur ganz unbesorgt; ich werde schon alles zurechtmachen, die Flecken herausbringen, es aufplätten ...“

„Auch ein Geschenk werde ich der Braut machen müssen; ich bin ja doch ihre Pate.“

„Was sollen Sie schenken? Wer wird das von Ihnen verlangen?“

„Ohne Geschenk geht es einmal nicht, Gruscha; das weißt du doch selbst. Reiche mir einmal die Schatulle mit den Pretiosen her.“

Gruscha zuckte mit den Achseln und pustete sogar mit der Nase seitwärts, als wollte sie sagen: „Schöne Pretiosen!“ Indessen holte sie doch die Schatulle.

„Stelle sie nur auf den Tisch; dann kannst du gehen; ich will dich nicht weiter bemühen.“

An ihrer Brust bewahrte Warwara Matwejewna neben dem Kreuze, das sie, wie üblich, auf dem bloßen Leibe trug, auch das Schlüsselchen zu der Schatulle mit den „Pretiosen“.

Fräulein Shdanowa öffnete die Schatulle und begann mit ihren schmalen, langen, blutlosen Fingern, die wie aus Elfenbein gedrechselt aussahen, die Gegenstände einen nach dem anderen herauszunehmen.

Ja, es waren wirklich armselige Sächelchen!

Warwara Matwejewna lächelte mit wehmütiger Ironie, während sie bald ein Stückchen Kette, bald eine zerbrochene Brosche, bald einen kleinen Ring ohne den Brillanten, der ihn einstmals geschmückt hatte, hervorholte.

Aber da war ja noch ein ziemlich umfangreiches Etui, sorgsam in vergilbtes Papier gewickelt.

Was konnte das nur sein? Warwara Matwejewna riß das Papier ab, drückte auf die Feder des Etuis; dieses schlug in zwei Teile auseinander, und die alte Warwara Matwejewna stieß ein lautes „Ach!“ aus beim Anblicke des Inhaltes.

Die eine Hälfte des Etuis war leer und bildete eine eiförmige Vertiefung; aus der anderen nahm sie mit zitternden Fingern ein glänzendes Ding heraus, und lange flüsterten die Lippen der Greisin unverständliche Worte, und ihr Kopf bebte dazu taktmäßig. Sie hielt einen zierlichen, künstlerisch gearbeiteten Gegenstand in den Händen: eine halbe goldene Walnußschale barg wie in einer Nische einen aus Elfenbein geschnitzten Amor. Die ganze Figur des kleinen Gottes drückte ungestümes Verlangen aus; der Bogen und die Pfeile lagen unordentlich zu seinen Füßen, und er streckte jemandem die unbewehrten Hände entgegen.

Lange betrachtete Warwara Matwejewna die allerliebste Statuette. Dies war das einzige Stück, das sie Fräulein Warja zu ihrem Verlobungstage darbringen konnte; aber Warwara Matwejewna war unschlüssig. Ihr Leben war dahingegangen und verflossen, und sie hatte sich jahrelang nicht an jene ferne Vergangenheit erinnert und das Figürchen des Liebesgottes fast völlig vergessen; aber dennoch war es ihr schmerzlich, sich nun von ihm zu trennen. Indessen, es ließ sich nicht ändern; etwas anderes war in der Schatulle mit den Pretiosen nicht zu finden. Nur in dem Etui, in welchem das Fehlen der anderen Walnußschale gar zu augenfällig war, mochte Warwara Matwejewna ihr Geschenk nicht überreichen; deshalb entschied sie sich dafür, um die kostbare Walnußschale ein blaues Bändchen zu wickeln und sie mit der Beischrift: „Der lieben Warja von ihrer Patin“ an den Weihnachtsbaum zu hängen.

„Warum soll ich mich grämen, es hinzugeben? Ist denn mein Leben nicht zum Abschluß gelangt? Alles ist vorüber; da ist es Zeit, auch von dieser letzten Erinnerung Abschied zu nehmen.“ Und während sie die goldene Schale mit einem Bande umwand, rannen ihr die Tränen aus den Augen.

Vor ihrem inneren Blicke zogen Bilder von Jugend und Leidenschaft vorüber, Bilder des Glückes — und bitteren, brennenden Schmerzes, so großen Leides, daß sie „damals“ für unmöglich gehalten hatte, es zu überleben, und nun war es doch überlebt, und sie hielt als fünfundsiebzigjährige Greisin den kleinen Zeugen ihres Glückes und ihrer einstigen Qual in den Händen.

„In einer Nußschale," flüsterte Warwara Matwejewna, „Freude und Leid in einer engen Nußschale! Das ist das Leben!"

Als Gruscha hereinkam, um den Tisch zum Mittagsessen zu decken, erschrak sie über die Veränderung, die in Warwara Matwejewnas Gesicht vorgegangen war. „Was ist Ihnen, gnädiges Fräulein? Fehlt Ihnen etwas?"

„Nein, mir fehlt nichts; ich habe hier alten Kram durchsucht und darunter ein Geschenk für Warenjka gefunden."

Gruscha betrachtete die Nußschale mit dem Amor, aber das Geschenk fand nicht ihren Beifall. „Ein Kinkerlitzchen!" erklärte sie geringschätzig. „Ein Armband sollte es sein oder ein Ring. Aber so eine kleine Puppe, und noch dazu ganz nackt — Meiner Ansicht nach ist es genierlich, so etwas einer Braut überhaupt zu schenken!" —

Am anderen Tage mühte sich Gruscha schon frühmorgens mit dem prunefarbenen Kleide ab, reinigte und plättete es und benähte den Kragen und die Ärmel mit Spitzen. Alles war schon in Ordnung, als sich der alten Dienerin eine Unruhe bemächtigte.

„Können Sie denn auch wirklich hinfahren, Warwara Matwejewna? Es kommt mir immer vor, als wären Sie krank."

„Du hast dir nun einmal solchen Unsinn in den Kopf gesetzt und kannst davon gar nicht loskommen. Ich sage dir, ich bin vollständig gesund. Hilf mir beim Ankleiden und mache du dich auch fein, Gruschenka; ich möchte dich mitnehmen."

„Na gewiß, wie sollte es denn auch ohne Agrafena Wassiljewna gehen! Auch Bobruiskis können Agrafena Wassiljewna an solchem Tage nicht entbehren!" scherzte die alte Gruscha.

Und die beiden Alten fuhren zu Bobruiskis, Warwara Matwejewna in dem seidenen prunefarbenen und der Spitzenmantille, Gruscha in einem grauen Alpakkakleide mit Pelerine, einem Geschenk, das ihr Warwara Matwejewna vor zwanzig Jahren gemacht hatte.

Die Herrin und die Dienerin bildeten untereinander einen vollständigen Gegensatz, ergänzten sich aber gewissermaßen wechselseitig: Warwara Matwejewna mit feinen Gesichtszügen und einer Art von heimlichem Lächeln auf den welken Lippen, hoch und schlank wie zum Zerbrechen und distinguiert in ihrem altmodischen Kleide; Gruscha klein, untersetzt, mit rundem, schlichtem, gutmütigem Gesicht, noch immer kräftig und unternehmungslustig und stets bereit, Warwara Matwejewnas wankende Schritte zu stützen.

Warja Bobruiskaja, die Braut, kam ihrer Patin schon im Vorzimmer entgegen und stellte ihr dort gleich ihren Bräutigam vor. Sie war ein weichfühlendes Mädchen und bewies ihrer Patin eine große Zärtlichkeit; auch mit Gruscha küßte sie sich und führte sie selbst in die Stube der Hausverwalterin.

Der Weihnachtsbaum war noch nicht angezündet; der dichte Schwarm der Gäste befand sich in dem matt erleuchteten Salon; die Familienmitglieder waren fast alle in dem gleichfalls halbdunklen größeren Saale und legten geschäftig die letzte Hand an die Ausschmückung der bis zur Decke reichenden Tanne.

Auch Warwara Matwejewna begab sich sachte in den Saal und machte sich das Halbdunkel zunutze, um ihr Geschenk anzuhängen.

„Ah, Warwara Matwejewna! Was treiben Sie denn da? Guten Abend, guten Abend! Wir haben uns ja lange nicht gesehen!"

So wurde Warwara Matwejewna von einer in gleichem Alter mit ihr stehenden, guten, dicken Dame in hellgrauem Kleide, namens Nadeshda Andrejewna Bobruiskaja, der Großmutter der Braut, begrüßt; auch sie hängte etwas an den Weihnachtsbaum. „Nun ist wohl alles fertig," sagte sie. „Wir wollen gleich die Lichter anzünden. Aber Sie, Warwara Matwejewna, müssen noch einmal hinausgehen. Wenn wir klingeln und die Tür aufmachen, dann bitten wir näherzutreten."

Nadeshda Andrejewna liebte die überraschenden Effekte.

Eine Viertelstunde darauf ertönte die Klingel, und die Tür des Saales wurde weit geöffnet: es war in der Tat ein prachtvoller Anblick, als die Gäste aus dem halbdunklen Zimmer in den Saal traten, in dessen Mitte der Weihnachtsbaum mit seinen zahllosen Lichtchen hell strahlte.

Warwara Matwejewna setzte sich in einen Lehnstuhl gerade gegenüber dem Zweige, an dem ihr Geschenk hing. Die Braut hatte es noch nicht bemerkt, und der Amor schaukelte in seiner goldenen Nußschale hin und

her. Jedesmal, wenn Warwara Matwejewna ihren Blick zu der Tanne emporhob, fiel ihr dieser wohlbekannte Gegenstand in die Augen; sonst sah sie fast nichts weiter. Doch auf einmal begab sich etwas Unverständliches, Unfaßbares; Warwara Matwejewna schloß die Augen, weil sie sich selbst nicht traute, rieb sie, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sich ihre Sehkraft nicht verändert hatte, blickte sie von neuem nach jenem Zweige, wo ihre Nußschale hing. Dieser gerade gegenüber, sich fast mit ihr berührend, schaukelte eine andere, ebensolche Nußschale, und aus ihrer Höhlung streckte Psyche die Hände nach Amor aus.

„Es kann nicht sein, es kann nicht sein!" sagte Warwara Matwejewna zu sich selbst. „Es ist eine Halluzination! ‚Er' hat sie mitgenommen. Sie können einander nicht wieder begegnen, ebensowenig wie ich dem Verstorbenen wieder begegnen kann. Und zwei andere solcher Figürchen gibt es in der Welt nicht. Eine Halluzination, eine Halluzination!" wiederholte sie. Und sie stand auf und trat, ihren Augen nicht trauend, schwankenden Schrittes zu dem Weihnachtsbaum und blickte, ihre Augen anstrengend, genau hin. Da war kein Irrtum: in der halben Walnußschale stand Psyche, ebenso jung und schön, wie sie damals gewesen, als ‚er' sie mitnahm.

„Was ist das? Wo stammt das her?" erkundigte sich Warwara Matwejewna erblassend bei Nadeshda Andrejewna, die zu ihr trat.

„Ein hübsches Dingelchen, nicht wahr? Ordentlich künstlerisch. Ich weiß nicht, wo es herstammt. Ich fand es gestern unter altem Krame meines verstorbenen Mannes und bestimmte es für die Braut."

„Für die Braut!" wiederholte Warwara Matwejewna halb unbewußt.

„Wie blaß Sie aussehen, Warwara Matwejewna; sind Sie müde? Setzen Sie sich lieber, setzen Sie sich!"

Und Nadeshda Andrejewna führte selbst Warwara Matwejewna zu einem Lehnstuhl und veranlaßte sie, sich niederzusetzen, innerlich stolz auf ihre eigene Frische im Vergleich mit Fräulein Shdanowas Kränklichkeit.

Und dabei betrug der Unterschied in beider Lebensalter doch nur etwa ein Jahr!

Um Warwara Matwejewna herum vergnügte sich das junge Volk. Die Kinder liefen umher und jagten einander. Von irgendwoher, wie aus weiter, weiter Ferne, erklang Musik, schmelzende, zärtliche Weisen, und Amor und Psyche, die einander die Hände entgegenstreckten, sagten leise: „So sehen wir uns denn endlich wieder, und die Prüfungszeit ist beendet." Und Worte der Liebe strömten von ihren Lippen und flossen mit den Klängen der Musik zusammen.

„Das Greisenalter, welche Torheit! Es gibt kein Greisenalter, es gibt keinen Tod. Unsere Liebe ist ewig jung und unsterblich."

„Als ich dich verließ," sagte der junge Gott, „da meintest du, du würdest den Treubruch und die Trennung nicht überleben; in der Verzweiflung stürztest du dich aus dem Fenster. Aber die Götter nahmen das Opfer nicht an; du bliebst am Leben und lebst noch heute, und wir haben einander wiedergefunden und werden uns nie mehr trennen!"

Und sie traten beide aus ihren Schalen heraus und schwebten mit ausgestreckten Händen einander entgegen.

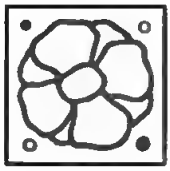
Ein seliges Lächeln verklärte Warwara Matwejewnas Gesicht; ihr Kopf neigte sich zur Seite; ihre Augen schlossen sich. Ihr träumte ein wunderschöner Traum, ein Traum von Jugend und Liebe. Alles, was ihr das Leben Bitteres gebracht hatte, war vergessen und — mehr als das — war verziehen, verziehen!

„Was ist mit ihr?" flüsterten die Umstehenden. „Ist sie eingeschlafen? Ist ihr nicht wohl?"

Gruscha, die unter der Dienerschaft an der Tür stand, eilte zu ihrer alten Herrin.

Warwara Matwejewna öffnete die Augen weit, streckte mit der gleichen Bewegung wie die kleine Psyche die Hände nach Gruscha aus und flüsterte vernehmlich, als wünschte sie deutlich verstanden zu werden: „In der Schale! Das ganze Leben hindurch waren wir in der Schale! Erst jetzt sind wir frei geworden!" Dann sanken die vorgestreckten Arme nieder, die Augen erloschen, die Lider schlossen sich. Kaum kam Gruscha noch zurecht, die erkaltenden Lippen mit ihrem Munde zu berühren und deren letzten Seufzer aufzufangen.

Bartholomé Esteban Murillo: Anbetung der Hirten. Aus dem Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin. (Nach einer Originalaufnahme des Museumsphotographen G. Schwarz in Berlin.)



Digitized by Google

Engelbert Humperdinck.
Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotographen in Berlin und Hamburg

Engelbert Humperdinck

Von Paul Bekker

Ein Gelehrter mit dem Herzen eines Kindes, ein kritisch-ernster Pädagoge und ein naiv Schaffender, ein philiströser Professor und ein Märchenerzähler, der über Zeit und Streit mit unendlich liebenswerter Güte hinwegtäuscht, hinweglächelt — ich wüßte nicht, wo sich eine solche Persönlichkeit zum zweiten Male wiederfände. An Humperdinck ruht man aus, man sieht und liebt das Kleine, man scherzt und träumt in dem Idyll, welches er hervorgezaubert hat, abseits von der Heerstraße — doch unter heimlich kluger Benutzung aller neuzeitlichen Mittel. Von vornherein ist man ihm gut, ohne erst lange zu fragen, warum. Es genügt, in dies ruhig sinnende Gesicht zu blicken, hinter dessen stillem Ernst Schalk und Träumer dicht nebeneinander wohnen, dessen natürliche Drolerie stets ergötzt, nie weh tut, von unschuldigen Freuden und harmlosen Leiden erzählt. Dieser ganze Mensch ist ein Idyll, eine einfache, gerade Mittellinie zwischen all den kämpfenden Gegenwartsmächten. Es ist nichts Realtionäres in seinen Bestrebungen, nichts Sensationelles in seiner Sprache. Er kennt und versteht alle Leidenschaften, aber er verkündet keine. Seine Kunst hat nichts Apollinisches und nichts Dionysisches, sie ist nicht an die Mode gebunden und doch aus dem Bedürfnis der Gegenwart geboren. Humperdinck ist eine beschauliche Natur, die gerade ihrer zurück-

haltenden, schweigsamen, anspruchslosen Art wegen Ehrfurcht erzwingt. Mit überlegenem Humor blickt er auf alle Parteien und scheint die Ursache ihres Haders nicht zu verstehen. Ihm fehlen die unruhigen, aufreibenden Elemente, der Trieb ins Unbekannte, Niedagewesene. Er ist kein Entdecker, kein Pfadfinder — ein schlichter Bürgersmann im Reiche der Kunst, der seinen Faden im stillen spinnt, mit gewissenhafter Treue, ohne Selbsttäuschung und anmaßende Großtuerei.

Aber hinter der Philistermaske blickt ein scharfes Auge, und eine Hand von hervorragender Gewandtheit führt die Feder. Dieser simple „Märchenonkel" beherrscht das kleine und das große Einmaleins des Handwerks wie wenige außer ihm. War es Resignation, die ihn zum Fabulieren trieb und die Tragödie großer Leidenschaften von seinem Schaffen freiwillig ausschloß? Kaum. Er ist keine Hans-Sachs-Natur. Ihm war es gegeben, die einfache Sprache des Herzens in Tönen widerklingen, aus Träumen und Phantasien eine heitere Welt der Märchen aufblühen zu lassen, die ungetrübte Daseinsfreude des Kindes den tragischen Schauern einer pessimistischen Weltanschauung entgegenzusetzen. Menschliches Leiden mag auch ihm nicht erspart geblieben sein — seine Kunst weiß nichts davon.

Frische ungekünstelte Naivität ist ein Grundzug Humperdincks. Sein Gestalten selbst ist höchste Meisterschaft, ausgereiftes Können. Hand und Herz stehen in engstem Bunde — was dieses mit tiefer Innigkeit empfindet, das formt jene in unbeirrbarer Sicherheit, mit verblüffendem Geschick. Reflektion und Inspiration treffen in einem Punkt zusammen, der Betrachter fühlt sich zugleich einer lebhaften Phantasie und einem scharf gliedernden Verstande, einem kritisch wägenden Geiste gegenüber. Humperdincks Werk ähnelt jenen Erzeugnissen höchster Kultur, die zwanglos entstanden, vom Zufall gefügt scheinen, während der genaue Anblick ein aus tausend Fäden gewobenes meisterliches Kunstprodukt erkennen läßt. Das Wohltuende an Humperdinck besteht darin, daß er echt ist — gleichviel von welcher Seite man ihn betrachtet. Das Kindliche ist ebensowenig Maske wie das Gelehrte erkünstelt. Sondern beide Faktoren wachsen zusammen zu einem organischen Ganzen, decken sich in vollkommener Übereinstimmung, weisen jene seltene Einheit auf, die nur einen scharf prüfenden Blick die Verschlingungen der Bestandteile erkennen läßt. Überraschend mußte eine solche Erscheinung in einer Zeit wirken, die durch rastlose Beschäftigung mit symbolistischen Welterlösungsgedanken der Wagner-Epigonen einerseits, der brutalen, jeder geistigen Perspektive entbehrenden Wirklichkeitsdramatik der Jungitaliener anderseits für die ungeschminkte Poesie des naturalistischen Volksmärchens anscheinend jede Empfindung verloren hatte. Die einzige künstlerische Tat, welche auf neue Pfade wies, Verdis „Fallstaff" mit seinem heimlich-feinen Lachen, seiner göttlichen Heiterkeit, war zu sehr Erzeugnis eines rein ästhetischen Vergnügens, um große Kreise zu ziehen, um auf die Neigungen des Publikums einzuwirken. Darin bestand die geschichtliche Sendung Humperdincks: Blick und Empfinden aller Schichten aus nebelhaften Reichen einseitig überspannter, abstrakter Gefühlsschwärmerei auf die Erde mit all ihren kleinen Beschwerden und Genüssen zurückzulenken. Diese Beschränkung des Gesichtskreises gewann er nicht wie die Italiener durch Verzicht auf jede geistige Unterströmung, sondern durch Zurückgreifen auf ein jeden anheimelndes, trauliches Gebiet des Gemütslebens, wo die höchsten Interessen sich noch an die alltäglichsten Dinge knüpfen: auf Kinderleiden und Kinderfreuden. Damit zwang er alles in seinen Bann. Während der anspruchslose Teil des Publikums von der köstlichen Naivität des Künstlers bezaubert wurde und sich daran gütlich tat, erkannte die kleine verstehende Gemeinde in ihm zugleich den in strengster Schule geläuterten, wissenden Meister und beugte sich ihm.

* * *

Auf einem einzigen Werke baut sich Humperdincks Ruhm auf, und dieses Werk gibt ihm seine Stellung in der Musikgeschichte. Was vorher war und nachher kam, tritt wieder in bescheidenes Halbdunkel zurück. Es ist kein großes Prophetentalent erforderlich, um vorauszusehen, daß künftige Stücke kaum wesentlich Neues bringen werden. Eine im Grunde so einfache, durchsichtige Natur wie Humperdinck spricht sich in einem mit voller hingebender Liebe geschaffenen Werk zur Genüge aus und bietet späterhin nur noch Wiederholungen oder gering abweichende Varian-

ten. Was vorher entstand, hat meist nur Wert als Studie.

Überraschend gering ist der Vorrat solcher Studien bei Humperdinck. Es gibt zwei Chorballaden von ihm: „Die Wallfahrt nach Kevlaar“ und „Das Glück von Edenhall“ — sauber gearbeitete, ansprechende Stücke, die aber durch keinen Zug über die anständige Mittelmäßigkeit emporragen. Selbst den Humperdinck-Enthusiasten wird es schwerfallen, Anknüpfungspunkte an späteres aufzudecken — ein Beweis, wie schwach im Grunde das selbständig Schöpferische in Humperdinck, wie unbedingt er auf ein bestimmtes Ausdrucksgebiet angewiesen ist, wenn er originell erscheinen will.

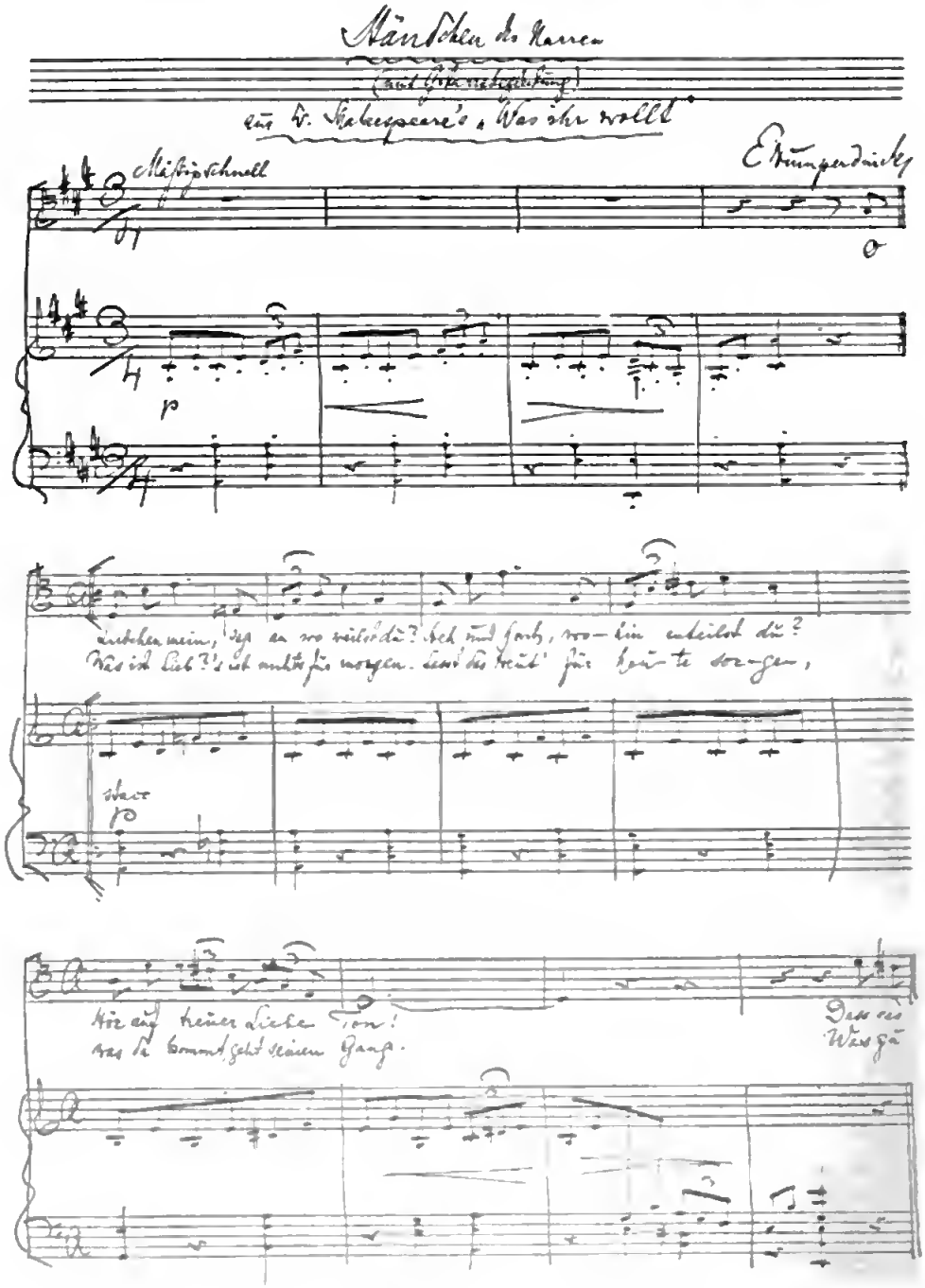
Von der Art dieser Chorballaden und einiger anderer liebenswürdiger Kleinigkeiten an Gesängen hätte Humperdinck Bände voll schreiben können, ohne je über Liedertafelkreise hinaus bekannt zu werden. Interessant für den Wechsel seines Anschauungskreises ist das Singspiel: „Der Wolf und die sieben Geißlein“. Ein echter Humperdinck, wenn auch in denkbar kleinstem Format. Das Märchen in kunstlosen Versen erzählt — die Schwester Adelheid Wette spendet den Text — dazwischen einige einfache Liedchen gestreut: das Ganze ein harmloser Scherz für die Kinderstube. Aber die vornehme Musikernatur, die hinter dieser Miniatur stand, jede billige Wendung, jede Trivialität sorgsam meidend und abschleifend, mochte bei dieser Arbeit vielleicht plötzlich ahnen, wo ihr eigentlicher Wirkungskreis lag. Aus dem Rheinland gebürtig, war Humperdinck als Stipendiat von Stadt zu Stadt gewandert. Ein Musterschüler erster Ordnung muß er gewesen sein, dieser mit dem Meyerbeer-, Mendelssohn- und Mozartpreis Ausgezeichnete. Nun saß er in Frankfurt a. M., gab Musikunterricht und schrieb Rezensionen. In den Mußestunden aber streifte er den Philister und Professor ab, sattelte zum Ritt ins Märchenland und fand dort — Hänsel und Gretel.

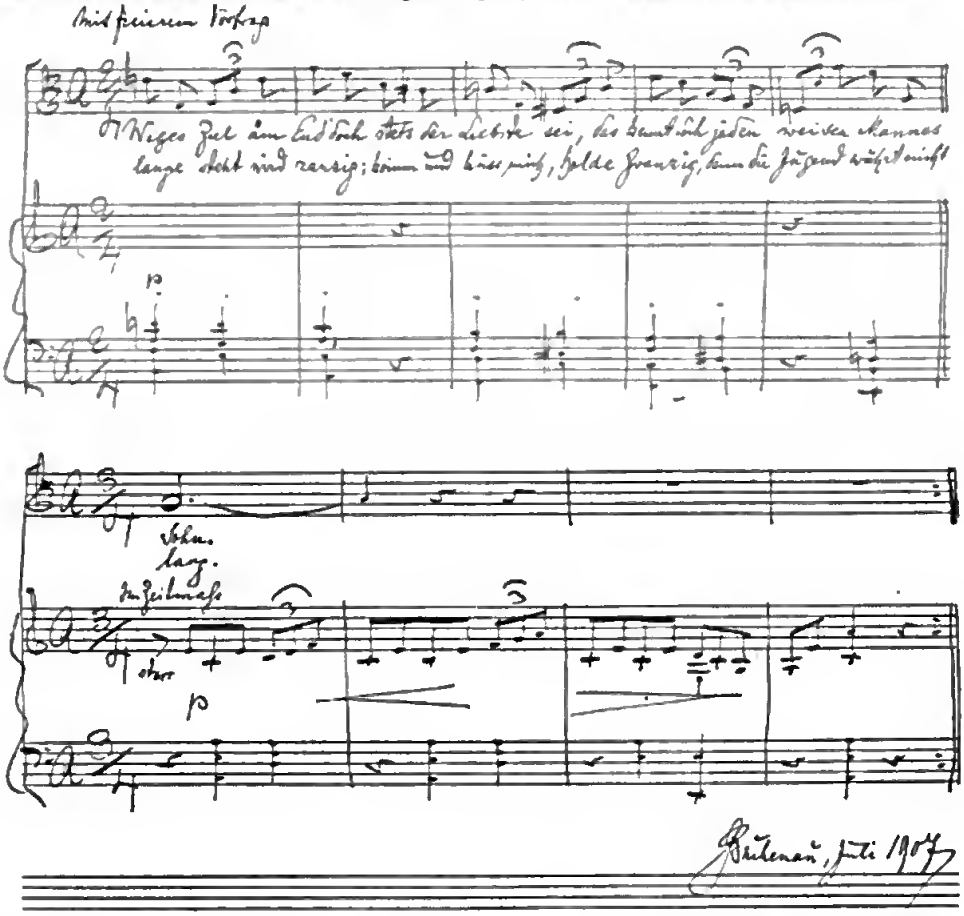
Hänsel und Gretel! Fröhliche Erinnerungen an die beiden drolligen Rangen mitsamt ihrem würdigen Elternpaar, an Sand- und Taumännchen nebst den dazugehörigen Engeln, an Lebkuchenzaun, Bratosen mit verhängnisvollem Schieber, Knusperhexe und Besenpolka tauchen auf. An einigen Punkten ist Humperdinck aus dem ruhigen Gleichgewicht des schildernden Erzählers geraten: zuerst bei dem Bericht des Vaters von der Hexe im Walde, die auf dem Besen reitend durch den Schornstein in die Lüfte fährt. Die Knusperhexe des Märchens ist eigentlich keine Walpurgishexe, und durch die Einmischung dieses mythologischen Zuges hat auch die entsprechende Schlußmusik des ersten Bildes einen mehr balladesken, romantischen Anstrich erhalten, als dem Scherzandoton des Werkes zuträglich und passend ist. Ähnlich birgt die Engelsmaschinerie bedenkliche Operntendenzen. Kann man sich Reizvolleres denken als die beiden Kinder, die, im finsteren Walde von Müdigkeit überrascht, den vierzehn schirmenden Engeln vertrauensvoll die Sorge für eine angenehme Nachtruhe anvertrauen? Ist es nicht plump, diese vierzehn Nothelfer nun wirklich in allem theatralischen Glanz der Bühne herabsteigen und sich um die Schläfer postieren zu lassen? Fraglos ein unschöner Operneffekt. Er wäre verwerflich und störend, wenn sich der Musiker Humperdinck an diesem Bilde nicht zu einer Traumdichtung begeistert hätte, deren märchenhafte Zartheit und feinsilbrige Klänge dem Hörer, der die Augen schließt vor der Ballettfeerie, ein Kindheitsparadies vorzaubert. Von zweifelhaftem Werte sind schließlich aus ähnlichen Gründen Sand- und Taumännchen. Besonders das Taumännchen schmeckt stark nach Puder und Schminke. Nur das prächtige, glitzernde Kleid, das ihm der Komponist übergeworfen hat, versöhnt.

Das sind die Punkte, an denen Humperdincks Werk angreifbar ist. Sie treten in „Hänsel und Gretel“ noch zurück oder werden wenigstens musikalisch so fein umsponnen, daß man sie leicht übersehen kann. Aber sie bezeichnen mit ihrer Tendenz zum landläufigen Opern- und Ballettwesen zugleich eine verborgene Schwäche Humperdincks, die späteren Werken verhängnisvoll werden sollte.

Vorläufig fesselte und begeisterte der Reichtum origineller Momente. Und worin bestand diese Originalität? War es eine besondere Art künstlerischen Schauens? Wurden der Sprache fremdartige Elemente zugeführt, neue Ausdrucksquellen erschlossen? Gestaltete ein kühner Gesetzgeber, offenbarte sich die schöpferische Kraft in nie dagewesener Erscheinung? Eigentlich nichts von alledem — und doch von jedem etwas. Es war die Apotheose des Volksliedes, welche man hier

erlebte. Nicht eine absichtliche mühevolle Wiedererweckung mit wissenschaftlich-kunsthistorischen Randbemerkungen, sondern eine Umschmelzung des alten Volksliedes zu moderner Sprachform, unter getreuer Wahrung seines ursprünglichen Charakters. Wie diese alte, ungekünstelte Musik sich hier zur neuzeitlichen Tonsprache formte, wie sie zwanglos, ohne etwa altertümelnde Nebeneindrücke, gerade das wiederzugeben vermochte, was dem Komponisten auf den Lippen schwebte und durch keine andere Melodie annähernd ebenso ausgesprochen werden konnte — das war das Geheimnis des Künstlers, darauf





Ständchen des Narren in Shakesperes „Was ihr wollt" (II, 3) nach der Übersetzung von R. A. Schröder.
Wiedergegeben nach Humperdincks uns zur Verfügung gestellter Originalhandschrift.

beruhte seine Wirkungskraft. Sein Werk war Volks- und Kunstmärchen zugleich. Unselbständig, aus fremden Quellen schöpfend, soweit das nackte Material in Frage kam, von starkem Persönlichkeitszauber getragen als Ganzes. Kann man Humperdincks Talent — soweit die Fähigkeit des stofflichen Neuschaffens in Betracht kommt — nur als reproduktiv bezeichnen, so liegt doch in seiner Art des Reproduzierens mehr fruchtbare Keimkraft als in der Mehrzahl der nachwagnerischen Götter- und Heldendramen zusammengenommen. Nur wer die schöpferische Qualität nach der Menge geförderter, angeblich neuer Melodien, Harmonien und Rhythmen bewertet, sozusagen mit der Elle mißt, wird bei Humperdinck zwischen produktiv und reproduktiv unterscheiden. Wie Goethe Napoleon eine „Produktivität der Taten" zuschrieb, so wird man im Bereich künstlerischen Schaffens alles das als produktiv erkennen müssen, was den Stempel echten, eigenen Erlebens trägt. Und damit fallen alle Redensarten von trivialen oder abgegriffenen Melodien, damit fällt die ganze traurig-lächerliche Reminiszenzenjägerei in sich zusammen. Damit erhalten auch Humperdincks Volkslieder den Charakter eigener Neuschöpfungen, denn sie sind nicht seinem Werk als gefällige Zugaben, schmückende Anhängsel aufgepfropft, sondern als einzige Möglichkeit aus der Situation mit innerer Notwendigkeit organisch erwachsen.

Sieht man von der glücklichen Verwebung volkstümlicher, von der weniger gelungenen Zutat der Opernelemente ab, so bleibt noch eine Anzahl kostbarer, mit feinem Stift gezogener Charakterzeichnungen in „Hänsel und Gretel" übrig. Die beiden Alten kommen zwar nicht hinweg über den üblichen Typus

der Märcheneltern: die bekannte Mischung von gutmütiger Sentimentalität, keifender Derbheit und argloser Dummheit. Den beiden Rangen dagegen und der Knusperhexe hat der Komponist weit schärferes Profil gegeben, als seine Textvorlage andeutet. Einzig wirkt das Charakterbild der Hexe: komisch und dämonisch zugleich, bei aller Innehaltung der kindlich-naiven Hexenvorstellung diese doch durch eine Menge phantastischer Züge vertiefend. Dabei ist die ganze Zeichnung mit knappen Strichen skizziert, steht vom ersten Augenblick an in ihrer wunderlichen, belustigenden Bosheit fertig da. Ausgeführter dem Detail nach sind Hänsel und Gretel selbst, denen Humperdinck eigentlich alles mitgeteilt hat, was ein Kindergemüt bewegen kann, an denen er alle Stimmungen ausschöpft, welche überhaupt möglich waren: kustigen Übermut und naive Frömmigkeit, Neugier und Gespensterfurcht, Verschmitztheit und Zärtlichkeit. Wie er alles das mit liebevollster Kunst ausmalte, ohne je in billige Platitüden zu verfallen, wie er dabei stets wieder die Charaktere der beiden Kinder, des mutwilligen Buben und des zaghafteren Mädchens, auseinanderhält, wie er mit dem scharfen Auge des modern geschulten Psychologen alles Kleine und Große richtig zu erfassen, die Verhältnisse in dem ganzen Miniaturbilde sorgsam abzuwägen wußte: das war der Zauber, welcher ihm mit einem Schlage alle Herzen gewann. Das neuzeitliche Streben des Komponisten tritt am unverhülltesten in der Orchesterbehandlung hervor. Bei der Ausarbeitung des instrumentalen Teiles ist der sorgsam stilisierende Humperdinck weit über die durch den Stoff von Natur enggezogenen Grenzen hinausgegangen. Er mochte nicht auf die Hilfsmittel der modernen Sprache verzichten und schuf sich, indem er den ganzen komplizierten Apparat des neuen Orchesters in Anspuch nahm, die Möglichkeit, den einfachen Ideengang der Handlung mit künstlerischer Phantasie zu kommentieren, die simplen Bühnenvorgänge in mannigfach wechselnde Beleuchtung zu rücken. So gab uns Humperdinck in „Hänsel und Gretel" das Werk eines hochentwickelten selbständigen Geistes, der, überdrüssig alles fin de siècle-Lärmens, vor den bunten Tageserscheinungen die Augen schloß, sich in Kindheitserinnerungen vertiefte und diese in selbstloser Hingabe mit allen Mitteln erlangter Reife, vielseitigen Wissens zum persönlichen Kunstwerk gestaltete.

* * *

Ein Unbekannter war Humperdinck vor dem Erscheinen dieser Oper — dieses eine Werk rückte ihn mit einem Schlage aus seinem bescheidenen Dunkel, seiner genügsamen Enge heraus, hob ihn auf einen erhöhten Platz, nötigte ihn, diesen Platz zu verteidigen, zu dem errungenen Kranze womöglich neue zu erwerben. Ein tragischer Zwiespalt beginnt nun die klare Harmonie des Humperdinckschen Daseins zu stören. Plötzlich mitten hineingestellt in die Kämpfe um den Tageserfolg, von kurzsichtigen Bewunderern in die vorderste Reihe gedrängt, scheint er in eine unruhige Nervosität zu geraten. Was ihm, dem reinen Künstler, einst mühelos, ungezwungen zugefallen war, was er fast unbewußt, ohne zu ringen, ohne zu tüfteln und zu reflektieren, als Gabe von oben empfangen und mit selbstverständlichem Können ausgesprochen hatte — das beginnt er nun allmählich zu zersetzen, zu analysieren, um womöglich ein Rezept für weitere Schöpfungen zu gewinnen. Das Wesen Humperdincks spaltet sich, die einzelnen Teile fallen auseinander, werden selbständig, vergrößern sich, um getrennt für sich bestehen zu können. Die einzige Konzentration von „Hänsel und Gretel" weicht einer gewaltsamen äußeren Aufbauschung. Und gerade jene Eigenschaft Humperdincks, welche seinem Hauptwerk die wertvolle künstlerische Fassung verliehen hatte, seine sichere Handhabung und Beherrschung der Mittel, seine Meisterschaft in der Verarbeitung des gegebenen Materials, wird ihm verhängnisvoll. Denn sie täuscht ihn und seine nächsten Anhänger darüber hinweg, daß hier ein hochbegabter Musiker mit seinem Talent Inzucht treibt, daß seine Individualität nicht reich genug ist, um über die einmal gegebene Begrenzung hinaus zu wirken, um sich nach verschiedenen Seiten hin gleichzeitig betätigen zu können. In „Hänsel und Gretel" war alles übersichtlich und gut proportioniert beisammen: herzlich-schalkhafte Naivität, scharfe Charakterisierungskunst, überlegener Humor, zartes lyrisches Empfinden, modern-symphonische Orchesterbehandlung, und das alles mit einigen opern-

haften Elementen untermischt. In demselben Augenblick, wo dem Künstler seine Eigenart zum Bewußtsein kommt, ist der Zauber, welcher die Geister zusammenhielt, gebrochen, sie stieben nach den verschiedensten Richtungen auseinander und lassen sich nicht mehr zu gemeinsamer Arbeit zusammenrufen.

Naturgemäß tauchte der Wunsch nach einer zweiten Märchenoper auf. Dornröschen schien ein geeigneter Stoff. Die aus der altnordischen Mythologie ins Volkstümliche übersetzte Sage von der schlummernden, durch furchtlose Liebe erlösten Königstochter sagte dem augenscheinlich nach Vertiefung strebenden Musiker zu. Er übersah, daß ihn die Textdichtung von Ebeling-Filhès mit ihrer oberflächlichen, billigen Symbolik, ihrer Benutzung überlebter Balletteffekte, ihren Ausstattungstendenzen mit hinabzog in die Sphäre äußerlichen Theatertums. Ein Märchen wollte er schreiben und schuf einige Meyerbeersche Opernszenen, hier und da mit instrumentalen Kostbarkeiten ausgelegt — in der Gesamtwirkung aber eine mißglückte Absicht verratend. Störend wirkt zunächst schon das peinliche Gefühl, Humperdinck ernsthaft bei einer Arbeit zu sehen, zu der er seiner Bildung und Herkunft nach gar kein inneres Verhältnis haben kann. Eine verfehlte ästhetische Spekulation erhöht noch das Fragmentarische des Gesamteindrucks. Humperdinck vertraute seinem hochentwickelten literarischen Empfinden, seinem phantasievollen Kunstverstand. Darauf gestützt, glaubte er, dem einst so beliebten, gegenwärtig übel verrufenen Melodrama neue Wirkungen ablocken zu können. Eine Art gesungener Deklamation schwebte ihm dabei als Ziel vor, ein Sprachton, welcher sich auf genau bezeichneter Höhe bewegt, rhythmisch vom Komponisten präzis geregelt ist, die Ungezwungenheit des Vortrages also aufhebt und dafür ein singendes Pathos, etwa in Possartscher Manier, setzt. Schon vor „Dornröschen" hatte Humperdinck in der Begleitmusik zu Ernst Rosmers „Königskindern" von dieser Art des Melodramas Gebrauch gemacht, mit demselben Mißerfolge wie später in der Shakesperemusik. Die Fixierung der Deklamation in Noten erwies sich als Schreibtischarbeit — kein Schauspieler konnte und mochte sich dieses eigentümlich stilisierten Vortrages bedienen. Die Schwierigkeiten der Ausführung vereitelten den beabsichtigten Effekt. Und

Engelbert Humperdinck. Jugendbildnis.

der Grundgedanke des Versuches: eine Übergangsstufe zwischen Sprache und Gesang auf stimmunggebender orchestraler Basis herzustellen, die Dichtung dadurch in eine traumhaft musikalische Atmosphäre zu hüllen, ihren Gefühlsgehalt auf Kosten eines natürlichen Vortrages herauszuheben, mit einem Mosaik zarter Töne auszulegen, erwies sich in der Praxis als trügerische Illusion. Humperdinck suchte gesprochenen und gesungenen Ton durch gütliche Übereinkunft einander näherzubringen — er übersah, daß der Gesang keine einfache Steigerung gefühlvoller Deklamation ist, sondern daß Musik und Sprache aus gänzlich verschiedenen Quellen ihre Wirkung ziehen. Bildet das gesprochene Wort aus der logischen Zusammenstellung verschiedener Begriffe eine deutlich erkennbare, fest umgrenzte Vorstellungswelt, so führt der Ton sofort in übersinnliche Sphären, er hebt jede begriffliche Logik auf, und das Wort muß sich ihm entweder ganz vermählen, restlos in Klang auflösen lassen, oder die Verbindung bleibt äußerlich spekulativer Art, wie in dem Melodrama Humperdincks.

Als wertvollste Bestandteile ragen in den „Königskindern" wie im „Dornröschen" die

symphonischen Orchesterpartien hervor. Sie bilden ein besonderes Merkmal Humperdinckschen Schaffens. In ihnen offenbart sich sein tondichterisches Talent, das sich unbehindert durch szenische Bilder und Bühnenvorgänge mit freier poetischer Phantasie aussprechen will. Schon in „Hänsel und Gretel" äußerte sich dies Bestreben. Es tritt schärfer noch in den späteren Werken hervor, gleichsam um den Komponisten für seine freiwillige Beschränkung während der Handlung zu entschädigen. So erzählt Humperdinck in den Zwischenakten des „Dornröschen" von den „Irrfahrten" des Prinzen, vom „Dornenschloß"; die prächtige Orchesterballade „Hundert Jahre später" leitet den zweiten Akt ein. Ausführlicher noch sind die instrumentalen Kommentare zu den „Königskindern": das groß angelegte charakteristische Vorspiel, die Schilderung des „Hellasestes" und als eine der ergreifendsten, innerlichsten Schöpfungen Humperdincks: „Verdorben — gestorben. Spielmanns letzter Gesang".

Und nun trieb es den Meister psychologisch untermalender Kleinkunst, seine symphonische Ader reicher auszubeuten, die stimmungweckenden Orchestermonologe zu selbständiger Form zusammenzufassen. Es entstand die „Maurische Rhapsodie": Bilder aus dem Spanien der Gegenwart, Augenblicksaufnahmen aus dem traumhaften Dämmerleben entarteter Nachkömmlinge, aparte Naturschilderungen. Fein gezeichnet, scharf beobachtet, eigenartig in der Wahl der kontrastierenden poetischen Vorwürfe. Aber im Endeffekt nicht stark genug, um für sich allein wirken zu können — eine Aneinanderreihung mehrerer Opernintermezzi, denen die ergänzende Szene fehlt.

Auffallend ist, daß der Humorist Humperdinck in all den Werken nach „Hänsel und Gretel" fast gar nicht zu Worte kommt. Abgesehen von der mehr charakteristischen als komischen Quecksilberepisode im „Dornröschen", abgesehen von verschwindend wenigen, unbedeutenden Anzeichen fröhlicher Laune sind alle der ersten Märchenoper folgenden Stücke auf einen dunklen, melancholischen Grundakkord gestimmt. Romantisch-phantastische Stoffe, pathetisch-schwärmerische Stimmungen herrschen vor. Nachdem sich so das ernsthafte, nachdenklich Sinnende in Humperdincks Naturell gründlich ausgesprochen hatte, nachdem Zauber- und Ausstattungsoper, Ballett, allegorisches Märchen, symphonisches Tonbild, also sämtliche ihm erreichbar scheinenden Stoffgebiete angebaut waren, drängte der Humor wieder zu nachdrücklicher Kundgebung. Und da Humperdinck jetzt gewohnt war, jeden neuen Gedanken gleich in großen Formen zu konzipieren, so entwarf er den Plan zu einer komischen Oper. Doch auch hier ein Danebengreifen: die Musiker zogen hochachtungsvoll den Hut vor dem Werk und seinem Schöpfer, das Publikum unterhielt und amüsierte sich, so gut es ging — der Erfolg blieb aus. Humperdinck hatte wieder einmal seine Kräfte nach einer bestimmten Richtung angespannt — die Kräfte reichten nicht, das Gelingen blieb hinter dem Wollen zurück. Oder war es die Schuld des Textes, daß die „Heirat wider Willen" nur vorübergehendes Interesse zu wecken vermochte? Eine konventionelle Handlung, aus einem komischen Motiv — der unfreiwilligen Verehelichung leichtfertiger Mädchenjäger — erwachsend, um dann den Konflikt der Paare ins Ernsthafte, beinahe Tragische zu wenden und schließlich doch zu allgemeiner Versöhnung zu führen — war das der Stoff für eine Natur wie Humperdinck? Ähnlich wie bei den „Königskindern" und beim „Dornröschen" waren es wohl auch hier Einzelheiten, die ihn stärker und stärker lockten, bis er darüber den Blick für das Fehlerhafte des Ganzen verlor. Wie hätte ihm sonst das Ungeschickte des szenischen Aufbaues verborgen bleiben können: das Überflüssige der Huldigung an das Königtum im langgedehnten Schlußakt, das Zwiespältige des ganzen Librettos, der nicht zu rechtfertigende Umschlag der heiteren in eine ernste Grundstimmung? Dieser ernste, sinnige, hochgebildete Meister Humperdinck, der sich an Wagner erzogen hatte und die umfassendste Kultur in sich trug — er vergaß das alles, als er selbständig ein Libretto prüfen sollte, ja, er verleugnete seine Abstammung, fiel wie ein braver Komponist und Musikant ältester Schule auf eine Romanvorlage des seligen Dumas hinein. Die komischen Episoden kamen seiner schalkhaften Laune gerade entgegen, die lyrischen Partien fanden in der zarten, empfindsamen Seite seines Wesens ein klangvolles Echo, die dramatischen Wendungen reizten seine Charakterisierungskunst, die oberflächliche Zeichnung der kontrastierenden Persönlichkeiten suchte er zu vertiefen. Und bei alledem fand er noch Gelegenheit, das

Orchester allein sprechen zu lassen, Chöre und Ensembles zu schreiben, die hochentwickelte Kunst seiner motivischen und polyphonen Arbeit anzuwenden. So entstand die Partitur der „Heirat wider Willen", so entstanden die anmutigen Charakteristiken der beiden Paare, das von Empfindung überströmende Liebesduett des ersten, die komischen Szenen und Zwischenspiele, das wunderbare Quartett des zweiten, die graziöse Tanzmusik des dritten Aktes. So entstanden auch neben diesen Perlen feinsinniger Kunst die toten Punkte, an denen Humperdinck aus Eigenem nicht viel zu geben vermochte und sich an eine verbrauchte Tradition anlehnte. Für den Musiker existieren wenige dermaßen anziehende und zugleich fleckenhafte Werke wie Humperdincks „Heirat wider Willen". Zweifellos hat sich der Künstler darin zu der höchsten, ihm erreichbaren Stufe emporgerungen, seine Gaben in breitester Ausdehnung entfaltet — zweifellos trägt aber auch dieses Werk den Stempel einer nicht ganz ausreichenden schöpferischen Potenz und daraus sich ergebender innerer Unvollständigkeit.

* * *

Was Humperdinck neben und nach den erwähnten Werken geschaffen hat, ist teilweise Gelegenheitsarbeit, wie seine hübschen Shakespere-Illustrationen, die im Auftrage findiger Theaterdirektoren geschrieben wurden. Eine davon, die erst in diesem Sommer entstandene Vertonung des Liedchens, das der Narr in Shakesperes „Was ihr wollt" (II, 3) zur Laute oder Gitarre vorträgt, für die Aufführung am Deutschen Theater in Berlin komponiert, geben wir hier mit gütiger Erlaubnis des Künstlers wieder.

Seine Lieder dagegen, für einen anspruchslosen, intimen Kreis berechnet, seine Chöre, vor allem sein Kinderliederbuch sind den in kleinem Rahmen charakteristischen Kundgebungen seiner Persönlichkeit zuzurechnen. Ihre Vereinigung gemütvoller Herzlichkeit und peinlicher Gediegenheit der Faktur weist auf jenen Zug Humperdincks, welcher mir als die in letzter Linie wertvollste Eigenschaft seiner Natur erscheint: die erzieherische Einwirkung auf die jüngere Generation. Ich denke dabei nicht etwa an den Hochschulprofessor Humperdinck, der seine Zöglinge in die Geheimnisse der Harmonielehre und des Kontrapunktes einführt, obwohl auch in dieser Beziehung viele unserer talentvollsten Musiker ihm manches zu verdanken haben. Das eigentlich Fruchtbare, Anregende geht unmittelbar von seiner Persönlichkeit aus. Es liegt etwas Reinigendes in Humperdincks Künstlerschaft. Sie bedeutet einen sittlichen Wert, der um so höher zu schätzen ist, als Humperdinck sich keineswegs (wie andere in letzter Zeit) mit großen Worten als Gralshüter aufspielt, sondern seinen Einfluß still und absichtslos walten läßt. Er ist ein getreuer Eckart, zum guten Onkel modernisiert. In dem zwanglos beratenden, leitenden, erzieherischen Charakterzug finde ich den Kern seines Wesens, und diese seltene Eigenschaft hat in der ersten, einzigen Märchenoper ihre schönste Blüte hervorgebracht. Im übrigen ist Humperdinck kein Künstler von unerschöpflicher Vielseitigkeit der Begabung, sondern eine einfache, gerade Natur ohne viel Unterströmungen, ohne Pose und Rhetorik, ohne den geringsten Einschlag überspannten Zigeunertums. Einer, der bescheiden zurücktritt, nachdem er einmal gut und tief gesprochen und das Gehör aller gefunden hat. Es liegt etwas rührend Gutmütiges über der ganzen Erscheinung. Eine stille Melancholie dem lärmenden Gegenwartsgetriebe gegenüber, welches sich wohl einen Augenblick zum Schweigen bringen, aber selbst durch die lieblichste Idylle nicht dauernd stören läßt. Die milde Güte der Humperdinckschen Natur besitzt zuwenig Schärfe, ihr schalkhafter Humor entbehrt zu sehr der Durchschlagskraft, um moderne Geister anhaltend zu fesseln.

Er schrieb die Erinnerungen unserer ersten Kinderjahre, schrieb sie treuherzig schildernd mit der sicheren Feder, dem freien, tiefen Blick des reifen Mannes. Das war sein Lebensstoff, den er ausschöpfte. Das war die Kultursendung, die er erfüllte. So zog er, der stille, friedliche Märchenerzähler, als erster nach dem „alten Zauberer", dem streitbaren Sagenkündiger, alles in seinen traulich engen Kreis. Und fröhlich nickte jeder ihm zu, wie man ein altes, liebes Gesicht grüßt, das uns aus weiten Fernen lächelnd zuwinkt.

Dramatische Rundschau

Von Dr. Friedrich Düsel

„Die närrische Welt", Komödie von Otto Hinnerk — „Frau Warrens Gewerbe", Schauspiel von Bernard Shaw — „Das Ungeheuer", Satire von Jon Lehmann — „Die Getreuen", drei Einakter von Georg Hirschfeld

Wer uns heute, in dieser Blütezeit der Grämlichkeiten und Widernatürlichkeiten auch auf der Bühne, ein fröhliches, lachendes Lustspiel schenken wollte, sa eins, das komische Kraft genug in sich hätte, die kranke Luft ringsum mit einem Schlage zu reinigen, er würde über Nacht eine Berühmtheit und, hat ein kluger Kopf hinzugesetzt, ein — Krösus werden. Gibt es einen, der das nicht aus vollem Herzen unterschriebe? Die Sehnsucht nach einem solchen reinigenden Wetter guter Laune ist vielleicht noch stärker und allgemeiner als die nach dem hohen Drama großen Stils; werden wir solch ein Werk aber auch sofort erkennen, wenn es da ist, oder wenn es sich, was doch das Wahrscheinlichere, zunächst einmal durch halbwüchsige Vorläufer ankündigt? Das ist mehr als zweifelhaft: in einer längeren Zeit der Entbehrung erblindet nur zu leicht auch der Blick für die mangelnden Güter, und nirgends verschwimmen die Grenzen zwischen Falschem und Echtem, geschickter Mache und einer tieferen Gemüts- und Weltanschauungskunst leichter als auf dem Boden der Komik.

Ein Berliner Theatererlebnis der letzten Wochen war dafür außerordentlich bezeichnend. Direktor Brahm ließ auf der Bühne seines Lessingtheaters nach langer Pause einmal wieder einen dramatischen Neuling zu Worte kommen, indem er Otto Hinnerks Dreiakter „Die närrische Welt" aufführte. Das Stück nannte sich auf dem Zettel und in der schon seit acht Jahren vorliegenden Buchausgabe eine „Komödie" — aber das will ja noch nicht viel sagen, zumal wenn man sich erinnert, wie sehr diese seit Hauptmanns „Biberpelz" und „Kollegen Crampton" gleichsam neugeadelte Bezeichnung während der letzten Jahre auch für jedes beliebige Schwänkchen mit literarischen Ansprüchen im Schwange war. Und von diesen „literarischen Ansprüchen" hatte man sich nicht selten auch dann bestechen lassen, wenn sich hinter solcher Maske Saftlosigkeit der Phantasie und Kraftlosigkeit der Gestaltung einzuschmuggeln suchten. Hier aber lag der Fall anders. Literarische Ansprüche ließen sich kaum entdecken, man müßte denn die mehr kindlich unklugen als prätentiösen Zitate aus Shakespere dafür nehmen wollen. Dagegen machte das Stück sa reichlichen Gebrauch von derben Schwankmotiven, Situationswitzen und Harlekinspossen, daß ein großer Teil der Berliner Kritik ohne viel Federlesens mit dem Urteilsspruch zur Hand war, in dieser „Närrischen Welt" habe man es einfach mit einer Nachahmung des Pariser Schwankes zu tun, wie ihn in unserer Reichshauptstadt Residenz- und Trianontheater in ausgiebigstem Maße pflegen. Mit einer deutschen Nachahmung, also mit einer plumpen und minderwertigen. Damit war denn nun Sinn und Wesen des Hinnerkschen Stückes von Grund aus verkannt. Man übersah ganz, daß hier naiv und treuherzig verwendet wird, wessen sich die Franzosen mit verschmitztem Raffinement bedienen, und daß die derbe Hanswurstposse ein Element der Komik, das nirgends ein sa altverbürgtes Heimatsrecht hat wie in der germanischen Komödie. Ein Blick auf die Rüpelszenen in Shakesperes Lustspielen hätte den Vergeßlichen diese Tatsache in Erinnerung rufen können, wenn damit auch bei weitem noch nicht einer bedingungslosen Wiedererweckung dieser Erbschaft aus dem merry old England das Wort geredet zu werden brauchte. Aber nein! die Franzosen machten das äußerlich sa unendlich viel geschickter und pikanter, also mußte es mißglückte Nachahmung dieser Vorbilder sein. Die Täuschung zu vollenden, kam hinzu, daß Hinnerks Komödie auch im Stoff augenscheinliche Ähnlichkeit mit den französischen Ehebruchsstücken aufweist. Da ist eine verheiratete Frau, die es der Reihe nach mit ihren Chambregarnisten, blutjungen Studenten oder neugebackenen Doktoren,

hält; da ist ein Ehemann, der sich in seiner tölpelhaften Ungeschicklichkeit immer wieder hinters Licht führen läßt; da ist ein junger Windhund und Leichtfuß, eben just der letzte der begnadeten studentischen Zimmerherren, der als tertius gaudens den Friedensstifter zwischen den beiden spielt — ja, wo in aller Welt war da noch ein Unterschied von den köstlich-frechen Schwänken der Hennequin, Feydeau oder Bissan zu entdecken? Nachahmung, nichts als Nachahmung!

An das eine, das doch eigentlich ja nahe lag, dachte man nicht: an die humarvolle Welt- und Menschenbetrachtung, aus der das alles erwächst, an die komische Atmosphäre, aus der diese sonderbaren Kostgänger Gottes ihren Atem ziehen. Sanft hätte man, dünkt mich, sofort begreifen müssen, daß hier die Urfeindschaft zu suchen, die zwischen dem Samen dieser deutschen und dem Samen jener französischen Komik gesetzt ist. Der französische Schwank, mag er sich nun offenkundig lüstern oder versteckt moralisierend gebärden, ist so unnaiv wie möglich, er schielt immer auf eine außer ihm liegende, wenn auch antiphilisträse Tendenz; das deutsche Stück des aus Mecklenburg in die Schweiz ausgewanderten Otto Hinnerk alias Hinrichsen, einer Kreuzung von Reuter und Keller, ist gänzlich morallos, untendenziös, in sich selber befriedigt. Diese Lina Hartmut ist ein Naturwesen, aus dem sich die Liebe immer wieder von selbst gebiert, wie gewisse niedere Lebewesen sich durch Teilung fortpflanzen; so feine Begriffe wie Ehre, Sünde, Schmach und Schande prallen an ihrer robusten Kulturlosigkeit ab wie Hasenschrot an der Elefantenhaut. Sie muß lieben und untreu sein, wie Falstaff schlemmen, lügen und prahlen muß. In dieser instinktmäßig handelnden Naturhaftigkeit liegt ihr Wesen und ihre Komik. Wer glaubt dazu gesittet Pfui sagen zu müssen, muß notwendig auch so und so viele Schelme und Schurken der Shakesperischen Komödien aus dem Tempel des Theaters jagen, und von dem, was Humor ist, hat er kaum etwas begriffen.

Aus der genrehaften Komik des Zustandes eine bewegte Komik der dramatischen Entwickelung zu machen, dafür wird nun freilich von dem noch recht bühnenungewandten Verfasser wenig getan. Mit der ehrlich gekränkten Eifersucht, in die Frau Lina gerät, als sie erfährt, daß auch ihr Mann, ihr lieber, immer friedfertiger, immer geduldiger, immer braver Ernst, sich ein kleines Untreuchen hat zuschulden kommen lassen, und mit der tief beleidigten Empörung, die sie erfaßt, als sie dahinterkommt, ihr geliebtes Studentlein, der Max, habe neben ihr noch eine veritable Kellnerinnenliebe — mit solchen allzu schnell vorüberhuschenden Blitzlichtern ist es doch nicht genug. Auch mit der komischen Charakterentwickelung der beiden Männer hapert es bedenklich. Was sie tun und lassen, ist meistens mehr bitteres Gebot der

Otto Hinnerk. (Nach einer Aufnahme der Hofphotogr. Anstalt Elaira in München.)

augenblicklichen Bühnenverlegenheit als fröhlich-freies Wachstum von innen heraus. Doch dient es dem Prinzip gutmütiger Versöhnlichkeit, das die humoristische Komödie braucht, wenn Frau Lina von ihrer biderben Schwatzhaftigkeit just in dem Augenblick zur Offenbarung ihrer Fehltritte vor dem Gatten getrieben wird, wo sich dem schon wieder aller Verdacht in wesenlose Schemen aufzulösen beginnt, und wo sie selbst nur den Finger zu rühren brauchte, um als heilige Magdalena dazustehen. Auch daß Hartmut das Verzeihen so leicht findet, weil er in seinem Gerechtigkeitsfieber die Untreue seiner Frau als eine Strafe für seine eigene Schuld erkennt, und daß der Student von seinem Gewissen hier, von seiner prickelnden Lust zum Weitersündigen dort erst einmal gehörig gezwickt und gezwackt wird, bevor er sich dem armen Hartmut zuliebe entschließt, endgültig das Feld zu räumen und seine lustige Bude einem Achtzigjährigen zu überlassen, der nie mehr die Lerche mit der Nachtigall verwechseln wird — auch das gehört zu dem Humor dieser „närrischen Welt" mit und ohne Gänsefüßchen, in der die Betrüger geliebt und die Liebenden betrogen werden. „Alles Laster und Verbrechen ist schlechte Logik", heißt es in Vischers „Auch Einer". Dieses komische Welt- und Menschengefühl, das wie die Frau Rat niemanden „demoralisiert", einfach, weil es in all und jedem armen Sündernarren ein halb lächerliches, halb bitteres Stück von sich selber sieht, kommt nun, wie gesagt, bei Hinnerk keineswegs rein zur Erscheinung. Vielmehr ist es mit handfesten Skurrilitäten durchsetzt, die un-

serem erzogenen aber meinetwegen auch verzärtelten Geschmacke nicht mehr anstehen, die höchstens nach ins Volksstück, wenn nicht gar schon in den Zirkus gehören. Dennoch steht diese Komödie haushoch über jenen ausgeklügelten Pariser Schwänken, die sich in schmunzelnden Lüsternheiten gefallen, ja auch über der gefrorenen Bitterkeit eines Wedekind, dem sich das Lachen des Humors so leicht in die Grimasse des Zynismus verzerrt.

Was unser Publikum und unsere Kritik dem Deutschen verwehren, das gestehen sie dem Ausländer ohne lange Bedenken willig zu. Bernard Shaws Drama „Frau Warrens Gewerbe" (deutsch von Siegfried Trebitsch, bei S. Fischer, Berlin) hat mit Hinnerks Komödie eine mehr als oberflächliche Ähnlichkeit: auch hier steht im Mittelpunkt der Handlung eine Frau, deren Moral auf recht schwachen Füßen wandelt, und das Bedenkliche des Stoffes noch zu verschärfen, kommt hinzu, daß Frau Kitty Warren die Unzucht nicht nur für sich selbst betreibt, sondern gleich ein Gewerbe, und zwar ein höchst glänzendes, einträgliches Gewerbe daraus macht. „Ein genialer, ziemlich annehmbarer Typus eines weiblichen Schurken", so nennt Shaw selbst sie in seiner paradoxen Ironie. Wäre das Stück aus Shaws reifen Jahren, so hätte er diesen „Charakter" vielleicht komisch entwickelt und ihn in dem Fett seiner eigenen Sünden schmoren lassen; da es aber zu seinen Jugendarbeiten gehört und schon gut fünfzehn Jahre alt ist, glaubt der irische Gesellschaftskritiker dem Haß gegen den englischen Gaunt noch das Pathos schuldig zu sein, die größere Hälfte der Verantwortung auf die drüben herrschende heuchlerische Gesellschaftskonvention abzuwälzen.

Ihrer im Ausland mit Aufwendung aller Mittel sorgsam erzogenen Tochter, die in ihrer gesunden Frische von jenem unlautern Gewerbe nichts ahnt, setzt die Mutter in einer großen Szene auseinander, wie und weshalb sie dazu gekommen. Das alte Lied! Eine ältere Schwester, die ihre Schönheit früh gelehrt hatte, damit Geld zu verdienen, hat sie, die kaum weniger hübsche, verführt. „Glaubst du, daß wir so verrückt hätten sein sollen, unser gutes Aussehen in den Dienst anderer Leute zu stellen und sie auf unsere Kosten Geschäfte machen zu lassen, als ihre Verkäuferinnen oder Barmädchen oder Kellnerinnen? Wenn wir mit diesen Eigenschaften selbst Geschäfte machen und statt Hungerlöhne allen Nutzen selber einstreichen konnten? ... O, die Heuchelei der Welt macht mich krank! Liz und ich mußten arbeiten und sparen und rechnen — genau wie andere Leute, sonst wären wir so arm wie jedes nichtsnutzige, betrunkene, wüste Frauenzimmer, das meint, sein Glück könnte ewig dauern. Ich verachte solche Frauen: sie haben keinen Charakter! Und wenn es etwas gibt, was ich an einer Frau hasse, so ist es Mangel an Charakter! ... Der einzige Weg, auf dem eine Frau anständig für sich zu sorgen und sich anständig zu versorgen vermag, besteht darin, einem Manne gut zu sein, der es sich leisten kann, auch ihr gut zu sein. Wenn sie auf der gleichen Lebensstufe steht wie er, dann soll sie ihn dazu bringen, daß er sie heiratet; aber wenn sie tief unter ihm steht, kann sie das nicht erwarten — warum auch? Es würde doch nicht zu ihrem eigenen Glücke führen. Frage irgendeine Dame aus der Landaner Gesellschaft, die Töchter hat; sie wird dir dasselbe sagen — nur sage ich es dir gerade heraus, und sie würden es dir verblümt sagen. Das ist der ganze Unterschied."

Vivie, die Tochter, läßt sich davon einen Augenblick imponieren, wie ihr Charakter und Ganzheit immer imponiert; dann, als sie sieht, daß die reiche Mutter wider besseres Gefühl, einzig aus Hadsucht und Gewohnheit ihr altes Leben fortsetzt, reißt sie sich um so energischer los und geht ohne Sentimentalität, ohne die große Gebärde der sittlichen Entrüstung, allein weil es ihr Kopf und Verstand so raten, ihre eigenen Wege, die Wege der Arbeit und Selbständigkeit. Auch sie weiß, als getreue Schülerin des Antimoralisten Shaw, daß „die landläufige Moral nichts als ein Vorwand ist", weiß aber auch, daß sie nach ihren Begriffen von Glück und Zufriedenheit genau so nutzlos und lasterhaft sein würde wie das dümmste Frauenzimmer von der Straße, wenn sie das Geld ihrer Mutter nähme und den Rest ihres Lebens damit zubrächte, es auf die übliche Weise auszugeben. Doch sie will nicht nutzlos sein! Es würde sie gar nicht im geringsten freuen, ihrem Schneider und ihrem Wagenlieferanten zum Spaß im Park herumzukutschieren oder sich mit einem ganzen Schaufenster von Diamanten zu behängen. Nein, Arbeit, Arbeit muß sie haben, mehr Geld verdienen, als sie braucht. „Aber" — und damit trennt sie sich für nun und ewig von ihrer Mutter — „meine Arbeit ist nicht deine Arbeit, und mein Weg ist nicht dein Weg." Einheit und Ganzheit soll sein zwischen ihrem gelebten und ihrem geglaubten Leben. Keine großen Worte der Empörung und Verachtung für das, was der Mutter Gewerbe! Gemein erscheint diesem Kind einer verstandesklaren, unsentimentalen Zeit an dem Tun und Lassen der Mutter nur, daß sie ein Leben lebte und an ein anderes glaubte. Alle Moral der neuen Frau besteht nach Vivie Warren darin, ein Geschöpf ihres Willens zu sein, nicht ein Bastard von schwächlichem besserem Wollen und feigem Nichtkönnen. „Im Grunde deines Herzens", so lautet ihr Abschiedswort an Frau Kitty, „bist du eine alltägliche Frau, und das ist der Grund, warum ich dir jetzt Lebewohl sage." Zu gleicher Zeit aber sagt sie Lebewohl auch den romantischen Liebesträumen ihrer Jugend, um sich als Teilhaberin an Fraser & Warrens Versiche-

Szene aus Bernard Shaws Schauspiel „Frau Warrens Gewerbe". (Nach der Aufführung am Hebbeltheater in Berlin aufgenommen von Zander u. Labisch in Berlin.)

rungsbureau ganz ihren mathematischen Zahlen hinzugeben.

Das Stück gehört keineswegs zu Shaws geistreichsten, geschweige denn zu seinen dichterischen wie „Candida" oder „Cäsar und Kleopatra"; aber es heißt doch gründlich seinen Sinn und sein Wesen verkennen, wenn man ihm begegnet, wie es am 5. Januar 1902 das entrüstete Londoner Publikum im Theatre of the New Lyric Club tat. Auch die gesamte englische Presse schloß sich, wie Shaws deutscher Übersetzer uns versichert, dieser Verurteilung aus moralischen Gründen an, nicht ohne dafür von Shaws überlegenem Witz bei nächster bester Gelegenheit gehörig gestäupt zu werden. Bei uns, in der Eröffnungsvorstellung des neugegründeten Hebbeltheaters, das aber vorläufig, solange sein neues Haus in der Königgrätzer Straße noch nicht fertig, im Zentraltheater spielt, ging es ruhiger zu: die Zuschauer hielten sich an die theatralischen Vorzüge des Stückes und trösteten sich, mittlerweile daran gewöhnt, weit Gewagteres auf der Bühne zu sehen, über die Verworfenheit der Mutter mit der propagandistischen Tapferkeit der Tochter. Auch die sichere Gestaltungskraft Rosa Bertens' (Frau Warren), die nun hoffentlich endlich wieder einen Hafen für ihre starkgeistige Kunst gefunden hat, sowie das überlegene Spiel Maria Meyers (Vivie) halfen zu dem Erfolge, den die neue Bühne sich gleich an ihrem ersten Abend erkämpfte. Freilich — seit wann eröffnet man ein Hebbeltheater mit dem fünfzehn Jahre alten Stück eines Briten? Nehmen wir an, daß auch dies nur ein Notbehelf war wie das Miethaus, in das sich die neue Bühne einstweilen geflüchtet hat, und hoffen wir, daß sie sich unter eigenem Dache zu der Pflicht und Würde hinfindet, die ihr Name ihr auferlegt.

Will man an einem lebendigen Beispiel erkennen, wie sich der Humor von der Satire unterscheidet, so braucht man sich nur das Vergnügen zu machen, aus der „Närrischen Welt" hinweg ein paar hundert Schritt am Schiffbauerdamm entlang zu gehen und sich im Neuen Theater Jon Lehmanns Dreiakter „Das Ungeheuer" anzusehen. Da wird die Déroute der russischen Zustände, wie sie sich im japanischen Kriege vor aller Augen offenbart hat, aufs Korn genommen: ein neues Panzerschiff, für das Millionen und aber Millionen ausgeworfen sind, das dafür aber auch an Stärke und technischer Vollendung alle Rivalen des Erdkreises schlagen soll, bleibt auf dem Papier, einfach deshalb, weil die Millionen nicht in seinen, sondern in die Bäuche der betrügerischen Beamten geflossen sind. Ein deutscher Schiffsbaumeister, ein treuherziger Sohn des Rheingaus, sollte dieses „Ungeheuer der See" bauen. Wovon aber, wenn das Geld fehlt? So bleibt nichts anderes übrig — die offizielle Besichtigung steht vor der Tür —, als dem Zaren und seinen englischen Gästen ein altes, in drei Tagen notdürftig aufgeputztes Wrack vorzuführen und die neuen Panzertürme darauf aus — Pappe und Leinwand herzustellen. Gegen diese Politik der Potemkinschen Dörfer lehnt sich nun des Deutschen gerade Seele voll heiliger Entrüstung auf,

Szene aus Jon Lehmanns Satire „Das Ungeheuer". (Nach der Aufführung am Neuen Theater in Berlin aufgenommen von Zander u. Labisch in Berlin.)

und eine Weile scheint er ehrlich entschlossen, den Betrug an allerhöchster Stelle schonungslos zu enthüllen. Wenn das nur so leicht wäre im Lande, wo der Rubel rollt! Wie der brave, gutmütige Zar, ein Selbstherrscher mit den besten Vorsätzen der Volksbeglückung, so muß in diesem Sumpf der Korruption am Ende auch der rheinische Schiffsbaumeister die Segel streichen, zumal da mit den Tschinowniks sich auch nach Gott Amor in Gestalt der schönen Ministertochter verbündet, um ihm die Korrektionswut auszutreiben. Genug, es bleibt alles, wie es war: die Matrosen beschwören mit einem großen Generaleid, daß alles „echt"; der Zar selbst muß, schon um sich nicht vor dem englischen Besuch bloßzustellen, den Gläubigen spielen, und der Engländer seinerseits muß dem angebahnten englisch-russischen Handelsvertrage zuliebe gleichfalls gute Miene zum bösen Spiel machen. Das alles könnte recht amüsant sein, wenn nur den Verfasser nicht immerfort und überall der Ehrgeiz kitzelte, aus der Russensatire eine Menschheitssatire zu machen und mit gekrauster Stirn als Doktor Allwissend für allgemeine Sittenverderbnis zu fungieren. Weniger wäre hier mehr gewesen. Wer allenfalls das Zeug zu einem herzhaften Schwankschreiber hat, soll nicht gleich ein Gogol oder gar ein Molière sein wollen. Dazu gehört nicht bloß außeralltägliche Menschenkenntnis und Menschengestaltungskunst, die Lehmann erst lernen soll, sondern auch jene Gabe humoristischer Weltbetrachtung, die man entweder hat oder nicht hat, sich aber um keinen Fleiß und Preis dieser Erde erkaufen kann.

Georg Hirschfeld, von dem wir nun schon gewohnt sind — nicht zum Vorteil seines schonungsbedürftigen Talentes —, in jedem Jahre außer einem großen Roman und einigen Novellen auch noch ein neues Theaterstück zu empfangen, hat es diesmal mit drei Einaktern bewenden lassen. Sie sind trotz ihres gemeinsamen Titels „Die Getreuen" einander so ungleich und untreu wie möglich: eine blasse psycho-pathologische Feuilletonstudie von einem einst hoffnungsvollen, jetzt dem Irrsinn verfallenen Maler, dessen „Tates Leben" im Nirwana der Wunschlosigkeit der Jugendfreund, sein wahrer Arzt, mit einem kräftigen Lebensatem aus der so viel stolzeren Vergangenheit ausbläst wie ein herabgebranntes Licht; ein naturalistisches Milieudrama, das aus Hirschfelds roduften Anfängen stammen könnte; und nach diesem wieder ein zartes und doch eindringliches Seelengemälde aus dem verschwiegenen Persönlichkeitsleben einer Frau, das leise Möglichkeiten einer neuen reiferen und tieferen Entwickelung an dem immer noch jungen Dichter ahnen läßt.

Nur von den beiden letzten Stücken dieses Einakterabends lohnt es sich ernsthafter zu reden. „Aufrecht" will Anna Messow, die Tochter

des grundverkommenen Zuchthäuslers und einstige früh verführte Geliebte eines ihm ebenbürtigen Subjekts, durch ihr ferneres Leben schreiten, und ihr neuer Bräutigam, ein harmloser, kleinstreberischer Beamter, den ihre hübsche Larve über die Steine des Anstoßes in ihrer Vergangenheit hinwegbringt, scheint ihr dabei tapfer helfen zu wollen. Als aber der alte Zuchthäusler und der ehemalige Galan vor der Zeit zurückkehren und abermals ihre rohen Fäuste nach ihr ausstrecken, ist es mit ihrem Aufrechtsein dahin; auf die Hilfsbereitschaft des Herrn Bräutigams macht sie gar nicht erst die Probe. Sie nimmt gemeinsam mit dem verkrüppelten Schwesterchen, das von der Liebe zum Vater nicht lassen kann und längst schon von einem schönen Garten jenseits der Wolken geträumt hat, Gift und sucht sich und uns einzureden, daß auch das nach „aufrecht" sein heißt. Ein falscher Schritt war aber nach der ganzen Anlage des Stückes und des Charakters seiner Heldin allenfalls nur durch die äußerste tragische Notwendigkeit zu rechtfertigen. Nur wenn alle anderen Brücken versucht und als morsch erfunden waren, durfte diese letzte beschritten werden. Unterbleibt das — und es unterbleibt wirklich —, so bricht auch unser Glaube an die bisherige Tapferkeit des Mädchens zusammen. Wer sich wirklich aus eigener Kraft bis zu dem Punkte durchgerungen, auf den Hirschfeld beim Beginn des Stückes dieses Mädchen gestellt hat, der wird sicher auch mit einem altersmürben Zuchthäusler und seinem Helfershelfer fertig, sei es selbst, daß er die Bestie an der Gurgel packt und die Treppe hinunterwirft. Der Giftbecher ist hier nichts als ein Verlegenheitsausweg, den nur die eigene dramatische Ohnmacht dem Verfasser als „tragische Konsequenz" aufschwatzt, der uns Zuschauern aber erst recht die ganze Hohlheit des Gebäudes enthüllt.

Ein neues Land, nicht bloß des Klimas und der Natur, auch der Seele und der künstlerischen Lebensanschauung tut sich in dem letzten Stück des Abends, dem in Schweden spielenden Einakter „Gewißheit" auf. Seit vielen Jahren wartet Frau Karin Hedengren vergeblich auf die Rückkehr ihres Gatten, der sein lebenglühendes, glückverlangendes Weib und seine kaum der Wiege entwachsenen Kinder verließ, um in den Regionen des ewigen Eises nach dem Nordpol zu suchen. Sie hat ihm die Treue gehalten, obgleich er selbst beim Abschied gesagt: „In drei Jahren spätestens bin ich zurück oder — tot", und obgleich die Werbungen des gleich ihr sein Recht vom Leben fordernden Freundes, des Erziehers ihrer Kinder, immer dringender werden. Nun plötzlich wird ihr Gewißheit: ihr Mann hat dort oben den Tod gefunden, aber er hat den Pol erreicht, und seine Aufzeichnungen, ein Zeugnis seiner standhaften Mannhaftigkeit und eine Bürgschaft seines Nachruhms, sind geborgen. Direktor Stensdorf schöpft neue Hoffnung. Wird Karin es nun endlich der Treue genug sein lassen und den Fuß in ein neues Leben, zu einem neuen Schicksal kehren? Ist es menschen- und frauenwürdig, immer nur die Dulderin zu spielen, während der Mann einer allgemeinen, unpersönlichen Idee zuliebe ins Weite, Ungewisse hinauszog und sein Weib und seine Kameradin als doppelt Gefesselte ihrem engen Geschick überließ? Karin schwankt wohl einen flüchtigen Augenblick unter den mahnenden und werbenden Blicken des Freundes, dann siegt die Beharrende über die Glückverlangende: auch ferner und für alle Zeit will sie dem Andenken, dem Ruhme, der Größe ihres Mannes, der nun zu einem Nationalhelden geworden, die Treue halten und ihre Söhne in seinem Geiste, dem Geiste des Idealismus, der Hochherzigkeit und des Heldentums erziehen. Wie groß und schwer das Opfer, das ihre Seele und ihr reifes Frauenwissen dabei bringen, kommt in dem zur Kürze verurteilten Einakter nicht zum Vorschein, und so ahnen wir nur mehr den Konflikt zwischen der alten gebundenen Moral der unbedingten Frauentreue und dem neuen Evangelium des Persönlichkeitsrechts, als daß wir ihn hassend und bangend glühenden Herzens mitkämpften. Dennoch ist diese Karin Hedengren, eine nicht ganz unwürdige Schwester der Ibsenschen Solvejg aus dem „Peer Gynt", die zu warten versteht und sich opfert, ohne sich zu verlieren, unserer Teilnahme und unserer Liebe wert, und wenn gar Agnes Sorma ihr die ganze Süße und Anmut ihrer fraulich-reifen Darstellungskunst schenkt, wie im Kleinen Theater zu Berlin, so zieht auch die Bühne daraus einen Gewinn, der sie in all seiner Bescheidenheit mehr bereichert, als die beiden vorausgegangenen Stücke zusammengenommen. Hoffentlich erleben wir es noch, daß die hier zutage tretenden Keime einer ernsten psychologischen Charakteristik dem Dichter ihre Frucht tragen.

Literarische Rundschau

Allerlei Weihnachtliches

(Ausführlichere Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

II

Welt- und Kulturgeschichte ist ein Gebiet, auf dem es zwar an spezialistischen Einzelforschungen wimmelt, das aber an allgemeinen, zusammenfassenden Werken, die sich auf fundamentale Ideen aufbauen und von einer künstlerischen Darstellungskunst getragen werden, eher Mangel als Überfülle hat. Die Gründe dafür können hier nicht untersucht werden, wohl aber wird ein kurzer Leitfaden für die Auswahl dessen, was der einzelne sucht und wovon er sich Nutzen verspricht, um so notwendiger sein, als auf den Laien die verschiedenen feindlich oder friedlich nebeneinander arbeitenden Theorien der Geschichtswissenschaft leicht verwirrend oder gar abschreckend wirken können.

Da ist also zunächst die alte, überwiegend politische Auffassung. Ein Hauptvertreter dieser Gruppe begegnet uns in Theodor Lindner, Professor der mittleren und neueren Geschichte an der Universität Halle, dem Verfasser einer „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung", von der bisher fünf Bände erschienen sind (Stuttgart, Cotta). Seine Grundüberzeugung, alle Wissenschaft leiste nur dann das Höchste, wenn sie dem Leben diene und nach Erkenntnis des Daseins ringe, führt ihn von selbst zu dem Bestreben, immer das Werden unserer heutigen Welt in ihrem gesamten Inhalt zu erklären und zu erzählen. So ist sein Werk also vorzugsweise als Entwickelungsgeschichte gedacht und sucht, wo es angeht, die allgemeinen, bei aller Buntheit doch einfachen Bedingungen zu erkennen, unter denen das geschichtliche Werden sich vollzieht. Lindner beginnt bei Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte und schickt nur eine längere Einleitung voraus: „Das römische Reich und die Germanen". Dann schildert er den Ursprung der byzantinischen, islamischen, abendländisch-christlichen, sowie der chinesischen und indischen Kultur, je in einem Buche. Der zweite Band behandelt den Niedergang der islamischen Welt, Byzanz und die Kreuzzüge, das deutsche Kaisertum und das Papsttum, endlich die Entstehung der abendländischen Reiche, während die Bücher des dritten Bandes vom Kampf der Kaiser mit dem Papsttum, von der abendländischen Kultur im dreizehnten Jahrhundert, vom Niedergang der politischen Papstmacht und demgegenüber von dem Emporkommen der einzelnen Staaten berichten. Beschränkt sich dieser Band auf westeuropäische Verhältnisse, so umspannt der vierte wieder die ganze damals geschichtliche Erde, wenn auch Europa und hier wieder Deutschland der bevorzugte Mittelpunkt bleiben. Mit dem Kapitel „Zersetzung des Mittelalters" leitet Lindner dann zum fünften Band hinüber, der sich der reformatorischen Bewegung und ihrer Wirkung bis zum Westfälischen Frieden widmet, dem letzten Markstein für die geistige Alleinherrschaft von Religion und Kirche, zugleich der Schwelle zur Wirksamkeit des „Staates". Damit erst beginnt eine wirkliche „Weltgeschichte", der Lindner seine noch ausstehenden vier Bände vorbehält.

Zu den Vertretern der alten, überwiegend politischen Auffassung, wie sie uns durch den ehrwürdigen Namen Schlosser gekennzeichnet wird, gehört auch Prof. Julius von Pflugk-Harttung, und da er der Herausgeber der von dem Berliner Verlage Ullstein u. Co. auf den Markt gebrachten „Illustrierten Weltgeschichte" ist, so wird dies Prinzip auch wohl in diesem neuen Werke herrschen sollen; der erste Band (Neuzeit: 1500 bis 1650) ist uns zu spät zugegangen, als daß wir das recht beurteilen könnten. Pflugk-Harttung hat sich mit dreiundzwanzig namhaften Spezialgelehrten, darunter Haeckel, Lamprecht, Heigel, Oncken, verbunden und darf so wohl ohne Ruhmrederei eine „Geschichte der Menschheit", eine Darstellung des gesamten menschlichen Strebens und Wirkens nach allen Richtungen hin versprechen. Veranschaulichen will man die Schilderung durch Tausende von Illustrationen, bunte und einfarbige Tafeln, Darstellungen nach alten zeitgenössischen Kupferstichen und Holzschnitten, Flugblättern, Karikaturen, Karten, Münzen, darunter mancherlei Unbekanntes und Seltenes. Das Werk erscheint in zwei Gruppen: „Ältere Zeit" und „Neuere Zeit". Jede Gruppe umfaßt 33 Lieferungen zu je 60 Pf. oder drei gebundene Bände zu je 20 M. — Vom Standpunkt christlicher Weltanschauung geschrieben und ausdrücklich für das katholische

Aus den „Weihnachtsliedern“ von Peter Cornelius

Unsere Notenbeilage bringt das erste der Weihnachtslieder von Peter Cornelius. Kein anderer deutscher Komponist hat so die Stimmung des Weihnachtsfestes in Liedern auszulösen vermocht wie dieser liebenswürdige Meister, dem der Vers sich ebenso willig fügte wie die Melodie. Wir wollen die Gelegenheit benutzen, um erneut auf diesen Dichterkomponisten aufmerksam zu machen, der wie wenige andere neuere Meister des deutschen Liedes einen Platz im musikalischen Hause verdient. Was der Verbreitung seiner Lieder an dieser Stätte bisher im Wege gestanden hat, der hohe Preis der zahlreichen einzelnen Hefte, ist jetzt beseitigt. Die Werke von Peter Cornelius sind „freigewurden, und seine Lieder sind seitdem in unseren billigen Musikbibliotheken gesammelt erschienen. Am schönsten in der Volksausgabe von Breitkopf u. Härtel, wo sie zwei Bände füllen (je 3 M.). Für sangeskundige Musikfreunde wird sich kaum ein besseres Weihnachtsgeschenk finden lassen.

Christbaum

Freudig lebhaft

Pianoforte.

Wie schön geschmuckt der fest . li . che Raum! Die Lich . ter fun.keln am

Weihnachtsbaum! O fröh . li.che Zeit, — o se . . li.ger Traum!

hervortretend

Die Mut.ter sitzt in der

Digitized by Google

Kin - der Kreis; Nun schweiget al - les auf ihr Ge - heiß: Sie sin - get des

hervortretend

Christ - kinds Lob ——— und Preis. Und rings, vom Weih - nachts-

baum er - hellt, Ist schön in Bil - dern auf - ge - stellt Des hei - - li - gen

Bu - - ches Pal - - - men - welt. Die Kin - der schauen der

Digitized by Google

Bil-der Pracht Und ha-ben wohl des Singens acht, Das tönt so süß' in der

mf *mf* *p cresc.*

Wei- he-nacht! O glück-li-cher Kreis im fest-li-chen Raum! O

mf

gold-ne Lichter am Weihnachtsbaum! O fröh-li-che Zeit! O se-li-ger

hervortretend *sf*

Traum!

mf *f* *sf*

Aus Westermanns Monatsheften, Januarheft 1908.

Haus bestimmt ist die „Illustrierte Weltgeschichte" von Widmann, Fischer und Felten, die jetzt fertig geworden ist (München, Allgemeine Verlagsanstalt; 40 Lieferungen mit 1200 Abbildungen und 120 ein- und mehrfarbigen Tafeldildern, je 1 M.). Die Bände III und IV behandeln die neuere Geschichte und darin besonders ausführlich die Reformation und das neunzehnte Jahrhundert; man darf ihnen aber nachrühmen, daß sie gerade auf diesem gefährlichen Prüfungsgebiet in ihrem Urteil durchaus Maß halten und jeder Parteilichkeit aus dem Wege gehen. Ihre Haltung entspricht also der Tendenz, die heute im preußischen Katholizismus den Ton angibt, und da das Werk gut vorbereitet, durch selbständiges Durchdenken des Stoffes sicher fundiert ist, wird es ihm an Verbreitung und Wirkung in seinen Kreisen nicht fehlen.

Eine Mittelstellung zwischen den Theorien nimmt Helmolts unter Mitarbeit von siebenunddreißig Fachgelehrten herausgegebene „Weltgeschichte" ein. Auch er strebt zwar Universalismus an, mißachtet aber in der Hauptsache das Nacheinander, das Übereinander und das Ineinander, um dafür das alte Nebeneinander wieder zu seinem Recht kommen zu lassen. So hat er mit seinem Stabe den deutschen Lesern zum erstenmal in übersichtlicher Zusammenstellung neben Vorderasien und Europa auch die Geschicke Siams, Javas, der Inkas, Sibiriens, der Berberstämme vorgeführt. Der kürzlich erschienene sechste Band („Mittel- und Nordeuropa", mit 53 Karten und 177 Bildertafeln; geb. 10 M.; Leipzig, Bibliographisches Institut), dem Erscheinen nach der achte, der diese Weltgeschichte zum Abschluß bringt — der noch angekündigte neunte enthält nur Nachträge, Rückblicke und Gesamtregister —, umfaßt hauptsächlich die deutsche, italienische und französische Geschichte bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, ferner die zwischen Völkerwanderung und Reformation liegende Geschichte des Christentums und die Geschichte der Engländer und der germanischen Nordländer. Auch der deutschen Kolonisation des Ostens bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ist ein längerer Abschnitt gewidmet. Auffallen mag, daß „Italien vom sechsten bis vierzehnten Jahrhundert" Aufnahme gefunden hat. Das wird dadurch motiviert, daß Italien in jenen Jahrhunderten tatsächlich zu Mitteleuropa gehört hat. Durch Zuhilfenahme von Ausblicken auf die folgende Zeit ist es gelungen, eine wenn auch gedrängte, so doch gut lesbare Geschichte Italiens bis zur Gegenwart zu liefern.

Eine zweibändige „Weltgeschichte der Neuzeit" hat der Berliner Universitätsprofessor Dietrich Schäfer bei E. S. Mittler u. Sohn veröffentlicht (geb. 15 M.). Eine ihrer Haupttriebkräfte ist der nationalpolitische Erziehungsgedanke. Der erste Band reicht von der Reformations- und Entdeckungszeit bis zum Siebenjährigen Kriege, der zweite bis zur Gegenwart. In wohldurchdachter Gruppierung und kräftiger Modellierung der Ereignisse, immer mit Rücksicht auf deren nationale Bedeutung, bietet der vaterländisch begeisterte Verfasser also eine Übersicht der uns nächstgelegenen weltgeschichtlichen Epoche, in der die Keime und Grundlagen unseres heutigen Bestandes nachzuweisen sind. Mit voller Klarheit treten so die großen Interessen und Aufgaben hervor, deren Pflege uns zugewiesen ist, und von der unser Gedeihen abhängt. Sogenannte „objektive Weltgeschichte" ist in unzähligen Werken geschrieben worden; seit wir aber berufen sind, an deren Fortgestaltung selbst tätig mitzuarbeiten, war wohl auch der Anlaß und die Verpflichtung da, eine bewußt nationalerzieherische zu schaffen.

Die Geschichte der großen Bewegungen und Epochen hat neuerdings nur wenige bemerkenswerte Werke gezeitigt, und meistens sind es Übersetzungen aus anderen Sprachen, die hier den Ruhm einheimsen. So hat Max Ponnwitz das italienische Werk „Größe und Niedergang Roms" von Guglielmo Ferrero übersetzt (Stuttgart; Jul. Hoffmann). Doch liegen einstweilen nur die beiden ersten Bände vor (I: Wie Rom Weltreich wurde; II: Julius Caesar; Preis geb. je 5 M.). Ferrero ist Soziolog und daher geneigt, die Kultur- und Sittengeschichte der alten Römer von wirtschaftlichen und finanziellen Gesichtspunkten aus zu betrachten — ein Standpunkt, der unserer Zeit ja überhaupt naheliegt —; außerdem aber ist dieser all und jedes eigen sehende, unerbittliche Kritiker Künstler genug, um auf eine elegante und temperamentvolle Form Wert zu legen. — In einer dreibändigen, reich illustrierten Ausgabe haben wir seit kurzem Thomas Carlyles Werk über die „Französische Revolution"; Theodor Rechtwisch, unseren Lesern durch seinen Aufsatz über Leuthen bekannt, hat sie in sauberes und kräftiges Deutsch übertragen (Leipzig, Georg Wigand). Das ist bei diesem Werke schon deshalb besonders wichtig, weil das Original in einer geradezu dichterischen Sprache geschrieben ist, und weil in dieser dem Stoffe leidenschaftlich hingegebenen Art noch heute der Hauptvorzug des Buches liegt. Den Grundgedanken, der ihm das geistige Gepräge gibt, nämlich die Überzeugung, daß die Revolution des Himmels Strafe sei für Frankreichs Abkehr von der göttlichen Wahrheit, werden wir heute weniger bereitwillig unterschreiben. Was dem Werke aber trotzdem Dauer gibt, ist die starke Persönlichkeit des Autors, dessen literarischer Bedeutung die Zeit wenig anhaben kann. Die „Revolution" gilt in England als Carlyles bedeutendstes Werk und wurde dort mit einem unerhörten Beifall aufgenommen. Ob sie dort auch illustriert er-

schienen, weiß ich nicht; wenn es das Werk des deutschen Verlegers und des Übersetzers sein sollte, so muß man den Fleiß und die Umsicht bewundern, womit die vielen Abbildungen nach seltenen, durchweg zeitgenössischen Kunstblättern, Gemälden, Stichen, Karikaturzeichnungen und Bildnissen zusammengebracht sind, die fast kein bemerkenswertes Ereignis unillustriert lassen. Wir geben ein paar Proben, müssen aber bemerken, daß die Bände viele weit umfangreichere Abbildungen enthalten, als das Format dieser Hefte zu reproduzieren gestattet.

Wenden wir uns von hier der valerländischen Geschichte zu, so haben wir zunächst ein höchst merkwürdiges, kühnes und selbständiges Geschichtswerk zu verzeichnen, eins, das sozusagen „Geschichte von unten", aus der Froschperspektive, schreibt. Es ist das der bei Spemann in Berlin erschienene Zweibänder „Geschichte

Sieyès als Abbé vor der Revolution. Nach einem zeitgenössischen satirischen Stich. (Aus der „Französischen Revolution" von Thomas Carlyle. Neue illustrierte Ausgabe, herausgegeben von Theodor Rehtwisch. Leipzig, Verlag von Georg Wigand.)

des niederen Volkes in Deutschland" von Ecrasedus, einem Pseudonym, hinter dem sich offenbar ein „Laie", aber ein höchst gebildeter und originaler Geist verbirgt. Sein Buch, sagt er selbst, hat keine Tendenz, als ehrlich zu zeigen das, was war. Jedoch der Glaube lebt in ihm, daß nur die gesunde Basis eines Volkes ihm die Zukunft garantieren kann, daß der Dauerzustand der Seele charakteristischer zugleich und wichtiger ist als die zufällige Höhe. „Niemand wird je die Sozialdemokratie begreifen, dem der deutsche Bauernkrieg eine Bagatellsache dünkt; niemand aber auch den Bauernkrieg, wer mit der langen Leidensgeschichte voller Gewalttat und Entwürdigung, die ihm voranging, unbekannt war." Sich dieses Werk als erstes in seine Geschichtsbücherei zu stellen, kann selbstverständlich keinem geraten werden; wer aber einmal die deutsche Geschichte ganz neu und immer zu lebhaftester Kritik gespornt lesen will, der gehe doch an der einzigartigen Erscheinung nicht vorüber. — Karl Lamprecht, der Himmelsstürmer, könnte sich durch diesen Neuling in seiner Originalität vielleicht entthront fühlen, wenn die beiden nicht insofern völlige Antipoden wären, als Ecrasedus gleich Beeysig Sozialpsychologe, Lamprecht dagegen ausgesprochener Individualpsychologe ist. Ihn interessiert hauptsächlich, wie die Leistungen einzelner Begabter (der „Eminenz") auf die Gesamtheit wirken. Kultur-(und Wirtschafts-)geschichte ist im übrigen auch sein A und O. Es gibt schlechterdings keine Seite des öffentlichen Lebens, die er nicht zum Reden brächte, um sich von ihr helfen zu lassen, den Fortschritt der nationalen Entwickelung und deren Wandlungen festzustellen. In dieser Methode liegt ohne weiteres begriffen, daß Lamprechts „Deutsche Geschichte", je näher sie an die Gegenwart herankommt, desto zuverlässiger, aber auch freier und sicherer wird. Der jüngst erschienene Band (der ganzen Reihe neunter; Berlin, Weidmann; 6 M.) beschäftigt sich mit der Geschichte der Freiheitskriege und führt die sozial- und verfassungsgeschichtliche wie die politische Entwickelung vor, die dem allgemeinen Umschwung damals zur Seite ging und folgte. Die Geschichte der Freiheitskriege, einst vornehmlich als Bewegung der großen Volkskreise, der Massen erzählt, jetzt zumeist nach ihrer diplomatischen und militärisch-technischen Motivierung durchforscht, bedarf nach Lamprecht vor allem der Betonung des Elementes, in dem alle Ereignisse letzten Endes zusammenlaufen und ihre tiefste Begründung finden, des Elementes der Fortentwickelung des nationalen Lebens überhaupt.

Die Befreiungskriege und ihre schwere Vorbereitungszeit haben, wie sich das so kurz vor ihrem „Jubiläum" von selbst versteht, auch in Einzelwerken reichliche und mannigfaltige Behandlung gefunden. Von vorwiegend militärisch-strategischem Standpunkt geschieht das in Karl Bleib-

treus rücksichtslos kritischen Studien „Die große Armee" (zweiter Band: Aspern, Regensburg, Wagram; Stuttgart, Karl Krabbes Verlag; geb. 5 M.), von praktischen Militärs in dem Werk von Generalmajor z. D. von Baß „Geschichte der Befreiungskriege" (zweiter Band: Napoleons Untergang), das nicht nur aus den preußischen, sondern auch aus den Originalakten des Wiener Kriegsarchivs schöpft und namentlich im Kartenmaterial viel Neues bringt, sodann in dem „Überblick", den Generalleutnant z. D. von Cämmerer über die letzten entscheidenden Jahre (1813 bis 1815) gibt, und endlich in dem Plaidoyer „Von Jena bis Pr.-Eylau", das Colmar Freiherr v. d. Goltz, General der Infanterie, für das vielverkannte preußische Heer hält (die drei letzten Werke bei Mittler in Berlin). Nach volkstümlich allgemeiner Wirkung dagegen strebt Dr. Friedrich Neubauer, der Direktor des Lessinggymnasiums in Frankfurt a. M., in seinem deshalb auch reich illustrierten Buch „Preußens Fall und Erhebung" (ebenda; geb. 12 M.). Auf das erzieherische Moment des Persönlichen ist hier besonderer Wert gelegt worden: soweit irgend möglich, kommen die handelnden Männer selbst zu Wort und in zeitgenössischen Bildern zur Erscheinung, während das Kartenwerk sich auf die Veröffentlichungen des großen Generalstabes stützt. Das auch in seiner Ausstattung höchst gediegene Buch eignet sich besonders gut für Geschenke an die heranwachsende Jugend der obersten Schulklassen. — Blüchers strategisches und menschliches Charakterbild zeichnet in einem Werke desselben Verlages Generalmajor W. v. Unger. In dem ersten Bande (1742 bis 1811; geb. M. 8.50), der die Vorbereitung Blüchers auf seinen Feldherrnberuf schildert, wird natürlich auf manche heeres- und kriegsgeschichtliche Einzelheit eingegangen; aber erst so entrollt sich ja vor unseren Augen ein volles lebendiges Bild des Dienstbetriebes im alten Heere. Demnach scheint das Werk, auch mit seinen Porträts und Kartenbeilagen, hauptsächlich für militärisch interessierte Leser, junge Offiziere und solche, die es werden wollen, geeignet zu sein, weniger für die Gebildeten im allgemeinen, obgleich kaum ein besserer Ersatz dafür da ist. — Blüchers Führertüchtigkeit können wir uns gar nicht ohne die Hilfe und Vorbereitungsarbeit Gneisenaus denken, wie sich denn auch sanft die Reihe der Erzieher des preußischen Heeres zu einer nicht immer gleich festen, aber doch stolzen Kette zusammenschließt. Diesen Gedanken hat Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne in einer militärbiographischen Serie von handlichen Bändchen fruchtbar gemacht, die der Geschichtskenntnis, mehr aber noch der sittlich-geistigen Disziplin der Gegenwart dienen will. So suchen diese volkstümlichen, doch auf wissenschaftlicher Grundlage fußenden Einzeldarstellungen (Berlin, B. Behrs Verlag; geb. je 2 M.), in denen die markantesten preußischen Heerführer vom Großen Kurfürsten bis auf Moltke behandelt werden, die charakteristischen Züge des Wesens und Wirkens jener „Erzieher" zu zeichnen, um durch ihr zum Reden gebrachtes Vorbild lehrend und anfeuernd zu wirken. Daraus ergibt sich, daß nur solche

Dauphin Ludwig. Nach einem Pastell von Kucharski. (Aus der „Französischen Revolution" von Thomas Carlyle. Neue illustrierte Ausgabe herausgegeben von Theodor Rehtwisch. Leipzig, Verlag von Georg Wigand.)

Führer in Betracht kommen, die auch als sittlich hochstehende Menschen dem Idealtypus des preußischen Offiziers genügen. Uns liegen, getreu nach diesem Programm ausgeführt, die Charakterbilder Gneisenaus (von Oberstleutnant Frieberich), Friedrich Wilhelms I. und Leopolds I. von Anhalt-Dessau (von Leutnant K. Linnebach) und Moltkes (von General der Infanterie z. D. von Blume) vor.

Um Napoleon ist es beträchtlich stiller geworden, als es nach vor wenigen Jahren war. Bemerkenswert Neues bringen eigentlich nur die staatsmännischen Erinnerungen E. D. Pasquiers, die jetzt unter dem Titel „Napoleons Glück und Ende" (1806 bis 1815) auch in deutscher Übersetzung vorliegen (von Heinr. Conrad; Stuttgart, Lutz; zwei Bände, geb. 13 M.). Doch auch dieses Werk beschäftigt sich weniger mit Napoleon selbst als mit den Zeitereignissen, Verhältnissen und Persönlichkeiten, durch die sein Ende herbeigeführt oder beschleunigt wurde. In dieser Beziehung erhalten wir nun aber Aufschlüsse, die zum Teil als unschätzbar bezeichnet werden müssen. Wenige hatten so wie der langledige und erlebnisreiche Kanzler Pasquier Gelegenheit, zu beobachten, was hinter den Kulissen des Welttheaters vorging. Der Anteil Talleyrands und Fouchés an der Herbeiführung der Katastrophe, die Behandlung der kirchlichen Wirren, die Rolle, die Zar Alexander als Wiederhersteller der bourbonischen Dynastie und als Schutzherr Frankreichs spielte, erscheinen besonders wichtig: selten sind diese Faktoren in der Napoleontragödie mit so klarem Urteil gewürdigt worden. — Reichlichen Widerspruch wird das Buch des norwegischen Dichters Alexander Kiellands: „Rings um Napoleon" erregen, das neuerdings auch deutsch bei Merseburger in Leipzig erschienen ist. Wir haben hier weder eine Biographie noch einen Roman im herkömmlichen Sinne, vielmehr ein „imaginäres Porträt", wie es sich dem Dichter unter dem Gesichtspunkt nordischer Anschauung gerundet hat: ein Napoleon gleichsam in der Beleuchtung der Mitternachtssonne; Napoleon, der Lateiner, von einem Nordländer mit nordisch verfeinerter Psychologie aufgefaßt; Napoleon, die Kriegsfurie, als Erfüllung des männlichen Kraftideals gefeiert von einem Anhänger des „ewigen Friedens"!

Eine besondere Bibliothek wertvoller Memoiren, Lebensdokumente bedeutender Menschen aller Zeiten und Völker, erscheint unter Dr. Ernst Schultzes Leitung im Gutenberg-Verlag in Hamburg. Kein Volk hat eine reichere Memoirenliteratur geschaffen als die Franzosen. Aber auch die Deutschen, die Engländer, die Italiener, die Spanier, ja auch einzelne orientalische Völker besitzen darin manches köstliche Dokument. Nur ist vieles davon, selbst für das eigene Volk, so vom Staube der Zeit überdeckt oder so in Vergessenheit geraten, daß eine Wiederbelebung nötig ist. Welche Schätze in diesen vergessenen Memoiren schlummern, das zeigen schon einige der ersten Erscheinungen der Sammlung. Der erste Band z. B. bringt die chinesischen Reisen des Venezianers Marco Polo, der zweite Aufzeichnungen aus den Kreisen des deutschen Bürgertums und des deutschen Adels im sechzehnten Jahrhundert (Sastrow und Schweinichen), der dritte Memoiren hoher russischer Offiziere von der Militärrevolution des Jahres 1825, der vierte die eigenhändigen Berichte Ferdinand Cortez' an Karl V. über die Eroberung von Mexika. Der Preis der Bände hält sich in den Grenzen von 6 bis 7 M. für das gebundene Exemplar. — In die jüngste Vergangenheit führen die Memoiren des russischen Gouverneurs Fürsten S. D. Urussow (deutsch bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart). Sie umfassen den Zeitraum von 1872 bis 1906, beschäftigen sich aber namentlich mit den letzten inneren Reformbewegungen und mit den Ereignissen, die dahingeführt haben, besonders eingehend mit denen in Kischinew (1903/04).

Eine gedrängte Geschichte des Christentums in Lebensbildern bringen die von B. Beß unter Mitwirkung von O. Baumgarten, K. Sell, A. Baur, Th. Kolde u. a. herausgegebenen zwei Bände „Unsere religiösen Erzieher" (Leipzig, Quelle u. Meyer; geb. M. 8.50). Da werden in ihrer zeitgeschichtlichen Besonderheit und zugleich in ihrer bleibenden Bedeutung für die Gegenwart die großen religiösen Erzieher der christlichen Menschheit von Moses bis auf — Bismarck vor uns heraufbeschworen, und zwar immer von einer wissenschaftlichen Autorität, deren Spezialstudien Bürgschaft für eine zuverlässige Charakteristik und ein wohlbegründetes Urteil leisten. Das Buch ist in erster Linie für den Unterricht, aber auch als Lese- und Erbauungsbuch für das christliche Haus bestimmt; daß ihm alle Engherzigkeit fern liegt, beweist schon der Umstand, daß zu den religiösen („ethischen" würde manchmal zutreffender sein) Erziehern außer Bismarck u. a. auch Goethe und Schiller gerechnet werden, ja der Abschnitt über sie (von Sell) gehört zu dem besten, was das Buch enthält.

Die kriegerischen Ereignisse der neuen deutschen Geschichte haben in letzter Zeit wenig an Erinnerungen oder Darstellungen gezeitigt, das allgemeine Empfehlung verdiente. Hervorzuheben ist Christian Rogges Buch „Freuden und Leiden des Feldsoldaten", bunte Kulturbilder aus dem deutsch-französischen Kriege, die der Verfasser nach eigenen Erlebnissen im Infanterieregiment Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgisches Nr. 27) niedergeschrieben und, als der erste Band alsbald lebhaften Anklang fand, durch einen zweiten „Franktireursfahrten" fortgesetzt hat (Berlin, C. A. Schwetschke

u. Sohn; gebdn. je M. 3.50). Nur suche man hier keine hurraschreienden Bravourleistungen! Rogge gehört zu den „Stillen", die den Feldzug ernsten, nachdenklichen Gemüts, wenn auch festen männlichen Herzens mitgemacht haben, und die da inmitten ihrer allzeit kameradschaftlich behandelten Mannschaften den Wert des Ausharrens, des Duldens, des gefaßten Bereitseins, genug das stille Heldentum als die eigentliche Siegerkraft erkannt haben. So begegnet uns in seinen Aufzeichnungen häufiger das bald ernste, bald heitere Genrebild als das blutige Heroengemälde. Wer solche gleichsam von innen gesehene Bilder des Krieges sucht, wird bei ihm gute Ernte halten. — „Zur Geschichte der Erwerbung von Deutsch-Ostafrika" haben wir in letzter Zeit zwei wichtige Beiträge erhalten, und zwar von Teilnehmern an jener denkwürdigen Ostafrikaexpedition von 1884, die schließlich zur Erwerbung unseres ersten Kolonialbesitzes führte, von Dr. Karl Peters und Dr. Joachim Graf von Pfeil. Diese Bücher zweier einst eng verbundener Männer und Kämpfer sind so grundverschieden wie möglich; will man ein einigermaßen klares Bild jener Vorbereitungszeit gewinnen, so muß man beide nebeneinander lesen. Seinem Charakter entsprechend streicht Peters mehr die äußeren forschen Taten heraus, wertet Pfeil, der wohl gezwungen ist, gelegentlich offen gegen den so viel regeren Peters zu polemisieren, mehr die stille geistige Arbeit. Das Buch von Peters, betitelt „Die Gründung von Deutsch-Ostafrika" (mit Porträts), ist bei C. A. Schwetschke u. Sohn in Berlin (geb. 5 M.), das von Pfeil bei Karl Curtius in Berlin erschienen (illustriert, geb. 6 M.).

Jean Paul Marat. Nach einem Stich von Karl Mayer. (Aus der „Französischen Revolution" von Thomas Carlyle. Neue illustrierte Ausgabe herausgegeben von Theodor Rehtwisch. Leipzig, Verlag von Georg Wigand.)

In diesen beiden Büchern weht schon der Sturmwind unmittelbarer Gegenwart. Wollen wir noch einmal auf den Pfaden der Historie wandeln, aber ohne den Höhenatem der Leidenschaft, der Begeisterung und des nationalen Stolzes zu entbehren, so greifen wir zu „Treitschkes Schriften", aus denen Hirzels Verlag in Leipzig soeben eine Auswahl in zwei Bänden hat erscheinen lassen (geb. je 3 M.). Da ist wohl das Reifste und Formvollendetste beisammen, was dieser Dichter-Geschichtschreiber, bei dem man sich nur schwer des Eindrucks eines nationalen Propheten erwehren kann, als historisch-politischer und literarisch-ästhetischer Essayist Bleibendes geleistet hat. Im ersten Bande: der Aufsatz über die „Freiheit", das Fundament seiner Weltanschauung, die prachtvolle Monographie „Das deutsche Ordensland Preußen", die Reformationsbilder („Luther und die deutsche Nation" — „Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit"), dann die Charakteristiken von Milton, Fichte, Königin Luise, die Aufsätze über die Völkerschlacht bei Leipzig, „Zwei Kaiser" und jenes gewaltigste und zugleich schönste seiner rhetorischen Wunderwerke, die Festrede „Zum Gedächtnis des großen Krieges". Den zweiten Band beherrschen außer der großen Arbeit über Cavour literarisch-biographische Essays über Lessing, Kleist, Uhland, Ludwig und Hebbel. Das Er-

scheinen dieser billigen Auswahlbände ist namentlich deshalb so wichtig und wertvoll, weil es nun eigentlich jedem ein leichtes, wenigstens eine Quintessenz Treitschkischer Geschichtschreibung seiner Bibliothek einzuverleiben, weil man Arbeiten aus fast allen Gebieten seiner schriftstellerischen Tätigkeit findet und von hier leicht den Aufstieg zu seinem Hauptwerk, der „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert", gewinnt.

Wie eine Flora, die Blumen streut nach beiden Seiten, steht auf dem schmalen Grenzrain zwischen Kultur- und Kunstgeschichte ein allerliebstes Büchlein, natürlich und kokett zugleich: „Die Mode im neunzehnten Jahrhundert" (München, Bruckmann; geb. 6 M.). In Bild und Wort wird hier für die ersten fünfzig Jahre des verflossenen Jahrhunderts eine Kostümgeschichte gegeben. Die beiden Herausgeber, Dr. Osk. Fischel, der die Bilder ausgewählt hat, und Max v. Boehn, aus dessen Feder der Text stammt, waren bemüht, das Typische, Normale und gesetzmäßig Entwickelte der Tracht in den Vordergrund zu rücken, nicht etwa den Kuriositäten nachzulaufen, wie das in Kostümgeschichten häufig geschieht. Das Wichtigste an einem solchen Werk sind natürlich die Bilder, die hier, zeitlich geordnet, sich nicht damit begnügen, nur die verschiedenen Trachten, sei es nach Modekupfern oder nach zeitgenössischen Bildern von Künstlerhand, zu veranschaulichen, sondern so viel wie möglich von der Szenerie des Lebens in Wohnungen, Möbeln und Gärten zeigen. Die Kleidung kann ja auch erst verständlich reden, wenn wir sehen, wie die Leute sich darin bewegen, in welcher Umwelt sie sie tragen, wie sie ihre Tage darin verbringen. Diese tiefer erfaßte illustrative Aufgabe lösen nun die hundertsechsundsechzig Abbildungen und sechsunddreißig farbigen Vollbilder des Buches in hervorragender Weise, und man muß bewundern, mit welcher Um- und Einsicht Fischel das Material zusammengetragen hat. Die technische Wiedergabe der Bilder ist vorzüglich; ein paar Proben davon können wir unseren Lesern zeigen. Der Text ist, trotzdem die Bilder uns am beredtesten von jenen Zeiten erzählen, nicht etwa als müßiges Anhängsel behandelt oder als eine notdürftige Brücke von Bild zu Bild, von Mode zu Mode, vielmehr hat der Verfasser die verschiedenen geistigen Strömungen der Zeit, Politik, Romantik, Kunst und Gesellschaft, kurz die Gedanken und Gefühle der Epoche geschildert, deren Ausdruck unter anderem eben auch die Tracht ist. Doch nicht nur die Vergangenheit, auch unsere eigene Zeit spiegelt sich in dem Buche, sie, die mit so zärtlicher Liebe in Wissenschaft und Kunst jene erste Hälfte des verflossenen Jahrhunderts durchstöbert, in der stillen Hoffnung, nach Jahrzehnten der Stilverwirrung in Leben und Kunst den Anschluß an sie und damit wieder eine einheitliche Kultur zu gewinnen, wie sie nun einmal das einst so spöttisch über die Achseln angesehene „Biedermeiertum" zuletzt und allgemeiner als wir besessen hat.

Die Kunstliteratur

ist noch im letzten Augenblick durch ein paar hervorragende Erscheinungen bereichert worden, um die es schade wäre, gingen sie dem Weihnachtstisch verloren. Das stolze, von Hugo von Tschudi herausgegebene Bilderwerk „Das Porträt" (Berlin, Julius Bard u. Bruno Cassirer) ist um zwei weitere Lieferungen fortgeschritten, in deren erster Oskar Bie das bürgerliche deutsche Porträt im neunzehnten Jahrhundert an fünf herrlichen Kunstdrucktafeln nach Werken von Edodowiecki, Graff, Krüger, Runge und Oldach würdigt, in deren zweiter Emil Schaeffer auserlesene Stücke der italienischen Hochrenaissance-Porträtkunst gleicher Ausführung in Schöpfungen von Leonardo, Sebastiano del Piombo, Raffael, Tizian und Tintoretto an unserem entzückten Auge vorüberziehen läßt. — Eine Mappe mit Alt-Berliner Typen von Franz Krüger, in künstlerisch abgestimmten Photographiedrucken wiedergegeben, wird uns von dem Verlage der Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz beschert, Blätter von einer Intimität der Auffassung und Grazie der Form, daß wir jede einzelne Figur dieser eleganten Gesellschaftsdamen und -herren, dieser Gelehrten- und Künstlerköpfe, dieser Sportsleute, Offiziere und Schauspielerinnen wie eben erst mit dem Zeichenstift festgehalten vor uns zu sehen glauben. — Gleichfalls eine Kunst der Biedermeierzeit ist es, die Johanna Beckmann pflegt: die Kunst des Silhouettenschneidens (nicht etwa bloß zeichnens). Schon wiederholt hat sie uns mit solchen Meisterzeugnissen ihrer Schere entzückt; das vollendetste, was ihr bisher geglückt, ist aber doch wohl das diesjährige Buch: „Sternlein" (Berlin, M. Warneck; geb. 5 M.), dessen bald heitere, bald ernste, immer zarte und geschmackvolle Bildchen sie wieder durch ein paar sinnige feinempfundene und allerliebst erzählte Geschichtchen zusammenhält. — Modernster Kunst dagegen dient eine Mappenpublikation von Franz Hanfstaengl in München. Sie gibt in Gravüren von wunderbar weichgetönter Wirkung die Erlerschen Fresken im Kursaale zu Wiesbaden wieder, diese Jahreszeitenbilder, die so viel von sich haben reden machen, und die auch in dieser Zeitschrift, in den „Bildenden Künsten", von Dr. Gensel ausführlich besprochen worden sind (Oktoberheft, S. 149). — Endlich noch der Hinweis auf eine neue große Kunstgeschichte: „Die Kunst der Jahrhunderte" von Dr. Anton Kisa (Berlin, W. Spemann; geb. M. 10.50), die sich vorgesetzt hat, „das Leben der Künstler in Bildern aus der Kunstgeschichte", d. h. in einzelnen markanten Zeit- und Lebensbildern zu schildern, und deren erster Band der Antike und

der italienischen Renaissance gilt. Sie stützt sich dabei auf die zahlreichen Reproduktionen des Spemannschen „Museums".

Von den reichbestellten Feldern der

Deutschen Literaturgeschichte

müssen auch nach der Ernte des vorigen Heftes noch ein paar Garben gebunden werden. Wir lassen uns dabei aber von der Überzeugung leiten, daß literarische Lebensbilder und Einzeldarstellungen nur dann zu Festgeschenken geeignet sind, wenn sie Persönlichkeiten betreffen, die lebendige Bedeutung auch nach für unsere Gegenwart haben, und zu denen es sich lohnt, ein näheres Verhältnis zu pflegen.

Das Persönliche, Reinmenschliche an Dichtern und Denkern zu betonen, liegt im Geschmack unserer Zeit. Da wird es nicht wundernehmen, daß Wilh. Meßner einen Band „Alltagsbriefe unserer Klassiker" zusammengestellt hat und ihn unter dem Titel „Ein Menschenleben" gleichsam als Werber für ihre Werke ausschickt (Berlin, Dr. Wedekind u. Ko.; geb. M. 4.50). Es finden sich Briefe darin von Hamann, Wieland, Klopstock, Herder, Lessing, Goethe, Schiller und Jean Paul, Briefe an Freunde und auch solche von Freunden. Die Sorgen des Alltags und die Freuden des Feiertags, Geburt, Kindheit, Jugend, Brautzeit, Ehe, Freundschaft, Krankheit und Tod, alle diese menschlichen Schicksalsmächte ziehen an uns vorüber, dank den Betrachtungen, die jene Großen darüber anzustellen vom Leben selbst gezwungen wurden. Ein Erziehungs- und Erbauungsbuch für die deutsche Familie, das man nur nicht mit seinem Alltagsgeist die eigentlichen „Werke" verdrängen lassen darf. — Goethes Briefe aus der zweiten Hälfte seines Lebens, ausgewählt, biographisch verbunden und erläutert, hat Ernst Hartung unter dem Schlagwort „Vom tätigen Leben" dem vierten Bande der bekannten Sammlung „Bücher der Rose" anvertraut (Düsseldorf, W. Langewiesche-Brandt; geb. M. 1.80). Sie sind das Gegenstück und die notwendige Ergänzung zu dem vorausgegangenen Briefbande „Alles um Liebe" (ebenda), auch in ihrer Ausstattung diesem vollkommen angepaßt. — Ein ähnlicher menschlich-persönlicher Gedanke liegt Schüddelopfs Sammlung von Dokumenten und Berichten der Zeitgenossen über Goethes Tod, seine letzte Lebenszeit und die Trauer um ihn zugrunde (Leipzig, Inselverlag; mit sechs Tafeln, geb. 5 M.). Einer Schilderung der letzten Tätigkeitswochen und -tage Goethes, seines Sterbens und der Trauerfeiern folgen der Text der Leichenrede und eine Anzahl meist unveröffentlichter Briefe, Trauerdichtungen und augenblicklicher Würdigungen deutscher und fremder Bewunderer. In Faksimile sind unter anderem die Prellerische Zeichnung „Goethe auf dem Sterbebett", die Todesanzeige, die Gesänge bei der Bestattung und der Epilog zum „Tasso" vom Kanzler von Müller beigegeben.

Mansian, Miniaturbildnis. Wallace Collection, London. (Aus der „Mode im neunzehnten Jahrhundert." München, F. Bruckmann.)

Der Neigung unserer Zeit, zunächst einmal in den menschlichen Kern einer Persönlichkeit einzudringen, verdankt offenbar auch eine groß angelegte Briefpublikation des Behrschen Verlages in Berlin ihre Entstehung. Es soll allmählich eine Bibliothek von „Meisterbriefen" aus der Literatur- und Musikgeschichte, aber auch aus der politischen Geschichte und den Naturwissenschaften zusammengebracht werden, jedoch so, daß jeder Band „in zielbewußt abgerundeter Auswahl nur der menschlich bedeutsamsten Briefe das Spiegelbild einer ganzen Kulturepoche gibt". In der Abteilung „Literatur" (herausgegeben unter Mitwirkung von Erich Schmidt) ist zunächst ein Band Romantikerbriefe („Aus der Frühzeit der Romantik"; geb. 3 M.) erschienen. Er vermittelt uns eine möglichst direkte Schilderung jenes denkwürdigen Kreises von Männern und Frauen, der sich in Jena zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts um die Brüder Schlegel geschlossen hatte und dessen Mitglieder nun von hier, eine neue geistige Hansa, die kühnen Eroberungszüge ihrer gärenden Frühzeit unternahmen. Die von Jonas Fränkel komponierte Symphonie der brieflichen Ergüsse, Bekenntnisse und Erörterungen bleibt auf den Höhen eines so reich und so dreist nicht vorher, nicht nachher vernommenen geistigen Konzertes von großen Bildungsinteressen und strömendem Witz. — Gleichfalls der Romantik gehört Bet-

1820. Journal des Dames. (Aus der „Mode im neunzehnten Jahrhundert". München, F. Bruckmann.)

tina van Arnims Buch „Gaethes Briefwechsel mit einem Kinde" an, das außer der im Navemberheft 1907 angezeigten Ausgabe bei Diederichs gleichzeitig nach in einer wahlfeilen der Cattaischen Handbibliathek erschienen ist (mit Herman Grimms Lebensbild Bettinas; 3 Bändchen M. 1.80). — Bei dieser Gelegenheit sei erneut auf das klassische Werk van Hans Gerh. Gräf „Gaethe über seine Dichtungen" (Frankfurt a. M., Rütten u. Laenig) hingewiesen, eine systematisch-kritische Sammlung aller Aussprüche des Dichters über seine paetischen Werke: für Leser, die tiefer in Gaethe eindringen wallen, ein höchst wertvalles, fast unentbehrtiches Buch. Der zuletzt erschienene fünfte Band behandelt dramatische Werke.

Heinebriefe hat in Auswahl und mit biagraphischer Einleitung Hans Daffis im Pan-Verlag zu Berlin erscheinen lassen (zwei Bände), aus dem Nachlaß Hassmanns van Fallersleben Dr. H. Gerstenberg eine Sammlung van Briefen „An meine Freunde" herausgegeben (Berlin, Cancardia, Deutsche Verlagsanstalt; geb. M. 7.20). Die über ein haldes Jahrhundert verstreuten Briefe, sargsam ausgewählt und gesichtet, spiegeln deutlich das Bild von Haffmanns temperamentvaller, wenn auch keineswegs immer gefestigter Persönlichkeit und seinem unruhvallen Leben wider. Zahlreich sind die Empfänger. Man trifft die Grimm, Campe, Freiligrath, Liszt, Julius Walff u. a. Der Dichter der „Unpalitischen Lieder" hat nie viel Grund gehabt zum Lachen; immer war er in Nöten, stets wenigstens in Angst var Nöten. So atmen auch diese Briefe, bald da, bald dart geschrieben, nicht allzuviel Heiterkeit, desto mehr Laune und Heftigkeit. Man erhält in ihnen Aufschluß über Haffmanns dichterische Pläne, seine tägliche Lahnarbeit in Breslau und dann auf Schlaß Carvey, seinem sicheren Ruhehafen. Jedem Abschnitt setzt der Herausgeber eine diese Spanne Zeit umfassende Lebensgeschichte des Dichters varan, die als Schlüssel zu den folgenden Briefen gelten kann.

Keine erschöpfende Biagraphie, sandern nur eine Einführung in Gattfried Keller, „so schlicht wie möglich", geben die sieben Varträge, die Praf. Albert Köster schan var geraumer Zeit hat erscheinen lassen, die aber jetzt in Gestalt eines schmucken, mit Kellers Bildnis nach Stauffer-Berns Radierung gezierten Bandes in zweiter Auflage neu bei uns anklapsen (Leipzig, Teubner; geb. 3 M.). Seinen Zweck, um die Schöpfungen des Dichters alte Freunde enger zu vereinigen, neue ihm zu gewinnen, wird das Buch gerade in dieser beweglichen Farm am besten erfüllen. — Wie Keller in Bächtald, sa hat Wilhelm Raabe seinen „Biagraphen der Vollständigkeit" in Gerber gefunden, aber denen, die erst zu ihm kammen sallen, wird auch hier ein bescheidener dienendes Büchlein der Einführung lieber sein. Dafür ist Rat genug vorhanden: Hans Hassmann hat „einige Gedanken über ihn" zu Papier gebracht (in einem Bändchen der Essaysammlung „Die Dichtung", illustriert; Berlin, Schuster u. Laeffler) und, statt ihn in ganzer Figur zu zeichnen, lieber ein paar kennzeichnende Seiten seiner dichterischen und menschtichen Art näher beleuchtet, in der nicht betragenen Haffnung, daß van da aus schan Strahlen genug auf den, wie ihm scheint, mehr tragisch-ernsten als humaristisch-heiteren Kern Raabischen Wesens hinüberfallen werden. Ungleich tiefer freilich dringt in diesen Kern ein zugleich sa scharfsinniger und feinfühliger Interpret dichterischer und menschlicher Größe ein, wie es Wilhelm Brandes ist. Auch wenn er nicht seit Jahren durch enge Freundschaftsbande mit Raabe verbunden wäre, würden die sieben Kapitel, die er zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters verfaßt hat (zweite erweiterte Auflage, mit Bildnissen und Federzeichnungen Raabes; Walfenbüttel, Zwißler; 2 M.), das beste sein, was über den Dichter und Künstler Raabe je geschrieben warden, die

umfangreicheren Bücher von Gerber und Otta getrost inbegriffen.

Adolf Wilbrandt, dem jüngsten der Siebzigjährigen, ist von Freunden und Verehrern, darunter das Reichskanzlerpaar, Paul Heyse, Erich Schmidt, Arthur Fitger, Richard Voß, Josef Kainz, eine höchst stattliche und gehaltvolle Festschrift gewidmet worden (mit Bildnissen; Stuttgart, Cotta; 4 M.). Es sind meistens kleine Gelegenheitsgaben, die hier dargebracht werden, doch fehlt es auch an dem Versuch einer Gesamtwürdigung (von Prof. Alfr. Claar), an umfangreichen gemeinsamen Erinnerungen (u. a. von seinem Bruder Konrad) und an neuen Mitteilungen namentlich über Wilbrandts dramaturgische Tätigkeit als Burgtheaterdirektor nicht.

Die fremden Literaturen

pflegen wir in unserer weihnachtlichen Jahresrückschau nur zu streifen, in der Überzeugung, daß das einheimische Schrifttum vorangehen muß und auch Ausbeute genug bietet. Doch gibt es ein paar Größe der Weltliteratur, vor denen alle nationalen Schlagbäume sich senken; sie dürfen auch hier nicht fehlen. Es sind das Homer, Dante und Shakespere.

Zu Homers Ilias hat uns Herm. Grimm ein klassisches Buch der Einführung geschrieben (Stuttgart, Cotta; 2. Aufl. in einem Bande), ein „Werk der Dankbarkeit", dargebracht dem einen, in dem er den Schöpfer des „in mühsamer Lebensarbeit hergestellten Gefüges eines einheitlichen Kunstwerkes verehrte". Grimm selbst hat, jedes weitere Wort überflüssig machend, die Kritik dieses von jugendheiliger Begeisterung erfüllten Werkes geschrieben: „Unsere Literatur besitzt in den Aufzeichnungen des Armen Mannes in Tockenburg das Tagebuch eines armen schweizerischen Webers und Handelsmannes aus dem achtzehnten Jahrhundert, dem Shakesperes Werke in die Hände kamen. Er las und genoß und kritisierte sie von seinem Standpunkt aus. Ich wünschte, daß, was die Gesinnung anlangt, aus der heraus ich schreibe, meine Betrachtung Homers auf gleiche Stufe etwa gestellt würde." — In die Nachbarschaft dieses Buches darf sich aus der neueren Übersetzungsliteratur der Antike allenfalls nur die Verdeutschung „Griechischer Tragödien" von Prof. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff wagen. Im dritten Bande hat er vier Tragödien von Euripides zusammengefaßt: den „Kyklopen", die „Alkestis", die „Medea" und die „Troërinnen" (Berlin, Weidmann; geb. 6 M.).

Unsere klassische Shakespere-Ausgabe ist und bleibt die Schlegel-Tieckische, wenn sie mittlerweile auch aus mancherlei Gründen einer Revision bedurfte. Dieser Mühe hat sich Prof. Herm. Conrad in seiner Neubearbeitung unterzogen (fünf Bände; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 15 M.): ein Werk deutschen Forscherfleißes

1823, Mai. Journal des Dames. (Aus der „Mode im neunzehnten Jahrhundert". München, F. Bruckmann.)

und pietätvoller Gewissenhaftigkeit. Die Aufgabe, Richtigkeit und Genauigkeit in der Übertragung durchzuführen und doch der den deutschen Gebildeten altvertrauten poetischen Erscheinung des Schlegel-Tieckschen Shakespere ihre Eigenart zu wahren, ist gut gelöst. So haben wir nun eine einheitliche deutsche Shakespere-Ausgabe, die das Wesentliche der klassisch gewordenen Übersetzung wahrt und uns doch dem Urbild ein Stück näher bringt.

An Shakespere-Biographien herrscht jetzt eher Überfluß als Mangel. Die von Rudolf Genée (Berlin, Georg Reimer; geb. 10 M.), für ein literarisch und ästhetisch, nicht aber gelehrt gebildetes Publikum bestimmt, ist nicht gerade das, was man mit einer grotesken Hyperbel „kongenial" nennt, aber gut geschrieben, und zwar aus einer mehr als fünfzigjährigen Vertrautheit mit Shakesperes Werken heraus. Sie geht vom Charakter, von der menschlichen und künstlerischen Gesamtpersönlichkeit aus und wahrt sich auch in ihrer Darstellung den Zug zum Großen und Einheitlichen. Daneben behauptet sich selbständig Robert Heffens (Avonianus) eigenwilligeres, aber auch ungleich tem-

peramentvolleres „Leben Shakesperes" (Berlin, Spemann), das Knappheit mit würziger Frische vereint, van Brandes' tiefgelehrtem, Engels' allzu apharistischem Buche ganz zu schweigen. Zu diesen schan älteren gesellt sich nun nach eine blitzblank neue Shakespere-Biagraphie, die van Dr. Max J. Walff, saeben bei Beck in München erschienen (zwei Bände, geb. 12 M.). Äußerlich in ihrer gediegenen Erscheinung ein Seitenstück zu Bielschawskys „Gaethe" und Bergers „Schiller", legt auch dieses Werk das Hauptgewicht auf das rechte Erfassen und die eindringende Würdigung der Werke, und dieser Aufgabe unterzieht es sich in einer sa geschmackvallen, anregenden Farm und Sprache, daß es eine Lust ist, an der Hand dieses wissenschaftlich wahlgeschulten, dach nirgend gelehrt aufdringlichen Führers die Schöpfungen des unübertrefflichen Menschenkenners und Schicksalergründers zu durchschreiten. Die Kreise der Gebildeten, für die ja das Buch bestimmt, werden es dem Verfasser auch danken, daß er sa frisch und fleißig Bezug auf unsere Klassiker und unsere maderne Literatur nimmt: das erleichtert das Verständnis und regt zugleich zu eigenem Nachdenken an. Die Vielseitigkeit, die Wolff dabei entfaltet, ist erstaunlich, noch mehr vielleicht die Strenge des Gedankengangs, die doch alles, Dramaturgisches, Kultur- und Kunstgeschichtliches, Philasaphisches und Philalagisches, allein auf den Kernpunkt Shakespere bezieht. Mit einem Wart: ein Buch zum Liebgewinnen und Liebbehalten, das dem Kapf und dem Herzen bald ein guter, ast befragter und vielgelesener Bekannter werden wird.

Eine englische Literaturgeschichte, die sich das valle Wissen der Gegenwart, alle ihre Farschungsfrüchte zunutze macht und dach eine allgemeinverständliche, gut lesbare Darstellung dietet, mußten wir lange entbehren: seit zehn Jahren, seit Wülckers Buch erschienen, war nichts herausgekammen, was es in der Gunst des ungelehrten Gebildeten hätte ausstechen können. Das Jahrzehnt ist dem Buche aber nicht verlaren gegangen; nun es im Bibliagraphischen Institut zu Leipzig neu in zweiter Auflage erscheint, erkennen wir, wie fleißig der Verfasser, jetzt mit zwei Mitarbeitern verbündet, in der Zwischenzeit daran gearbeitet hat. Kaum eine Seite, deren Text nicht gründlich ergänzt, berichtigt und erneuert warden wäre. Übersichten freitich über ganze Periaden und anschauliche Gesamtcharakteristiken ihres literarischen Wesens muß man auch jetzt nach entbehren; dafür sind die Inhaltangaben und Würdigungen der einzelnen hervarragenderen Werke desta liebevoller. Der Fartschritt aber, der an der neuen zweibändigen Ausgabe (zwei Halblederbände mit vielen Abbildungen, geb. 10 M.) gegenüber der ersten am dankbarsten begrüßt waerden wird, beruht in der Erweiterung der Darstellung bis auf die unmittelbare Gegenwart (van Dr. Grathe), ja daß man jetzt auch größere Abschnitte über Wilde, Swinburne, Marris, Rassetti und Bernard Shaw findet. Ganz neu hinzugetreten ist der Abschnitt über die nardamerikanische Literatur (Praf. Flügel) und ein Anhang mit Literaturnachweisen.

Dantes „Göttliche Kamödie" in der freien Bearbeitung (Stanzenfarm) van Paul Pochhammer, dar vier Jahren zuerst erschienen, erlebt jetzt ihre zweite Auflage (Leipzig, Teubner; geb. 8 M.) und ist dafür einer gründlichen Revisian unterzogen warden. Auf den ersten Blick erkennt man dies Werk als die ausgereifte Frucht eines jahrzehntelangen Lebens und Webens in Dante. Deshalb darf man den Pachhammerschen Dante allen denen empfehlen, denen an einem inneren Verständnis der tragenden Ideen der Dichtung und an dem Genuß ihrer geistigen Schönheit gelegen ist. Neue Erläuterungen und Exkurse unterstützen das ethisch religiöse Verständnis der Dichtung, das der Bearbeiter als sein eigentliches Ziel erkennt. — Wer auch Dantes „Neues Leben" neben der „Göttlichen Komödie" und dazu einen Lebensabriß des Dichters sawie Erläuterungen und andere dem Verständnis nachhelfende Beigaben haben möchte, und zwar das alles in einem einzigen Bande zu dem Preise van 2 M., der greife zu Richard Zaozmanns flüssiger und wahtklingender Terzinenübersetzung, die in Max Hesses Verlag in Leipzig erschienen ist. — Als beste zusammenhängende Erläuterungsschrift der „Göttlichen Komödie" neueren Datums kann die von Karl Vaßler empfahlen werden, deren erster Teil sich mit der religiösen und philasaphischen Entwickelungsgeschichte des Gedichtes beschäftigt (Heidelberg, Winter; geb. 5 M.). Im zweiten Bande sall eine fartlaufende Erklärung gegeben werden.

Bücher für die Jugend

sind auch seit dem Schluß unseres letzten Referats nach in starker Anzahl erschienen, aber nur wenige verdienen empfahten zu werden. Von den Märchen- und Sagenbüchern eigentlich nur die uns aus eigenen Kindheitstagen wahlbekannten, unvergeßlichen „Grimmschen Kinder- und Hausmärchen", neuerdings mit acht farbigen Bildern van Heinrich Vageler-Warpswede und einer Einleitung van Heinrich Walgast in einer gediegenen und dach billigen vallständigen Ausgabe bei Hesse in Leipzig erschienen (geb. 2 M.) und in einer Auswahl, der aus einem meiner Meinung nach falschen, weil weichlichen Erziehungsgrundsatz das Gruselige und Mundartliche ferngeblieben ist, auch der „Universalbibliathek für die Jugend" einverleibt (mit guten Bildern van W. Claudius; Stuttgart, Union; geb. M. 1.50). Sadann „Hauffs Märchen" in einer vollständigen, gut gedruckten und gediegen gebundenen Ausgabe

Walter Scott und die Seinen. (The Abbotsford Family.) (Aus der „Mode im neunzehnten Jahrhundert". München, F. Bruckmann.)

mit nur etwas nüchternen Bildern von E. Zimmer in den neuen „Stuttgarter Jugendbüchern" (ebenda; geb. M. 3.40) und — eine lange vernachlässigte Bereicherung der Kinderstube — „Gustav Schwabs Volksbücher" mit Kleinodien deutscher Sagenerzählung wie Der gehörnte Siegfried, Die schöne Magelone, Der arme Heinrich, Genoveva, Griseldis, Die vier Haymanskinder und anderem (ebenda; geb. M. 2.80). Dann ist aber auch Münchhausen mit seinen unsterblichen Lügenschichten da. Mitglieder des Dresdener Jugendschriftenausschusses haben den Text der Originalausgabe leise, ohne prüde Bangigkeit bearbeitet, ein Zeichner und Maler (William Krause in Dresden), der weiß, worauf es bei bunten Bildern für Kinderaugen ankommt, hat die Land- und Seeabenteuer mit ebenso lecker Phantasie illustriert, wie der Herr Baron sie „bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde" vorgetragen hat (Dresden, Alexander Köhler; geb. M. 3.50). — Eine Sammlung neuerer Kunstmärchen von deutschen Dichtern wie Storm („Regentrude"), Wildenbruch („Zwei Rosen"), Trojan („Abenteuer im Walde"), Seidel („Hexenmeister"), Baumbach („Der Fiedelbogen des Neck"), Dehmel („Das Märchen vom Maulwurf") u. a. hat Emil Weber ausgewählt und durch Beigabe künstlerisch empfundener, auch farbiger Bilder zu einem Jugendbuch für Knaben und Mädchen etwa vom zehnten Jahre an gestempelt (Köln, Schaffstein; geb. 4 M.). — Als neues Märchenbuch wissen wir nur, und zwar für Acht- bis Zehnjährige, Friedrich Schaefers „Didel mit dem Zauberpfeifchen" zu empfehlen, eine von kindlich naiver Poesie erfüllte Geschichte, die zwar geläufige Märchenmotive benutzt, sie aber mit eigener ursprünglicher Phantasie umbildet und neu formt (mit Federzeichnungen von Karl Fahringer; Wolfenbüttel, Heckners Verlag; geb. 2 M.).

Auf Bilderbücher und Kinderlieder weist schon die vorige Rundschau hin; hier nur ein kurzer Nachtrag, um den es sich aber lohnt, weil er für die ganz Kleinen etwas bringt, nämlich die „unzerreißbaren" (wer glaubt's?) Leinenbücher nach englischem Muster, darin als „Babys Liedlinge" eine kleine Menagerie von Haustieren, als Begleiter „Lieber alter Reime" farbige Bilder aus dem Kinderleben von Walter Caspari und als „Lustiges Einmaleins" von demselben höchst drollige Szenen aus Land- und Stadtleben, in der pri-

mitiven farbenfrohen Kolaristik, wie das Kinderauge sie will. Alle drei Bücher, bei Haus von Weber in München erschienen, lassen sich zusammen bequem als Drucksache versenden. — Wer „Kinderlieder" sucht, sollte nicht vergessen, daß die von Hoffmann von Fallersleben jetzt in Auswahl bei Reclam zu haben sind (geb. 60 Pf.). Ferner sei an die Volksliedersammlung von Wilhelm Lobsien „Blau blüht ein Blümelein" (Bremen, Schünemann; geb. M. 1.50) oder an das „Kling-Klang-Gloria-Buch" (Wien, Tempsky und Freytag; geb. 4 M.) erinnert, die schon den letzten Weihnachtstisch schmückten. Auch die Kindergedichte von dem Lyriker Albert Sergel „Ringelreihen" (Rostock, Volckmann) haben den rechten traulichen und natürlichen Ton.

Ein hübscher Zufall hat es gefügt, daß dieses Heft Oldes Bildnis der kürzlich verstorbenen Hamburger Jugendschriftstellerin Elise Averdieck bringt. Daß die erzählen konnte, wird man dem Bilde ohne weitere Worte glauben. Als letzten Gruß von ihr bringt dies Weihnachtsfest das Geschichtenbuch: „Kinder aus Dorf und Stadt" (Wismar, Bartholdi; geb. 3 M.), und fröhlichen Herzens werden alle die danach greifen, die einmal bei ihrer schlichten Frömmigkeit, ihrer hellen Lebensfreude und ihrer lieben guten Laune zu Gaste waren. — Aus Ottilie Wildermuths

1835. April. Wiener Zeitschrift. (Aus der „Mode im neunzehnten Jahrhundert". München, F. Bruckmann.)

„Jugenderzählungen" hat ihre Tochter Adelheid eine Auswahl des Besten besorgt und in einem mit vielen Zeichnungen und farbigen Bildern geschmückten Quartband zusammengestellt (Stuttgart, Union; geb. 3 M.). — Die ebendort erscheinenden „Stuttgarter Jugendbücher" bringen von Franz Hoffmann zwei seiner bekanntesten moralischen Erzählungen „Der Mensch denkt, und Gott lenkt" und „Ein armer Knabe" (illustriert; geb. je M. 1.60).

Für Mädchen hat sich auch in diesem Jahre wieder das „Kränzchen" eingestellt (ebenda; geb. 10 M.), ein buntes Sammelbuch von allem möglichen, das wohl imstande ist, auch die lesehungrigste Kinderstube das liebe lange Jahr hindurch zu versehen. Auch diesmal wieder wartet es mit einer Fülle von farbigen Illustrationen, Holzschnitten, Erzählungen, Märchen, Plaudereien, Gedichten, Sprüchen, Spielen und belehrenden Abhandlungen auf, die fast alle vom Vertrauten in der nächsten Umgebung des Kindes ausgehen, um von hier aus ihre Fäden ins Weite zu spinnen. Doch auch praktische Anleitungen zu Haus- und Küchenverrichtungen fehlen nicht, Rezepte und Handarbeitsmuster bereiten auf den Beruf der künftigen Hausfrau vor, und Notizen über Kleidung und Toilette lassen frühe Blicke in das Reich der Mode tun. Der Gesundheitslehre, den Bewegungsspielen und Körperübungen ist gleichfalls Aufmerksamkeit gewidmet.

Zwei noch weit ältere gute Bekannte: Thekla von Gumperts „Herzblättchens Zeitvertreib" (52. Bd., geb. 6 M.) und „Töchteralbum" (53. Bd., geb. M. 7.50), jetzt beide von Bertha Wegner-Zell herausgegeben, haben sich äußerlich, z. B. durch farbige Bilder, zu modernisieren gewußt; ihr Wert liegt aber nach wie vor in den literarischen Beiträgen, beim „Zeitvertreib" namentlich in den Märchen, Fabeln, Tiergeschichten und Beschäftigungsanleitungen, beim „Töchteralbum" vorwiegend in den von einer ernsten, doch nirgends aufdringlich moralisierenden Sittlichkeit getragenen Lebensbildern, Erzählungen und den Beiträgen „Für Herz und Gemüt" (Glogau, Flemming). — Ein freierer Geist und vielseitigere Interessen beherrschen das „Deutsche Knaben-" und das „Deutsche Mädchenbuch" (Stuttgart, Thienemann): hier fühlt man in den zum Teil unübertrefflichen Bildern, zumal den farbigen, aber auch im Text das moderne uns umgebende Leben mit seinen neuen pädagogischen Erkenntnissen und Fortschritten pulsen, so daß unsere Zwölf- bis Sechzehnjährigen sich gewiß mit Heißhunger auf diese Bücher stürzen werden (geb. je M. 6.50).

Schier unübersehbar sind solche Erzählungsbände, die sich mit der lockenden Marke „Für junge Mädchen" schmücken. Aber was für überspannte, phantastische Sachen werden unter dieser Marke oft eingeschmuggelt! Hier ist größte

Vorsicht geboten. Nur zwei gute Bücher dieser Art können empfohlen werden: Bertha Clément's neue Erzählung „Lebensziele" aus der Kränzchenbibliothek (illustriert; ebenda; geb. 3 M.) und der „Jugendgarten" (32. Band, mit 152 ein- und mehrfarbigen Abbild.; ebenda; geb. 5 M.), der gleich dem „Kränzchen" eine möglichst bunte Schüssel anrichtet, aber an Mädchen vor dem zwölften Jahre nicht gegeben werden sollte. Unter den Mitarbeiterinnen finden wir zu unserer Freude auch diesmal wieder Namen von gutem literarischem Klang, wie den Gustav Falkes, Anna Klies und Adelheid Stiers. Noch eine Stufe höher führt „Das Buch vom jungen Mädchen" von Else Croner (ebenda; geb. 3 M.), eine verständige, doch nicht bloß verstandesmäßige Einführung in die ernsten Aufgaben des Lebens mit praktischen Winken für die verschiedenen Lebensberufe. Doch ist das Buch wohl eigentlich mehr für Mütter als für Töchter geschrieben; jedenfalls bemüht es sich redlich, die Kluft zu überbrücken, die sich heute noch wie nie zuvor zwischen der (älteren) Generation der Mütter und der Generation der heranwachsenden Töchter auftut.

Die Abenteuerliteratur, ihrer Natur gemäß für heranwachsende Knaben berechnet, erfordert wie die Jung-Mädchen-Bücher Vorsicht. Deshalb scheiden wir von vornherein eine Anzahl gar zu wildverwegener Schmöker aus und nennen nur einige bessere Bücher dieser Art. Zunächst aus dem Verlage von Karl Siwinna in Kattowitz: 1) Oskar Klausmanns „Schlagende Wetter", Episoden aus dem Leben eines jungen deutschen Bergmannes, mit Illustrationen von Richard Knötel (geb. 3 M.); 2) desselben Verfassers „Vesuvius, der Feuerberg", eine Schilderung der letzten Vesuvkatastrophe (ebenfalls von R. Knötel illustriert; derselbe Preis); und 3) Jesko von Puttkamers Schilderung einer Weltreise: „Im Panzerautomobil" (desgleichen), eine Phantasieerzählung in der Art von Jules Verne. — Ein paar weitere gute Abenteuererzählungen aus fremden Ländern findet man in der marokkanischen Erzählung „Im Banne des Scherifen" von Dr. Alfr. Funke (illustriert von Gehrts; Leipzig, Hirth u. Sohn; geb. 5 M.), die, sich hauptsächlich auf Prof. Jannaschs Darstellung der ersten deutschen Handelsexpedition nach Marokko stützend (1886), statt phantastischer Schilderungen das beste ethnographische und geographische Material verarbeitet, in dem „Buschläufer" von Richard Schott, einer schon in dritter Auflage erschienenen Erzählung aus dem Hereroaufstande (illustriert; Stuttgart, Union; geb. 3 M.) und in Metterhausens „Kampf ums Neuland in Südwest" (ebenda; geb. M. 1.60). In diesen Büchern führen Schriftsteller das Wort, die über Erfindungskraft und guten stilistischen Ausdruck gebieten.

A. Barre: Fanny Elßler. (Aus der „Mode im neunzehnten Jahrhundert". München, F. Bruckmann.)

Eine Fortsetzung erfahren zu unserer freudigen Überraschung die „Spaziergänge eines Naturforschers von William Marshall, dem Leipziger Zoologen, den vor einigen Monaten der Tod von uns rief (Neue Reihe; Leipzig, E. A. Seemann; geb. M. 7.50). Mit ihnen durch Wald und Heide, Land und Strand, Haus und Gasse, Feld und Garten zu streifen und sich spielend über all die Lebewesen groß und klein belehren zu lassen, ihre Daseinsbedingungen, ihre Entwickelungsgeschichte und ihre Eigentümlichkeiten kennen zu lernen, muß, dünkt uns, für die reifere Jugend eine Wonne sein. Recht lebendig freilich wird auch dieses Buch erst in der Hand des naturfreundlichen Erwachsenen werden, der sich dadurch anleiten läßt, Jüngere in die Wunder der Natur einzuführen. — In diesem Zusammenhange sei doch auch an F. Hugins Erzählungen „Wald" erinnert (mit reichem Buchschmuck; Berlin, Warneck; geb. 6 M.). Hier bietet sich für zarte natur- und kunstsinnige Gemüter, nicht bloß für junge Mädchen, eine Gabe dar, die sich durch eine äußerst wohltuende Harmonie von Natur- und Seelenstimmung auszeichnet. — Wer ein gleich

findungswärme beherrscht auch schon unser Bild. „Es sind", sagt Adolf Rosenberg von Raffaels Madonnendarstellungen, „rein menschliche Empfindungen, die diese Mutter wie jede andere Mutter beseelen, und das Kind hat die strenge, abweisende Miene des künftigen Weltenrichters verloren, um seiner Zärtlichkeit für die Mutter und seinen kindlichen Spielen zu leben, um Kind unter Kindern zu sein ... In einem Alter, wo die Mehrzahl seiner Kunstgenossen sicherlich anderen Vergnügungen nachging, hat sich Raffael in das Gemütsleben des Kindes vertieft und alles zusammengetragen, was diesem Sinnbilde höchsten Frauenglückes lebendigen Reiz verleihen konnte." An unserem Bilde wird den Betrachter vor allem der keusche, stille und innige Ausdruck im Antlitz der Madonna entzücken, dazu die leise, ebenso liebliche wie natürliche und intime Wendung des Oberkörpers nach links hinüber, die halden, selbstvergessenen Bewegungen der beiden Kinder, namentlich aber des Christuskindes, und endlich, wenn man sich einigermaßen auf stildildende Kunstprinzipien versteht, der Aufbau der Gruppe in der reichbewegten Landschaft, die architektonische Gliederung dieser Gruppe selbst, mit einem Wort: die vollendete Komposition des Ganzen.

Murillos „Anbetung der Hirten" (nicht zu verwechseln mit den gleich betitelten Gemälden im Pradomuseum zu Madrid, in der Eremitage zu St. Petersburg, der Vatikanischen Galerie usw.) ist erst vor kurzem als eine Neuerwerbung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin weiteren Kreisen bekannt geworden und darf als eine vollwertige Schöpfung seiner Kunst betrachtet werden. In der Tat zeigt es alle Vorzüge der religiösen Malerei des schwärmerischen Andalusiers, der den Altarbildern des spanischen Seicento gegenüber einen ähnlichen Beruf zu erfüllen hatte wie Raffael gegenüber der umbrischen Schule, nämlich den der tieferen Beseelung und des innigeren Gefühlsausdruckes. Das sind Murillos blühende Farben, das feine Feinheit und Wärme des Helldunkels und das feine Traulichkeit in der Ausgestaltung des Vorgangs. Ist Velazquez als Madrider Hofmaler in erster Linie Porträtist, so Murillo (1618 bis 1682) der Kirchenmaler jener Zeit. Als solcher malt er aber nicht mehr die blutigen Katastrophen der Heiligengeschichten, Marter und Wunden, die man sonst auf den Altarbildern der damaligen spanischen Malerei erblickt, sondern die lichte Mystik der himmlischen Concezione (unbefleckte Empfängnis), die Verzückung und Verklärung der göttlichen Wundererscheinungen mit leuchtenden Glorien oder andere biblische und legendarische Szenen. Wie bei den „Hirten" des Prado ist vielleicht auch auf unserem Bilde noch die Abhängigkeit von Ribera zu erkennen, aber die eigene Empfindung ist doch schon zu mächtig, als daß sie sich nicht auf den Gesichtern der alten und jungen Hirten zumal, weniger der etwas müde und leer dreinblickenden Jesusmutter eigenen künstlerischen Ausdruck zu schaffen vermöchte. Auch kommt das Wunderbare und Geheimnisvolle des Vorgangs in dem abendlichen Hauch der Dämmerung, der die Gruppe umwebt, vortrefflich zu seinem Rechte.

Von Adolf Hengelers feiner idyllisch-humoristischer Kunst haben wir erst kürzlich (Maiheft 1907) gesprochen, als wir „Frühling", „Amaretten auf Bär" und „Ausblick" von ihm zeigten, und schon dort konnten wir auf die märchenselige Romantik hinweisen als auf einen Hauptzug in seinen Bildern, der auch da noch waltet, wo der Künstler realistische Gestalten aus der unmittelbaren Wirklichkeit festhält. Wie viel mehr, wenn es ihm Erscheinungen der kindlichen Märchenwelt selbst angetan haben, wie dieser „Weihnachtsmann im Walde", der langbärtige heilige Nikolaus, Knecht Ruprecht oder, wie man in Bayern und Schwaben sagt, Pelzmärtle, dem ein weißer Hirsch, stolz auf seine Würde als Gabenträger, gravitätisch zur Seite schreitet. Beide kommen — und das ist das liebenswerteste und zugleich echteste an dem Bild — geradeswegs aus dem Märchenland: etwas Feierliches, Geheimnisvolles, Außerirdisches schwebt um sie, und doch erscheinen sie einem auch wieder so vertraut, daß man sich denken kann: wäre man noch ein Kind, man möchte gleich auf sie zueilen, dem alten Mann eine Patschhand geben und sich von seinem schneeweißen Begleiter ein paar Äpfel und Nüsse erbetteln.

Unser Intagliobiatt „Auf dem Heimwege" von Adolf Jöhnssen ist ein Bruder des im Dezemberheft wiedergegebenen Winterbildes, und wie jenes, so nimmt wohl auch dieses sein Motiv aus der alten Burg zu Nürnberg. Dürfen wir uns vorstellen, daß es am Weihnachtsabend ist, wenn wir diesen von der Last der Jahre nur leise gebeugten alten Herrn im altväterischen Festkleid mit bedachtsamen Schritten „heimgehen" sehen? Jedenfalls ist etwas von der wehmütigernsten, müd und sanft gedämpften Erinnerungsstimmung in dem Bilde, die alte Leute an diesem Abend wohl beschleicht, auch wenn sie ihrer aufrechten Kraft zutrauen dürfen, daß es nach lange nicht der letzte „Heimweg" ist, den sie antreten, jener, von dem es keine Wiederkehr gibt. F. D.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig

Fabrik und Export von Musikinstrumenten.

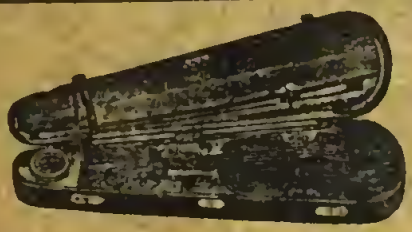
Gute Arbeit. Billige Preise. Umtausch gestattet.

Violinen.

No. 4006. Anfängergeige . . . M. 7.—
No. 4007. Schulgeige, Ebenholzgarnitur, Ahornboden . . . . M. 8.—
No. 4009. Schulgeige, Ebenholzgarnitur, gut ausgearbeitet . . . M. 10.—
No. 4012. Schulgeige, Ebenholzgarnitur, besser im Ton . . . . M. 12.—
No. 4014. Orchestergeige . M. 15.—
No. 4017. Orchestergeige, besser im Ton M. 20.—
No. 4026. Geige nach italienischen Meistern . . . . M. 25.—
No. 4028. Desgl., gute Tongeige . . . . . M. 30.—
No. 4032. Desgl., sehr gute Tongeige . . . . . M. 40.—
No. 4035. Mod. Stradivarius, sehr gute, starke Tongeige M. 50.—
No. 4040. Solo-Instrument, bestgewähltes Holz . . . M. 60.—
No. 4044. Solo-Instrument, feinste Ausarbeitung . . M. 75.—
No. 4050. Konzertgeige, bestgewähltes Holz . . . . M. 100.—
No. 4054. Meistergeige, großer Ton . . . . . M. 150.—
No. 4056. do., großer, edler Ton . . . . M. 200.—

Violinbogen, à 3/4, 1 1/2, 2, 2 1/2, 3, 3 1/2, 5, 7, 12, bis 100 Mark.
Violinkasten à 3, 4, 5, 7, 12, 15, 25 bis 100 Mark.

Bratschen à 10, 20, 30, 50, 75, 100, 200 Mark.
Celli à 20, 30, 50, 75, 100, 150, 200, 300 Mark.
Kontrabässe à 50, 75, 100, 150, 200, 250 Mark.
} Beste deutsche und römische Saiten.



Violinen mit Bogen und Kasten.

No. 14007. Schulgeige, Ebenholzgarnitur, mit Bogen, Kasten und Kolophon . . . . . M. 12.—
No. 14009. Schulgeige, besser, mit Bogen, Kasten, Reservesaiten, Kolophon und Stimmgabel . . . . . M. 15.—
No. 14014. Orchestergeige, gut im Ton, mit Bogen, Kasten, Reservesaiten, Kolophon und Stimmgabel . . M. 20.—
No. 14017. Orchestergeige, besser im Ton, mit Fernambukbogen, Kasten, Reservesaiten, Dämpfer, Kinnhalter, Kolophon und Stimmgabel . . . . . M. 30.—
No. 14032. Orchestergeige, sehr gut im Ton, mit Fernambukbogen, Kasten, Reservesaiten, Dämpfer, Kinnhalter, Kolophon, Stimmgabel und Pinzette . . . . . M. 50.—
No. 14044. Sologeige, feinste Ausarbeitung, mit ff. Fernambukbogen, gelormt, Chagrinlederkasten, Reservesaiten, Dämpfer, Kinnhalter, Kolophon, Stimmgabel und Schere M. 100.—
No. 14054. Meistergeige, großer Ton, Fernambukbogen mit Silbergarnitur, Formkasten mit Chagrinleder, Reservesaiten, Dämpfer, Kolophon, Stimmgabel, Schere M. 200.— und teurer.

Cornets à pistons

(Trompeten).

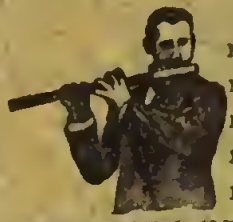
No. 5849. Für Schüler, ohne Etui M. 22.—
No. 5855. do., in Holzetui . . . M. 28.—
No. 5857. Für Orchester, gutes Instrument, ohne Etui . . . . . M. 30.—
No. 5861. do., mit Holzetui . . M. 35.—
No. 5859. do., bessere Qualität, ohne Etui M. 35.—
No. 5871. Für Orchester, feine Qualität, in Holzetui . M. 60.—
No. 5975. Für Solisten, vorzügliches Instrument, in feinem Holzetui . . . . . M. 75.— und teurer.

Mit Zylinderventilen.

No. 5920. Für Orchester, ohne Etui . . . . . M. 30.—
No. 5924. do., mit Holzetui, bessere Qualität . . . M. 45.—
No. 5928. Für Solisten, in Holzetui . . . . . M. 60.—
No. 5932. Konzert-Cornet, allerbeste Qualität . . . M. 75.—
Trompeten in B à 30, 50, 60 Mark und teurer.

Gratis werden versandt: Preisliste No. 1 über alle Saiten- und Blasinstrumente und deren Bestandteile.
Preisliste No. 2 über Fortuna-Spieldosen und Musikaufsätze, Kantolon-Musik- und Sprechapparate, mechanische Musikwerke, mechanische und elektrische Pianos, Orchestrions, Harmonikas usw.
Preisliste No. 3 über Harmoniums.
Preisliste No. 4 über Pianinos und Flügel.

Flöten.



No. 6501. Grenadillholz, 1 Klappe, Pappetui . . . . . M. 5.—
No. 6506. Grenadillholz, 4 Klappen, Pappetui . . . . . M. 8.—
No. 6510. Grenadillholz, 6 Klappen, Pappetui . . . . . M. 10.—
No. 6516. Grenadillholz, 8 Klappen, feines Pappetui . . M. 16.—
No. 6518. Grenadillholz, 8 Klappen (C-Fuß), 1. gut. Holzetui M. 12.—
No. 6520 Grenadillholz, 10 Klappen (H-Fuß), feines Instrument in eleganten Holzetui . . . . . M. 40.—
No. 6524. Grenadillholz, 10 Klappen (H-Fuß), Elfenbeinkopf, feines Instrument, in gutem Holzetui . . . . M. 50.—
No. 6530. Grenadillholz, 12 Klappen (H-Fuß), Elfenbeinkopf, Konzertflöte, in eleganten Holzetui . . . . . M. 60.—
No. 6540. Grenadillholz, 15 Klappen (H-Fuß), Elfenbeinkopf, Konzertflöte, feinste Arbeit, in sehr eleg. Holzetui M. 90.—
No. 6542. Grenadillholz, 18 Klappen, Elfenbeinkopf, gutes Solo-Instrument, feinste Arbeit, in feinem Etui . . M. 120.—
No. 6544. Modell Zimmermann, eigenes Fabrikat, Grenadillholz, 18 Klappen, Elfenbeinkopf, bestes Solo-Instr., leichte Ansprache, voll., gleichm. schön. Ton, in fein. Etui M. 150.—
Böhmflöten, Grenadillholz, in gutem Etui . . . M. 160.—
do., Ganz Neusilber, do. . . . M. 175.—
do., do., von Evette, Paris . . M. 275.—
Piccoloflöten à 1.50, 2.50, 5, 7 M., m. Elfenbeinkopf à 14, 18, 24 M.

Mandolinen.

No. 5498. Ahorn, einfach . . . . M. 7.—
No. 5499. Ahorn, besser . . . . M. 9.—
No. 5500. Ahorn, echt ital. . . . M. 12.—
No. 5504. Ahorn, oder Palisander, echt ital. besser . . . . . M. 15.—
No. 5505. Palisander mit Schallochverzierung, echt ital. . . . . M. 20.—
No. 5506. Ahorn oder Palisander, echt ital. guter Ton . . . . . M. 22.—
No. 5508. Palisander, echt ital., bessere Ausstattung . M. 30.—
No. 5509. do., do., f. Mechanik, schön. Ton M. 40.—
No. 5510. do., do., bessere Ausstattung . M. 60.—
No. 5514. do., do., sehr feine Arbeit, reiche Perlmutter-Verzierung. . . . . M. 100.— und teurer

Guitarren (6 sait. mit Mechanik)

No. 5136. Einfache Arbeit . . M. 8.—
No. 5140. Ahornh., Decke lack. M. 10.—
No. 5145. Ahornholz, polierte Decke Schallochinlage. . . . M. 15.—
No. 5148. Ahornholz, polierte Decke bess Arbeit, Halsschraube M. 20.—
No. 5150. Ahornholz, polierte Decke feine Arbeit, guter Ton . M. 30.—
No. 5152. Palisanderholz, Mahagoni oder Ahorn, feine Arbeit, gut. Ton M. 40.—
No. 5153. Palisanderholz oder ff. Ahorn, Mahagonihals, schöne Ausstattung . . . . . M. 50.—
No. 5156. do., do., feinere Ausstattung, schöner Ton, 1- oder 2 seitige Schrauben . . . . . M. 75.—
No. 5160. do., do., sehr schöner Ton, ff. Ausstattung M. 100.— und teurer

Zithern.

No. 5349 Ahornh., Palisander-Imit. M. 12.—
No. 5351. Palisanderholz, besser . M. 18.—
No. 5356. do., mit Mechanik . . . M. 25.—
No. 5358. do., do., hübsche Schallocheinlage, guter Ton . . . M. 35.—
No. 5360. Palisanderholz, mit Mechanik, besserer Ton, in feinem Etui . . M. 50.—
No. 5362. Palisanderholz, mit Mechanik, sehr feine Arb., schön. Ton, eleg. Etui M. 75.— und teurer

Konzertzithern.

No. 5361. Ahornholz, Palisander-Imitation . . . . M. 15.—
No. 5363. Palisanderholz, besser . . . . . M. 20.—
No. 5368. do., mit Mechanik . . . . . M. 25.—
No. 5369. do., do., guter Ton . M. 35.—
No. 5370. do., do., Schallocheinlage, guter Ton, in feinem Holzetui . . . . . M. 50.—
No. 5372. Palisanderholz, mit Mechanik, sehr feine Arbeit, schöner Ton, in eleganten Etui . . . M. 75.— und teurer

Lauten

Deutsche . . . . . à M. 28.— u. 40.—
Nordische, 10 saitig . à M. 65.—
Schwedische, 12 saitig à M. 70.— u. 80.—

Die Firma Blankenhorn & Co. verwendet seit Jahrzehnten für die Herstellung ihrer Marke „Champagne Strub" ausschließlich Edelgewächse der Champagne, die sich wegen ihrer Feinheit, Frische und Eleganz in hervorragender Weise als Rohprodukt für die Herstellung von Schaumwein eignen.

Eigenes Einkaufshaus in Reims: 18 Rue Ruinart de Briment.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT
FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART

52. JAHRG.
• HEFT 5 •

FEBRUAR
• 1908 •

GEORGE WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG

Kessler-
Sect.
G. C. KESSLER & Co
Kgl. Hoflieferanten
ESSLINGEN
gegründet
• 1826. •
CABINET
KESSLER
Aelteste
deutsche Sectkellerei.

Hermann Hendrich: Felsschlucht am Meer.

Zu Alfred Koeppen: Hermann Hendrich und seine Tempelkunst.

WESTERMANNS MONATSHEFTE
Redigiert von Dr. Friedrich Düsel
Bd. 103, II Februar 1908 Heft 617

Wie Truges seine Mutter suchte

Roman von Ottomar Enking

II

Nun kamen für Truges noch etliche Tage der Furcht vor der dunklen Einsamkeit des Abends, nun erstickte er in seinem Bett noch etliche Male das herzbrechende Schluchzen unter der Decke. Nun fuhr er noch ein paar Mal in seiner Angst vor Gespenstern oder in seiner Sehnsucht nach einem Menschen, der ihn liebhatte, aus dem Schlaf empor, so daß Schuster Brammer oder Tante Siem — wer von ihnen den Schrei gerade hörte — herzueilte und den Knaben, dessen Glieder zitterten, in sein Kissen zurückdrücken mußte. Dann gewöhnte sich Truges an sein Schicksal.

Ja, Truges wurde an die dunkle Einsamkeit gewöhnt, aber sie warf doch ihre Schatten auf seine Tage. Er empfand, daß ein Unterschied sei zwischen den Menschen, insonderheit zwischen den Kindern. Linde und Heine, die lebten in Licht und Herrlichkeit und hatten ihre Mutter, und er saß hier unten, und keine Mutter kümmerte sich um ihn.

Oft hockte er auf dem einen großen Koffer im Korridor. Es war, als sei ihm die Dunkelheit und Einsamkeit, der er des Abends nicht entrinnen konnte, fast lieb. Da grübelte er über allerhand Dinge nach, an die er vordem nie gedacht hatte. Er wurde schlaffer, träger und spielte nicht gern mehr mit dem Leder und dem Schustergerät seines Großvaters. Lindes Aufmunterung fehlte ihm. Denn seltsam: neben allem Leid erwachte in Truges' Herzen ein Trotz. Die da oben, die Glücklichen, hatten ihn ausgestoßen, und jetzt wollte er auch nichts mehr mit ihnen zu tun haben.

Er ging nicht hinauf, sondern versteckte sich vor Linde, wenn sie ihn rief. Er floh in den Hof, und wenn er sich dort nicht sicher genug fühlte, schlüpfte er nach der Straße und lief auf den Markt, wo er gewiß war, daß sie ihm nicht nachkam. Er war scheu vor Madame Papius und ging sogar dem Buchhalter aus dem Wege, der doch immer gut gegen ihn gewesen war und ihn mit traurigen Augen ansah, sooft er ihn auf der Treppe traf.

Madame Papius befand sich behaglich. Sie wurde rundlich und auch eitel und setzte Hauben auf, die mancherlei Zierat und flatternde Bänder trugen. Nun sah sie beinahe jung und hübsch aus. Das bemerkte Buchhalter Papius schließlich wohl, und trotz seiner ehrlichen Frömmigkeit war es ihm nicht unangenehm, eine nette Frau zu haben, mit der er sich am Sonntagnachmittag in Wichmanns Biergarten sehen lassen konnte.

Die Familie Papius war froh, unter sich zu sein; sie schloß ihren Kreis, und Truges stand draußen. Aber er war doch nicht ganz allein, denn unwillkürlich schmiegte er sich immer inniger an Tante Siem an. Sie ließ sich von ihm bei ihrem Vornamen Tante Franzisla nennen. Auf die Art vermißte sie das Adelsprädikat nicht.

Meister Brammer kümmerte sich wenig um seinen Enkel und war auch auf seinem Schemel nicht so fleißig wie sonst. Er mußte allerhand gedruckte Schriften lesen. So saß

er, die Brille auf der Nase, mit der langen Pfeife am Fenster und hielt das Zeitungsblatt mit beiden Händen hoch, weit von sich ab. Was das für eine Zeit war! Politik — wer hatte daran früher gedacht? Nun fingen sie an und wollten für Schleswig-Holstein eine Verfassung haben, und mit Dänemark wollten sie nur durch etwas verbunden sein, das hieß Personalunion. Schuster Brammer wurde nicht völlig klug daraus, was das bedeutete, aber es gefiel ihm, denn er fühlte, daß es etwas extra Schleswig-Holsteinisches wäre, und für die Dänen, die Hannemänner, hatte er nie viel übrig.

König Frederik VI. war wohl zornig über all das, was die Schteswig-Hotsteiner verlangten, aber das half ihm am Ende nichts.

„Dat treckt sick all torecht," sagte Schuster Brammer, zog seinen Leibrock an und ging nach „Stadt Kopenhagen" in die Schuhmacherstraße, um Uwe Jens Lornsen zu hören, der da Quartier hatte und mit seinen Reden unter den ruhsamen Kieler Bürgersleuten eine gewaltige Aufregung zuwege brachte.

Mutter Mordhorst sah den Meister aus dem Hause treten. Schnell öffnete sie das kleine Erkerfenster und steckte den Kopf auf die Straße „Nu?" fragte sie. Es war unerhört, daß ein Mieter von ihr in Sonntagskleidung am Alltag ausging, ohne ihr Bescheid zu sagen, worum es sich handelte.

„Tscha," sagte Brammer und machte halt. Die beiden sahen sich an.

„Dat is ja doch markwürdig." Mutter Mordhorst maß ihren Mietsmann von oben bis unten. Wenn er noch nicht verstand, was sie von ihm wollte, war ihm nicht zu helfen. Ach, die Mannsleute waren immer so schwerfällig; sie ließen eine arme Witfrau in Neugier vergehen.

Schuster Brammer holte die stählerne Dose hervor und nahm sich einen Priem. „Nu ward dat bald anners hier," begann er. Denn wenn ihn auch nicht etwa Mitleid mit den Nöten einer armen Witfrau bewegte, sich zu äußern, so fand er es doch paßlich, seine männlichen Kenntnisse von den Verhältnissen anzubringen. Darum fuhr er laut und hochdeutsch fort, so daß noch ein paar Leute mehr, die gerade auf der Straße gingen, von seiner Wissenschaft etwas hatten: „Jetzt gibt es bei uns bald eine Verfassung."

„O Gott, o Gott, all wedder Krieg!" rief Mutter Mordhorst, als seien die Schweden eben erst abgezogen, und doch waren seitdem schon manche Jahre dahingegangen, und Mutter Mordhorst war damals noch ein schlankes oder doch wenigstens noch handliches Frauchen gewesen, das mit ihrem Manne Staat auf dem Tanzboden machte.

„Verfassung," wiederholte Meister Brammer selbstgefällig. „Und das wollen wir Bürger beraten, wie die am besten einzurichten ist."

„Bloß nich hier in der Haßstraße mit das alte Schießen," flehte Mutter Mordhorst in ihrer Seelenangst und hielt sich die Ohren zu.

„Na," sagte Meister Brammer, stolz darauf, daß er aus seiner tiefen politischen Übersicht eine gewisse Beruhigung für die arme Witfrau hatte, „is ja mögtich, daß noch alles gut geht." So übersetzte er bei dieser hochpolitischen Angelegenheit seine Lieblingsredensart. „Aber Schleswig-Holsteiner sind wir, und Verfassung müssen wir kriegen, sünst geiht't scheef."

„O Gott, o Gott!" jammerte Mutter Mordhorst und schlug das Fenster zu, damit die Kugeln wenigstens einen kleinen Widerstand fanden. Sie horchte auf Meister Brammers Schritte. Der ging forsch heute; er hatte gewiß die Stiefel mit den Hufeisen an. Das klang, als trüge er schon das Bürgergewehr über der Schulter, so stramm marschierte er die Haßstraße entlang.

Mutter Mordhorst zog sich in den hintersten Winkel ihrer Stube zurück und kauerte beim Ofen. Zuletzt hielt sie es jedoch in der Einsamkeit nicht mehr aus und schleppte sich hinauf zu Tante Siem. Beide berieten die Weltlage und waren darüber einig, daß man nichts gegen den dänischen König sagen könne.

„Er ist mal bei uns auf Siemshagen gewesen," erzählte das Fräulein, und damit war all ihr politisches Empfinden entschieden. „Meinem Großvater hat er ein Schreibgeschirr aus Porzellan geschenkt." Das war lange her, und der König, der Siemshagen und seinen Besitzer so hoch geehrt hatte, hieß auch nicht Frederik VI., sondern Christian VII., aber das blieb sich für Tante Franziska gleich. König war König, und man durfte nichts von ihm beanspruchen, was er nicht selbst geben wollte, am wenigsten eine Verfassung.

So war die kleine adelige Dame richtig loyal gesinnt und hatte, was selten vorkam, dieselbe Ansicht wie Mutter Mordhorst. Die besaß allerdings keine Beziehungen zu dem

dänischen Herrscherhause, und es fehlte deshalb ihrer Abneigung gegen politische Umwälzungen an der eigentlichen Höhe des Gefühls. Aber die Erinnerung an die Schwedenzeit, wo so viel Steuern und Militärabgaben erhoben wurden, besonders von den Hausbesitzern — diese trübe Erinnerung genügte, daß sie in der Politik einen Greuel sah. Beide Frauen kannten nicht begreifen, wie Meister Brammer sich in den Strudel stürzen und nach „Stadt Kopenhagen" gehen machte, um diesen Uwe Jens Lornsen reden zu hören, der ja wohl der Böse in offenbarer Gestalt war.

Schuster Brammer fühlte sich aber bei seiner bedeutsamen politischen Tätigkeit sehr wohl und lud, wenn er aus „Stadt Kopenhagen" nach Hause kam, Buchhalter Papius zu einem steifen Grog ein. Grog gehörte zum Politisieren. Die Männer sprachen ein Langes und ein Queres über die Petitionen an den König und über Rechtsanwalt Olshausens Korrespondenzblatt, das Brammer sogar hielt, und woraus er seine ganzen freien Anschauungen sog.

Buchhalter Papius war ein Feind der Verfassungspläne. Erstlich, weil politische Unruhen meist der Schiffahrt hemmend wurden, und zweitens, weil er in jeglicher Auflehnung gegen die Obrigkeit ein Unrecht sah. Die beiden Nachbarn wurden oft hitzig über der schleswig-holsteinischen Frage, und Brammer blieb in dem Hause der einzige Fortschrittler, was ihm nun freilich als einem Meister des trefflichen Schuhmachergewerbes auch gut anstand und natürlich war.

Das Traurige war nur, daß Meister Brammer, einmal auf der schiefen Ebene der liberalen Politik angelangt, auch kein Maß und Halt mehr kannte, denn er wurde einer van den Unzufriedenen im Lande und hatte nicht nur wider den König und die Regierung, sondern selbst wider das Stadtregiment allerhand einzuwenden.

„Ja, de," sagte er und wies mit dem Daumen über die Schulter in die Richtung, wo das Rathaus am Markt ungefähr liegen mußte. „De sitten dor un hebben den groten Geldsack mit de Börgers ehr Stüern vör sick up'n Disch, un jeder nimmt sick denn so veel dorut, as he Lust hett."

Vergeblich suchte Buchhalter Papius die Stadtväter als ehrliche und gewissenhafte Leute hinzustellen, die über jeden Banktaler Rechenschaft ablegten und beileibe nicht in ihre eigene Tasche wirtschafteten. Schuster Brammer verharrte mit der Hartnäckigkeit des kleinen Handwerkers dabei, daß die Oberhäupter der Stadt sich von den Abgaben der Bürger nährten.

Er war unzufrieden damit, aber die Unzufriedenheit bekam ihm vorzüglich. Und weil er dennoch im letzten Grunde ein Mann der Eintracht war und nichts weniger wünschte als Schießen und Stechen, so ließ er gern am Schluß seiner Reden sein besänftigendes Wort: „Dat treckt sick all torecht," einfließen.

„Gott walte es," sagte Buchhalter Papius und trank den Grog aus, der ihm zu scharf war und ihn husten machte, weil er eher nach aufgelöstem Pflaumenmus mit Sprit als nach Rum schmeckte.

In diesen bewegten Tagen wuchs Truges heran. Er spürte aber van den Vorgängen da draußen und den politischen Gesprächen daheim nichts. Am liebsten ließ er sich von Tante Franziska Märchen erzählen. Märchen — ja —, denn ihn dünkte alles Märchen, was die gute Mademoiselle ihm berichtete, auch wenn es aus ihrem eigenen Leben war. Sie war froh, einen Zuhörer gefunden zu haben, der ihr nie widersprach, der ihr alles glaubte, der sie leuchtenden Auges anschaute und „mehr, bitte mehr!" rief. Die andern im Hause meinten oft, sie fabuliere, und doch blieb sie in ihren Geschichten immer streng bei der Wahrheit. So dachte sie. In Wirklichkeit hatten freilich die Phantasie und die Erinnerung an ihre glückliche Jugend manches Erlebte und Gesehene in ihrer Seele vergoldet.

„O, du mußt wissen, kleiner Truges" — sie wiegte sich und tänzelte in ihrem Kattunröckchen vor dem Knaben, sie spreizte das Kleid und freute sich, wie zierlich sie noch den Fuß zu setzen wußte und wie klein ihr Fuß war, selbst in dem groben Schuh — „du mußt wissen: einst war unser Geschlecht sehr mächtig." Ihre Augen verklärten sich. „In vielen großen Schlachten haben meine Ahnen mitgekämpft und gewaltig um sich geschlagen, und viele feindliche Ritter mußten vor ihnen fliehen, denn meine Ahnen" — das Wort sprach sie immer weihevoll aus — „waren starke Mannen und hieben den festesten Harnisch durch und durch. Und dann wurden sie vom König belehnt. Mit großen Gütern. Belehnt werden, mußt du wissen, ist

beinahe so gut, als wenn man was geschenkt bekommt." Wie köstlich war es, solche Worte auszusprechen: Ahnen, belehnen. Die große Vergangenheit ihres Geschlechts tauchte dabei vor ihr auf. „Meine Ahnen herrschten auf ihren Gütern und hatten Zollgerechtsame, das ist, wenn keiner auf einem Weg fahren oder reiten darf, ohne zwei Schillinge an den Gutsherrn zu bezahlen. Davon wurden sie reich und bauten Klöster. Und einer von ihnen — der hieß Rathje von Siem auf Hestermoor — der ist nach Rom gepilgert und hat vor dem Papst gekniet. Denn damals hatten wir einen Papst. Jetzt haben wir ja höchstens bloß noch einen Probst."

Es tat Truges leid, daß es keinen Papst mehr gab. Es mußte herrlich sein, nach Rom zu pilgern und vor ihm zu knien.

„O, und dann, denke dir! Einer von uns war auch oft beim Kaiser Ferdinand. Ach, der wohnte weit weg! Drei Wochen mußte man von hier reisen, wenn man zu Hofe wollte. Kaiser Ferdinand liebte ihn so sehr, daß er ihm eine goldene Kette schenkte und ihn zum Grafen machte. Ja, das war Graf Markus. Der ist in den Krieg gezogen, und sie haben ihn totgeschossen, und der Kaiser hat ihn in einer Kirche in Wien begraben lassen. Da liegt er jetzt noch, und wenn ich mal nach Wien komme, dann bete ich am Grabe meines Ahnherrn. Nachher aber ist unser Geschlecht immer mehr ausgestorben. Das kam daher, weil einer von uns großes Unrecht getan hat. Er verstieß seine Frau, und die ist im Lande umhergeirrt und an die Meeresküste gekommen, nicht weit von hier, bei Bülk, und ist da ins Wasser gegangen, zuletzt aber hat sie noch ausgerufen: ‚Wehe über dich, unseliger Mann, du triebest mich in den Tod, weil es den Göttern nicht gefiel, daß ich deinem Zweig einen Sprossen schenkte! Also sollen alle Zweige deines Geschlechtes verdorren.' Dann hat sie sich ertränkt."

„Hat es einer gehört, wie sie das rief?" fragte Truges.

Tante Siem stockte. „Das ist einerlei. Wahr ist es, und das bleibt immer die Hauptsache, mein Junge. Der Geist der Ertrunkenen ist auf Siemshagen erschienen und auf den andern Gütern, wo die Siems saßen. Und jedesmal, wenn der Geist kam, sind alle Pferde und Kühe wild geworden, und der Hahn ist auf das höchste Dach geflogen. Drei Tage danach aber ist allemal jemand im Hause gestorben. So sind wir immer weniger geworden, und die noch übrigblieben, sind in Trauer und Trostlosigkeit versunken und haben ihr Hab und Gut verspielt, weil sie doch alsbald, so meinten sie, sterben mußten. Meinem Vater ging es erst ganz gut; er war Kammerherr und hatte mich und meine Schwester lieb. Aber meine Mutter war nicht freundlich zu ihm. Er hat viel durchgemacht." Nun erzählte sie hastig, als ob sie am liebsten aufgehört hätte und ihrem kleinen Vertrauten doch nichts vorenthalten wollte: „Das sind trübe Geschichten, davon verstehst du nichts, aber glaube mir: in meiner Jugend war es schön bei uns. Viele Gäste kamen, Reiter in roten Röcken, und zur Jagd zogen sie, und wir hatten Kutscher mit silbernen Schnüren auf dem Mantel, und wenn wir ausfuhren, waren vier Pferde vor dem Wagen, und meine Gouvernante lehrte mich Französisch und Singen, und wir aßen von Tellern mit Blumen. Meine Schwester hat sich früh verheiratet, die ist weit weg, ganz im Süden, und ich weiß kaum, ob sie noch lebt. Dann kam das Unglück. Sie betrogen uns um Siemshagen. Mein Vater starb, und meine Mutter starb, und ich sitze hier in der Haßstraße und habe bloß meine paar Bauktaler. Mehr ist von den Siems nicht übrig."

Truges bewunderte ihre Erzählungen; ihm schien, sie hätte alles, wovon sie sprach, die Schlachten, den höfischen Glanz, den Reichtum an Ländereien, das Geschick der Frau, die bei Bülk ins Wasser ging, selbst miterlebt. Ja, Truges lauschte und fühlte: Tante Franziska webte in einer andern Welt.

Eine andre Welt war hier. Sie lag abgeschlossen von dem übrigen, und jedes Stück, das sie enthielt, war geheimnisvoll und raunte von fernen, herrlichen Tagen, wo die Ahnen das Schwert schwangen und der König ihnen alles verlieh, was sie an Ländereien und Gerechtsamen begehrten. Wenn Tante Franziska die Spieldose aufzog, daß sie „Freut euch des Lebens" klimperte, konnte Truges in tiefe Träumerei versinken, und wie verschwommen sah er die Mademoiselle zum Takte der feinen zimperlichen Musik seine zimperliche Tanzschritte machen. Dabei summte sie die Melodie mit, und das klang fast genau wie die Töne aus der Spieluhr.

Kam der Knabe nach solcher Stunde wieder auf den Korridor, so dünkte ihn die Luft drückend. Ihm war, als müsse er immer in Tante Franziskas Welt sein. Sein Aussehen wurde blaß, seine Sprache mürrisch, er nahm nicht teil an dem, was um ihn her geschah. Er hatte viele Fragen in sich, aber noch reichte sein Verstand nicht aus, sie in Worte zu kleiden.

Gesenkten Kopfes ging er einher, spielte selten und wagte sich nicht gern auf die Straße. Es war ihm dort zu frei und zu laut. Madame Papius hatte Besorgnis für ihn, weil er so still blieb. Sie kümmerte sich wieder mehr um sein Wohl, er aber blickte sie mit kalten Augen an. Mutter Mordhorst kam mit Wurmsamen. Tante Siem, die nicht wußte, daß sie selbst die Ursache seines versonnenen Wesens war, gab ihm Tee von Salbeiblättern, die eine überaus heilsame Kraft wider jegliches träge Geblüt in sich bergen. Schuster Brammer jedoch klopfte dem Jungen auf die Backen und meinte: „He mutt to School, dat he wat liehrt."

So geschah es. Truges Brammer bekam eine Schiefertafel und pilgerte auf seinen Holzpantoffeln nach der neuen Schule am Walkerdamm, um in die Wissenschaften eingeweiht zu werden. Leicht wurde es ihm nicht, sich in das neue Leben hineinzufinden, denn die Buchstaben waren etwas so Bestimmtes, das man genau kennen mußte, und bei den Ziffern nützte einem das Raten und Phantasieren gar nichts.

Gewiß, er hatte es schwer, der kleine Truges Brammer. Zum Glück half ihm aber daheim die gute Linde, die längst ein gescheites Mädchen und in der Schule auf dem Buchwaldtschen Hof eine fleißige und artige Schülerin war. Sie lautierte mit ihm und erklärte ihm das Rechnen, und er schloß sich wieder eng an sie an. Denn das merkte er: Märchenhören und sich vielerlei ausdenken konnte man am besten bei Tante Franziska; aber das Einmaleins und das Abc — die lernte man einzig und allein mit Linde.

Mit kindlicher Klugheit, ohne daß er es ahnte, gab Truges einer jeglichen ihr Amt: Tante Franziska war für die Unordnung in seinem Kopfe da, und Linde Papius für die Ordnung.

* * *

Linde und Truges hatten also jetzt etwas Gemeinsames: die Schularbeiten. Sie stellten Vergleiche über ihre Klassen an, und Linde erzählte ihm Wunder von den Sachen, die er noch alle lernen sollte. „Bibelsprüche und Gesangbuchverse und Geschichten aus dem Lesebuch und ordentlich Rechnen mit großen Zahlen," sagte Linde.

Truges sah einstweilen nicht ein, auf welche Weise er in den Besitz dieser geistigen Güter gelangen könne, aber sein Herz fand doch eine Zuflucht bei Linde: wenn alle diese ungeheuren Ausgaben an ihn herantraten, würde sie ihn schon aus der Not retten und ein Mittel wissen, wie man es anfing, das zu lernen, was das harte Leben verlangte.

Meister Brammer ließ ihn seiner Wege gehen und äußerte seine großväterliche Fürsorge nur mit den Worten: „Liehr man düchtig, dat du 'n fixen Schoster wardst. Wenn du kunfermeert büst, kummst du bi mi in de Liehr. Un wenn du denn man schrieben und reken kannst, dat is genog. Ut dat Gesangbook kannst in de Kark lesen, to Huus bruulst dat nich." Schuster Brammer war eben arg liberal, seitdem er sich mit Uwe Jens Lornsen eingelassen hatte und eine Verfassung für Schleswig-Holstein forderte. Er empfand in diesem zur Aufsässigkeit geneigten Zustand auch Lust, gegen die kirchliche Obrigkeit und schließlich gegen den lieben Gott selbst — die beiden staken ja immer zusammen — anzugehen, und hielt deshalb vom Religionsunterricht nicht viel.

Gern trug Brammer seinen Kunden — dazu gehörten ein paar Professoren und eine ganze Anzahl von Lehrern — die geflickten Stiefel selbst ins Haus, denn es glückte oft, daß er mit den Herren ein politisches Wort sprechen konnte. Alle waren sie gleich ihm liberal, wollten durchaus ihre Verfassung und die Personalunion und führten harte Reden gegen den dänischen König, weil er Uwe Jens Lornsen gefangengesetzt hatte. Manch einer hatte den kühnen Führer auf der Festung Friedrichsort besucht, bis er nach Rendsburg gebracht und später freigelassen worden war.

Meister Brammer war auf die Art zu sehr von den Zeitläuften in Anspruch genommen, als daß er seinem Enkel eine Stütze sein konnte, und Truges vermißte ihn nicht. Das ungewohnte Schulleben, das Bewußtsein, mit den übrigen Jungen Schritt halten

zu müssen, rüttelte den Knaben auf. Er versuchte, sich mit den andern zu unterhalten, ihre Ausdrücke zu lernen und ihre Schlingeleien mit zu vollführen. Aber er blieb bei allem guten Willen immer nur ein recht stilles Mitglied des Kieler Stöbervereins, der an seine Angehörigen, was Kraft und List betraf, große Anforderungen stellte.

„Truhs Brammer slöppt achter," hieß es, und damit war gesagt, daß er nie einen Ehrenposten in der Räuberbande erhielt, sondern stets bei den Soldaten dienen mußte, die es wegen ihrer humanen und disziplinierten Kampfesweise durchaus nicht mit den rücksichtslosen und jeglichen Kniff benützenden Räubern aufzunehmen vermochten. Truhs Brammer wurde auch nicht einmal Unteroffizier bei den Soldaten. Er blieb Gemeiner, tat im Gliede und vor dem Feinde seine Pflicht, war aber nicht in der Lage, Posten zu stehen oder Patrouille zu laufen, auch konnte man ihn überhaupt nicht an Stellen aufpflanzen, wo es ein selbständiges Handeln galt. Er war eigentlich nur dazu da, sich gefangennehmen zu lassen und den Feind zu beschäftigen, wenn die andern ausrissen.

Indessen, Truhs Brammer war trotz alledem, oder vielleicht, weil es bequem war, ihn zu knuffen, in der Haßstraße gern gesehen und durfte sogar mit in den Krieg ziehen, wenn die Stöber, Soldaten und Räuber zusammen, den Bodderlickers, das heißt den Gymnasiasten, eine Schlacht lieferten. Das war eine ernste Sache. Beide Parteien, mit großen Knütteln bewehrt, standen sich auf etwa dreißig Schritt gegenüber. Die Kühnsten schwangen drohend die Waffen und traten vor die Front, um einander nach Art der homerischen Helden mit Schimpf und Spott zu reizen und zum Zweilampf herauszurufen. Die Reden erschollen laut hin und her, und hinter den Heldensöhnen drängte die Masse und feuerte die Auserlesenen an. Wenn die Wut am höchsten, sprangen zwei Kämpfer aufeinander zu, blitzenden Auges, die Mützen auf dem Hinterkopf, die Waffen hoch erhoben. Klapp! klapp! ging es, denn bei allem Mut waren die Heroen mehr darauf bedacht, die Hiebe zu parieren, als selbst welche auszuteilen, und so geschah es zum Glück, daß die Hölzer weit öfter getroffen wurden und viel schwerer zu leiden hatten als die Häupter. Hie und da aber setzte es doch eine tüchtige Beule. Der Getroffene duckte sich, versuchte noch einen kühnen Ausfall, aber das Hurrageschrei auf der Seite der Gegner lähmte seine Tapferkeit, das Schweigen auf der Seite der Seinen tat das übrige, und so zog er sich langsam, unter großsprecherischen Worten mit dem Knüttel suchtelnd und den Schmerz, der ihm den Schädel durchdröhnte, verbeißend zu seinen Genossen zurück.

Der Sieger rückte nach; ihn deckte seine Armee. Ganz nahe kamen die Reihen, und der Einzellampf wurde zur Feldschlacht. Da ging es wüst her, und die dicken Stöcke zersplitterten. Bodderlicker und Stöber. Blaue Flecke und Schrammen gab es, bis man des Haders müde ward. Die hintern Reihen lösten sich auf, und die vordern wurden gleichfalls lichter. Die Hauptanführer zwar wichen und wankten noch immer nicht, denn es war ein Ehrenpunkt für sie, möglichst lange keinen Schrittbreit freizugeben. Aber der Eifer erlahmte, und zuletzt ging man auseinander mit der prahlerischen Versicherung, daß der Feind erbärmlich feige und für ewige Zeiten geschlagen sei.

Die Straße wurde wieder leer. Nur etliche Knüttel lagen auf dem Schlachtfeld, und die Kieler Bürger, die vom Fenster aus das Treiben beobachtet und sich gefreut hatten, daß ihre kampfesfrohe Art nicht ausstarb, gingen hin und sagten einem Polizeidiener Bescheid, was geschehen war. Der kam, nachdem er erst sorgfältig um die Ecke geschaut hatte, ob die Luft rein wäre, denn auch er störte die Jugend nicht gern bei ihrem schlachtenfreudigen Wesen. Er nahm die zersplitterten Äste und Stiele auf und trug sie feierlich zur Polizeiwache. Dort wurden sie verteilt, und die lieben Frauen von den Polizeidienern benutzten sie zum Kochen. So stifteten die Kriege ihr Gutes.

An solchen Streittagen war Truges Brammer in den Linien der Stöber zu sehen, aber nur hinten, wo man kaum die aufreizenden Rufe der Heerführer verstand und nur den Beruf hatte, „Hau em!" zu schreien und nachzudrängen. Diesen Beruf erfüllte er. Im übrigen ging er unverletzt und sozusagen, ohne Pulver gerochen zu haben, aus den Kriegen hervor. Truhs Brammer war nicht für Getümmel und Heldenhaftigkeit, so gern er die kolorierten Bilder besah, die in dem einen Buch bei Tante Franziska waren und wovon sie ihm berichtete: „Siehst du, mein Junge? Das waren die Ritter in den Kreuz-

zügen. Die eroberten Jerusalem, und hier der, der mit dem langen Bart, o, der sieht meinem seligen Vater so ähnlich. Das ist gewiß ein Siem gewesen. Denn wir waren schon ein Geschlecht, als sie die Kreuzzüge machten. So alt sind die Siems."

Es war gemütlicher für Truhs Brammer, die streitenden Ritter an der Mauer von Jerusalem zu sehen, wie sie die Sturmleitern gegen die alten Turbantürken ansetzten und ihre Schilde über dem Kopf hielten, damit das siedende Pech von oben herab sie nicht verbrannte — es war viel gemütlicher und sicherer, diese Bilder zu betrachten, als selbst im Schlachtengewühl zu stehen.

Wie bei diesen ernsten, fast durfte man sagen, blutigen Spielen, so ging es Truhs Brammer auch sonst, wenn er mit den Jungen zusammen war. Immer blieb er im Hintertreffen. Wenn sich drei oder vier von ihnen im Kreise aufstellten und einer abzählte:

„Ele mele,
Ming mang,
Pink pank,
Oster poster packe dich,
Eier weier weg!"

so konnte Truhs Brammer gewiß sein, daß ihn nie das letzte „weg" traf. Er blieb stets übrig und mußte die andern greifen, wenn sie Letzten, oder suchen, wenn sie Versteck spielten. Beim Pickerspiel hatte er mehr Glück, denn er berechnete gut, wie die Kugel lief, aber wenn er einen Haufen Marmeln beisammen hatte, nahmen ihm die größern Knaben seinen ehrlichen Gewinst wieder weg. Und wenn es galt, Hinkepoot zu spielen, wobei man das Steinchen vom einen in den Sand gezeichneten Feld zum andern stoßen sollte, so war Truhs Brammer immer derjenige, der verbackelte, indem er an dem Stein vorbeistieß oder auf den Strich trat.

Auch das Pickpahlspiel brachte ihm wenig Freude und Ehre ein. Er konnte seinen Pfahl nicht mit der Kraft in die Erde einrammen, daß er die Pfähle der andern Jungen umwarf. Mochte er auch streiten: „Dat 's min!" so rief Hannes Knall, sein Gegner: „Nee, min fritt noch," was so viel hieß, als daß der Pfahl nicht völlig umgestoßen sei. „Dat deiht he nich!" behauptete Truhs Brammer. „Doch, deiht he wol!" Zuletzt brach die Zwietracht in offenen Kampf aus, und immer war es Truhs, der sein Recht vor dem Recht des Stärkern verlor.

Wie gering die Jungen indessen für gewöhnlich Truhs Brammer achteten, so dringend umschmeichelten sie ihn dennoch manchmal, und das kam daher, weil Truhs Brammers Großvater Schuster war. Schuster haben nämlich Leder und Pech — Dinge, die eine Jungenseele aufs innigste ersehnt; Truhs Brammer konnte sich viele Vorteile und manche Erleichterungen von schweren Diensten und Steuern für die allgemeine Kriegskasse verschaffen, indem er seinen Kameraden Pech und Leder lieferte. Schuster Brammer gab ihm gern ein paar Abfälle, rollte auch dann und wann eine Kugel von Pech zusammen und backte sie dem Enkel auf die Nase.

Pech, o, das war zu vielen Dingen nütze. Das ließ sich ausziehen, das formte sich in jegliche Gestalt — davon konnte man Körbe drehen und selbst Becher kneten, um Wasser an der Pumpe zu schöpfen. Das schmeckte herrlich. Man konnte Ritzen und Schlüssellöcher mit Pech verschmieren, und Mutter Mordhorst faßte kaum je an ihre Haustürklinke, ohne kleben zu bleiben.

Und Leder — ja, Leder ging beinahe noch über Pech, Leder brauchte man immer. Bei der Schleuder war es als Mittelteil zwischen den Schläuchen unentbehrlich. Man schnitt daraus Scharniere für die Tür am Kaninchenkasten. Man vernagelte sogar Mutter Mordhorst damit das Haustor, was freilich immerhin ein gefährliches Beginnen war und deshalb nur von den mutigsten Söhnen der Haßstraße ausgeübt wurde.

Aber dann gab es noch etwas — dafür verdiente das Leder geradezu heiliggesprochen zu werden: mitten in eine runde Scheibe aus Leder ward ein Loch gebohrt, durch das man eine Schnur zog. Oben an die Schnur kam ein Handgriff. Jetzt tauchte man das Leder in Wasser und ließ es sich gehörig vollsaugen und aufquellen. Dann nahm man es heraus, preßte es auf einen Pflasterstein und trat es fest, und wenn man dann die Schnur anzog, hob die saugende Scheibe den Pflasterstein in aller Bequemlichkeit mit heraus. Auf die Art ließen sich prachtvolle Löcher in der Haßstraße aushöhlen, und es war immerhin noch eine Freude für den Polizeidiener, wenn er die Pflastersteine sorgfältig neben derlei Löchern hingelegt fand.

All das Neue, das auf Truges einstürmte, hatte die Wirkung, daß er die Sehnsucht

nach einem mütterlichen Wesen vergaß. Er schlief ruhig allein in seiner engen Kammer, und auch der Neid auf Linde und Heine war verschwunden. Madame Papius nahm ihn mit spazieren, und er wehrte sich nicht gegen solche Einladungen, denn er hatte ihr verziehen, daß sie ihn aus der Pflege gab, und lernte mit der Zeit, Tante zu ihr zu sagen. Alle drei Tanten im Hause taten sich zusammen und erzogen Truges. Das wurde freilich ein wunderliches Mischmasch. Frau Papius sorgte sich um seine Frömmigkeit. Truges sollte immer beten, morgens, mittags und abends. Mutter Mordhorst hatte sich seines leiblichen Wohles angenommen und fütterte ihn, weil er blaß aussah und dünne Beine aus den kurzen Hosen hervorstreckte. Tante Franziska endlich gab ihm das Schönste: sie öffnete ihm das Land aller Herrlichkeiten, das Land der Phantasie, erfüllt mit allem Zauber, der in ihrer Jungfrauenseele lebte und webte. Sie erzählte ihm von der Feuersee und dem Wassermann, die eins vom andern gehört hatten und sich nach einander sehnten. Die Feuersee verließ ihr heißes Reich, und der Wassermann stieg aus der Tiefe seiner Quellen empor. Sie wanderten ruhelos über die Erde, um einander zu suchen, und fanden sich doch lange, lange nicht. Endlich aber, als sie müde und matt vom Pilgern waren, trafen sie sich und standen erst zweifelnd und staunend da. Dann aber, da sie erkannten, wer sie waren und daß ihr Suchen ein Ende hatte, fielen sie sich um den Hals und siehe: im selben Augenblick waren sie zu einem einzigen Wesen, zum Dampf, verschmolzen und schwebten nun als Wolke am Himmel, in Einträchtigkeit und dennoch zwiespältig. So kommt es, daß die Wolke den Blitz und den Regen in sich trägt.

Oder Tante Franziska holte das alte Legendenbuch heraus und las ihrem Schützling vor vom Kaiser Miramaus, der ausritt, um einen Drachen zu erlegen, und als er dem Ungetüm das Haupt abhieb, verwandelte es sich in eine wunderschöne Jungfrau, mit welcher der Kaiser heimzog und Hochzeit hielt. Immer waren Tante Franziskas Geschichten voll von Geistern, Drachen, Zauberern und Hexen, und es gab nichts Wunderbares, woran sie nicht glaubte und woran sie Truges nicht glauben machte.

Der Junge vertraute fest auf Tante Franziska und ihre geheimen Wissenschaften. Er ließ sich bedeuten, wie man das Punktierbuch gebrauchte, und wie man das ägyptische Traumbuch richtig aufschlagen mußte, um zu erfahren, was ein Traum zu sagen hatte. Nur an den Schweinslederband, woraus die Weisheit des wahrhaftigen feurigen Drachens zu lernen war, durfte er noch nicht heran. Diese Geheimnisse waren zu tief für ihn, und Tante Franziska teilte ihre Macht über die Geister Satanapia, Meliros, Apparos, Marbos und wie die andern Hofstaaten Luzifers hießen, keinem Menschen mit, denn sonst verlor das Buch seine Kraft.

Die Unordnung in Truges' Kopf war in dieser Zeit größer, als guttat. Er wurde flau, der Lehrer hatte seine liebe Not mit ihm, und Linde zupfte ihn oft am Ohr, wenn er bei den Schularbeiten nicht aufpaßte. Und so sehr er sich vor den Strafen in der Schule fürchtete: von Linde ließ er sich die strenge Behandlung willig gefallen. Er war ihr sogar dankbar dafür, daß sie ihm keine Nachlässigkeit durchgehen ließ. Er hing an ihr anders, als ein Bruder an seiner Schwester hängt, denn er wollte in Linde mehr sehen als nur eine Schwester. Was ihn zu ihr zog, war, ihm selbst unbewußt, der Drang seines Herzens nach der Mutter, deren Wesen sich in dieser Zeit für ihn in dem Mädchen verkörperte. Seine Mutter. Wie stand es mit ihr?

Gisela di Timoni blieb verschollen. Ein paarmal waren früher Nachrichten von ihr eingetroffen. In einem Brief aus dem Harz, wo sie mit einem Theater war, schrieb sie: „Was macht mein süßer Bubi? Ach, ich verzehre mich in Sehnsucht nach ihm ... Alle Kränze des Ruhms können mir nicht das ersetzen, was ich verlieren und verlassen mußte. Ach, welch ein Geschick!" So ging es weiter, und dann dauerte es lange, bis wieder ein Brief von ihr kam, und zwar diesmal aus Böhmen. Darin hieß es: „Ich stehe oft auf den Bergen und schaue gen Norden aus nach meinem Bubi ... Ach, selbst wenn mich auf der Bühne der Beifall umrauscht, denke ich an ihn, und jedes Kind in der Wiege möchte ich herzen und küssen ... Ach, ich verzehre mich."

„Na," meinte Schuster Brammer, „wenn die sich immerlos verzehrt, is wohl bald nix mehr von ihr nach als ihr Zopf, und wenn sie meint, daß ihr Jung noch in der Wiege liegt, denn hat sie 'n schlechten Kalenner-

gripps. Dat sünd nu all teihn Johr her, dat se weglopen is."

„Ja, die Künstler," mischte sich Tante Franziska hinein, „die denken nicht an Tage und Wochen."

„Denn sünd se mi to dumm," war die nüchterne Antwort.

Zehn Jahre war Truges alt, und sein Großvater bereitete ihn darauf vor, daß er Schuster werden sollte. Der Knabe begann seine Laufbahn, indem er bei den bessern Kunden herumging und fragte, ob vielleicht Stiefel zu flicken wären. Oft bekam er ein Paar zum Neumachen mit. Er trug sie unter dem Arm und ließ sie nicht an den Ohren herabbaumeln, wie ein ordentlicher Schusterjunge es tun muß. Er verbarg sie am liebsten vor den Blicken der Leute, denn er hatte eher Scham als Freude an dem Handwerk, für das er auserlesen war.

An Körpergröße nahm er rasch zu. Pilgerten Großvater und Enkel Sonntags nach dem Kirchhof von St. Jürgen hinaus, so konnte man sie kaum für Verwandte ansehen, so unähnlich waren sie einander. An Meister Brammer war alles gedrungen, und seine kurze, runde Nase ging aufwärts und saß vergnügt in dem breiten Gesicht, das glatt rasiert aus hohen Vatermördern hervorsah. An Truges dagegen war alles lang und schmal; er hielt sich vornübergebeugt und blickte meist auf die Erde.

So gingen sie durch die Holstenstraße, über die Klinke, längs dem Sophienblatt und dann die Stufen hinauf zum Kirchhof. Nicht weit voneinander entfernt waren die Gräber, woran Meister Brammer haltmachte. Es standen Holzkreuze darauf. Das eine trug die schon etwas verwischte Schrift: Karoline Brammer, geborene Heinrichsen, geb. 1776, gest. 1803. Ja, sie hatte ihren Mann jung verlassen. Ihr Sohn lag im andern Grabe: Karsten Brammer, geb. 1799, gest. 1825. Der hätte von Rechts wegen noch viele Grabdenkmäler für fremde Leute setzen sollen, anstatt schon selbst unter einem zu modern.

Schuster Brammer riß das Unkraut aus, das sich auf den Grabhügeln breitmachte, ordnete mit dem Spazierstock — das war ein kunstvoller Stock: man konnte ihn abschrauben und als Pfeifenrohr gebrauchen! — die Efeuranken, und dann ging es wieder heim.

„Kumm, Jung!"

Der Junge kam gern. Er fühlte sich hier beklommen. Die Gräber sagten ihm nichts. Sein Vater war gar kein Begriff für ihn. Vom Kirchhof wanderten die beiden nach Wichmanns Garten oder auch einmal nach Krusenrott, wo sich die ehrbaren Kieler Bürgersleute mit ihren Frauen zu einer Tasse Kaffee, einem Pfeifchen und einem Mundvoll Schnack zusammenfanden. Brammer war überall wohlgelitten. Seine Redensart „Dat treckt sick all torecht" löste manchen Knoten, der sich in den Unterhaltungsfaden so fest eingeschlungen hatte, daß man nicht weiter konnte und für das Rätsel der schleswig-holsteinischen Frage nicht zu einer befriedigenden Lösung gelangte.

Truges stand, während sein Großvater seine Meinung über die Ständeversammlung und die neue Zollverordnung, die bald in Kraft treten sollte, auseinandersetzte, bescheiden beiseite und wurde wenig bemerkt. Redete ihn aber jemand an, so errötete er vor Verlegenheit, und wenn sein Großvater ihn auf die Schulter klopfte und rühmte: „Dat ward noch mal 'n fixen Schooster," hätte er weinen mögen.

Je älter er wurde, desto mehr bedrückte ihn die Aussicht auf sein kommendes Leben. Er wurde immer stiller, immer einsamer, und nur Linde und Tante Franziska waren es, bei denen er sich geborgen fühlte.

Konnte er nicht mit ihnen zusammen sein, so mied er die Straße und hielt sich in dem engen Hof auf. Dort stand eine Kiste mit altem Gerümpel, dort war ein dunkles Waschhaus, worin es sich herrlich träumte, und ein Holzstall, wo man aus dem Kleinholz Häuser bauen konnte. Es gab sogar im Pflaster ein Stück bloßer Erde, in die Truges eine Kastanie senkte, und sein Herz blieb schier stehen vor Wunder, als er eines Morgens entdeckte, daß der Keim die Bodenkruste durchbrochen hatte. Der Junge fieberte. Was sollte er tun? Sollte er den hellgrünen Sproß überdecken, damit ihm kein Wind, kein Regen und kein Vogel etwas anhaben könne? Dann bekam er aber auch keine Sonne.

Zuletzt nahm er ein abgebrochenes Glas und stülpte es über den Keim. Aber er konnte es nicht erwarten, bis der Baum gewachsen war. Er nahm das Glas wieder ab, um zu sehen, welche Fortschritte seine Kastanie gemacht hatte. Ach, es ging langsam! Ob sie vielleicht nicht richtig lag?

Damit kam ihm die brennende Neugier, zu schauen, wie die braune blanke Frucht jetzt in der Erde aussah.

Tagelang umkreiste er den Fleck Erde. Dann hatte der Regen Sand gegen das Glas gespritzt, so daß es nicht mehr durchsichtig war. Nun mußte er es abnehmen, um es zu reinigen. Als er das Glas lüftete, streckte sich der Kastanienspross ihm so beharrlich entgegen, als ob er ihm zuriefe: Zieh' an mir, sieh' nach, wie es in mir ist. Du kannst mich nachher wieder in die Erde setzen.

Noch zwei Tage hielt sich Neugier und Furcht in Truges' Seele die Wagschale. Dann geschah es. Heimlich. Scheu. Einem Diebe, einem Einbrecher gleich schlich der Knabe zu seinem Beet, eine Kohlenschaufel in der Hand, und umstach die Kastanie erst in weitem Bogen, damit er ihre Wurzeln nicht beschädigte, aber schließlich, als sie gar nicht von selbst über die Erde kommen wollte, tat er einen kühnen Stich unter sie hinweg. Bald lag die geborstene Frucht in seiner Hand.

Er spülte sie von aller Erde rein, pflückte an ihr herum, um zu erkennen, wie solch ein Keim entstand, wo er ansetzte, wie es möglich war, daß er sich noch in der Frucht festhielt. Die Schale, schon im Begriff abzufaulen, fiel von dem Kern, der sich gespalten hatte, und Truges konnte seinen Forschertrieb nicht länger bemeistern: er brach den Kern auf.

Der Sproß löste sich, und Truges hatte die Teile in der Hand. Dennoch war sein Wissensdurst unbefriedigt. Er wußte nicht mehr als vorher, und das Wunderwerk der Natur war zerstört. Traurig und reuevoll blickte er auf die zerbrochene Frucht. Ob der Keim noch wuchs, wenn er ihn so in die Erde steckte?

Es war in dem Knaben jetzt jener Schmerz, der schon die ersten Menschen ergriff, nachdem sie vom Baum des Wissens gegessen hatten: er war, um seine Neugier zu büßen und das Entstehen des Baumes zu erkennen, eingedrungen in ein Geheimnis, das kein Lüften vertrug. Das Geheimnis war geblieben, er sah nur das Äußere und war ebensoweit vom Begreifen des Werdens entfernt wie früher. Überdies konnte er nie wieder gutmachen, was er einmal vernichtet hatte.

Schmerz, Trauer, Reue — all das fühlte Truges, als er mit der Kastanie dastand. Wuchs der Keim noch? Ach, er wollte es nicht erst versuchen, um nicht noch mehr enttäuscht zu werden. Mit aller Gewalt warf er die Frucht über das Waschhaus hinweg auf den Nebenhof.

Er hatte vergeblich davon geträumt, daß er hier einst unter einem Kastanienbaum eine Bank und einen Tisch zimmern und da mit Linde sitzen und lesen wollte.

So rächte sich, wie an uns Menschen allen, auch an Truges Brammer die Ungeduld und die ungebändigte Sehnsucht nach dem Wissen. Wir alle brechen einmal im Leben gleichsam eine Kastanie auf und stehen voll Scham und voller Zorn über uns selbst, wenn wir doch in ihrem Innern nichts von dem erkennen, was wir erkennen wollten. Und wir alle werfen dann die zerstörte Frucht in den Nachbarhof hinüber und trauern, indem wir bedenken, wie schön es sein könnte, wenn der Baum gewachsen wäre und wir schließlich geruhsam in seinem Schatten saßen.

Wie viel fröhlicher wären wir, wenn wir es über uns gewännen, die Frucht ungestört wachsen zu lassen und uns damit zu begnügen, daß es Geheimnisse gibt, an die wir nicht tasten dürfen, wofern wir ihren Segen genießen wollen. Ja, wir wären glücklicher. Und doch ist es unsere höchste Bestimmung, die keimende Kastanie aufzubrechen.

* * *

Nun war das Beet im Hof leer, und es blieb auch so, denn Truges rührte keine Hand, um diesen Fleck wieder auszuschmücken. Nach einiger Zeit jedoch fragte ihn Linde, warum sein Kastanienbaum noch nicht käme. Truges wurde rot, und da er nicht lügen konnte, so beichtete er Linde, was er mit der Frucht angefangen hatte. Aber er entschuldigte sein Vergehen gegen das Geheimnis der Natur: „Der kam an der verkehrten Seite heraus. Überhaupt will ich hier gar keine Kastanie herhaben. Die gibt viel zuviel Schatten."

„Dann pflanz' doch was andres."

Truges war kein forscher Kieler Junge, aber so viel Knabenhaftigkeit war trotzdem in ihm, daß er einer Sache rasch überdrüssig wurde, wenn sie ihm einmal mißglückt war. Deshalb verneinte er: „Ich habe keine Lust. Da wächst doch nichts."

Das widersprach freilich seiner ersten Meinung, wonach eine Kastanie zu viel Schatten auf dem Hof spenden würde, aber aus

solchen Widersprüchen macht sich ein Knabengemüt nichts, und Truges war gesund genug, um seine Ansicht kurzerhand zu wechseln, wenn seine Neigungen sich gewandelt hatten.

Linde indessen, die viel Sinn dafür besaß, alles zu putzen und zu schmücken, nahm nun auf, was Truges gleichmütig fallen ließ. Sie holte sich eine Handvoll Grassamen und bettelte sich auf dem Markte drei Marienblümchen. Und siehe da, in wenigen Tagen war der Rasen grün — denn so hieß fortan das Stück Erde, das erst nur Beet genannt wurde —, und als die Marienblumen sich in ihrer bescheidenen Lieblichkeit auftaten, und als Linde dann in dem Bestreben, es so schön wie nur möglich zu machen, große Pfahlmuschelschalen um den Platz legte, da bekam die Anlage sogar den Namen Garten.

Weil sich eines Tages die Spatzen auf dem Rasen tummelten, steckte Heine, der mehr Sinn und Geduld für diese Sachen besaß als Truges, Pflöcke in den Boden. Die wurden mit Bindfaden verbunden, und daran kamen Papierschnitzel. Das sah zwar gerade nicht hübsch aus, und die Hälfte des Gartens wurde davon verdeckt, aber es gewährte dem jungen Grase Schutz gegen die pickenden und scharrenden Vögel.

Truges beobachtete, wie sich alles entwickelte, und wurde neidisch darauf, daß Linde etwas gelang, was ihm selbst mißglückt war. „Wenn ich meinen Kastanienkern stecken gelassen hätte, der wäre jetzt schon so groß." Er wies von der Erde bis an seine Hüfte. Damit wollte er sich den Ruhm retten, daß er imstande, viel Bedeutenderes hervorzubringen als Linde, wofern es ihm nur paßte.

„Ja, hätte!" sagte Linde. Dann hatte sie eine allerliebste Manier, die Hände auf dem Rücken zu halten, den frischen blonden Kopf vorzustrecken und die spitze Zunge eben zwischen den Lippen spielen zu lassen. „Hätte!"

Das war eine kleine Neckerei, sonst aber vertrugen sich die drei Kinder gut, und Linde durfte für einen Schiefergriffel auf dem ersten Platz sitzen, wenn Truges mit Heine im Holzstall Kasperlevorstellungen gab. Die andern Kinder aus der Haßstraße, die zu den gerngesehenen Darbietungen herbeiströmten, mußten einen Dreiling bezahlen, wofür sich die Theaterdirektoren Lakritzen und Goldpapier kauften. Lakritzen für ihr Organ, damit der Tod und der Teufel ordentlich schaurig reden konnten, und Goldpapier für die Puppen.

Linde hatte den ermäßigten Preis verdient, denn die Puppen wären ohne ihre Hilfe nie so schön geworden, daß sie beinahe aussahen wie die in dem Kasperletheater auf dem Exerzierplatz zu Jahrmarkt. Linde nahm Kartoffeln und grub ein Loch für den Zeigefinger zum Nicken und Schütteln des Kopfes hinein. Die Schädelgerüste wurden in Zeugstücke eingewickelt, die Tusche ließ Augen, Nase und Mund erscheinen, und fertig war die Herrlichkeit. Linde konnte alles schaffen, Kasperlepuppen und Gartenanlagen; nichts war ihren gewandten, putzflinken Händen zu schwer.

Dabei half sie noch ihrer Mutter, sobald sie vom Lernen frei war, und Madame Papius durfte des Nachmittags auf die Nachbarschaft gehen, denn Linde wußte längst, wie das Abendessen für den Vater zuzubereiten war. Madame Papius machte von der Hilfe, die ihr heranwuchs, ausgiebigen Gebrauch. Sie wurde bequem, die kleine Frau, und das viele Beten schlug gut bei ihr an, weil sie die nötige Ruhe dazu hatte.

Da Truges für seine zwölf, dreizehn Jahre sehr groß war, wagten die Frauen es nicht recht mehr, sich um seine körperliche Pflege zu kümmern. Tante Franziska war manchmal eigen und ließ ihn nicht mehr in ihre Stube, bevor sie sich ihre Locken gewickelt hatte. Das Lockenwickeln war noch ein Rest aus der goldnen Zeit. Sie unterließ es nie, und ihr graues Köpfchen mit der feinen Nase und dem bei allen Runzeln hübschen Munde stach seltsam ab gegen die groben Kleider, die die adlige Mademoiselle tragen mußte.

„Ach ja," seufzte sie, „ich habe einmal als junges Mädchen einen seidnen Unterrock mit genähter à la Grecque-Borte gehabt. Damit bin ich auf den Ständeball gegangen." Sie tat ein paar Schritte, als ginge sie an der Hand eines Kavaliers durch den Schloßsaal. Du lieber Gott, jetzt rauschte keine Seide mehr um sie. Ein selbstgestricktes, grobmaschiges graues Wollröckchen war es, womit sie ihre schwachen Knie wärmte. „Seide ist so weich, und sie glänzt, kannst du glauben," erzählte sie Truges und holte einen alten brüchigen Flicken hervor. Darüber strich sie mit Liebe hin: „Siehst du! Das ist Seide, davon sollte mein Brautkleid

gemacht werden. Es war schon bestellt. Ja, denke nur, ich sollte unsern Nachbarsohn heiraten, einen Wittingmann. O, das war ein stattlicher Monsieur!" Sie versank in Träume. „Aber dann haben sie schlecht von mir gesprochen, bis sie uns auseinander hatten." Es zuckte bitter um ihren Mund. Traurig hielt sie die Hände mit dem blauen Seidenstück im Schoß. Das war das letzte und einzige Andenken an die Tage, wo sie als fröhliches Mädchen aus ihrem Kämmerlein über Feld und Wald zum andern Herrenhaus hinüberblickte. Da winkte ihr Liebster mit einem bunten Tuche. Es überkam Tante Franziska so sehr, daß sie die Hände zum Antlitz hob und herzbrechend in den Seidenflicken hineinweinte.

Auch Truges quollen die Tränen hervor. Gleichzeitig aber dachte er, wie schön es sein müßte, mit Damen zu tanzen, die seidne Kleider anhatten.

* * *

Tante Franziskas Erzählungen und alles, was Truges las, die Legenden vom Kaiser Josua, von den sieben Todsünden, vom Leben des heiligen Alexius, verschmolzen für den Knaben in eins, und eine große Sehnsucht erwachte in ihm, auch so viele Abenteuer durchzumachen wie die Helden in den Büchern, und vor allen Dingen auch Prinzessinnen zu befreien. Wenn Linde, Heine und er auf dem Hof spielten, so wußte Truges es einzurichten, daß Linde die Prinzessin und Heine der Drache war. Dann zog Truges, sein Holzschwert in der Rechten und einen Spahn als Trompete vor dem Mund, von der Hoftür aus und hieb in die Luft, denn da waren Gespenster, die ihm den Weg versperrten. Er machte Bewegungen, als schwömme er, denn die Ungeheuer, die ihn aufhielten, hatten sich in tiefe reißende Ströme verwandelt. Er umkreiste den Garten siebenmal, das hieß, er stieg den steilen Diamantberg hinauf, bis er endlich mit Träterätä vor dem Holzstall haltmachte und Einlaß begehrte.

Heine, der Drache, hatte keine rechte Begabung fürs Feuerschnauben und war ein mildes Ungetüm, so daß ihn der fahrende Ritter schalt und es ihm erst vormachte, wie ein Drache in Wut geriet, wenn man ihm die Prinzessin rauben wollte. Heine tat sein mögliches und schnob durch das Loch in der Holzstalltür. Truges klopfte gewaltig mit dem Schwert an der andern Seite und sprach die Zauberformel: „Alevo, kadelo, ringlo pur!"

Da mußte die Stalltür aufspringen, was freilich der wutschnaubende Drache selbst zu besorgen hatte, und es kam zum Kampf zwischen Ritter und Drache, bis das böse Zaubertier verendet vor dem Ritter lag, der ihm den Kopf abhacken wollte. Dagegen wehrte sich Heine; so romantisch war er nicht. Es genügte auch, daß er sich dreimal herumrollen ließ; das bedeutete seinen Sturz ins brausende Meer.

War es so weit, dann konnte Heine aufstehen und sich auf die Hoftreppe setzen. Nun neigte sich der Ritter vor der Prinzessin, die auf dem Kleinholzhausen, das heißt auf dem goldnen Throne saß. Und Linde nickte Truges vergnügt zu: „Ach, das ist wirklich nett, daß Sie kommen, Herr Ritter, der Drache wollte mich eben bei lebendigem Leibe auffressen." Sie stand auf, der Ritter gab ihr die Hand und führte sie wieder siebenmal feierlich um den Garten herum. Mittlerweile war Heine zum Schloßvogt geworden und rasselte mit einer Wagenkette, das besagte, er ließ die Falltür über den Burggraben sinken. Der Ritter hielt mit der Prinzessin seinen Einzug in das heimatliche Schloß und blies Träterätä! Schloßvogt Heine rief „Hurra!" Es war große Hochzeit. Das junge Paar formte selbst die Kuchen aus Sand, und man speiste von Blechstücken mit kleinen Holzsplittern. Der Schloßvogt wurde plötzlich Mundschenk, und sie schwenkten die Hände, als ob sie Becher voll köstlichen Weines darin hätten.

Danach sollte Linde die Hexe werden, zu der Truges kam, damit sie ihm die Salbe reichte, die ihn unverwundbar machte im Kampfe gegen den Kaiser von Tinteritesien. Aber das Mädchen bereitete der Herrlichkeit des Spiels jählings ein Ende, sprang auf und rief: „Truhs, das ist dummes Zeug! Laß uns lieber Letzten oder Versteck spielen.

So gab Linde wohl dann und wann seiner Lust am phantastischen Spiel nach, schüttelte es jedoch bald ab und fragte ihn, wenn er recht im Zuge zu fabulieren war, ob er schon sein Rechnen fertig hätte. Das hörte Ritter Truges nicht gern und schlich gekränkt hinauf zu Tante Franziska. Mit der konnte er vertraulich reden, ohne fürchten zu müs-

sen, daß sie ihn auf andre Gedanken bringen wollte, und zwischen den beiden, dem adligen Fräulein und dem Enkel des Schusters, wurde eine wirkliche Freundschaft geschlossen. Diese Freundschaft beruhte bei Mademoiselle von Siem auch mit auf einer seltsamen Vermutung. Sie bewegte ihre Gedanken lange bei sich, bis sie so groß und lebendig wurden, daß sie nicht mehr im Herzen Platz fanden.

„Ja," meinte sie zu Madame Papius, „Truges ist doch so ganz anders als die andern."

Madame Papius empfand das als Vorwurf. Sie setzte gerade eine bunte Haube auf, denn sie trug jetzt viel bunt, trotz aller Frömmigkeit. Nun machte sie kurz kehrt vor dem Spiegel, sah Tante Franziska an und begann mit einer Stimme, die scharf war und doch einen weinerlichen Beiklang hatte: „Wir haben getan, was wir konnten. Wie oft bin ich nachts aufgestanden! Wenn man ein fremdes Kind bis zum sechsten Jahr behält, so ist das wahrhaftig genug."

„Nein, nein, so meine ich das nicht," sagte Mamsell von Siem beschwichtigend. „Er ist von Natur anders. Wenn ich denke, warum seine Mutter weggegangen ist ..." Und sie flüsterte: „Wissen Sie noch? Der junge Herr, der das Jahr vorher immer durch die Haßstraße kam und vor Gisela den Hut zog? O, wie der Prinz Christian ähnlich sah!"

Madame Papius verstand erst nicht, was das Fräulein meinte. Tante Franziska fuhr fort: „Ich will nichts Böses sagen; du lieber Gott, sage ich je was? Habe ich nicht immer für Gisela gesprochen? Habe ich nicht gesagt, daß sie ihr bitter unrecht taten, Karsten und sein Vater und alle Leute? Aber wenn ich Truges ansehe — sieht er eigentlich seinem Vater ähnlich?"

„Das glaubten Sie doch, als er getauft wurde."

„Da kann man das nicht sehen," rief Tante Siem und verleugnete ihre eignen früheren Behauptungen. „Seinem Vater? Ich finde, er sieht ihm nicht ähnlich. Und von Gisela hat er auch nicht viel. Aber wenn ich denke" — sie stockte — „wenn das Prinz Christian war, und wenn ..."

Tiefrot war das Fräulein, und sie mußte sich auch mit Recht schämen, denn nun war sie selbst es, die Gisela in bösen Verdacht brachte, bloß weil ihr romantischer Sinn Nahrung verlangte.

Madame Papius wehrte sich mit allem Eifer gegen die Andeutungen. Wohl traute sie Gisela alles mögliche zu, aber die Geschichte mit ihr war nun schon so lange her: jetzt mußte hier im Hause alles in Ordnung sein und bleiben. So tauschten sie die Rollen: Tante Franziska wurde in ihrer Sucht nach dem Phantastischen die Bezweiflerin von Giselas Tugend, und Frau Papius nahm aus der Ehrbarkeit der kleinen Bürgersfrau heraus die Partei der längst Entschwundenen. Tante Franziska sagte schließlich: „Ja, ich will es auch nicht glauben, bloß — anders ist Truges."

Ach ja, das kleine Fräulein war wahrhaftig die Ehrsamkeit selbst, und es saß keine unlautere Regung, kein häßlicher Gedanke in ihr, dennoch aber wünschte sie beinahe, daß das Geheimnis seine Schleier um Truges' Geburt weben möchte. Das setzte sich in ihr so fest, daß sie Truges allmählich mit vieler Hochachtung behandelte. Sie knickste vor ihm und scherzte, indem sie ihn „mon Prince" nannte. Wenn er doch diese Anrede verdiente!

Nun sollte der Sohn von Prinz Christian bald Schuster werden. Was Prinz Christian dazu wohl sagen würde? Aber der saß in Kopenhagen im Schloß und wußte von nichts, und auch von Gisela war kein bißchen Nachricht da.

Dennoch lebte etwas von Truges' Mutter in dem Hause weiter.

In den Jahren, wo der Mensch sich auf sein Leben besinnt und sich nicht genug tun kann mit Forschen und Fragen, in der trübseligen Zeit, nachdem Madame Papius sich des fremden Kindes um ihrer Behaglichkeit willen entledigt hatte, war es Truges durch Grübeln klar geworden, daß jeder Mensch seine Mutter habe. Also mußte er auch eine haben. Und wenn Madame Papius es nicht war, geschweige denn Tante Franziska, so mußte sie anderswo sein. Auf dem Kirchhof? Nein, dort lagen nur seine Großmutter und sein Vater. Großvaters Frau aber war seine Mutter nicht, hatte ihm Linde auseinandergesetzt. Er wagte schüchtern, seinen Großvater um Auskunft über die Mutter zu bitten.

„Deine Mutter, mein Junge?" sagte der, nicht unwillig, aber ablehnend. „Ach, die laß man, die is verreist."

Unbefriedigt fragte er Tante Franziska. Die holte ein paarmal kurz Atem, und schließlich kam auch nichts weiter hervor als: „Verreist ... weit weg ... wo Berge sind."

„Kommt sie nicht bald wieder?"

„O ja, das tut sie gewiß. Es ist nur furchtbar weit."

„Was macht sie da?"

„Sie hat es sehr gut, sie ist mit vielen Leuten zusammen."

„Was macht sie da?"

„O, sie singt und tanzt."

Truges wurde stumm. Singen und Tanzen? Er ahnte kaum, was das war. Tanzen hatte er noch niemand gesehen, und Gesang hörte man auch nicht in diesem Hause. Singen und Tanzen! Lustige Dinge waren das sicherlich. Da mußte es seiner Mutter freilich gut gehen. Aber ob sie nichts tat als singen und tanzen?

Tante Franziska wehrte alle ferneren Fragen ab. „Das verstehst du noch nicht, mein Junge. Das sagen wir dir später."

So blieb Truges' forschende Seele hungrig, und auch Lindes Erklärung: „Deine Mutter spielt auf dem Theater," verstand er nicht.

Die Schule nahm ihn in Anspruch, die kleinen Kämpfe des Lebens ließen ihm keine Zeit, über seine Mutter nachzugrübeln, und weil ihn niemand an Gisela erinnerte, fand er sich mit dem unbestimmten Gefühl ab: meine Mutter ist verreist, weit weg, wo Berge sind. Da ist sie bei vielen Leuten und tanzt und singt. Eine Bitterkeit saß doch in ihm. Warum kümmerte sich seine Mutter nicht um ihn? Warum konnte er nicht zu ihr kommen in die Berge? Die Bitterkeit wurde allmählich stumpf, und Truges empfand sich nach und nach als mutterlos. Plötzlich aber, in dem gefährlichen Alter, wo die Träume des Knaben mit aller Gewalt nach Erfüllung drängen, gewann seine Mutter Bedeutung für ihn.

Er saß oben bei Tante Franziska. Es war dämmerig, und er hatte sein Buch zugeklappt. Tante Franziska holte die Lampe aus der Küche und begann in ihrer Kommode zu kramen. Das tat sie gern, gerade um die Zeit, wo die Dunkelheit hereinbrach. Es war, als ob die Erinnerungen, die das Licht des Tages nicht aufkommen ließ, mit Macht in ihr sproßten, sobald die Sonne unterging.

So holte Tante Franziska aus ihrer Schublade die blauen Pappkästchen mit den vertrockneten Blumen, den Briefbündeln, mit den Bildchen, Karten, Spitzen, Stoffproben und den andern Gegenständen hervor, die sie aus dem Schiffbruch ihres Daseins gerettet hatte. Jedes Stück war lebendig; die Stunde, die es ihr gegeben hatte, quoll daraus hervor und umhüllte das Fräulein mit Lavendelduft.

Truges trat zu ihr an die Kommode und schaute auf ihre Hände, die zart und liebevoll an den Sachen rührten. Ein Bündel mit Silhouetten kam zum Vorschein. „Ja, das war Tante Rigmor," erzählte die Mamsell und hielt ein Bild empor. „Bei der habe ich Klavierstunde gehabt."

Sie blätterte weiter. Und siehe! zu unterst lag ein Bild, das jünger war als die übrigen, denn das Papier zeigte noch keine Stockflecken. Auch im ganzen war das Bild anders als die ehrsamen Familienkonterfeie.

„Wer ist das?" fragte Truges.

„Ach, das ..." Tante Franziska wollte die Silhouette wegstecken, Truges aber griff danach und hielt sie mit beiden Händen fest. Es war das Bild, das Gisela einst schickte, als Truges noch ganz klein war. Da stand sie auf einem Fuß im griechischen wehenden Gewande. Der Kopf war nach links im Profil ausgeschnitten, die Arme hatte sie erhoben wie Girlanden. Aus dem Haarknoten hinten drängte sich eine Locke hervor, und von der linken Hand hing eine Rosenkette herab.

„Wer ist das? Sag' es mir doch, Tante."

„Ja, mein Junge, warum soll ich es dir auch nicht sagen?" meinte Tante Franziska, und durch diese Frage, womit sie gleichsam ihr Zaudern schalt, gab sie sich doch die Möglichkeit, die Antwort noch zu verzögern. „Das ist ... deine Mutter ..."

„Meine ..."

Truges war wie erstarrt. Den Kopf hielt er steif im Nacken, die Unterlippe schob sich vor, die Augen waren rund, und er streckte das Bild weit von sich. „Meine ..."

Tante Franziska wollte ihm das Blatt aus den Händen winden, aber das gelang ihr nicht. Verloren schaute Truges immer und immer wieder auf die Silhouette und sprach leise, fast schmeichelnd den Namen „Mutter" aus.

„Meine Mutter!"

So richtete er das heilige Wort zum erstenmal an das Wesen, das ihm hätte Mutter sein sollen, und das Wort war dem dreizehnjährigen Jungen jetzt ganz neu. Er wiederholte es: „Meine Mutter!" Noch ein

kleiner Zweifel kam. „Wirklich und wahrhaftig, Tante Franziska?"

„Ja. Würde ich es dir sonst sagen?"

Nein, Tante Franziska log nicht. Es war seine Mutter, die weit in den Bergen wohnte und immer tanzte und sang und nie an ihn dachte. Nach dem Erstaunen, nach der Zärtlichkeit, die er zuerst mit dem Namen Mutter ausgedrückt hatte, kam ein Weh in ihm auf, ein Gefühl der Verlassenheit, wie er es damals hatte, als er das erste Mal im Dunkeln allein schlief.

„Meine Mutter," sagte er noch immer. Dabei zitterte die Stimme, und ihm rollten die Tränen über die blassen Backen. Tante Franziska sah das voller Rührung. Sie wollte ihn streicheln, aber er schrak vor ihr zurück. Jetzt sollte ihn kein Mensch mehr anrühren, jetzt hatte er eine Mutter. Freilich nur im Bilde, aber es lebte.

„Hast du das schon immer gehabt?"

„Lange."

„Warum hast du es mir nicht gezeigt? Das gehörte doch auch mir."

Tante Franziska wußte keine rechte Erklärung dafür. „Du verstandest das alles nicht, mein lieber Junge."

„Das hätte ich gleich verstanden ... das von meiner Mutter." Unwillkürlich, als benähme ihm der Klang des Wortes die Sinne, schloß er die Augen. „So sieht meine Mutter aus? Und das hab' ich noch nicht gewußt? Haben denn die andern das Bild gesehen?"

„Ja, aber ganz früher, als du noch in der Wiege lagst."

Truges grollte allen. Sie kannten es, und vor ihm hatten sie es alle, alle verheimlicht. Schlecht waren sie gegen ihn, auch seine Mutter. Aber nein! Seine Mutter sah so schön aus, die mußte er liebhaben, und sie hätte ihn auch lieb, wenn sie hier sein könnte. Die Reise war nur so weit von den Bergen bis an die See.

„Gib, mein Junge. Ich will es aufbewahren."

In seinem träumerischen Zustand ließ sich Truges das Bild wegnehmen. Tante Franziska schob es eilig wieder unter das Bündel und schloß die Schublade. Mit den Erinnerungen war es heute abend nichts. Sie fühlte etwas wie Reue, weil sie dem Sohn das Bildnis der Mutter bisher vorenthalten hatte.

Immer noch wie im Traum setzte sich Truges am Ofen nieder und faltete die Hände um die Knie. Seine mageren Beine drückten sich durch die dünnen Hosen, und er fing an, indem seine Augen das Licht der Lampe scharf widerspiegelten: „Wie war meine Mutter eigentlich, Tante Franziska?"

Seine Seele brach aus diesen Worten heraus. Es war, als käme plötzlich das Bewußtsein seiner Lage über ihn. Er mußte endlich wissen, wie es um ihn bestellt war, noch in dieser Stunde.

„Wie war das eigentlich?" fragte er dringender. „Ich bin doch schon groß, ich werde bald konfirmiert. Warum sagt ihr mir nichts von meiner Mutter? Großvater frage ich nicht, der brummt, aber du — von dir weiß ich das meiste. Wie du verlobt gewesen bist, und wie es dir dann gegangen ist, das hab' ich doch alles genau begriffen. Warum soll ich das andre nicht begreifen? Wie war es, Tante Franziska?"

Das innigste Flehen lag in seinem Wesen. Tante Franziska durfte nicht schweigen, wenn er sie so bat. Sie setzte sich zu ihm und sprach in aller Milde: „Mein Junge, es gibt traurige Geschichten, und du hast eine hinter dir, ohne es zu wissen. Deine Mutter war ein hübsches Mädchen. Sie wohnte hier unten bei Madame Mordhorst. Des Abends zog sie seine Kleider an und legte Puder auf das Gesicht, und dann war sie im Theater und spielte. Das habe ich selbst mit angesehen. Und dein Vater, o, der war nicht für die Schusterei geboren, der konnte Köpfe machen aus Ton und Gips und Namen auf Grabsteine meißeln und Eseuranken aus Marmor aushauen. Das ist eine große Kunst. Aber es ist nicht gut, daß man Bildhauer ist, denn die Steine stäuben, wenn sie geklopft werden, und das macht die Lunge dicht. Er hatte schon immer eine schwache Brust, von seiner Mutter her. Ja, und nun weiter. Gerade weil dein Vater viel Sinn für alles Schöne hatte, gefiel ihm Gisela, so hieß deine Mutter, und deshalb verlobte er sich mit ihr, und sie haben geheiratet. Theater hat sie aber auch nachher gespielt. Und dann" — nun wurde Tante Franziskas Rede unsicher — „dann ... waren sie nicht so miteinander zufrieden, wie ein Paar Eheleute es sein sollen. Dafür kann meist kein Mensch was, aber traurig ist es immer. Er wurde krank, und deine Mut-

ter ... das lag ihr im Blut ... sie konnte nicht lange zu Hause sitzen, und dein Vater war oft böse, weil sie ausging. Du lieber Gott, beides ist schwer: daheim sitzen und einen kranken Mann pflegen, und allein liegen und dabei wissen, daß die Frau anderswo tanzt und singt. Es wurde schlimm zwischen den beiden, und zuletzt meinte er, sie hätte einen andern lieber als ihn. Er wurde immer kränker, und wie du geboren warst, wollte er nicht recht was von dir wissen. Als Gisela aber dann eines Tages fortging und nicht zurückkam, ach, mein Junge, da hat dein Vater doch sehr geweint. Er ist gestorben, und seine Frau war weit weg." Tante Franziska wischte sich die Augen. „So ist es mit deiner Mutter."

„Und ist sie nie wiedergekommen?" fragte Truges und packte Tante Franziskas Hand. Die verneinte. „Hat sie nicht ein einziges Mal nach mir gesehen?"

„Nein, mein Junge."

„Und sich nicht nach mir gesehnt?"

„O, das wohl. Sie schrieb in der ersten Zeit. Sie schickte ja auch das Bild."

„Ja?" Truges atmete auf. „So hat sie sich also nach mir gesehnt. Und meinst du, daß sie das noch manchmal tut?"

„Gewiß, mein Junge. Welche Mutter sollte sich nicht nach ihrem Kinde sehnen? Mein Gott, das Leben hat sie mitgerissen. Es steht nicht in ihrer Macht, hierherzukommen, und noch viel weniger kann sie für dich sorgen. Sie weiß, daß du es gut hast."

„Meinst du, daß sie jemals wiederkommt und mit mir spricht und mir einen Kuß gibt?"

„O, das wollen wir zu Gott hoffen."

„Tante Franziska, wenn ich groß bin und Geld verdiene, reise ich hin zu ihr, und dann haben wir uns lieb. So lieb!"

Er reckte die Arme. Etwas Brünstiges war in seinem Antlitz. Die Lampe beleuchtete sein Gesicht von unten; es schien noch bleicher als sonst.

„Tante Franziska, du verstehst ja so viel. Hat meine Mutter denn damals recht oder unrecht damit getan, daß sie wegging und sich gar nicht um mich kümmerte?"

Tante Franziska zuckte zusammen. Da war jemand, der ihr innerstes Lebensbekenntnis forderte. Eingeengt zwischen den Rücksichten, die man im Hause an der Haßstraße nahm, war sie vor der Zeit alt geworden. Einst aber, in ihrer Jugend, hatte sie gewußt, was Liebe sei, wie Liebe sich über alles hinwegsetzt, wie aber auch die Verachtung und der Zorn eine Frau dazu bringen kann, alles im Stich zu lassen. Nun sollte sie ihr Zeugnis ablegen: war Gisela schuldig? Und auch: hatte die Liebe sie hinweggetrieben, war sie unschuldig? War die Kränkung, die ihr zuteil wurde, schwer genug, um sie aus dem Hause zu jagen? Nach langem Nachsinnen antwortete das Fräulein: „Mein Junge, daß deine Mutter hier wegging, das verstehe ich. Daß sie sich nicht um dich kümmerte — nein, das darf man nicht verstehen."

Tante Franziska, als du das sagtest, da warst du wieder das junge Mädchen, das am Waldesrain saß und den Schuh niedlich unter dem Saum vorzustrecken wußte, so weit, bis man die Kreuzbänder sah. Und das auch genau wußte, wie ein Kreuzband über einem hübschen Strumpf auf den jungen Monsieur wirkte, der im Grase neben dir lag. Alkmina und Evander. Es war schön, die Liebe als oberstes Gesetz walten zu lassen, nicht wahr? Aber in der Haßstraße hatte dieses Gesetz nichts zu suchen.

„Also du meinst, meine Mutter hat recht gehabt?" drängte der Knabe.

„Ja," flüsterte Tante Franziska. Gleich indessen fügte sie hinzu: „Du mußt es niemand verraten, daß ich so gesprochen habe. Dir sage ich es, weil du bald erwachsen bist."

„Einmal konnte sie aber doch längst wiederkommen!" rief Truges hartnäckig.

„Sie wagte es am Ende nicht, Großvaters wegen, und es ist auch besser so. Sie hätte nicht hierbleiben und dich nicht mitnehmen können. Dir wäre dann deine Jugend verbittert gewesen, weil du so viel entbehrtest."

„Wenn sie nicht bald kommt, das ist gewiß, dann mach' ich meine Wanderschaft nach dem Land, wo sie ist, und wir bleiben immer zusammen."

Des Knaben Herz preßte seine Sehnsucht in dies eine „Immer". Tante Franziska war froh, daß er diesen Ausweg fand, um mit seiner Mutter zusammenzukommen. So löste sich wohl alles, und er fragte nicht mehr.

„Tu das, mein Junge."

Brennend gern hätte Truges das Bild besessen. Er wagte nur nicht, darum zu bitten. Nie ging er so willig in seine dunkle Kammer wie heute, und als er im Bett lag, ließ er seine Phantasie über die Lücken

spinnen, die bei Tante Franziskas Erzählung offen geblieben waren.

Sein Vater war nicht gut gegen seine Mutter gewesen. Deshalb hatte sie alles im Stich gelassen, auch ihr Kind. Jeden Abend tanzte sie, und dabei sah sie aus wie auf dem Bild. O, sie war schöner als alle Prinzessinnen in den Märchenbüchern! Und sie sang. So eine schöne Mutter hatte er und hatte sie doch nicht, bis er einem Ritter gleich auszog, sie zu befreien. Er dachte sich seine Mutter in allem Glanz als eine Gefangene, die er erst erlösen mußte, und als er das dachte, war Truges Brammer, ohne es zu wissen, sehr nahe bei der Wahrheit.

Je mehr er sich seine Mutter aber vorstellte, desto heftiger wurde sein Verlangen nach ihrem Bild. Ihm wurde heiß und heißer. Die Decke wollte ihn ersticken. Er richtete sich auf. Der Mond schien durch das Fenster und malte einen Flecken an die Wand über der Lederkiste. Ach, wenn das Bild jetzt da hing, wie herrlich mußte das aussehen!

Die Kirchenuhr am Markt schlug zehn. Im Hause war alles still. Großvater war auch schon in seine Kammer gegangen. Der schlief immer gleich ein. Das Bild! Truges mußte das Bild haben. Er mußte seine Mutter bei sich haben. Mit einer Gewalt, die sein Wesen einnahm und ihm zugleich die Sinne schärfte, zog es ihn aus dem Bett.

Auf nackten Füßen schlich er an die Kammertür und lauschte. Nichts war zu hören. Er drehte den Griff um. Das dauerte lange, lange, denn es durfte nicht das kleinste Geräusch machen. Jetzt war es geglückt. Er tappte quer über den Korridor. Der Mondschein kam ihm nach und legte sich in einem schmalen Streifen auf den Fußboden. Er vermied den hellen Strich und blieb im Dunkeln. Endlich war er an Tante Franziskas Tür. Er wußte, die war zugeschlossen. Lange, lange stand er im Hemde da. Seine Beine froren. Aber er wich nicht von der Stelle. Und zuletzt, indem er sich dabei auf die Lippen biß, hob er den Zeigefinger und begann, leise, leise an die Tür zu pochen. Er wußte kaum, was er tat, und trotzdem vernahm er jeden Laut und sah im Finstern wie am lichten Tage. Er pochte. Nein, es rührte sich nichts, obschon Tante Franziska oft gesagt hatte, sie schliefe so leicht, daß draußen nur die Katze zu gehen brauche, so erwache sie.

Noch einmal pochen, noch einmal. Immer ein bißchen härter. — Horch! — Da regte es sich: „Wer? — Wer?“ Das klang, wie wenn jemand aus dem Schlaf auffährt und noch nicht recht die Sprache findet.

Truges preßte sein Gesicht an die Türspalte: „Tante Franziska, mach' auf!“

„Wer? — Wer?“ Die Stimme war ängstlich. Das Bett knarrte.

„Ich bin es, Tante Franziska. Ich muß dich um was bitten.“

Drinnen stapfte etwas auf dem Fußboden. Dann kam das Flüstern von der andern Seite: „Ist da jemand?“

„Tante Franziska, ich, Truhs! Mach' bitte, bitte auf.“

„Aber, aber, was soll das?“ rief die Mademoiselle. „Nein, das geht doch nicht!“

Truges hatte die Hand an den Griff gelegt und drückte ihn tief nach unten. „Ja, du mußt mir aufmachen, sonst werde ich krank.“

„Ach, ach, hat dich das heute nachmittag so aufgeregt?“

„Nein, gewiß nicht, aber ich will gern das Bild haben.“

„Was?“

„Bild haben,“ hauchte Truges scharf.

Tante Franziska verstand ihn noch immer nicht. „Warte nur.“

Jetzt wurde Feuer geschlagen, und ein matter Schimmer kam durch das Schlüsselloch. Tante Franziska zog sich an und öffnete. Ja, da stand Truges mit großen Augen, zitternd vor Kälte.

„Junge, Junge, nein!“ rief Tante Franziska ärgerlich und besorgt. „Nimm dir mal das Umschlagetuch um.“ Sie hüllte ihn ein. „Warum hast du keine Strümpfe angezogen und keine Pantoffeln?“ Truges wollte von ihrer Fürsorge nichts wissen. „Komm an den Ofen, Junge.“ Sie befühlte die eiserne Röhre, die war kalt, aber schon der Begriff Ofen wärmt ja, auch wenn kein Feuer mehr darin ist. Und so versuchte sie, ihn auf die Bank niederzudrücken, wo er nachmittags gesessen hatte.

Doch Truges setzte sich nicht. „Tante Franziska, ich wollte dich so schrecklich gern bitten, ob du mir nicht das Bild von meiner Mutter geben möchtest?“

„O, Junge, was willst du damit?“

„Das hänge ich mir auf, in meiner Kammer. Dann ist es mir, als wäre meine Mutter bei mir. Jetzt bin ich immer allein.“

„Ach, was ich bloß angerichtet habe!" seufzte die Mademoiselle und trippelte nach der Kommode. „Nun man schnell! Man schnell!" Sie verhastete sich, nahm einen verkehrten Schlüssel und bekam die Schublade überhaupt nicht auf.

Truges sprang hinzu und suchte den richtigen Schlüssel heraus. Er kannte Tante Franziskas Schlüsselbund genau. Dann hielt er gleich das Bild in der Hand. „Darf ich es haben?" Er barg es unter den flachen Händen an seiner Brust.

„Nun sieh bloß zu, daß du zu Bett kommst, Junge!"

Damit hatte er also das Bild geschenkt bekommen. „Ja. Gute Nacht, Tante Franziska. Danke! Danke!"

Viel weniger behutsam, als er gekommen war, ging Truges zurück. Nur einmal lauschte er unterwegs. Nein, Großvater war nicht in seinem gesunden Schlafe gestört worden. Schnell erreichte der Knabe seine Kammer, schloß die Tür und atmete auf.

Eine Seligkeit durchströmte ihn Er ging zum Fenster und besah das Blatt. In dem Licht bewegte sich die Silhouette förmlich. Wenn doch der Schattenriß auch sprechen könnte. „Mutter!" Der Schattenriß antwortete nicht. Aber Truges war auch so zufrieden. Nun mußte das Bild an die Wand, in den Mondenschimmer über der Lederkiste.

Ein Nagelkasten stand da, und ein Stein lag in der Ecke, damit konnte man hämmern. Truges hielt das Bild an die Wand, den Nagel darüber und fing an zu klopfen, ganz, ganz sachte und nach jedemmal horchend, ob sich etwas rührte. Es ging gut. Der Nagel brauchte ja nicht tief in den Kalk einzudringen. Noch ein leichter Schlag — das Bild saß, und Truges stand erst davor wie verzückt. Dann fiel ihm ein, daß er beim Beschauen nicht nötig habe zu frieren. Er kroch ins Bett, wickelte die Decke um sich und starrte auf die Wand, wo das Bild im Mondschein tanzte. Ja, so war es fast, als ob seine Mutter bei ihm sei. Wie mußte es erst sein, wenn sie ganz bei ihm war!

Krampfhaft hielt er die Augen offen und kämpfte mit aller Gewalt gegen den Schlaf an. Aber das war schrecklich: der Mondschein rückte weiter, und das Bild kam allmählich in den Schatten. Jetzt sah Truges nur noch den einen Arm mit der Girlande, und bald war auch der im Dunkel. Nur das weiße Papier hob sich noch von der Wand ab.

Bleischwer wurde dem Knaben der Kopf. Er sank im Bett vornüber, und so fand ihn am andern Morgen Tante Franziska, die voller Sorge früh zu ihm hineinkam. Mit glühender Stirn erwachte Truges, und sein erster Blick galt dem Bild an der Wand.

„Es sah herrlich aus, als der Mond darauf schien," sagte Truges. Er stand auf. Seine Glieder waren wie von einem dumpfen Gefühl gelähmt. Aber er schleppte sich zur Schule, machte seine Arbeiten mit Lindes Hilfe und riegelte sich dann in der Kammer ein. Ein Talglicht brannte. Aus der Jacke zog er ein paar dürftige Papierblumen hervor. Die hatte er für einen Dreiling bei der Gemüsefrau erstanden, die auch mit Grabkränzen handelte. Er breitete den Schmuck unter der Silhouette auf der Lederkiste aus, und nie hat ein Andächtiger vor einem Gottesbild, dem er ein Weihgeschenk darbrachte, mit innigeren Gedanken geweilt, nie hat ein frommes Herz tiefer den Zusammenhang zwischen Gott und der Gabe empfunden, als Truges in dieser Stunde fühlte, wie wundervoll und beseligend es war, seiner Mutter Blumen zu bringen. Auf der ganzen Welt gab es keinen heiligeren Altar als die Lederkiste, worauf er das Opfer der Kindesliebe niederlegte.

Stundenlang saß er mit brennenden Wangen und klopfendem Herzen im Kalten auf der Bettkante. In der Nacht brach das Fieber aus. Er phantasierte und schlug so stark gegen die Wand, daß Schuster Brammer auffuhr.

Der Großvater riß die Kammertür so heftig auf, daß die dünne Mauer einen Ruck bekam. Der nur eben eingeschlagene Nagel mit dem Schattenriß löste sich, und das Bild fiel raschelnd hinter die Kiste.

„Wat is los?" rief Schuster Brammer und hielt Truges fest, der aus dem Bett wollte.

„Mudder, danz mal!" schrie der Knabe und stierte seinen Großvater wild und fremd an ...

Böse Tage folgten, keiner, ohne daß Truges' Seele auf der Suche nach seiner Mutter war.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Hendrich. (Nach einer Photogravüre von R. Dührkoop in Berlin.)

Hermann Hendrich und seine Tempelkunst

Von Alfred Koeppen

In den Vorbergen des Riesengebirgskammes, in den welligen, von Bächen, Rinnsalen und dem Zacken durchflossenen Hügelketten erhebt sich zwischen Fichten und Tannen auf einer Anhöhe, gegenüber den von der Schneeschmelze auch im Hochsommer nicht erreichten Schneegruben, ein altnordischer Bau, die Sagenhalle von Schreiberhau, und daneben, versteckt im Grün junger Birken, ein hübsches Landhaus, das den Charakter schlesischer Holzbauten zeigt und von einem märchenhaften Zauber umkleidet ist. Durch die hängenden Zweige schimmert eine offene, auf rotbraunen Pfosten ruhende Halle, und darüber springt unter dem hohen, weit ausladenden Giebel ein Erker hervor, über dem in leuchtenden roten und blauen Farben als Inschrift sich abhebt: Hendrich-Haus. Künstlerischer Schmuck umgibt dieses Heim, wohin unser Auge blickt, zumal auf der Langseite, in der der Haupteingang liegt. Über dem Türsturz krönt eine fein modellierte Majolikabüste, den heiligen Hubertus in einem Geweih darstellend, den Eingang. Am Eingang des in das Haus eingebauten Treppenhauses halten zwei geschnitzte Bären Wacht. Von der in violetten Farben getönten Treppenwand blickt das Haupt Wotans geheimnisvoll hernieder.

Wer die Treppe hinaufsteigt, betritt einen durch Vasen, Leuchter und Gemälde belebten Flur und blickt hinein in eine Küche — ein holländisches Kabinettstück. In dem geöffneten Eßzimmer zieht eine friesische Kredenz, geschmückt mit Tellern, Zinnarbeiten von

alter Herkunft, goldgeschmückten Gläsern als wertvolles Prunkstück die Aufmerksamkeit auf sich. Zur Rechten öffnet sich in dem Flur die Wand und gestattet durch eine mit Gardinen geschmückte Galerie den Eintritt in ein Atelier. Kostbare Perser bedecken hier den Boden. Friesische Truhen und Schränke aus dem siebzehnten Jahrhundert mit uralten Inschriften erzählen von den einstigen Besitzern, ein alter norwegischer Königsstuhl, breitsitzige Empirestühle laden zum Sitzen und Träumen vor Pastellen und Gemälden ein, die die Wände schmücken und eine Welt voll leuchtender Farbenpracht schildern.

Oft habe ich in dem Atelier von Hermann Hendrich gesessen und mich in seine Werke versenken können. Es sind zumeist Landschaften, für die Motive in Norwegen, dem Harz, dem Riesengebirge die Anregung gegeben hatten — stimmungsvolle Gedanken des Augenblicks, mit dem Buntstift oder dem Pinsel festgehalten. Was den Studien Hendrichs einen besonderen Reiz verlieh, war die im Augenblick des Schaffens erfaßte bildmäßige Wirkung, die den Charakter des Bildes bestimmt und der fertigen Arbeit jene geschlossene Einheitswirkung gibt, die bei Landschaftsbildern unerläßlich ist, soll das Bild dem Beschauer nicht auseinanderfallen.

Da waren Pastelle, in dekorativen Flächen auf den Zusammenklang von Rot und Blau gestimmt; Farbenakkorde klangen in weichen Umrißlinien aus — wie aus der Erinnerung gemalt.

Neben diesen Pastellen hing ein Bild in Temperafarben. In eine von hohen Felswänden eingeschlossene Grotte fällt ein Sonnenstrahl, gleitet über die dunkelgrünen Moosflechten der Felsen, über die blauen Natterköpfe und roten Weidenröschen und leuchtet in der spiegelklaren Flut des Grundes auf. — Ein farbenreiches Idyll!

Auf der Staffelei stand ein großes Ölgemälde. Leuchtend grüner Buchenwald mit moosgrünen Felspartien und über die Steine und Wurzeln der Waldriesen von Klippe zu Klippe springend das Wasser des Bergbaches in stahlblauer Farbe, weiß aufleuchtend sein Gischt. Im Schatten der Bäume auf weichem Teppich bunte Blumen, rote Pilze. Im Hintergrund auf sanft abfallenden Felshängen ein grüner Drache mit feurigen Augen, sich rüstend zum Kampf gegen einen gliederstarken jungen Helden, der mit gezücktem Schwert ihm entgegentritt. Eine Stimmung, wie Richard Wagner sie empfunden hat, so schien es in den Zweigen im Sonnenschein zu weben, und mitten in dem

Hendrich-Haus in Mittel-Schreiberhau.

Der Hendrichsaal im Wassilyhause in Kiel.

Blüten- und Blumenzauber der Held voll Sehnsucht, Abenteuer zu vollbringen.

Was alle diese Bilder auszeichnete, war die dichterische Auffassung der Natur. Ein Malerdichter sprach seine geheimsten Empfindungen in Farben aus.

In der Kunst der Gegenwart ist das selten geworden. Die Phantasie hat sich in die Dachkammer hungernder Poeten geflüchtet. Wie herrschte sie doch einst, eine Königin in der deutschen Kunst! Malerdichter ist der schönste Ruhmestitel eines Dürer, der deutschen Kleinmeister, eines Rethel und vor allen Dingen der Romantiker um Ludwig Richter und Moritz von Schwind gewesen. In ihren Bildern besangen sie die deutsche Heimat mit ihren weiten Tälern und Höhen, Wäldern und Fluren, sangen, wenn sich beim Morgengrauen die Natur aus dem Schlaf erhebt oder die untergehende Sonne am fernen Horizont die Stadt wie ein Nebelbild in Abenddämmerung hüllt, wenn die Burschen zum Stelldichein ans Brünnele gehen oder schweigend die Nacht über Berg und Tal sich senkt. Sie sangen von Lust und Leid, wenn bei den Klängen der Fiedel Hochzeit gehalten wurde, wenn die Glocke vom Turm ernst und bang ihren Grabgesang anstimmt.

Eine andere Zeit ist gekommen. Die stille Beschaulichkeit unserer Altvordern ist einem raschlebigen Genießen gewichen. Die Hast des Tages, der Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen, die Sucht nach dem Reichtum hat die Menschen krank und nervös gemacht. Die Kunst strahlt dieses Denken und Fühlen wie ein Spiegel wieder. Man schwelgt in der Musik in Tönen, in Harmonien, die wie Bergbäche dahinrauschen, deren Wasser sich auflösen in ein Gewand funkelnder Strahlen. Alle Empfindungen unseres Herzens, ihr Auf und Ab, ihr Steigen und Fallen klingen in raffiniertester Instrumentation wieder, scheinen zu zerfließen, um sich zu einem großen Klangfluß zu vereinen. Ebenso nimmt unser Auge die Farben da draußen in allen möglichen Differenzierungen in den prismatischen Brechungen des Sonnenlichts wahr. Welches Weben und Fluten von Licht und gebrochenen Farben!

Der gesteigerten Sinnenempfindung tragen fast alle modernen Maler als Techniker Rechnung, nicht zuletzt auch der Malerdichter, der zum instrumentierenden Farbensymphoniker wurde. Das gilt vornehmlich von der im Laufe der Zeit immer farbenprächtiger werdenden Palette Hermann Hendrichs, die somit im ganzen eine wohlbegründete Weiterentwickelung jener Kunst ist, die koloristische Reize in der Verbindung von Zeichnung und Farbe erstrebte. Unser Meister

Die Walpurgishalle. (Nach einer Originalaufnahme der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

hat das mit anderen Künstlern, mit den Malern des Pleinair und des Pointillismus gemeinsam. Trotzdem ist er ein Farbeninstrumentator in anderem Sinne, vielmehr in dem Rembrandts, denn ihm ist gleich dem großen Niederländer die Farbe nicht allein ein Ausdrucksmittel sinnlicher Wahrnehmung, sondern seelischer Empfindungen, und über den Zauber der Farbe darf man den Inhalt nicht vergessen.

Von Jugend auf, als er noch im Elternhause in der einsamen Harzmühle in der Nähe von Nordhausen, in der herrlichen freien Natur, in dem Lande der Sagen- und Gespenstergeschichten heranwuchs, wünschte er alles, was seine sehnende Seele mit Liebe erfüllte, als Dichter in Farben zu gestalten. Von Anbeginn seiner Tätigkeit gehörte er daher zu den Malerdichtern. Befruchtend wirkte später die Musik, vornehmlich Richard Wagners Tramen, die nordische Sagenwelt, wie sie im Beowulfsliede und in der Edda erklingt, Goethes Faust und unter den Malern Arnold Böcklin auf ihn ein. Darüber wurde seine Kunst weder eine Nachahmung, noch eine Illustration von Sagen und Märchen, ebensowenig wie die Richard Wagners, sondern der Geist der Natur, wie er in Epen und Märchen lebt und Jahrhunderte hindurch die Volksphantasie zu Dichtungen anregte, fand hier eine malerische Verklärung und Auferstehung.

Seine ersten Aquarelle und Gemälde erfüllte der Geist der Romantik. Norwegen und Bornholm geben ihm die malerischen Motive und Szenerien. „Über die verfallene Warte der Schloßruine Hammershus gelehnt, blickte ich über das beschattete, weite Meer, hörte die sehnsüchtige, klagende Melodie des Hirten aus ‚Tristan und Isolde' — so entstand die ‚Traurige Weise'. Oder wir fuhren im Lotsenboot ins stürmische Meer, wo oft eine einzige große Welle den ganzen Horizont überschnitt und in unheimlicher Stimmung Schiffe gespenstisch vorüberhuschten, und es entstand der ‚Fliegende Holländer'. Oder ich ging im Mondlicht in einem einsamen Dünental, wo mein Schatten über eine dunkle Erdspalte fiel und ein Kreuz bildete, so entstand ‚Golgatha'. Die ganze Insel bevölkerte sich mir auch besonders mit Gestalten aus der Beowulfssage."

So schreibt Hendrich in einer kurzen Lebensskizze selbst über die Entstehung seiner

Hermann Hendrich: Irrlichtertanz. (Walpurgishalle.)

ersten reiferen Schöpfung. Wie Arnold Böcklin genießt er als ein Augenmensch die Erscheinungswelt, die Formen, Farben, Linien mit trunkenen Sinnen. Eine schöpferische Begabung aber gestaltet das Geschaute zu einem inneren Erlebnis, und der lyrische und dramatische Stimmungsgehalt der Natur wird in ein melodisches Farbenspiel umkomponiert. „Gemalte Lieder" kann man seine ersten und, es sei hier gleich angefügt, auch viele seiner jüngsten Gemälde und vor allen Dingen seine feintonigen Pastelle nennen.

Nach langem Ringen, nach mancher herben Enttäuschung fügte es für den zurzeit im mittleren Mannesalter stehenden Künstler ein glücklicher Zufall, daß ein Kunstfreund zu ihm in Beziehung trat, mit dem ihn bald eine innige Freundschaft verbinden sollte. Sie führte zu jenem eigenartigen kleinen Museum, das sich heute in einem der ältesten Häuser Kiels befindet: es ist der Hendrichsaal im Hause des Dr. med. Wassily. Dieser feinsinnige Mäzen hat einen stimmungsvollen Saal für die Werke des Künstlers hergerichtet, denen ein einheitlicher Charakter eigen ist: der sinnende, träumerische Zug, Liebe zur Heimat, Tiefe der Empfindung, Abneigung gegen alles Fremdländische, gegen jedes Buhlen um die Antike oder die Renaissance. Wenn man angesichts dieser oder späterer Werke des öfteren auf Böcklin hingewiesen und dem Maler eine Gefolgschaft dieses Großen hat nachsagen wollen, so zeigt gerade die ausgesprochen deutsche Grundnote, wie weit ab Hendrich von dem großen, durch die italienische Landschaft, die Antike und die Renaissance beeinflußten Schweizer steht.

Hendrichs Ehrgeiz begnügte sich aber nicht mit dem Erfolg des Tafelbildes. Die Sehnsucht der Phantasiekünstler war ja stets auf das Schaffen monumentaler Arbeiten gerichtet. Es galt in früheren Zeiten für würdig, wenn fürstliche Mäzene, reiche Städte und Kirchen Malern Gelegenheit gaben, ihre Gedanken in einem Zyklus von Gemälden auszusprechen. Einem Cornelius, einem Rethel war es noch vergönnt, das hohe Lied des Menschenschicksals in ihren ideenreichen Kartons zu singen. Die stille Sehnsucht eines Böcklin harrte vergeblich darauf. Die Gefahr liegt nahe, daß es seinen Nachfolgern ebenso geht. Kein Wunder, wenn die Not die Künstler selbsterfinderisch macht, daß sie für

Hermann Hendrich: Der Wolkenschatten. (Sagenhalle in Schreiberhau.)

ihre Gemälde selbst Hallen erbauen — übrigens eine glückliche Idee, weil im Gegensatz zu früheren Zeiten der Künstler nicht genötigt wird, seine Gemälde in einen vorhandenen Raum hinein zu komponieren, sondern beide miteinander nun organisch verwachsen können. So ist eine neuartige Tempelkunst im Entstehen begriffen. Als einen verdienstvollen Bahnbrecher muß man hier Hermann Hendrich begrüßen. In Gemeinschaft mit Bernhard Sehring errichtete er in seiner Heimat auf dem sagenumwobenen Hexentanzplatz die „Walpurgishalle" und schuf in ihr jenen leuchtenden Gemäldezyklus, in dem der Geist grauer Vorzeit in tiefempfundener symbolischer Gestalt wieder auferstand.

Ein von deutschem Geist erfüllter trutziger Hallenbau ragt auf in die Höhe. Die zunächst für unsere Tage seltsam symbolische Ornamentik versetzt uns in eine fremde Zeit. Wie einst vom germanischen Hause leuchten weiße Pferdeschädel unheimlich auf, und die geschnitzten Bilder des Raben und des Wolfes wirken phantastisch. Von dem First des hohen Giebeldaches blickt das Einauge des flügelköpfigen, helmgeschmückten Wotan weisheitsvoll nieder. Hoch über dem First des Daches, die Eckpfeiler fortsetzend, ragen pyramidenartige Säulen, deren verbindende, auf bocksköpfigen Pfosten ruhende Querriegel in der Mitte des Donnergottes Tor furchtbare Waffe, den Hammer, tragen. Sinnbildliche geschnitzte Ornamente, Drachenschnuten und Pferdeschädel vollenden den äußeren Schmuck.

Durch das eisenbeschlagene, mit den Köpfen alter Hexen besetzte Tor tritt man in die Vorhalle ein. Oberhalb der Tür fällt ein gedämpftes rotes Licht in den Raum auf einen Opferstein, der vor einer reichgeschnitzten Rückwand liegt. Als Superporte bereiten zwei Gemälde, gewissermaßen als Leitmotiv, stimmungsvoll auf den ganzen Bilderzyklus im Inneren vor: „Die Hexenfahrt" und „Der Sternenreigen", unter denen sich der Dahnsche Weihespruch hinzieht.

Oben aus und nirgend an, sprach der alte Hexenwahn,
Doch in edlem Sinn getan, hebt er uns zur Sternenbahn.

Das Innere gleicht einem Tempel. Ein langgestreckter Saal geht an der hinteren Wand in eine dreieckige Nische über. Von oben her flutet durch gemalte augenförmige Fenster zerstreutes Licht in den Raum und

Hermann Hendrich: Sonnenschein im Walde.

über die in reichgeschnitzte, blaugetönte Rahmen gefaßten Gemälde.

Wer vertraut ist mit Goethes Dichtung der Walpurgisnacht, wird dem Inhalt der Bilder leicht folgen können, obwohl die Beziehungen zwischen der Dichtung und den Gemälden recht loser Art sind und nur in der Gretchenerscheinung stärker hervortreten.

Hinauf zur Bergeshöhe, dem Tanz leuchtender Irrlichter folgend, schreiten die beiden Wanderer, Faust und Mephisto, sich an der Frühlingsnacht berauschend, wo trunkener Sinneszauber die Natur umfangen hält, wenn die rote Scheibe des Mondes die von Fichten beschatteten Wege beleuchtet, in den Büschen die Glühwürmchen summen, vom Mondlicht durchbrochen silberschimmernde Nebelschleier auf feuchtem Wiesengrunde tanzen und das Käuzchen seinen heiseren Schrei ertönen läßt.

Während auf den Bergen der Frühling seine Brautnacht feiert, sind im Inneren, in der Mammonshöhle Zwerge geschäftig, die ehernen und silbernen Adern auszuschürfen. Steinerne Säulengänge mit Tropfsteingebilden, gelb, grün und blau schimmernd, steigen hoch an, tosend braust durch die Hallen ein Bach, über den die schmale Felsbrücke führt. Durch die Gründe glimmert ein morgenrötlich trüber Schein und leuchtet blutrot um den in der Tiefe in starrer Majestät thronenden Gott Mammon auf.

Wie rast die Windsbraut durch die Luft! ...
Höre, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör't Es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Äste,
Der Stämme mächtiges Dröhnen,
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Übereinander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.

Der furchtbare Kampf der Natur, der den Wanderer mit Schrecken erfüllt, nimmt menschliche Gestalt an. Die Volkssage denkt sich die Windsbraut als ein Edelfräulein, das dem Leben gar zu leidenschaftlich ergeben war und nun, durch alle Ewigkeit ihr Leben sühnend, dahinbrausen muß.

Die Volkssage von dem Hexentanz auf dem Brocken verdankt ihre Entstehung dem Aberglauben des frühen Mittelalters. Man

Hermann Hendrich: An die Nacht.

hatte den den alten Göttern treugebliebenen Anhängern die Abhaltung ihrer Frühlingsfeste bei Strafe verboten. So konnten diese nur im verschwiegenen Dunkel der Nacht an den von alters her geheiligten Stätten sich zusammenfinden, um ihre Wotansfeste zu feiern. Das Hauptfest fiel in die Nacht zum 1. Mai. Dieser Tag war in späterer Zeit der Heiligsprechung der einstigen Klosteräbtissin Walpurgis geweiht; sie ist die Schirmerin gegen unheilbringende Zauberkünste und wurde an jenem Tage besonders angerufen, die Menschen vor Teufeln und Hexenspuk zu bewahren. So verbinden sich altgermanische mit christlichen Vorstellungen in der „Walpurgisnacht". Die Abtrünnigen, dem Teufel Ergebenen veranstalten auf dem Brocken ein Fest, das die geschäftige Volksphantasie mit perversen Orgien ausgestattet hat. Der leibhaftige Gottseibeiuns thront in der Nacht hoch oben auf Bergeshöhen, und die Hexen reiten auf Besen und Stöcken, auf Gabeln und Böcken durch die Lüfte zu ihrem Herrn und König, wo sie die kurzen Stunden der Nacht mit Tanz und Sinnenlust verbringen, bis der anbrechende Morgen der teuflischen Lust ein Ende macht. Was Goethe in seinem „Faust" geradezu in Worten plastisch zu modellieren verstand, hat Hendrich in einem Bilde voller Farbentaumel festgehalten. Die orgiastische Stimmung, die Sinnenlust der Menschen, der heiße Wunsch nach einem Sichaustoben zittert in den durcheinander verschwimmenden Farben. Wild bewegte gespenstische Wesen, „junge Hexen, nackt und bloß", dort „alte, die sich klug verhüllen", trinken, buhlen, lieben und führen um den geflügelten Teufel einen wilden Tanz in der Luft auf. Faust tändelt in dieser sinnestrunkenen Gesellschaft mit einem schönen jungen Weibe, während sich ein altes an seinen Begleiter drängt.

Wie aber auch der Mensch streben mag, sein Gewissen zu betäuben, wie leidenschaftlich er auch das Leben auskostet — geister- und gespensterhaft hängt sich an seine Fersen, ihm zum Verhängnis werdend: der Frevel. Und als die Nacht vorübergerauscht, Morgennebel dämmern und blau die Berge schimmern, steht vor ihm auch wieder die Erinnerung an ein schöneres und reineres Glück, vielleicht an ein Glück der Liebe, das er mit Füßen getreten hat. So umfängt banger Schreck die Gestalt des Faust, er hält inne und schmiegt sich eng an seinen Begleiter an. Zwischen den hohen Stämmen erscheint die geisterhafte Gestalt Gretchens in dem

Hermann Hendrich: Winterstürme wichen dem Wonnemond ...

weißen Kleide, mit dem Henkersmal um den zarten weißen Hals. Hier empfinden wir Goethes Verse:

Fürwahr, es sind die Augen einer Toten,
Die eine liebende Hand nicht schloß.
Das ist die Brust, die Gretchen mir geboten,
Das ist der süße Leib, den ich genoß ...

Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von diesem Blick nicht scheiden.
Wie sonderbar muß diesen schönen Hals
Ein einzig rotes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken! ...

Dem Bannkreis der Goethischen Dichtung hat sich Hendrich nicht zu entziehen vermocht. Es hieße ihr auch Gewalt antun. Kennzeichnend für den Maler ist aber das Zurücktreten des literarischen Beiwerks — im Gegensatz zu der Auffassung der Romantiker ein echt moderner Zug. Indem der Stimmungsgehalt der Landschaft in seelische Wesensübereinstimmung zu dem Menschen trat und für die Wiedergabe eine großzügig, fast dekorativ wirkende Form gefunden wurde, trat das Monumentale in sein Recht.

Diesem ersten deutschen Tempelbau, in dessen Gemälden der Sinn der Sage in Verbindung mit den landschaftlichen Schönheiten ein künstlerisches Phantasiekleid erhielt, folgte im Jahre 1903 ein zweiter: die Sagenhalle bei Schreiberhau, zu dem Hermann Hendrich dem Architekten Paul Engler die Anregung gegeben hat.

Über einem breiten Eingangsportal steigt ein hoher Giebel auf, dem ein Balkon vorgelagert ist. Symbole längst vergangener grauer Zeit schauen von der mit reichen Schnitzereien belebten Halle hernieder.

Die Midgardschlange füllt die breiten Seitenflächen, hoch oben leuchtet das Auge Odins hernieder. Durch den First gehen die Pfosten des Eingangsportales hindurch und in die Form des Speeres über, die einen altdeutschen Eidring halten. Auf den Schaften der Speere steht in Runen der Wunsch: „Saga, mach' sehend." Zwischen den Speerspitzen schwebt stahlblau über den Ringen Donars Hammer, während Wotans geheiligtes Pferd in zwei vorn auf dem First ruhenden, geschnitzten stilisierten Pferdeköpfen und -leibern Wiedergabe fand. Die Tönung des Baues in dem Wechsel von braunroter und weißer Farbe klingt mit dem Charakter der Holzarchitektur prächtig zusammen.

Durch die Tür, die mit Wotans runengezeichnetem Schwert geschmückt ist, treten wir in das Innere, zunächst in eine Vorhalle. Durch roten und violetten Schein

wird der Raum in eine Märchendämmerstimmung gehüllt. Gespenstisch erhebt sich hier der riesenhafte Berggeist Rübezahl, über Urgestein schreitend, wie ihn Hugo Schuchardt nach dem Gemälde Moritz von Schwinds formte. In dieser Gestalt hat die Volksphantasie, wie sie sich im Mittelalter ausgebildet hat, Ausdruck gefunden. Es ist der ungeschlachte, heimtückische, lächerliche, plumpe Rübezahl, der den Wanderer, den Jäger, den Glashändler überfällt, der betrogene dumme Teufel, dem das Edelfräulein aufgibt, die Rüben im Felde zu zählen, der Geist der Berge, mit dem großen Bart, der niedrigen Stirn, der großen Nase, den wulstigen Lippen. Von dem Gott des Himmels und des Wetters, der auch zugleich ein segenspendender war, den die Vorfahren einst als einen hehren Geist verehrten, hat der fanatische Eifer des Mittelalters wenig übriggelassen und gleich der Mehrzahl der alten Götter auch ihm eine teuflische Fratze angedichtet.

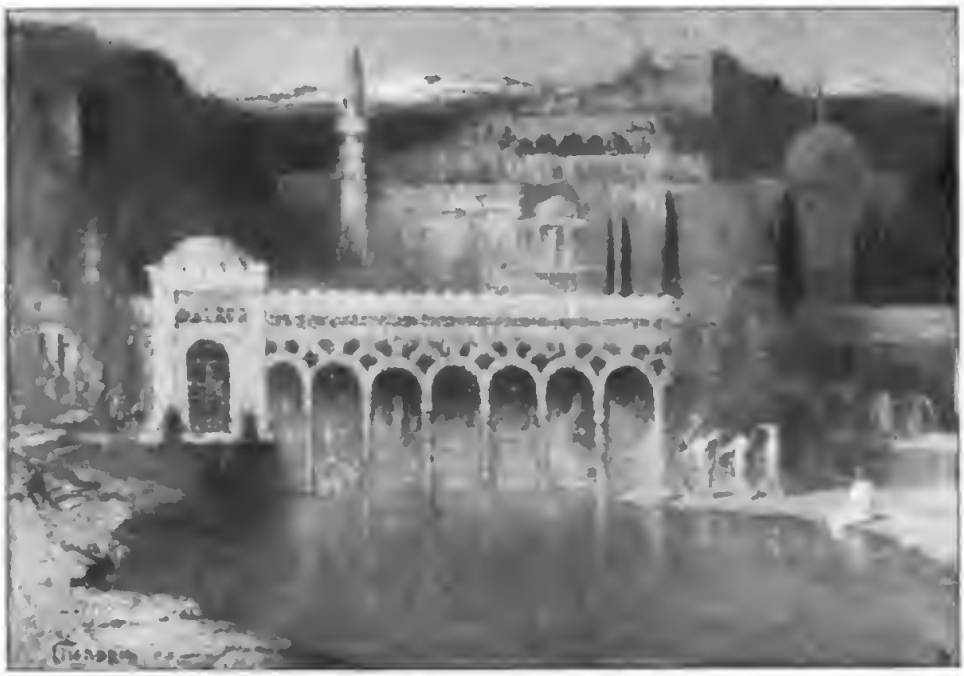
Was den Künstler bei seinen Wanderungen durch das Riesengebirge in Entzücken versetzte: die hoch ansteigenden Berge mit ihrem scharfen, vom blauen Himmel sich abhebenden Grat, die Wälder mit ihrem Dunstkreis, die aufsteigenden, pfeilschnell dahinschießenden Nebel, die die Häupter der Berge umhüllen, die Wolken, die schlangengleich über den Kamm krauchen und sich in das Tal hinabwälzen, alles in eine undurchdringliche Masse hüllend, die Schatten, die die Wolken auf Höhen und Wiesen breiten, die sternklare Nacht, wo geheimnisvoll der Berg sein Haupt wie ein Ungetüm erhebt und die alte Baude wie eine sagenumklungene Ruine auf einsamer Höhe thront — alles das war für den Künstler nur das Sinnbild eines geheimnisvoll ewig fließenden Lebens.

Wie in dem ersten Gemäldezyklus ist auch hier die Sage nur der Hintergrund für die sonst frei erfundenen Kompositionen. Rübezahl wird mit Wotan identifiziert, und kosmologische Vorgänge finden in beiden eine symbolische Gestalt.

Aus den schweren auf den Bergen liegenden Wetterwolken wächst die Gestalt Wotans als des Wolkenwanderers heraus, wie er als unheilverkündender Geist der Berge über den Kamm schweren Trittes dahinschreitet, begleitet von dem Wolf und den zu seinen Häuptern fliegenden Raben. Unter dem Sturm bäumt sich das dürre Knieholz auf den gelben kahlen Felsen auf.

Rübezahl-Wotan ist weiter die Personifikation des Frühlings. Als roher, plumper Gesell erscheint er hinter den Felsen und belauert, beschattet von grünen Birken, junge Nymphen, welche am Bachesrand baden und

Hermann Hendrich: Die Gralsburg. (Nach einer Photogravüre aus dem Kunstverlag von Rud. Schuster in Berlin.)



Hermann Hendrich: Klingsors Zauberschlaß.

auf höhergelegenem Wiesenrain den Frühling tanzend besingen.

Die Bauden auf dem Kamm der Berge werden in der dichterischen Phantasie zur „Götterburg" Wotans-Rübezahls. Trutzig steigen Felsen auf, Pfeiler, Tore, Hallen und Säulengänge türmen sich darüber, auf der Höhe übergehend in eine Burg. Geheimnisvoller Glanz schimmert aus den unterirdischen Sälen, sich widerspiegelnd in der klaren Flut des Baches, der durch die tiefen Felsen bricht und einen kleinen Teich bildet. Über die Brücke des Baches schreitet der Fürst der Berge mit einem jungen Menschenkinde zu der Riesenburg. Zwerge tragen der zukünftigen Herrin die Schleppe und schreiten als Gefolge in feierlichem Zuge daher.

Dem jungen Menschenkinde fröstelt es in der Burg des allgewaltigen Riesen, trotzdem goldener und silberner Schein durch die Säle flutet. Aus den schaurigen Gründen sehnt sich der Mensch zurück nach dem Lichte. Die Sage erzählt, wie die Geliebte in listiger Weise den Burggeist betört. Sie gibt ihm auf, in seinem Zaubergarten die Rüben zu zählen, ehe sie ihm die Rechte der Gattin einräumt. Der Zaubergarten ist das Seitenstück zur „Mammonshöhle" in der Walpurgishalle. Er liegt in einem unterirdischen Dom mit tropfsteinartigen Gebilden. Durch hohe spitzbogige Tore, Hallen und Fenster schimmert der Glanz der im Sonnenschein liegenden Halde. Zwischen hohen Steinsäulen steht Rübezahl, geckenhaft gekleidet, den Saum seines violetten Mantels graziös haltend, in gebückter Stellung und zählt, ohne aufzusehen, die Rüben, während durch das Felsentor des unterirdischen Gartens die Geliebte enteilt und Zwerge verwundert auf das Treiben ihres Fürsten blicken. Violette Farbenspiele erhöhen im Inneren des Domes die märchenhafte Stimmung.

Zur menschenähnlichen Gestalt wird der „Wolkenschatten". Unheimlich kriecht das riesige Schattenbild Rübezahls tastend und suchend über den Erdboden, sich an die einsam auf dem Kamme liegenden Bauden heranschleichend und ihnen heimtückisch Verderben drohend — ein Phantasiebild von unheimlichen Kontrasten.

In dem folgenden Gemälde verwandelt sich der Berggeist in die Gestalt Donars. Aus Felsen, die in ihren Formationen an die Schneegruben des Gebirgskammes erinnern, wächst die Gestalt gespenstig heraus, eingehüllt in düstere Wolkenmassen, die verderbenbringend über den Felsen lagern. Voll tiefem Ingrimm erhebt er den Hammer, von

dem eine schweflige Feuergarbe aufflammt. Drunten in der Schlucht brodelt schäumender Gischt, die Regengüsse ergießen sich über die Schneemassen, in wilder Flucht fliegen über das Knieholz die Raben. Unheimlich heben sich die fahlen gelben, graublauen Farben von dem weißen Schnee in der Grube ab. — Der Kampf der Elemente in der Natur, die ausrasen wollen, die vernichtende Gewalt, die in Bergen und Wettern wohnt, welche kindliche Phantasie auf zürnende Gottheiten zurückführt, hat diese Schreckensgestalt des Berggeistes entstehen lassen.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche, die Sonne leuchtet in den Tälern, dem schwindelnden Abgrund und durch die rauschenden Wasserfälle. Wie ihre Wassermassen in lustigen Gebilden zerstäuben und Leben ausstrahlen! Regen sich nicht dort seine Gebilde unter dem Strahlenkleide? Sie scheinen untereinander verschlungen, sich dann wieder zu lösen, eins zieht im Fallen und Schweben das andere mit sich — lebend gewordene Körper fallen wie Sturzbäche in die Tiefe, und das Licht umleuchtet die nackten, jungfräulichen Leiber und ihre dem Leben entgegenjauchzenden Seelen.

Leben und Tod — der Ewigkeitsgedanke der Menschheit und der Welt wohnt auf den Bergen, auf den einsamen Höhen. Von hier bricht sich der Urquell Bahn, hier ragen die Zacken in den ewigen Raum. Todesgrauen liegen im Dunkel der Nacht. Die Häupter der Felsen schlafen und träumen, und die Sterne spiegeln sich in den einsamen Teichen. Wie ein steingewordener Riese liegt an den Seen der Berg, dessen Glück und Leid in Nacht gesunken. Nacht deckt alles Lieben und Leiden, alle Freude und alles Weh der Menschen wie der Götter zu. Aus den Steinen aber, aus der schweigenden Ruhe der Nacht hören wir noch die Stimme des Geistes der Natur:

Nacht ... Nacht ...
In Nacht sanken wir.
Urgestein sind wir geworden.
Götter mähen die Seelen wie Gras;
Leben ... Leben ist Morden.
Steinern sind wir begraben,
Starre Felsen, wir ragen
Seit grauer Zeit ...

(Karl Hauptmann, Die Bergschmiede.)

Tiefsinnig und gedankenvoll erhebt sich die Dichtung, die von dem Ewigen singt, alles Sehnen und Fühlen in der Natur als ein ewiges empfindet. Was der Malerdichter aus der Volksdichtung hinzufügte, war nur so viel, als das Verständnis des ganzen Zusammenhanges erforderte; den tiefen Sinn, den kosmologischen Grund der Sagen wollte er gestalten.

Die Leuchtkraft und Zusammenstimmung der Farben ist zumeist überraschend glücklich, und die Farben werden zu Stimmungsmitteln. Die Gedanken haben eine leicht verständliche, symbolische Form in großzügiger Sprache gefunden. Die Gemälde atmen Einfachheit und sind von seltener Frische und schlichtester Natürlichkeit der Empfindung. Die deutsche Phantasiekunst hat mit diesen Werken die Monumentalmalerei zu neuem Leben erweckt.

Den Charakter der Halle als eine Stätte weihevoller Kunstandacht zu erhöhen, tragen andere in der Apsis und der Vorhallenwand ausgestellte Werke bei, die ebenfalls von dem Riesengebirge und seinem Leben erzählen. So haben in der Sagenhalle in Schreiberhau Tempel- und Heimatkunst einen innigen Bund miteinander geschlossen.

Seit der Vollendung dieses Werkes hat Hendrich eine ganze Reihe Phantasiegemälde geschaffen. Viele davon sind durch Richard Wagners Nibelungenring veranlaßt worden. Eine große Veröffentlichung dieses Gesamtzyklus steht bevor.

Der unermüdliche Künstler trägt sich übrigens mit dem Gedanken eines neuen Hallenbaues. Was er für die Zukunft mit seinen Schöpfungen erstrebt, ist verwandt mit den Bestrebungen des von ihm kürzlich mit ins Leben gerufenen „Verdhandibundes" (so genannt nach einer der Nornen aus der Edda), der gegenüber hypermoderner, zum Teil auch dekadenter Kunstbewegung das Gesunde und Lebenbejahende in der Kunst stärker betonen und den Künstlern einen stärkeren Einfluß auf die deutsche Kultur verschaffen will. Daß hier für einen Malerdichter sich ein weites Wirkungsfeld eröffnet, läßt die Begeisterung des Künstlers für die neue Idee erkennen. Hoffen wir, daß sie der deutschen Phantasiekunst neue Werke, würdig der Vergangenheit, hervorbringen hilft.

Die englische Frau

Ein Kapitel aus dem französischen Roman „Die unbekannte Insel" von Pierre de Coulevain, deutsch von Henny Lutter

Auf dem Kontinent sind die Ansichten über die Engländerin sehr verschieden: die einen halten sie für höchst moralisch, die anderen für sittenlos. Man urteilt nach dem, was man sagen hört oder nach einzelnen Erfahrungen. Meiner Ansicht nach muß man in England drei Arten von Frauen unterscheiden: die temperamentvollen, die charaktervollen und die dem dritten Geschlecht angehörenden ... jawohl, dem dritten Geschlecht. Die temperamentvolle Frau leistet den Versuchungen schwachen Widerstand; sie gibt wie unbewußt und mit einer solchen Leichtigkeit nach, daß sich schon manch einer drüber gewundert hat. Sie besitzt viel Einbildungskraft, List, Schlauheit und eine Skrupellosigkeit, durch die sie sehr gefährlich wird. Es würde einem Manne nicht gelingen, ihren Netzen zu entrinnen. Sie bleibt verliebt ihr Leben lang. Ist sie alt, so heiratet sie einen sehr jungen Mann oder hat einen bezahlten Liebhaber. Sie mischt sich in alle Intrigen, wird Spielerin, Alkoholikerin, Morphinistin, Lesbierin. Wenn man sie näher kennen lernt, kann man bei ihr fast immer eine erbliche Belastung konstatieren.

Die charaktervolle Frau ist durchaus ehrbar, und das ist die Mehrzahl, die überwiegende Mehrzahl, das ist die echte Engländerin. Ihre Erziehung trägt übrigens viel dazu bei, sie physisch und moralisch gesund zu erhalten. Viel Bewegung in frischer Luft hilft ihr glücklich über die Krisis der Reisezeit hinweg. Der tägliche Verkehr mit ihren Kameraden macht sie frei und selbständig. Der Sport zwingt sie zu besserer Haltung, schärft ihr Auge und verleiht ihr einen elastischen, sicheren Gang. Sie härtet sich gegen die Gefahr der männlichen Anziehungskraft ab. Einer ihrer Kindheits- oder Jugendgespielen gewinnt ihre Zuneigung. Dann durchlebt sie eine köstliche, reine Liebeszeit, ihre Blütezeit. Nach der Verheiratung wird sie eine prosaische, verständige Gattin. Sie hat sich gegeben ein für allemal, sie denkt nie daran, sich selbst zurückzufordern, noch Verlangen nach sich zu erwecken. Ich muß herzlich lachen, wenn ich mir vorstelle, wie entsetzt der Engländer über Koketterie in der Ehe ist.

In der Liebe ist die Engländerin leidenschaftlich, nicht raffiniert, nicht sentimental, aber immer ein wenig romantisch. Sie ist fähig, sich für einen Mann aus niederem Stande, einen Kutscher oder Diener, zu begeistern und ihn zu heiraten in der Illusion, er sei ein höheres Wesen. Diese Neigung, die man fast nur bei den Frauen der nordischen Völker findet, ist häufig die Ursache ehelicher Untreue, die in England nicht zu den Seltenheiten gehört. Die Verleger veröffentlichen ohne weiteres Bücher, die die freie Liebe rühmen, die die Abschaffung der Ehe predigen oder recht häßliche Liebesverhältnisse schildern; aber diejenigen, die vom Ehebruch handeln, selbst wenn eine gewisse Moral darin läge, weisen sie zurück. Diese übermäßigen Vorsichtsmaßregeln beweisen, daß John Bull kein allzu großes Vertrauen in die Tugend von Mrs. John Bull setzt. Er verteidigt sich, so gut er kann. In Liebessünden ist die Engländerin nie raffiniert, sie versucht gar nicht, sie irgendwie zu beschönigen. Übrigens sinkt sie schnell sehr tief, sobald sie aufgehört hat, anständig zu sein. Das Laster jeder Art wirkt in England furchtbar abstoßend.

Die Angelsächsin wird von der Liebe nicht völlig hingenommen wie z. B. die Romanin; sie fängt sogar schon an, schlecht von der Liebe zu sprechen. Sie hat anderes auf dieser Welt entdeckt, was sie interessiert und beschäftigt. Trotzdem treibt sie Kultus mit dem Manne. Sie mag gern in seiner Gegenwart, unter seinem Schutze sein. Sie ist stolz auf seine Kraft, auf seine athletischen Erfolge, auf seine weiten Reisen. Es liegt ein unbewußter Stolz darin, wenn sie sagt: „Unsere Männer" (our men) — Rassestolz.

Die Angelsächsin hat Talent zum Apostel; sie versteht es bewunderungswürdig, Propaganda zu machen. Irgendeine Idee setzt sich in ihrem Hirn fest; diese Idee verwächst förmlich mit ihr. Um sie zu verbreiten, scheut sie das Lächerliche nicht, trotzt allen Vorurteilen, überwindet sogar ihre Schüchternheit; von dieser Idee spricht sie in den Hörsälen, auf öffentlichen Plätzen, an den fernsten und ungastlichsten Orten.

Eine Zeit lang herrschte eine wahre Manie bei vielen Frauen, Essays zu schreiben. Recht naive, bizarre, lächerliche waren oft darunter. Sie wurden einem auf den Straßen in die Hand gegeben, in den Wagen geworfen. Manchmal brachte ich ein halbes Dutzend mit nach Hause. Sie amüsierten mich und forderten meinen Spott heraus. Das war töricht genug von mir. Denn jetzt verstehe ich doch, daß sie auf gewisse Geister Eindruck machen konnten.

Bisweilen haben die modernen Frauen seltsame Schrullen. Aber aus solchen Schrullen erwachsen oftmals gute Werke.

Eine Dame der höchsten Kreise wurde eines Tages von dem Wunsche beseelt, die jungen Mäd-

chen des Mittelstandes ihrer erstickenden Alltagsatmosphäre zu entreißen. Sie hatte bei ihnen Kräfte entdeckt, die brach lagen; diese in Tätigkeit zu versetzen, verstand sie mit bewunderungswürdiger Kühnheit und Intelligenz. Sie gründete auf einem Landsitz von fünfunddreißig Morgen eine landwirtschaftliche Schule. Bei geringer Pension können dort die Schülerinnen Gartenbau, Bienenzucht, Geflügelzucht, Milchwirtschaft und anderes erlernen. Körperliche Kraft, physische und moralische Gesundheit sind die Ergebnisse dieser Arbeit im Freien, während diese jungen Mädchen sonst vielleicht bleichsüchtig und welk geworden wären beim Warten auf den Mann. Beim Abgang von der Schule finden sie mit ihren Zeugnissen Stellungen als Gärtnerinnen in reichen Häusern, können auf eigene Rechnung eine Wirtschaft übernehmen oder sich eine pachten. Mir hat es leid getan, daß ich diese hochmoderne Schule nicht besuchen konnte. Sicherlich ist dort alles heiter und sauber, elegant sogar, und man fühlt überall die verfeinerte Kultur der Gründerin heraus.

Solche in die Tat umgesetzten Ideen haben dazu beigetragen, das dritte Geschlecht, wie ich es nenne, hervorzubringen, dieses dritte Geschlecht, das vielleicht einst das herrschende werden wird. Es besteht aus verheirateten und unverheirateten Frauen, die tätigen Anteil an dem sozialen Werk nehmen. Die Steigerung der Arbeit heutzutage erfordert immer mehr Arbeitskräfte.

Ungefähr um das Jahr 1867 herum brach sich in England die Frauenbewegung zum drittenmal Bahn. Da schnitt sich die Tochter John Bulls das Haar kurz, trug nur noch kurzes Kostüm und Hemdbluse, verlangte Gleichheit vor dem Gesetz, das Recht auf Gymnasialbildung, auf Ausübung aller Berufe, auf politisches Stimmrecht. Da predigte sie Aufstand gegen die eheliche Sklaverei, gegen den Mann überhaupt, mit einer Begeisterung, die eine ungeheure Anhäufung lang aufgespeicherten Grolles verriet. Sogar ein wenig Sozialismus mischte sich in dieses Aufbrausen. Doch tat er weiter keinen Schaden dank dem Individualismus, der ein Grundzug des englischen Charakters ist. Broschüren, Zeitungen, Zeitschriften, Essays, Vorträge, Zusammenkünfte, kurz alle nur erdenklichen Suggestionsmittel kamen bei dieser Propaganda in Anwendung. Unentwegt kämpften die Vorkämpferinnen weiter unter dem Zischen und Höhnen der Gegner. Sie boten den Satirikern eine willkommene Gelegenheit, wurden auf der Bühne ins Lächerliche gezogen. Ich nannte sie die „Frauenrechtlerinnen". Heute bitte ich sie um Verzeihung deshalb. Ich begriff damals nicht, daß sie eine Mission zu erfüllen hatten. Einige sahen sehr häßlich aus, andere sehr verführerisch in ihren Amazonenkostümen, ihrem kurzen Jackenkleid mit gestärkter Hemdbluse, ihrer Herrenkrawatte und ihrem mehr oder weniger männlichen Filzhut.

Anfangs entstand eine häßliche Art Feminismus, unter dessen Deckmantel sich eine Menge exzentrischer, perverser Frauen auslebte. Das ist häufig so in England. Dieser Schaum ist jetzt beinahe verschwunden, und das Werk taucht daraus empor in seiner ganzen Größe.

Die Frau hat sich selbst kennen gelernt; es ist ihr zum Bewußtsein gekommen, daß sie nicht nur das ist, was Priester und Geistliche „das Geschlecht" nennen, sondern eine Intelligenz, ein selbständiges Wesen. Neue Horizonte haben sich ihr erschlossen, edle Bestrebungen sind in ihr erwacht. Die Wellen dieser Bewegung haben sich weit verbreitet, sie haben Frankreich berührt, sind sogar bis nach Japan vorgedrungen. In den englischen Universitäten Oxford und Cambridge sind Colleges für weibliche Studierende eingerichtet worden. Im King's College in London können Damen hören; im University College sind Studentinnen. Und diese höhere Ausbildung hat weibliche Ärzte, Chemiker, Nationalökonomen, Künstlerinnen, bedeutende Schriftstellerinnen und ein ganzes Heer geprüfter Krankenpflegerinnen hervorgebracht. In der Industrie machen die Arbeiterinnen dem Mann eine gefürchtete Konkurrenz. Die Frau hat eine Stimme erhalten in Schulangelegenheiten, in den school boards, in Sachen der öffentlichen Wohlfahrt. Sie hat bis jetzt vergebens nach dem politischen Stimmrecht gestrebt. Es hat ihr an Waffen gefehlt, um die Pfarten des Parlaments zu sprengen. Sie ist vielleicht im Begriff, sich welche zu schmieden. Bisher war sie noch nicht reif für das politische Leben. Sie würde dort mehr Schlechtes als Gutes gestiftet haben. Auf dieser Seite hat sie eine Niederlage erlitten, aber sie hat die Situation geschickt gerettet und sich mit völliger Hingabe den Humanitätsbestrebungen gewidmet. Auf diesem Gebiete zeigt sie sich als organisatorisches Talent ersten Ranges. Mit den einfachsten Mitteln erzielt sie dort große Erfolge.

Das dritte Geschlecht hat den Kampf aufgenommen gegen den Alkohol, die Unsauberkeit, gegen Laster jeder Art. Wenn England jetzt das Land mit der geringsten Sterblichkeitsziffer ist, wenn der allgemeine Gesundheitszustand sich gebessert hat, wenn die Zahl der Verbrechen abnimmt, so dankt man das den unaufhörlichen Bemühungen dieser Frauen.

In England bemerkt man überall den Einfluß, ich will nicht sagen der Frau, aber der Frauen. Man erkennt ihn in dem Kinderschutz, in dem Tierschutz, in den hübschen mit Grün bewachsenen Häuschen, die die Temperenzlergesellschaft an einzelnen Wagenhalteplätzen eingerichtet hat, in denen die Kutscher zu jeder Zeit eine gute Tasse Tee oder Kaffee finden. Man erkennt ihn in den Tränken, die auf den Straßen aufgestellt sind, damit Pferde und andere Tiere ihren Durst löschen können. Die Frauen haben Zeitungen, Zeit-

Joseph Uphues: Standbild des Großherzogs Friedrich I von Baden.

Digitized by Google

schriften, eigene Klubs; sie schließen sich immer mehr zusammen. Wenn es sich darum handelt, eine Reform zu erstreben, einen Mißbrauch abzuschaffen, gehen sie in geschlossenen Kolonnen vor und haben dann meist gewonnenes Spiel. Sie bedeuten etwas. Ganz eigentümlich ist es, daß sie selbst seit ungefähr dreißig Jahren an Körpergröße zugenommen haben, während der Mann kleiner geworden ist. Die Frauen in England geben wirklich Bebel recht, der in seiner Reichstagsrede am 6. Februar 1892 gesagt hat: „Überall da, wo die Frau sich an der sozialen Arbeit beteiligen wird, wird der Sieg sein!"

Bei der Angelsächsin habe ich diesen echt menschlichen Geist gefunden, der bestrebt ist, dem Armen so viel als möglich Demütigungen zu ersparen. Sie empfindet es als ihre Pflicht, daran mitzuarbeiten, daß das Elend und das Böse weniger wird auf der Welt. Sie tut das ohne irgend welche Sentimentalität, zugunsten des Vaterlandes, der Rasse, der Art. Mir scheint, bei all ihren Werken verfolgt sie das Ziel: mit den Unglücklichen, mit dem Volke in Berührung zu kommen und ihnen zu beweisen, daß sie den höheren Klassen durchaus nicht gleichgültig sind. Zu diesem Zwecke geben sehr vornehme Damen den Enterbten „garden-parties", den Kindern aus dem East-End Kinderfeste. Der Snobismus und der Wunsch, populär zu werden, haben natürlich einen guten Teil an all diesen Veranstaltungen. Viele Leute benutzen die Wohltätigkeit dazu, um gleich auf einmal mehrere Stufen in der gesellschaftlichen Rangordnung emporzuklimmen. Was tut's? Ich bewundere die Eitelkeit, wenn sie dazu dient, Gutes zu schaffen.

Ich erinnere mich einer reizenden „garden-party", von der ich berichten will, da sie mir sehr charakteristisch erscheint.

Die Königin von England liebt, glaube ich, die Armen und Elenden aufrichtig. Eine besondere Sympathie hat sie, scheint es, für die kleinen Dienstmädchen, die in diesem Lande fast immer bedauernswerte, meist überbürdete Geschöpfe sind. Die Königin ist Ehrenvorsitzende des Vereins für Dienstmädchen-Fürsorge. Zur Feier ihrer Krönung beabsichtigte sie, ihnen in Windsor ein großes Fest zu geben; die Krankheit des Königs verhinderte sie daran. Sie bat daher mehrere Damen aus der Aristokratie, doch jede in ihrem Namen eine Anzahl zu bewirten.

Lady J... hatte für ihr Teil hundertfünfundzwanzig eingeladen. Dieses kleine, echt englische Fest, dem ich beiwohnen durfte, fand in O..., ungefähr eine Stunde von London, statt, in einem jener Landhäuser, die wir Schloß nennen würden, und die in England Lodge, Hall oder Park heißen. Von der Station wurden die Gäste der Königin in Wagen abgeholt, denen ein Musikchor voranfuhr. Lady J... und ihre Tochter empfingen sie am Eingang des Parkes, in dem Schaukeln, allerlei Spiele und ein großes Zelt für sie hergerichtet waren. Um halb fünf Uhr nahmen sie unter Leitung der Patronessen an langen, blumengeschmückten Tischen Platz, auf denen große Kuchenschüsseln, Butterbrötchen und Früchte standen. In diesem Augenblicke kam ein Telegramm der Königin an. Sie drückte ihren lieben Gästen ihr Bedauern darüber aus, daß sie nicht unter ihnen weilen könne, und wünschte, daß sie einen vergnügten und angenehmen Nachmittag verleben möchten. Die Königliche Botschaft wurde mit Hurras begrüßt. Eine der Patronessen schlug vor, ein Dankestelegramm zu senden, das auch sofort aufgesetzt wurde. Alsdann stieg Lady J... auf einen Stuhl, schlang die Arme um einen der Pfeiler des Zeltes und hielt eine kleine Rede. Sie nannte diese armen Dienstmädchen „Meine lieben Töchter", sagte ihnen, daß sie sich sehr freue, sie bei sich zu sehen, und daß Lord J... sehr bedaure, in London zurückgehalten worden zu sein. Sie hob hervor, welches Interesse ihnen die Königin entgegenbringe, und forderte sie auf, sich dessen würdig zu erweisen. Dann sprach sie über die Anhänglichkeit; sie ermahnte sie dazu, nicht nur für ihr Herrscherhaus Anhänglichkeit zu hegen, sondern auch für ihre Herrschaft, ihre Freundinnen, ihre Gefährtinnen, denn, fügte sie hinzu, durch diese Tugend wird jedes, auch das ärmste Dasein, geadelt. Zum Schluß drückte sie ihnen ihre herzliche Sympathie aus und sagte ihnen, sie hoffe, sie im O...park wiederzusehen. „Und nun laßt es euch gut schmecken und amüsiert euch soviel als möglich." Drei Hochrufe dankten ihr für diese warmen Worte.

Ich war ganz ergriffen und gerührt. Diese Königin, die ein Begrüßungstelegramm an einfache Dienstmädchen schickt, diese vornehme Dame, die die Entschuldigungen ihres Gemahls überbringt, ganz als hätte sie Leute ihres Standes vor sich ... das alles war mir etwas völlig Neues.

Nach kurzem Gebet und Gesang begann die Mahlzeit. Ich betrachtete unterdessen neugierig die Geladenen. Sie trugen ihre weißen Häubchen und weißen Schürzen. Zur Feier des Tages hatten sie ein Schleifchen oder ein kleines Schmuckstück an ihren Kleidern befestigt. Sie waren klein von Gestalt. Engländer und Engländerin entwickeln sich nur im Freien. Ihre gewöhnlichen Gesichter verrieten nicht viel Intelligenz, aber Gutmütigkeit. Ihre Augen glänzten vor Freude und Erregung, ihre Wangen hatten sich ein wenig gerötet. Es tat wohl, sie so zu sehen. Nachdem Lady J... rings um die Tische herumgegangen war, an diese und jene ein freundliches Wort gerichtet hatte, zog sie sich zurück, damit ihre Gäste sich unbefangener amüsieren konnten. Wir gingen zusammen in das Haus, wo der Tee in einer prachtvollen Halle serviert war.

Ehe ich den Park verließ, habe ich mich noch einmal umgeschaut, um mir dieses Bild englischen

Lebens recht einzuprägen, und es ist mir sehr deutlich in der Erinnerung geblieben.

Ein grauraſiger Himmel. Ein schönes Wahnhaus aus dem achtzehnten Jahrhundert, in italienischem Stil; unter dem Säulengang Lady J... in einer sehr einfachen Foulardtoilette, an ihrer Seite ihre Tochter Lady B... im weißen Batistkleide, zwei hübsche Kinder ihr zu Füßen. Rings um das Haus grüne Rasenflächen, rechts einige alte Zedern, links eine saftige Weide, auf der ganz schwarze Kühe weideten, hinten im Park eine bewegliche Masse, wie eine große Versammlung von Spatzen mit dunklem Gefieder und weißen Köpfen, von denen einige hoch in der Luft sich schaukelten, vor Freude jauchzend. Das waren die kleinen Dienstmädchen, die Gäste der Königin von England.

Noch ein letztes Mal schaute ich mich um und sah, wie Lady J... nach diesem Fleck hinblickte mit einem gütigen, befriedigten Ausdruck auf ihrem Gesicht. Ein schönes Bild menschlicher Nächstenliebe! Unterwegs erfuhr ich, daß Lady J... ein paar Tage später auf eigene Kosten sechshundert Kinder zu sich eingeladen hatte. Die liebenswürdige Dame, die mich zu ihr geführt hatte, gab selbst in der folgenden Woche dreihundert anderen Kindern eine „garden-party“.

Steckt in alledem nicht eine ganze Menge eitler Sucht, von sich reden zu machen? werden die Skeptiker fragen. Das Gegenteil würde mich in Erstaunen setzen, denn ein wenig davon steckt wohl in jedem guten Werke. Und wenn diese Sucht, von sich reden zu machen, dazu dient, das Elend zu mildern, so muß man nicht darüber schelten.

Wesen und Charakter der Engländerin hat sich mir offenbart in ihrem einfachen, streng geregelten Leben, in ihrer Tätigkeit bei der sozialen Fürsorge hauptsächlich. Ihre Seele hat sich mir enthüllt in unzähligen ihrer Schriften, in einem Gedicht besonders, das wenige kennen werden, in „Aurora Leigh“ von Elisabeth Browning. Keine Frau hat wohl je etwas Ähnliches geschrieben. Das ist ein ganzes Meer von Liebe und Poesie, durch welches sich wie ein Strom göttlicher Beseelung die kühnsten, edelsten Gedanken und ein Traum von Verbrüderung hindurchziehen, ein Traum, den geträumt zu haben allein schon Ruhm ist. Das alles kann, das tut die Engländerin, dieselbe, die in der allgemeinen Vorstellung lebt als eine Frau mit gelben oder roten Haaren, Sommersprossen, langen Zähnen, großen Füßen, die alle, auch die höchsten Gebirge erklettern muß und die in der Bibel liest.

Der Fächer

Im Brautgemach, das gestern ihr Gemahl
Zum erstenmal
Betreten hat, sitzt sie im halben Traum.
Der Duft des Räucherwerks durchzieht den Raum;

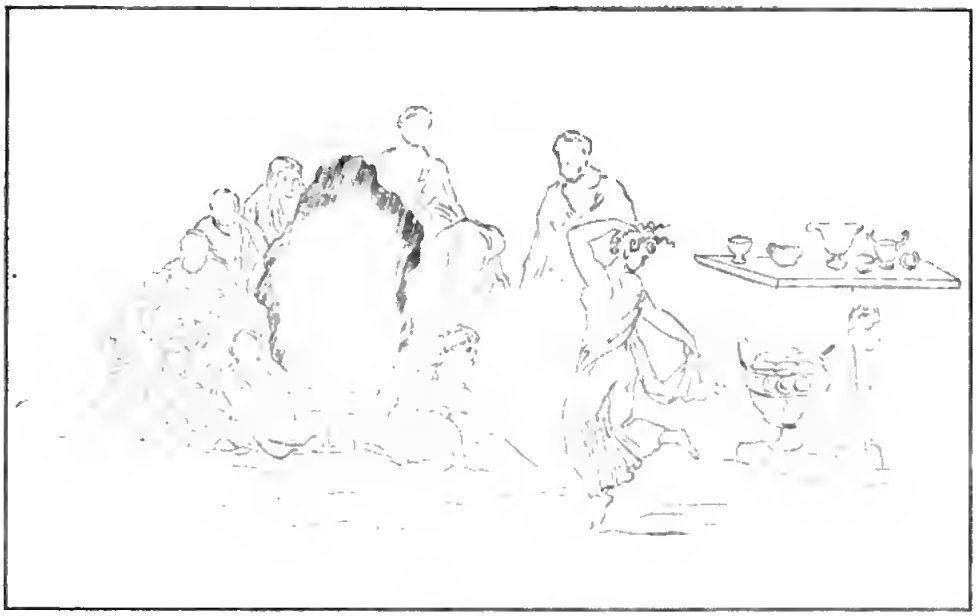
Und wie sie mit dem Fächer tändelt, trifft
Ihr Blick die aufgemalte Schrift:

„— Regt sich kein Lüftchen, herrscht des Sommers Schwüle,
Dann liebt man mich und sucht bei mir nach Kühle.
Doch wenn der Sturm des Winters weht,
Bin ich vergessen und verschmäht.“

Sie liest es, und ein trüber Schleier senkt
Sich über sie, da sie des Gatten denkt:

„— Jetzt ist sein Herz noch jung und heiß,
Er kommt zu mir, wenn er nach Kühlung schmachtet;
Einst, wenn er alt und ruhig ist — wer weiß? —
Bin ich vielleicht vergessen und verachtet.“

Aus dem Chinesischen des Tschang-Jo-Sü übersetzt von Johannes Schürmann.



Die Bacchantin beim Gastmahl.

Das Grab der Tänzerin von Cumä

Von Prof. Dr. Richard Zimmermann (Lübeck)

In den schlimmen Jahren der napoleonischen Herrschaft über Deutschland machte ein thüringischer Altertumsforscher, Dr. Sickler, auf einer Studienreise in Süditalien durch Zufall eine bedeutsame Entdeckung. In einer verschütteten Grabkammer fand er drei freilich schon beschädigte, aber durch ihren Gegenstand wie durch die Ausführung höchst reizvolle Reliefs, die offenbar einen Zyklus bildeten. Er zeichnete sie ab und veröffentlichte sie 1812 in den damals in Weimar erscheinenden „Kuriositäten". Seine Bilder reizten geraume Zeit später den Archäologen von Olfers, das Grab wieder aufzusuchen und die Reliefs von neuem, diesmal genauer abzeichnen zu lassen. Seine Zeichnungen wurden 1830 in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften veröffentlicht. Seit jener Zeit ist das Grab nicht wieder gesehen worden und gilt als verschwunden. Schon die dürftigen Sicklerschen Zeichnungen begeisterten den alten Goethe zu einem Erklärungsversuche (Sämtliche Werke, Band 37, und Weimarische Sophienausgabe, Band 48, Seite 143). Die hier wiedergegebenen Bilder entsprechen genau den Olfersschen Zeichnungen; nur die Hauptfigur auf dem ersten Bilde (Bacchantin), die bei Olfers offenbar entstellt ist, ist aus Sickler entnommen. Auch sie lassen in ihrer Unzulänglichkeit es freilich nur schmerzlich empfinden, daß von diesem Kabinettstück intimer Kunst des antiken Privatlebens damals keine Photographie genommen werden konnte, da es die italienischen Verhältnisse jener Zeit der Vernichtung preisgaben. Die Erzählung, in die wir unsere Betrachtung des Denkmals einkleiden, hat natürlich nur den Wert einer Möglichkeit.

* * *

Um das Jahr 80 nach Christi Geburt, zur Zeit des Kaisers Titus, lebte in Cumä, damals schon einer stillen Landstadt in der Nähe von Neapel, ein wohlhabender Mann mit Namen Lucilius, dem die Lebenssonne recht freundlich lächelte. Künstler und Kunsthandwerker schmückten sein Haus, und auch diejenige Kunst, die die leibhaftigste ist und für jene griechisch-italische Welt eine unversiegliche Quelle des Genusses war, die Tanzkunst, hatte in ihm einen freundlichen Mäcenas.

Nun war neuerdings ganz Cumä von einer Tänzerin, Corinna, entzückt, und alltäglich versammelten sich im Hause des rei-

chen Lucilius die vornehmen Männer der Stadt, um ihr Auge an den Zauberlinien zu ergötzen, die Corinnas Tanz entstehen ließ. Da brach ein Fieber in der Stadt aus, und eines seiner ersten Opfer war Corinna. Lucilius, aus dessen Klientel auch zwei Männer von der Krankheit dahingerafft wurden, gab einem Künstler den Auftrag, für die Tänzerin und die beiden Klienten eine gemeinsame Grablammer herstellen zu lassen und sie mit Reliefs auszuschmücken. In drei Bildern löste der Künstler seine Aufgabe: Corinna als blühende Tänzerin beim Gastmahl, Corinna als Gespenst und Corinna im Elysium.

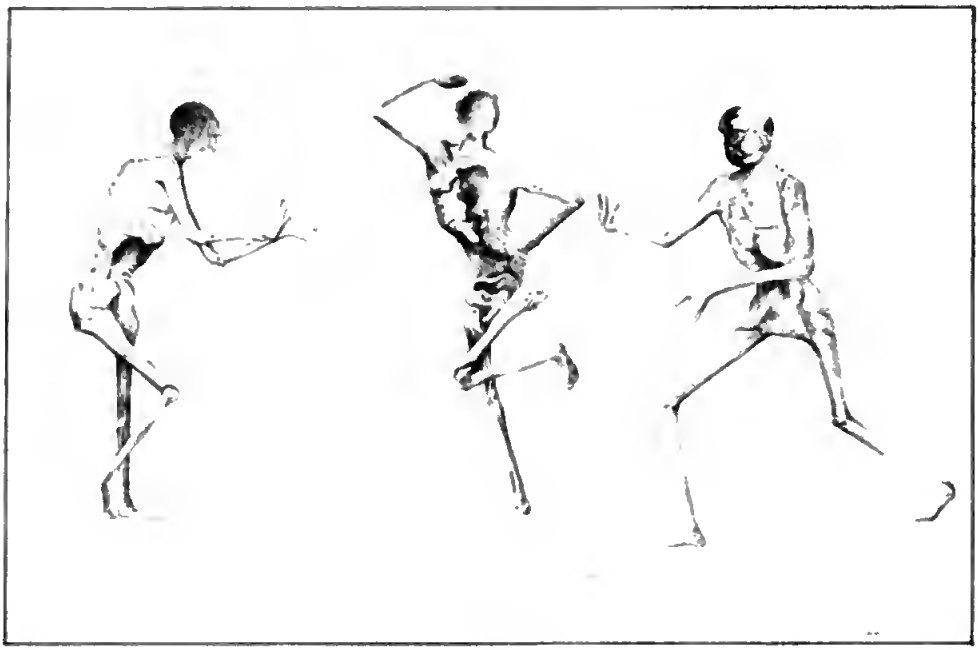
Die Bacchantin beim Gastmahl

Das Gastmahl hat seinen Höhepunkt erreicht: Corinna ist erschienen. Die neun Männer, die hier versammelt sind, alle in Tunika und Toga gekleidet, haben je zu dreien auf den drei Speiselagern ihren Liegeplatz. Die Liegenden stützen ihren linken Arm auf ein Kissen, wie es auf unserem Bilde beim dritten Gaste der Vorderreihe einigermaßen zu sehen ist. Die Gäste des hinteren Lagers scheinen aufgestanden zu sein. Die Speiselager, alle drei zusammen das Triklinium genannt, umgeben den Tisch auf drei Seiten. Der Tisch selbst ist aus dem Relief herausgebrochen. Die vierte Seite blieb frei, um der Bedienung einen Zugang zu lassen. Drüben steht ein kleiner Prunk- oder Anrichtetisch. Er ruht auf einem mit einer Herme geschmückten Fuße; sechs Trinkgefäße von verschiedener Gestalt sind auf ihm zu sehen, darunter steht ein reich verziertes Prachtgefäß, der Mischkrug, der zweihenkelig zu denken ist, indem der eine Henkel auch hier wieder herausgebrochen ist.

Aller Augen aber sind auf Corinna gerichtet, die mit den Fingern der rechten Hand den Zipfel eines schmalen Umwurftuches faßt und schon ganz der Macht des Gottes sich hingegeben hat, dem ihr Tanz geweiht ist. Dionysos' Gaben erfreuen den Kreis dieser Männer, Dionysos-Bacchos begeistert auch sie, die bacchantische Tänzerin. Bacchantin! Was bedeutet für uns dieses Wort? Eine leere Pose, eine fossile Figur, ein Nichts! Man muß schon tief auf den Grund griechischen Lebens untertauchen, um die lebendig wachsende Pflanze zu finden.

Der im geordneten Staate lebende Mensch ist von je mit sich selbst in einen gewissen unlösbaren Widerspruch geraten. Sein ganzes Lebensglück beruht auf den Grundlagen, die Ordnung, Sitte, Herkommen und Gesetz geschaffen haben, und dennoch hat er, nach der Individualität freilich verschieden stark, eine bestimmte Sehnsucht, aus dieser Ordnung wieder heraus in den freien Urstand der Natur zurückzukehren. Befreiung aus den Schnürbanden der Ordnung, Aufhebung des Gleichmaßes der Tage, Steigerung des Lebensgefühls über die Ebbe des Alltags, Rückkehr zur Natur, all das sind Wünsche, deren wirkliche Befriedigung er gar nicht ertragen könnte, deren völlige Erstickung aber ebensowenig der menschlichen Natur gelingen will. Während nun der moderne Kulturmensch hier wesentlich als einzelner einen Ausgleich herzustellen sucht, trafen im Altertum die kleinen griechischen Staaten gemeinsame Veranstaltungen, um bunte Farben in das graue Einerlei zu bringen und den gefesselten Geistern wenigstens vorübergehend Schwungkraft und Freiheitsgefühl zurückzugeben. Das waren die zahlreichen mit dem Gottesdienst verbundenen Volksfeste. Da mußte es denn einstmals, in geschichtlich nicht mehr festzustellender Zeit, von unermeßlicher Wirkung sein, als aus der Fremde kommende Männer auf griechischem Boden einen neuen Gott verkündeten und zugleich den von ihm gespendeten Zaubertrank und das Gewächs mitführten, in welchem das Wunderding sich bildete. Ein bisher noch unbekannter Sohn des Zeus, sagten sie, Dionysos-Bacchos mit Namen, ziehe ins Land und heische Verehrung. Wunderbar sei seine Gabe, der Traubensaft einer unscheinbaren Pflanze; wer sie genieße, gewinne in überschwenglichem Maße Freiheitsgefühl, jauchzende Lust und gottähnliche Kraft. Ernste Männer warnten vor dem Unhold, aber ihre Stimmen wurden überschrien; und wunderbar, gerade an dem schwächeren Geschlechte, dem sonst die gebundenste Lebensweise beschieden war, an den Frauen zeigte sich die Zauberwirkung am gewaltigsten. Pentheus, der König von Theben, der dem neuen Gotte in seiner Stadt keinen Einlaß gewähren wollte, wurde von thebanischen Frauen, die der Gott rasend machte, in Stücke gerissen. Das ist der Gegenstand von Euripides' merkwürdiger Tragödie „Die Bacchantinnen".

Sie nun, die von Dionysos-Bacchos begeisterten ehrbaren Bürgerfrauen von Theben,



Lemurentanz.

singen ihren Hymnus auf den neuen Gott (Eurip. Bacch. V. 55 ff., übers. von Minckwitz; hier gekürzt und verändert):

Selig, wer im Weihedienst
Ewiger Götter dahinlebt!
Süßen Entzückens von Berg zu Berg
Schwärmt er im Reigen heiliger Tänze.

Schnelle empor den Thyrsosstab,
Kränze mit Efeu dein Lockenhaupt,
Wähle zum Herrn Dionysos!

Durch Wald und Berg
Jagt er die Schwärme, das Frauengewühl,
Das wahntrunken von Hause flieht,
Von Webstuhl, Spindel und Rocken.

Bäche von Milch, Nektarbäche
Sprudelt der Boden empor.
Bacchos selbst aus Holunderstab
Schwingt auflodernden Fackelbrand,
Und mit flatterndem Haar
Jubelt er laut:

Kommt, ihr bacchantischen Frauen!
Singet dem Gott Dionysos
Zum dumpfdonnernden Paukenklang!
Und jauchzend erhebt den beflügelten Fuß
Wirbelnden Sprungs
Die entzückte Bacchantin.

Solch überschwengliche Lust entfesselte der Gott Dionysos, seliges Abstreifen aller selbstgeschmiedeten Bande des häuslich bürgerlichen Pflichtenlebens, jauchzende Rückkehr in die Freiheit des Urzustandes. Ein anderer Gott aber trat hinzu, Apollo und seine Gefährtinnen, die neun Musen; im kristallinischen Gefäße der Kunst bannten sie den Rauschegeist des Dionysosfestes, Dichtung und Musik gewannen hier ihre Formen. Auch jene von Berg zu Berg stürmende Bacchantin wußte Terpsichore, die Muse der Tanzkunst, zu zähmen, daß „zu wohlgestimmter Laute Klang der Wahnsinn wild zu jauchzen scheint und doch im Takt sich mäßig hält". So wird die Bacchantin getanzt von Corinna, der Berufstänzerin. Die zuschauenden Männer aber, denen wir den Geist und die Bildung zutrauen wollen, die jenen im platonischen und xenophontischen Gastmahle versammelten Griechen eigen war, sie werden in Corinnas dionysischer Begeisterung die höchste Steigerung des Lebensgefühls mitempfinden, ausgeschwungen im Rhythmus der Glieder und in den Flatterwellen der Gewandung.

Da war sie, die des Lebens Hochgefühl so oft erregt hatte, plötzlich selbst aus Sonnenlicht und Lebenslust verschwunden, dahingerafft in eine andere Welt.

Der Lemurentanz

In jenem rätselvollen Augenblicke, wo ein Wesen, das bisher etwas war, nun mit einemmal nicht mehr sein soll, entweicht der

Genius, d. h. der Lebensgeist aus dem Körper, der nun als Leiche daliegt. Ein altitalisches, seltsam unerklärliches Wort, lemur, bezeichnet einen solchen aus dem Körper entwichenen Geist. Die Lemuren sind schattenhafte Gebilde, skelettartig oder wie eingetrocknete Mumien, aber auch dies nur dem Umrisse nach; denn gespensterhaft luftförmig, entbehren sie des Greifbar-Körperlichen. Geraume Zeit verweilen noch die Lemuren an der Wohnstätte, wo bei Lebenszeiten der Genius zu schaffen hatte. War es ein friedsames Leben und Sterben, so ist nun auch der Lemurengeist freundlich und befriedet und findet als segenbringender Hausgeist, als Lar, eine fromm gepflegte Kultstätte. War es dagegen ein gewalttätiger Lebensdrang mit wilden Taten und schrecklichem Ende, so irrt, Wahnsinn bringend, der lemur als larva, d. h. als böser Geist, umher. Da es aber vermessen wäre, wenn der wenigwissende Sterbliche entscheiden wollte, ob im Reiche der Dämonen ein Geist zu den guten oder bösen gehöre, so ehrt der Mensch sie insgesamt mit der einhüllenden Benennung: die Manen, und setzt noch den Titel Götter hinzu: „die Manengötter". Mit dieser verschwimmenden Formel ehrt er den Geist eines Abgeschiedenen. So belehrt uns wenigstens Apulejus in seiner Schrift über den Gott des Sokrates (Kap. XV).

Philosophische Freidenker des Altertums wollten natürlich von solchem Glauben nichts wissen. Stolz behauptet Seneca (Epist. mor. 24, § 18): Niemand ist so kindisch, daß er sich vor dem Cerberus oder der Dunkelheit fürchtete oder gar vor den Gestalten der Larven, die mit nackten Knochen zusammenhängen. Das Volk aber und in der Dunkelheit auch mancher Freigeist empfanden anders. Das Bewußtsein des eigenen, nie ruhenden Haschens nach Lebensgenuß läßt den Menschen auch bei den Abgeschiedenen noch ungesättigte Lebensgier ahnen und peinigt die Lebenden mit der Angst vor dem Neide der Toten. Um sie nun zu versöhnen und sich vor ihrer dunklen Zaubermacht zu schützen, wurde in Rom alljährlich im Mai eine heimliche Lemurenfeier begangen. Ovid (Fast. V, 419 bis 492) beschreibt sie uns: In stiller Mitternacht, wenn der Hund nicht bellt und kein Vogel mehr singt, geht der Hausvater mit nackten Füßen aus seinem Gemach, indem er den Daumen zwischen die Finger steckt, um sich gegen jeden bösen Spuk zu seien. Nachdem er in fließendem Wasser die Hände gewaschen, nimmt er schwarze Bohnen in die Hand, dreht sich um, wirft sie hinter sich und spricht dabei: „Dies werfe ich euch hin, mit diesen Bohnen löse ich mich und die Meinigen aus eurer Macht!" Neunmal spricht er es, ohne sich umzusehen. Die Schattengeister nehmen von den Bohnen auf und folgen ungesehen hinter seinem Rücken, wenn er zum Brunnen zurückgeht. Wieder netzt der Opfernde seine Hände; dann schlägt er zwei eherne Becken aneinander und ruft neunmal: „Geht hinaus, ihr väterlichen Manen!" Damit ist die Sühnefeier vollbracht.

In dieser lemurischen Welt schwirrt jetzt Corinnas Schattenbild. Das Tanzen hat sie auch hier nicht aufgegeben, und schon ist sie von Knochenmännern, die sie bewundern, umschwebt. Eine seltsame Mischung von Gespenstergraus und Ironie des Schicksals liegt über diesem Bilde. Das kokette, mittlere Skelett, in dem wir sehr wohl das weibliche Wesen erkennen, scheint noch auf die verführerischen Rundlinien eingebildet zu sein, die einst ihren Tanz so zauberisch machten, als noch schwellende Muskeln die Knochen bedeckten. Jetzt freilich erzielt sie bei aller Bemühung, Arme und Schenkel zu bewegen, nur spitze Winkel und scharfe Dreieckskanten. Voll schnurriger Begeisterung aber beeifern sich die Lemurenmänner um das tanzende Klapperbein.

Zweifellos unter dem Eindrucke dieses 1812 in Weimar bekannt gewordenen Reliefs ist die Lemurenszene am Schlusse vom zweiten Teil des „Faust" geformt worden:

Mephisto:

Herbei, herbei! Herein, herein!
Ihr schlotternden Lemuren,
Aus Bändern, Sehnen und Gebein
Geflickte Halbnaturen!

Lemuren:

Wie jung ich war und lebt' und liebt',
Mich deucht, das war wohl süße;
Wo's fröhlich klang und tustig ging,
Da rührten sich meine Füße.

Elysium

Hinüber jetzt zu den elysäischen Gefilden! Bei Eintritt des Todes, sagt ein antiker Vergilerklärer (Servius ad Vergil. Aen. IV, 654), vollzieht sich eine Dreiteilung des Menschen: der Körper wird zur Leiche, ein Gespenster-

Corinna im Elysium.

schatten umschwebt noch einige Zeit die Wohnstätte, die Seele aber fährt in die Unterwelt, wo Seligkeit oder Verdammnis ihrer harrt. Vergil (Aen. VI) selbst hat nun von dieser Welt ein Gemälde entworfen, das die ganze römische Kaiserzeit hindurch die antiken Vorstellungen beherrscht hat und wohl auch nicht ohne Einfluß auf den Verfertiger unserer Reliefs geblieben ist. In Junos Haine am Averner See, da steht ein Baum mit einem goldenen Zweige; immer von neuem sprießt er hervor, so oft er abgebrochen ist. Wer ihn in der Hand hält, dem öffnen sich die Tore der Unterwelt. Vorbei an mancherlei Ungeheuern führt der Weg zum Cocytusstrom, über den der Fährmann Charon, mit dickem Bart und stechenden Glutaugen, hinüberfährt.

Drüben wacht Cerberus, der dreiköpfige Höllenhund. Alsbald scheiden sich die Wege, hier zur Verdammnis, dort zur Seligkeit und zu Proserpinas Palaste. Liebliches Grün, strahlender Himmel und ewiger Frühling umfängt den dort Eintretenden. Einige üben Kampfspiele, andere tanzen, Orpheus spielt die süßesten Lieder. In dieser Welt lebt nun auch Corinna wieder und tanzt noch immer. Charon, die sitzende, grobe, breite Männergestalt auf der rechten Seite des Reliefs, hat wohl eben Seelen herübergebracht und schaut, unempfänglich für Corinnas Tanz, schon wieder zurück, ob neue Scharen seiner warten. Der dreiköpfige Cerberus aber achtet auf Corinna; der Zauber ihres Tanzes hat ihn offenbar ganz zahm gemacht; mit der Pfote scheint er Takt zu ihrem Tanze zu pendeln. Eine Gruppe mit Charon und Cerberus bildet, über ihnen sich erhebend, die hehre Frauengestalt, die in der ausgebreiteten Rolle liest, offenbar der Schicksalsrolle, in der Corinnas Leben verzeichnet ist. Ihre Deutung ist nicht ganz sicher. Eine ähnliche Gestalt mit der Schicksalsrolle kommt auf römischen Prometheussarkophagen öfters vor; man hält sie für Adrasteia, die Unentrinnbare, eine der Nemesis verwandte Gestalt. Noch unsicherer ist die Deutung der Personen, die Corinna umgeben; ob es nur ein sie bewundernder Freundeskreis ist oder ob auch hier mythologische Gestalten anzunehmen sind, weiß ich nicht zu sagen. Sie selbst ist wieder in die Wonne des Tanzes versunken. Und ihr Tanz scheint hier edler, seelenvoller als in den früheren Existenzen. Ihr Kopf ist abgewendet, auf ihre Umwelt scheint sie nicht zu achten; traumverloren schwingt sie im Wirbeltanz, süß angeweht von den Düften des drüben stehenden Weihrauchbaumes. „Durch der Schönheit stille Schattenlande wandeln hier des Lebens schweigende Phantome, in der Anmut freiem Bund vereint."

Fr. Hebbel.

Nach dem Gemälde von Karl Rahl.

Friedrich Hebbels Beziehungen zu dem Landschaftsmaler Louis Gurlitt

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt (Steglitz)

Wo von Hebbels äußerem Leben die Rede ist, gedenkt man auch meines Vaters, des Landschaftsmalers Louis Gurlitt. Er war ein Jahr jünger als Hebbel, sein Landsmann und sein treuer, hingebender Freund.

Diese bis an Hebbels Tod ausharrende Freundschaft wird von den Hebbelbiographen unzutreffend geschildert. Darüber hat sich mein Vater oft beklagt. Denn sie beide, Hebbel so gut wie er, werden unrichtig und unwürdig dargestellt. Hebbel als gewissenloser Pumpier, mein Vater als guter Kerl, der für Hebbel nichts weiter bedeutet habe als ein leicht zugängliches Portemonnaie. Wie aus Hebbels Tagebüchern hervorgeht, hat er gerade unter Abhängigkeit von halb verstehenden Wohltätern viel gelitten, die ihn dafür, daß sie ihm halfen, auch auf ihre Wege leiten wollten. Man denke an sein Verhältnis zur Frau Dr. Schoppe. Aber solche Verhältnisse hat er nie als „Freundschaft" empfunden. Sie waren ihm drückend, widerwärtig. Sein Verhältnis zu meinem Vater war aber echte Freundschaft. Natürlich war der überragende Hebbel zumeist der Gebende. Aber mein Vater verstand ihn, und das in einer Zeit, als sich ein „Gebildeter" das noch kaum herausnehmen durfte, und die Geldangelegenheiten wurden zwischen ihnen als selbstverständliche Gleichgültigkeit abgemacht. Opferwilligkeit gehörte natürlich zur Freundschaft. Wer nur eine Ahnung vom Wesen Hebbels

und meines Vaters hat, der kann das gar nicht anders auffassen. Aber der einfachste Beweis, daß zwischen ihnen ein inneres, geistig-seelisches Verhältnis war, daß mein Vater als bildender Künstler für den Dichter Hebbel durchaus etwas bedeutet hat — das ist ja Hebbels schönes Sonett:

An meinen Freund Gurlitt

Ich dachte dein, als ich die Herrlichkeiten
Der Steiermark vom Berg herab erblickte
Und im Empfindungswirbel fast erstickte,
Weil mir die Kraft gebrach, ihn abzuleiten.

Denn wer, wie du, in nebelhafte Weiten
Den Künstlerblick so oft schon siegreich schickte
Und sicher war, daß keine ihn verstrickte,
Vermag auch dort mit der Natur zu streiten.

Zwar werde ich dir nie die Hand mißgönnen,
Doch könnt' ich dir das Auge fast beneiden,
War dem des Chaos Farmen nicht bestehen.

Ich möchte Bilder schau'n, nicht machen können,
Und blaß, um nichts vom Häßlichen zu leiden,
Denn niemals hat's der Maler nach gesehen.

Hebbel war sehr karg mit dem Erteilen des Ehrentitels Freund. Es gab wenige, die sich dieser Auszeichnung rühmen durften. Wie hoch er von der Freundschaft dachte, das mag hier durch eine einzige Stelle seines Tagebuches angedeutet sein (Rom, 15. November 1844):

„Freundschaft. Eine von den Ursachen der Seltenheit dieser nach meiner Einsicht größten menschlichen Tugend lieget mit an der Religion, worin wir erzogen sind. Auf Alles, was sie befiehlt oder anpreis't, sind zeitliche oder ewige Belohnungen gelegt; der Privat-Freundschaft ist im ganzen neuen Testament nicht einmal dem Namen nach gedacht, wie ich unumstößlich beweisen kann, und es ist vielleicht ein Glück für die Freundschaft, denn sonst bliebe gar kein Platz für den Uneigennutz. Winkelmanns Briefwechsel, Bd. I, S. 86."

Nicht anders dachte mein Vater. Hören wir ihn selber. Er hat uns nämlich über sein Verhältnis zu Hebbel eine Aufzeichnung hinterlassen, die er etwa als siebzigjähriger Greis niederschrieb. Ich gebe diese im wörtlichen Abdruck und lasse darauf die Briefe folgen, die mein Vater an Hebbel geschrieben hat.

„In Rom besuchte ich i. J. 1845 einen mir befreundeten deutsch-russischen Maler (der Name will mir nicht einfallen, er war der Milchbruder des Kaisers Alexander von Rußland, und seine Frau die Milchschwester des späteren Königs Friedrich VII. von Dänemark, die mit der vom König Christian VIII. geschiedenen Frau nach Rom gekommen war). Er fragte mich: ob ich einen Dichter Friedrich Hebbel kenne, was ich verneinen mußte. ‚Er ist mir', sagte jener, ‚von dem Buchhändler Campe in Hamburg empfohlen worden, der ihn mir als außerordentlich bedeutend schilderte. Wenn man ihn zum ersten Mal sieht, will einem das eigentlich nicht einleuchten; aber wenn er zu sprechen anfängt, horcht man doch aufmerksam auf.'

Kaum hatte er das gesagt, da klopfte es an die Thüre und Hebbel trat herein. Ich mußte dem Gesagten vollkommen beistimmen, was seine äußere Erscheinung betraf. Auch ging er in Kleidung und Wäsche recht vernachlässigt.

Bald kamen wir in ein lebhaftes Gespräch miteinander, und ich war frappirt von dem Gedankenreichtum in seiner Unterhaltung. Als ich um 10 Uhr gehen wollte, fragte er mich: ‚Wo wohnen Sie? Ich werde Sie nach Hause begleiten, wenn Sie nichts dagegen haben,' und so gingen wir denn, und bei meinem Hause angelangt, fragte ich ihn, wo er wohne, und so gingen wir hin und her bis gegen 2 Uhr, so sehr fesselte mich seine Unterhaltung.

Er schilderte prophetisch die uns in naher Zeit bevorstehenden politischen Zustände, so daß mir schien, der Boden wanke unter mir und die hohen Paläste des Corso stürzten auf mich ein. Und doch las er, ebensowenig wie ich, damals die Zeitungen. Die Unterhaltung hatte mich so erregt, daß ich die Nacht nicht schlief, und am nächsten Morgen trieb es mich zu ihm, um ihn zu ersuchen, mir etwas von sich zum Lesen zu geben. Nach einigem Zögern gab er mir die Judith, nachdem er sorgfältig die an den Rändern mit Bleistift gemachten Notizen sortgewischt hatte. Später gab er mir die Maria Magdalena und Genovefa. Ich besitze diese Bücher noch.* Es waren die einzigen Exemplare, die er besaß.

Das von ihm bewohnte Zimmer war dürftig, ohne Sonne und feucht, Eigenschaften, die besonders in Rom der Gesundheit nachteilig sind, denn ein italienisches Sprichwort sagt: ‚Wo die Sonne nicht hinkommt, kommt der Arzt.' Da in meiner Wohnung, an der Ecke der via Sistina und der via della Porta Pinciana, ein Zimmer leer stand, veranlaßte ich ihn später, zu mir zu ziehen, und so lebten wir lange zusammen, außer der Arbeitszeit unzertrennlich. Wenn ich mit anderen Freunden ausging oder verkehrte, fühlte er sich verletzt. Es folgten dann Tage und Wochen, in denen er mit mir, wie bei Liebenden, schmollte,**

* Sie sind jetzt im Besitz meiner Mutter, Steglitz, Elisenstr. 21.

** In solcher Stimmung mag Hebbel am 21. Februar 1845 das Distichon niedergeschrieben haben:

„Freunde hast du so viel, wie Tage im Jahre, nur leider
Schließt der Plural hier immer den Singular aus."

und das böse Wort: „365 Freunde haben!"

bis es dann endlich zu Erklärungen kam, mitunter sehr heftigen, wobei er verlangte, ich solle mich ihm ganz und allein ergeben, wie er es mir gethan habe, worauf ich natürlich, da ich schon ältere Freunde in Rom hatte, nicht eingehen wollte und konnte. Nach solchen Scenen lebten wir dann wieder in vollster Eintracht.

Eines Tages wurde ich durch einen mächtigen Knall an der Tür, die unsere Zimmer verband, aber verschlossen war, sehr erschreckt. Ich stürzte zu Hebbel und fand ihn in größter Aufregung in seinem Zimmer auf und ab schreiten: ‚Das nennt sich Dichter!' rief er wütend, ‚solche Kerle!'

Es war ein Buch von Gutzkow, in dem er gelesen, und das er dann an die Wand geschleudert hatte, das ihn in solche Aufregung versetzt hatte, und erst nachdem er einen großen Nagel aus der Wand gerissen, ihn mit dem Stiefelknecht durch das Buch getrieben und dieses an die Wand genagelt hatte, beruhigte er sich wieder.

Ihm war die Dichtkunst seine Gottheit. Mit dem heiligsten Ernst machte er sich daran, das Gedachte und Erfundene niederzuschreiben. Er glaubte sich berufen, die ewigen Gesetze der Poesie auf der Tafel, auf welcher sie nach und nach überkritzelt seien, wie mit einem Schwamm wieder zu reinigen. Ihm wäre es unmöglich gewesen, und wenn er darüber hätte verhungern müssen, etwas zu schreiben, was nach seiner Meinung nicht den höchsten Anforderungen an den Dichter entspräche.

Später entschloß sich Hebbel, auch mit meinen älteren Freunden zu verkehren und sich zu befreunden. Vereint haben wir dann, besonders am Kamin beim Bildhauer Kümmel, mit Rahl, Halmann, v. Osten, Brumeier und anderen herrliche Stunden verlebt. Eines Tages war die Rede von den Dichtern, die derzeit die deutsche Bühne beherrschten, wobei Hebbel die Äußerung tat: ‚Wenn ich solches Zeug schreiben wollte, würde ich mich erbieten, nach zwei Seiten hin zu diktieren. Es sollten Reden sein, über welche die Gallerien enthusiastisch applaudieren sollten, aber statt solchen Quarkes setze ich ein Wort.' ‚Halt,' rief Rahl, ‚wir halten dich beim Wort.' ‚Hier sind Feder und Papier,' sagte Kümmel. ‚Nun meinetwegen,' entgegnete Hebbel. Nun wurden ihm zwei Situationen aufgegeben und er diktierte; wenn er mit der einen Seite fertig war, sich zur anderen wendend — und wir mußten uns befriedigt erklären, wir waren überzeugt, daß seinen Diktaten der Applaus im Theater nicht fehlen würde.

Hebbel hatte von der dänischen Regierung als Ditmarsche ein Stipendium auf zwei Jahre. Gewöhnlich wurde es aber auf drei Jahre ausgedehnt. Ein literarischer Streit, den er in Kopenhagen mit dem dort sehr einflußreichen Professor Heiberg hatte, mag wohl der Grund gewesen sein, daß ihm das dritte Jahr verweigert wurde.

Er lebte ganz außerordentlich sparsam, da er, wie aus seiner Biographie von Emil Kuh bekannt ist, noch in Hamburg Verpflichtungen hatte. Er hatte den lebhaften Wunsch, nach Wien zu gehen, wo er einen Schriftsteller vermutete, der ein Buch über seine Maria Magdalena geschrieben und der, wie er sagte, der einzige sei, der seine Intensionen vollkommen erfaßt habe.

Sein Stolz erlaubte ihm nicht, mir anzuvertrauen, daß sein Geld vollkommen auf der Neige war und daß ihm die Mittel zur Abreise fehlten. Ich merkte auch bald, daß er nur von Kaffee und Brot lebte. Denn immer, wenn ich ihn aus meinem Atelier kommend aufforderte, mit mir zum Mittag zu gehen, mußte ich hören, daß er schon gegessen habe. Ich wußte aber ganz genau, daß das nicht der Fall war.

Natürlich hätte eine solche Lebensweise auf die Dauer den Stärksten umbringen müssen, wie viel mehr ihn, der sich ja schon immer die härtesten Entbehrungen hatte auferlegen müssen. Er fiel auch so augenfällig ab, daß ich fürchtete, er müsse diesem Leben sehr bald erliegen. Ich hielt mich für verpflichtet, so weit es in meinen Kräften stand, ein Leben zu erhalten, von dem man noch Bedeutendes für unsere Literatur erwarten durfte, und es war ja doch das Leben meines Freundes!

Um seinen, einem Freunde gegenüber eigentlich unberechtigten Stolz nicht zu verletzen, sagte ich ihm eines Tages: ‚Hebbel, du könntest mir einen Gefallen tun! Du gehst ja nach Deutschland, ich habe hier etwas mehr Geld, als ich gerade gebrauche (ob es 200 oder 300 Scudi waren, weiß ich nicht mehr), und du weißt, daß es hier unsicher aufbewahrt ist, du könntest es mitnehmen und mir zurückgeben, wenn wir in Deutschland wieder zusammentreffen.'

Er sah mich an und durchschaute wohl meine Absicht, nahm aber mein Anerbieten an. Da er mich aber Lebens oder Sterbens wegen sicher stellen wollte, setzte er ein Schriftstück auf, in welchem mir das Recht zuerkannt war, mich aus dem Verlage seiner Bücher bezahlt zu machen.

Ich hätte am liebsten das Blatt gleich zerrissen und es hat sich gezeigt, daß es unnötig war, ihn daran zu erinnern, denn nach einigen Jahren erhielt ich mein Geld zurück.* Nun beschloß er auch

* Über den ganzen Handel unterrichtet uns auch Hebbels Tagebuch zum 15. April 1845 mit voller Genauigkeit. Dort heißt es:

„Gurlitt hat mir heute vorgeschossen als freundschaftliches Anlehen die Summe von 100 Scudi, nämlich in Anweisung auf Herrn Donner in Altona, zu erheben durch Fräulein Lensing, 100 mk Cour. oder 26⅔ Sc. (der Scudo zu 1 Species Th. 3 ℳ 12 β gerechnet) und bar 73⅓ Scudi

macht ..... 100 Scudi,

worüber ich Empfangschein mit dem für mich, und im Todesfall, für meine Erben unbedingt gültigen und bin-

gleich seine Abreise. Wir trennten uns schwer van einander. In dem Mamente, als er zur Türe hinaus wollte, fiel mir nach sein außerardentlich schäbiger Rock auf. Ich veranlaßte ihn, ihn auszuziehen, nahm einen meiner Röcke herunter und zog ihm diesen an. Er war ihm in den Ärmeln viel zu kurz, sah aber doch immer noch besser aus als sein alter. Ich hatte ihm auf die Seele gebunden, sich, sabald er nach Wien käme, zwei neue Anzüge machen zu lassen, einen für die Straße, den anderen für den Salon; wie wenig er aber meinem Rate nachgekommen ist, geht daraus hervor, daß er, wie mir seine Wittwe noch vor einigen Jahren auf der Promenade in Marienbad erzählte, noch in meinem Rock mit den kurzen Ärmeln um sie angehalten hat. Es war das frühere Fräulein Enghaus, die bedeutende Schauspielerin an der Burg. Aus der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Wien besitze ich vier Briefe van Hebbel, die zum größten Teile mit in der Biographie von Emil Kuh verarbeitet worden sind;* sein Zureden, auch nach Wien zu kommen, war mit der Hauptanlaß, daß wir dorthin übersiedelten.

Ich lebe der Überzeugung, daß ich durch rechtzeitige Hülfe die Ursache geworden bin, daß Hebbel sich noch eine lange Reihe van Jahren, der glücklichsten Jahre seines Lebens in Wien erfreuen durfte und in dieser Zeit noch Vorzügliches zu leisten befähigt war. In Rom wäre er sicherlich sehr bald den Entbehrungen erlegen.

In Neapel waren Adolph Stahr und Hebbel — ich darf wohl sagen — zusammengestoßen. Beide waren meine Freunde, beide aber von maßlosem Selbstgefühl, und ich vermutete gleich, daß sie mit einem Krach auseinanderfahren würden. So war es denn auch, und später redete Stahr immer in mich hinein, daß Hebbel eigentlich gar kein Dichter sei, und Hebbel nannte Stahr immer nur höhnisch den ‚Magister aus Oldenburg'.

Gutzkow sagte in Bezug auf die bekannte Hebbel-Biographie van Emil Kuh: ich sei der einzige Mensch, der darin gut fart komme und nur aus dem Grunde, weil Hebbel mich ‚angepumpt' habe. Den Tatbestand stellen obige Mitteilungen ins rechte Licht." — —

denden Versprechen baldthuntichster dankbarer Rückzahlung ausgestellt habe.

Rom, den 15. April 1845. Dr. Friedrich Hebbel."

Am Rande:

„Dazu hat G. mir später noch einmal 100 Sc. geliehen, macht zus: 750 ℳ oder 300 r. P. C.

Diese habe ich wiederbezahlt, am 7. März 1848 mit 200 rt. und am 14. Aug. 50 mit 100 r. P. C."

* Die Originale schenkte mein Vater meinem seitdem auch verstorbenen Bruder, dem Kunsthändler Fritz Gurlitt in Berlin, der Hebbels Patenkind war und nach ihm Friedrich getauft war. Die Briefe habe ich jetzt als Vormund der Fritz Garlittschen Kinder in Verwahrung. Gedruckt sind die Briefe in der Ausgabe von Hebbels sämtlichen Werken von Richard Maria Werner (Berlin, B. Behr, 1903).

Soweit die Aufzeichnungen meines Vaters, die er selbst als Zweiundsiebzigjähriger aus dem Gedächtnis gemacht hat, um sie im Jahre 1884 in dem Literarischen Verein in Dresden zu verlesen. Zwischen den Erlebnissen und der Aufzeichnung liegen annähernd vierzig Jahre. Sollte die eindringliche Forschung vielleicht mit Benutzung der vorhandenen Briefe kleine Irrtümer nachweisen können, so fallen diese auf die Schuld des nachlassenden Gedächtnisses, nicht aber dürfen sie als Zeugnisse gegen meines Vaters unantastbare Wahrhaftigkeit angeführt werden. Ich glaube aber, sein bis ins höchste Alter erstaunlich frisches Gedächtnis wird ihn auch in diesen Erinnerungen, die zu den erhabensten seines Lebens gehörten, treu geblieben sein.

Ich lasse nun die acht Briefe meines Vaters folgen, die uns aus der Korrespondenz zwischen ihm und Hebbel von seiner Wittwe aus Wien am 18. Oktober 1899 durch Vermittelung des Herrn Fritz Lemmermayer zugestellt worden sind. Leider sind sie nicht vollzählig. Sie erstrecken sich auf die Zeit vom 28. Juli 1845 bis zum 22. September 1850.

Mein Vater selbst würde sie gewiß nie der Öffentlichkeit übergeben haben. Er liebte nicht schriftstellernde Maler und hat nie den Anspruch erhoben, an Hebbels Geist gemessen und irgend in einer Hinsicht mit ihm verglichen zu werden. Wenn ich trotzdem mit diesen schlichten Briefen hervortrete, so geschieht es, um den Freunden Hebbels weiteres Material zuzuführen, aus dem sie sich sein Leben anschaulich machen können, und vor allem, um das Andenken meines Vaters vor ungerechter Verkleinerung zu bewahren. Leider hat Hebbel selbst an einer Stelle seines Tagebuches in einer Stunde des Unmuts über meinen Vater ein hartes Wort niedergeschrieben, das mir den ersten Anstoß zu dieser Veröffentlichung gegeben hat.

Am 18. Januar 1847 (in der Ausgabe von Richard Maria Werner, Band III der Tagebücher, Nr. 3911) heißt es: „Abends erhielt ich einen Brief von Gurlitt, den Christine mir auf die anmutigste Weise überreichte, indem sie sich stellte, als ob bei ihr im Zimmer jemand versteckt sei. Er war dessen aber nicht würdig, denn er verletzte mich auf zwiefache Weise, erstlich durch ein gar zu nonchalantes Wesen und dick aufgetragene Eitelkeit und dann durch die Antwort

auf meine Vorfrage wegen des Geldpuncts. ‚Wenn es mir nicht zu große Opfer koste, so usw.‘ Und kurz vorher sprach er mir von seinem immer steigenden Verdienst, seiner steigenden Einnahme. Ich gestehe es, dies hastige Zugreifen wirkte nicht angenehm auf mich."

Der Brief, von dem hier die Rede ist, fehlt leider; er würde meinen Vater sicherlich glänzend rechtfertigen. „Gar zu nonchalantes Wesen?" Sollte mein Vater mit dem gleichalterigen Freunde nur im Tone der Hochachtung verkehren? „Dick aufgetragene Eitelkeit?" Das war meines Vaters Art durchaus nicht. Wenn aber der damals fünfunddreißig Jahre alte Künstler bei steigender Anerkennung auch mit Stolz ausgerufen haben mag: „Anch'io sana pittore!" durfte der Dichter daran Ärgernis nehmen? Und wenn schließlich mein Vater sich bereit erklärte, das vor drei Jahren zinslos geliehene Geld auf Hebbels eigene Anfrage nunmehr zurückzunehmen, so lag darin nichts Kränkendes, zumal da es in so bescheidener Form geschah: „Wenn es Dir nicht zu große Opfer kostet."

Mein Vater war kein reicher Mann, hatte unbemittelte Eltern mit einer großen Familie, lebte von seiner Hände Arbeit, hatte einen kleinen Sohn aus zweiter Ehe und war im Begriff, sich zum dritten Male wieder aus Herzensneigung zu verheiraten. Es drohten die revolutionären Unruhen, und er machte sich ernstlich Sorge, wie er seinen neuen Hausstand bei den großen gesellschaftlichen Ansprüchen, die Berlin an ihn stellte, in Ehren bestreiten sollte. Darüber spricht sich sein Brief vom 27. Dezember 1847 selbst deutlich genug aus. Wer wird also sein Verhalten tadeln dürfen? Hier wiederholt sich leider, was jeder erfahren muß, der Geld verleiht: die Stunde der Rückzahlung gibt der alten Freundschaft einen Riß. Zum Glück war diese Trübung der Freundschaft nicht von Bestand.

Mögen nun die Briefe selbst zu Ehren meines Vaters sprechen.

Ariccia d. 28. July 1845.

Lieber Hebbel!

Deinetwegen sehr besorgt erhielt ich vor 8 Tagen Deinen lieben Brief, ich fand ihn von einer Streiftour zurückkehrend in Ariccia, meinem Standquartier. Sehr beruhigend war mir die Nachricht, daß Deine Krankheit, von der mir Kopenhagner erzählten, gehoben ist, und so wie diese sind auch Deine anderen Nachrichten nur guter Art, so läßt auch die Ähnlichkeit, die Du zwischen Neapel u. Paris findest, darauf schließen, daß Du nicht nur den Augenblick froh dort genießen sondern auch für das ganze Leben schöne Erinnerungen davon tragen wirst. Ich denke sehr oft an Neapel u. besonders an die mondhellen Nächte am schönen Golf, sie gehören zu meinen schönsten Erinnerungen und sehr oft habe ich sie im Traum wieder durchlebt. Ich hatte dann noch den Vorteil, daß ich den Vesuv ganz nach Gefallen leuchten lassen konnte, mitunter ging ich so verschwenderisch mit dem Feuer um, daß ich über die schrecklichen Verwüstungen, die es anrichtete, geängstigt erwachte. Du schreibst mir nichts, lieber Hebbel, über Deine Reisepläne, wie lange Du in Neapel bleiben willst und wann Du wieder in Rom einzutreffen gedenkst. Mein Zimmer steht Dir wie Du weißt zu Diensten und Du wirst selbst sehen, ob es Dir durch ein paar Bilder, die ich genötigt war hineinzustellen nicht zu unbequem geworden ist. Du schreibst mir hoffentlich bald wieder, Briefe unter der Adr. caffee greco werden mich immer erreichen. Sehr freut es mich, lieber Hebbel, daß Du in Goetzloß und dem Doctor angenehmen Umgang gefunden hast, ersterem bitte ich meine Grüße auszurichten. Daß die Antwort Deines Briefes an Campe so lange auf sich warten läßt, ist mir deshalb besonders unlieb, weil die Hoffnung, Deine Gedichte noch hier in Italien lesen zu können, damit geringer wird; ich erinnere Dich aber an Dein Versprechen, mir wenigstens die Abschrift von Liebeszauber und dem Frühlingsgedichte zurück zu lassen.

Nun, lieber Hebbel, lebe wohl, schone Deine Gesundheit und sei heiter, laß den großen Ring, der Dich auf Deinem Ballon umgiebt, sich nicht zu sehr in's Enge ziehen und vor allem trinke nicht so viel Kaffee, er ist Deiner Gesundheit gewiß schädlich und ist außerdem noch so theuer in Neapel. Mit diesen guten Lehren und Ermahnungen versehen, überlasse ich Dich Deinem guten Sterne.

Dr. Stahr, der die Zeit mit uns in Ariccia zubrachte, ist heute nach Neapel abgereist und Ihr werdet wahrscheinlich dort zusammen treffen.

Dein Louis Gurlitt.

Rom den 30sten Dezember 1845.

Lieber Hebbel!

Dein Brief hat mir unsägliche Freude bereitet! Deinetwegen sehr besorgt, machte ich mir viele Vorwürfe, Dich in Deinem Vorhaben nach Deutschland zurück zu lehren unterstützt zu haben, aber, Gott lob! es ist ja alles, was ich mir davon versprach, nach Wunsch ausgefallen. Gewiß wird dieser gute Empfang in Deutschland eine Krise in Deinem Leben bilden — machte doch schon die Art, wie man hier mit Dir, wie mit jedem Andern glaubte umgehen zu dürfen mitunter einen

empörenden Eindruck auf mich. Wie viel bitterer mußte Dich, im Gefühle Deiner Überlegenheit und geistigen Kraft, dies alles berühren. Und wer kann wissen, ob nicht, trotz Deines besten Willens, etwas von dieser Bitterkeit in Deine Werke hinübergeflossen wäre und Deine eigentlichste Natur dadurch verdeckt worden wäre. Jetzt wirst Du den Sieg ohne Blutvergießen erringen und alles löst sich in Wohlgefallen. Du „stehst in Deiner sichern Ruh, hörst" ꝛc. ꝛc. Deinem Moloch wird die heitere Stimmung, in der ich Dich mir nach Deinem Briefe denke, gewiß zu Gute kommen, der häusliche Comfort, den Du auf dem Schlosse in Galizien erwarten darfst, wird es Dir leicht machen, ein bewegtes Leben um Dich zu entbehren, nur zweifle ich, daß Du bei Erlegung von Hirschen u. Elenthieren sehr glücklich sein wirst, das edlere Wild interessiert Dich auf jeden Fall mehr.

Dr. Hettner habe ich näher kennen lernen, und wie Du mir schon sagtest, einen sehr liebenswürdigen, frischen Menschen an ihm gefunden. Sein Verhältniß zu Dir ist ganz so wie ich es auffaßte und mir Mühe gab Dir zu entwickeln: er hat sich die Sache außerordentlich zu Herzen genommen und ohne Deine schleunige Abreise wäre das Mißverständniß gewiß leicht gelöst worden. Er wollte Dir sofort schreiben, ich habe ihm zugleich den wesentlichen Inhalt Deines Briefes erzählt, der ihm nicht gewöhnliche Freude machte.

Deine Werke werden hier viel gelesen, ich kann sie kaum einen Tag zu Hause halten. Neulich las ich die Genovewa bei der Lewald vor. Sie war ganz entzückt und ist von Dir begeistert, einigen andern war die Sprache zu stark — nun sie ist auch nicht für kranke Mägen bestimmt.

Vorigen Neujahrsabend waren wir, meine ich, zusammen bei Thygesen's, ich werde heute Abend wieder dort sein und in der Mitternachtstunde ein Glas auf dein Wohl lehren, es fängt mit herrlichen Zeichen für Dich an, mögen Deine Hoffnungen in Erfüllung gehen!

Jerichow, Storch, Willers, Kümmel, Riedel ꝛc. bitten mich Dich zu grüßen. Du weißt, lieber Freund, wie große Freude Du mir mit Deinen Briefen machst, sei deshalb menschlich u. schreibe bald, ich bin in gespannter Erwartung, wie sich Deine Sachen in Wien entwickeln werden, ich bin Dir von ganzen Herzen zugethan und dein Freud und Leid wird immer einen reinen Wiederhall in meiner Seele finden. „Grüß di Gott!"

Dein Louis Gurlitt.

Rom d. 12. März 1846.

Lieber Hebbel!

Dein lang erwarteter Brief hatte auch einen Inhalt, der für das lange Warten entschädigte! Jetzt wärest Du denn glücklich im Hafen angelangt und alles, was Dich früher beängstigte, wäre beseitigt. Du darfst jetzt mit Recht heiteren Blick's in die Zukunft schauen, die Miene macht, Dir das Schönste darzubringen. Mit inniger Freude nehme ich Antheil an Deinem Glücke, und zu Deiner Verbindung, die ich für geschlossen ansehe, gratuliere ich von ganzem Herzen. Empfiehl mich Deiner Angebeteten unbekannter Weise, sage ihr einiges Gute von mir und bitte sie, mich Deinetwegen auch ein wenig gerne zu haben. Den Namen Enghaus habe ich immer nur in solchen Beziehungen gehört, daß er mit allem Schönen und Lieben zu einem Begriffe geworden ist.

Louis Gurlitt.

Wie beruhigt denke ich jetzt an Dich und doch sind erst einige Monate verflossen, seit wir uns trennten — damals war ich Deinetwegen in jeder Hinsicht besorgt, und jetzt wüßte ich kaum, was ich Dir zu Deinem Glücke nach wünschen sollte. Ihre Liebe wird Dir Kraft und Ermutigung zu neuen dichterischen Taten geben und durch Ihre Stellung ist auch die Deine durchaus frei, zudem ist Dir die beste Möglichkeit gebaten, die bisherigen Vorurteile besiegt und Deine Werke auf's Theater gebracht zu sehen. Dadurch wird Dir das Einzige, was Dir noch fehlte, eine mehr massenhafte Anerkennung zu teil werden. Ich will aber auch nicht verschweigen, daß ich fürchte, Du wirst Mühe haben, die kleinlichen Jalousien und Schikanen, welche bei der Stellung Deiner Frau am Theater nicht zu vermeiden seien wer-

den, mit gehöriger Ruhe zu ertragen, ich kenne Dich, wie leicht es bei Dir siedet und sprüht.

Dr. Hettner habe ich recht lieb gewonnen, er scheint mir ein tüchtiger Mensch u. ist eine durchaus schöne Natur, meinem Bruder, der vorgestern hier eintraf, kommt diese Bekanntschaft sehr zu statten: er führt ihn den ganzen Tag herum, was bei seiner großen Kenntniß für Cornelius von unbezahlbarem Nutzen ist. Es freut mich übrigens nicht wenig, daß meine Äußerungen über unser liebes Deutschland, die Du damals durchaus nicht gelten lassen wolltest, doch nicht ganz unrichtig waren; ich mußte ganz vorsichtig einiges Gutes hervorheben, um Deiner Phantasie keinen Anlaß zu geben, sich in den furchtbarsten Schilderungen zu ergehen, wie freut es mich, daß Du Dich irrtest. Rahl ist wieder zurückgekommen, er spricht mit großem Interesse von seiner Reise, namentlich hat es ihn, das wird Dich wundern, in unserm engeren Vaterlande — Holstein — sehr gefallen. Die geistige Bewegung im nördlichen Deutschland mußte ihm natürlich, nach seinem langen Aufenthalt im kirchenstillen Rom, sehr überraschen, und er ist ganz der Mann, die neuen Ideen mit Wärme zu ergreifen. Überhaupt ist es interessant zu beobachten, wie namentlich die Oesterreicher ihren Augen kaum trauen, wenn sie sehen, was in dem übrigen Deutschland geschrieben und gedruckt wird, unser Verein, in dem eine bedeutende Anzahl deutscher Blätter gehalten wird, giebt ihnen Gelegenheit dazu. Rahl grüßt Dich freundlichst, er freut sich, daß man in seiner Vaterstadt, der er sonst nicht sonderlich viel zutraut, Dir die verdiente Anerkennung zu teil werden läßt. Ich komme viel mit Fräulein Lewald zusammen und schätze sie sehr, sie ist eine geistreiche, liebenswürdige Dame, ohne all das Unangenehme der Blaustrümpfe; Prof. Stahr sagte mir vor einiger Zeit, er habe eine große Abhandlung über Landschaftsmalerei in Rom, namentlich über mein Verhältniß zu derselben geschrieben und an die Blätter der Gegenwart in Tübingen gesandt.

Lad wohl und behalte lieb Deinen

Louis Gurlitt.

Vor folgendem Briefe steht von Hebbels Hand der Vermerk: Beantw. d. 26. Nov.

Berlin d. 16. Nov. 46.

Lieber Hebbel!

Gestern erhielt ich die letzten Briefe aus Rom, es war unter ihnen aber keiner von Dir, worauf ich mich doch so freute. Nach meinem letzten Brief von Jschia und Palermo war meine deutsche Reise noch zweifelhaft und Du wirst Dich wundern, daß ich trotz der realen Gründe, die gegen diese Reise sprachen, dennoch zur Ausführung geschritten bin. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Dich bald und zwar im nächsten Jahre, wiederzusehen, entweder komme ich zu Dir oder Du kommst zu mir nach Berlin, vors Erste schreibe aber bald, recht bald, ich sehne mich sehr nach Nachrichten von Dir, hoffentlich hat Deine Gesundheit sich recht befestigt? An der Pflege Deiner lieben Frau wird es nicht fehlen, davon bin ich überzeugt. Daß Du aber die angefangenen Arbeiten, namentlich den Moloch zurück gelegt hast, kann ich gar nicht verschmerzen, ich darf nicht hoffen, daß mein Zureden viel geholfen haben wird, ich wasche meine Hände in Unschuld! Die Verantwortung fällt auf Dein Haupt. —

Am Rhein fand ich überall sehr gute Aufnahme u. gefiel es mir dort so, daß ich denke, in Zukunft einmal dort meine Wohnung aufzuschlagen u. nun endlich hier in Berlin —! O welche Kluft zwischen Berlin und Rom — die schönen Tage von Arranguez sind nun vorüber, man besucht Italien nicht ungestraft. —

Deine Werke dringen immer mehr durch, es ist oft und im besten Sinne von Dir die Rede, wundern solls mich, wann und ob sie Deine Maria Magdalena hier geben werden. Ich weiß nicht, wie es kommt, seit Du mir schreibst, Du habest Deine angefangenen Arbeiten zurück gelegt, ängstige ich mich oft, Du werdest jetzt nicht so produktiv sein wie früher, namentlich der Moloch hat für mich schon so viel Existenz, daß ich mir gar nicht denken kann, wie Du ihn unbeendet lassen kannst.

Gestern war ich mit Geibel, dessen lyrische Gedichte man sehr lobt, in einer Gesellschaft; er sprach mit großer Wärme und Verehrung von Dir und bat mich, Dir einen respektvollen Gruß zu übersenden. Mit Cornelius spreche ich oft von Dir, Deine Werke und Persönlichkeit interessieren ihn sehr. Frau Ottilie v. Goethe, die Schwiegertochter des alten Papa's, habe ich in Rom kennen gelernt — ich bin viel bei ihr gewesen, vielleicht interessiert es Dich, sie kennen zu lernen? Sie lebt gewöhnlich in Wien, wünscht Deine Bekanntschaft sehr und bittet Dich, sie zu besuchen, sobald sie von Rom zurück gekehrt ist.

Was sagst Du denn zu den politischen Wirren in Holstein? nicht wahr, man hat es gut mit uns im Sinn? Mich freuts, daß unsere Landsleute so derb und entschieden auftreten, doch Du bist wohl schon ganz Wiener geworden und läßt den „Kaiser" sorgen.

Von Hebbels Hand auf folgendem Brief vermerkt: Beantwortet d. 7. März 48 nebst 200 r. die ich übersandte.

Berlin d. 27. Dezember 1847.

Liebster Freund!

Nach langem Schweigen endlich ein Brief! Ich baue fest darauf, daß Du keinen Augenblick den Grund dazu in veränderter Gesinnung gegen Dich gesucht hast, Du würdest Dich auch zu sehr ge-

irrt haben. Vielleicht, ja ich kann sagen, gewiß lag es nur darin, daß ich Dir so gerne meine innersten Angelegenheiten hätte mitteilen mögen, ich hatte aber teils Bedenken, teils auch traute ich mir nicht die Fähigkeit zu, Dir schriftlich ein anschauliches Bild geben zu können — so geschah es, daß ich immer an Dich dachte, mir viel weniger liebe Personen Briefe von mir bekamen. Jetzt aber schreibe ich wieder mit freiem Herzen, in vollkommener Zufriedenheit mit meiner Lage, fühle mich glücklich mit Frau und Kind und habe nur den Wunsch, Du mögest uns bald einmal in unserer hübschen Häuslichkeit aufsuchen und Dich von unserer Zufriedenheit und unserer Freundschaft für Dich überzeugen. Den Ärger über unser Verfehlen in Wien habe ich lange nicht überwinden können.

Hier in Berlin ist nach wie vor viel die Rede von Deinen Werken und auch von Deiner Persönlichkeit, die ihnen Manches in Deinen Werken erklären soll; wie Deine Werke keinen gleichgültig lassen können, so hast Du auf der einen Seite Dir bewundernde Freunde erworben, während andern, denen Deine Gaben eine zu harte Speise sind, Dich eben so leidenschaftlich angreifen, wie Du ihnen ein gefährlicher Gegner bist. So wird Dein Name nicht genannt, ohne daß die beiden Gegensätze sofort herausträten. Mit dem Schauspieler Daering sprach ich neulich, er hat den Meister Anton als Gast in Hamburg gegeben, wie er mir sagte, sei die Wirkung eine außerordentliche gewesen. Er war ganz entrüstet über die Prüderie, mit der die hiesige Direktion Deine Stücke ablehne, und meinte, nachdem man in Deinen Werken aufgetreten, könne man nicht mehr mit Freude in den Stücken der neuen Schriftsteller auftreten — „Dichter" könne man sie nicht nennen. Rath Crelinger, Freund der Familie meiner Frau, u. Schwager der Schauspielerin hat mir aufgetragen, Dir seine Grüße und seinen Respekt zu vermelden.

Der Literat Dr. Oppenheim aus Frankfurt, ein sehr warmer Verehrer Deiner Muse, liest in diesen Tagen vor einem sehr großen Kreis Deine Dramen, er war vor einigen Tagen bei mir und äußerte, man müsse doch alles tun, um der guten Sache nach Kräften zu nützen. Wie gut wäre es, lieber Hebbel, Du kämest auf einige Zeit selbst hierher, die Kosten können jetzt gar nicht bedeutend sein, willst Du mit einer kleinen Kammer vorlieb nehmen, so steht Dir unser ganzes Haus zur Verfügung. Das Bett steht parat und, wann Du kommst, sollst Du willkommen sein.

Was mir mitunter nicht geringe Sorge macht ist — wie theuer das Leben wird, so werden wir bei möglichster Oekonomie hier in Berlin nicht unter 2000 Thlr. leben können. Welche enorme Tätigkeit dazu gehört, diese Summe als Künstler zu verdienen, ist Dir bekannt. Ein Glück ist, daß meine Natur mich sehr zur Thätigkeit treibt, in meinem Studium sieht es denn auch bunt genug aus, da stehen Bilder aus dem heißen Sicilien wie aus dem hohen kalten Norden in buntem Gemisch.

Du siehst, lieber Freund, ich habe schon fast das Schreiben verlernt und Du wirst Mühe haben, das Gekritzel verstehen und lesen zu können. Schließlich die besten Wünsche von uns für Dich und Deine liebe Frau zu Neujahr. Sei edel u. verzeihend u. schreibe bald. Gestern hörte ich, daß ein Band neuer Gedichte von Dir erschienen sei, ich freue mich sehr darauf.

Dein treuer Freund Louis Gurlitt.

Spittelmarktstr. No. 5 I.

Von Hebbels Hand auf folgendem Brief: Empfg. d. 14. März, als in Wien die Preßfreiheit errungen ward.

Berlin d. 11ten März 48.

Gestern, lieber Freund, erhielt ich Dein Schreiben mit der Anweisung, die ich am selben Tage einlöste — und schreibe Dir nun gleich, nicht nur um Dir den Empfang des Geldes anzuzeigen, sondern weil ich schon lange einen Drang dazu fühle. Du meinst, ich würde bei Empfang des Geldes denken: „endlich." Darin irrst Du sehr — im Gegentheile überfiel mich eine eigene Traurigkeit bei dem Gedanken, daß diese Lumperei an Geld die Zahlung für Deine herrlichen Gedichte sind; zu denken, daß die schönsten Blüten menschlichen Geistes so spärlichen materiellen Lohn finden sollen, der kaum zum Notdürftigsten des Lebens ausreicht. In solchen Momenten kommen einem Ruhm und Ehre fast wie eine Ironie vor.

Ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, wie sehr Deine Gedichte mir und überhaupt, wie sie dem besten Publikum gefallen, ich kannte sie schon größtenteils aus Rom, und hatte nun doppelte Freude, sie so zierlich in hübschen Druck neben einander zu sehen, auch fühle ich mich zu mehreren der Gedichte in einem nahen Verhältniß stehen u. fand mich nicht wenig überrascht eines darin zu finden, daß meinem Andenken gewidmet ist. Da ich Dich kenne und weiß, wie Du über dergleichen denkst, weiß ich es um so höher zu schätzen und danke Dir von Herzen dafür: Du hast mich dadurch geehrt und hoch erfreut.

Deine trüben Gedanken für die nächste Zukunft kann ich natürlich nur teilen, doch vergesse auch ich mein Einzelinteresse über der Hoffnung für das Wohl des großen Ganzen; vielleicht wird unserm Vaterlande nie wieder eine Gelegenheit geboten, seine heißesten Wünsche erfüllt zu sehen, möchte doch nur Deutschland in diesem entscheidenden Moment seine Aufgabe verstehen! Hier ist in den Geistern eine große Gährung und Bewegung, die sich aber bisher noch wenig durch öffentliche Akte äußert. Von Berlin ist für den Augenblick wenig zu hoffen und doch bin ich über-

zeugt, daß hier das Schicksal Deutschlands entschieden wird und zwar zum Guten. Ich wiederhole meine Bitte um Deinen Besuch und möchte, Du kämest recht bald. Im July werden meine Stubien mich gewiß wieder auf's Land treiben, und es wäre doch gar zu ärgerlich, wenn die Erlebnisse vom vorigen Frühjahre sich wiederholen sollten. Ich denke noch jetzt mit größtem Ärger daran. Dein Aufenthalt hier würde Dich wenig oder nichts kosten, mit einiger Genügsamkeit würdest Du bei uns wohnen können und Du könntest doch Schritte tun für künftige Übersiedelung hierher; der Aufenthalt hier wäre Dir doch gewiß gemäßer als der in Wien.

Meine besten Glückwünsche zur Geburt Deiner kleinen Tochter, mir scheint, Du bist jetzt schon eines Besseren belehrt, früher glaubtest Du, so kleine Kinder würden Dir keine Freude machen können.

Die herzlichsten Grüße von mir und meiner Frau an Dich und Deine liebe Frau.

Dein Louis Gurlitt.

P. S. Schreibe recht bald, oder besser, komme selbst!

Von Hebbels Hand über folgendem: Eing. d. 13. Dec. 48. Beantw. d. 17. Dez. 48.

Berlin d. 3ten Nov. 48.

Lieber Freund!

Ich lebe Deinetwegen in der größten Besorgniß und Unruhe wegen der letzten schrecklichen Katastrophe in Wien, ist es Dir möglich, so schreibe mir umgehend doch einige Worte, hoffentlich lebst Du und bist mit den Deinen den Kugeln glücklich entronnen. Seit dem Monat März habe ich nichts von Dir gehört und Dein Versprechen, mir einen längeren Brief zu schreiben, hast Du nicht gehalten. Wie es hier in Berlin steht, weißt Du aus den Blättern, möglich, daß uns ähnliche Schicksale bevorstehen, wie Ihr sie eben durchlebt. Die politische Aufregung, die ich nicht im Stande bin mir fern zu halten, läßt mir wenig Ruhe und Sammlung zur Arbeit, was in dieser schweren Zeit, in der sich ohnehin kein Käufer findet, nun grade nicht so viel schadet: seit März habe ich denn auch nichts mehr verkauft.

In den Kopenhagener Blättern spricht man von mir als Anführer einer Freischaar und knüpft erbauliche Betrachtung daran über die Undankbarkeit der „sogenannten" Schleswig-Holsteiner. Namentlich weil mich Christian VIII zum Ritter vom Danebrog gemacht hat (was Dir vielleicht nicht einmal bekannt ist) findet man den Verrat schauderhaft. Ich habe zur Steuer der Wahrheit die einfache Anzeige einrücken lassen, daß ich in den letzten Jahren weder in Holstein noch in Dänemark gewesen bin.

Ich denke mir, daß die Politik Deine poetischen Arbeiten auch nicht sonderlich fördern wird. Daß sie Dich auch ergriffen hat, schließe ich aus einer Zeitungsnotiz, in der Du als Deputirter an den Kaiser in Ausdruck mit angeführt wurdest. Schreibe mir bald, lieber Hebbel, ich bin gar zu gespannt, etwas von Dir zu hören — vor allem laß mich gleich wissen, ob Du all' den Gefahren, die über das arme Wien herein gebrochen sind, glücklich entronnen bist. Hier hat man die größte Sympathie für Wien, die nur etwas dadurch gemildert ist, daß man fürchtet, daß nach dem Siege Wien's die Republik daselbst proclamirt wird — und die Republik hat hier keinen großen Anhang.

Dir und Deiner lieben Frau unbekannter Weise die besten Grüße von meiner Frau wie von

Deinem Dir treu ergebenen Freunde
Louis Gurlitt.

Nischwitz d. 22. Sept. 1850.

Lieber Hebbel!

Vor einigen Tagen fand ich erst Zeit die mir übersandte Anweisung in Leipzig einzukassieren, hätte Dir also schon den Empfang anmelden können, wenn ich nicht zugleich auf Deinen Wunsch, Dir die einliegende Verschreibung hätte zustellen wollen. Diese zu finden war keine kleine Sache, gestern fand ich die eine und heute durch Deinen 2ten Brief angetrieben gelang es mir endlich die zweite aus einem unendlichen Wust von Briefen und Rechnungen herauszufinden. — Und somit ist diese Geldangelegenheit unter uns abgemacht.

Nun vor allem muß ich Dir kund tun, wie sehr froh ich bin, daß Deine Krankheit nicht der Art war, wie die Zeitungen mitteilten. Aber was magst Du trotzdem in den schrecklichen 6 Wochen gelitten haben; ich wünsche von Herzen, daß die letzte Spur davon jetzt verschwunden ist, Dein letzter Brief, der nichts davon erwähnt, läßt mich hoffen, daß es so ist. Es ist aber doch schrecklich: Du warst in Wurzen, von wo Du unser Haus liegen siehst und kommst nicht zu uns! Hätte ich nicht alle Ursache gehabt die Kosten zu scheuen, wäre ich von Prag zu Dir gekommen, aber diese leidige Zeit zwingt einem auf den Pfennig zu sehen. Daß es Dir so gut geht, freut mich sehr, denn ich lerne es jetzt, wie sehr es niederdrückt, sich Nahrungssorgen machen zu müssen. In diesem Jahre habe ich kaum 300 Thlr. eingenommen, hätte ich nicht ein kleines Capital zurück gelegt, stände es sehr schlimm um uns — doch scheint es sich etwas bessern zu wollen, denn zugleich mit Deinem ersten Brief, erhielt ich von einem Engländer aus Berlin den Auftrag ein Bild für 60 Frdor zu malen.

Sollte, man scheint jetzt in Wien dazu geneigt zu sein, ein näherer Anschluß an die deutschen Ausstellungen u. Vereine folgen, so wird sich, glaube ich, in Wien ein sehr reges Kunstleben entwickeln, denn es findet sich dort, wie sonst

Paul Thiem: Abendlicht. (Motiv aus Dinkelsbühl.)

Digitized by Google

nirgends in Deutschland in so hohem Grade ein reicher Adel und Bürgerstand. Bliebest Du also in Wien, so wäre es nicht unmöglich, daß wir wieder auf eine Zeitlang mit einander sein könnten, was mir keine kleine Freude wäre.

Daß Du so viel schaffst, freut mich sehr. Herodes und Mariane (so!) kenne ich noch nicht. Schnock hast Du mir in Rom einmal vorgelesen. Beides werde ich aber bald bekommen. Glück auf zum Moloch!

Unsere armen Landsleute! Von meinen Eltern u. Geschwistern habe ich wöchentlich zwei Mal Bericht über die dortigen Zustände. Mein jüngster Bruder, Leutnant in der Armee, bekam bei der Schlacht von Idstedt eine Kugel in den linken Fuß, nachdem ein Knochen nach dem andern hat herausgenommen werden müssen, hat man sich vor 4 Wochen entschließen müssen, den halben Fuß abzunehmen. Er liegt noch immer, ist aber in der Heilung, kann auch schon täglich einige Stunden auf sein, er hofft, durch einen künstlichen Fußteil unterstützt, wieder gehen und Dienst tuen zu können. Mein zweiter Bruder Cornelius steht in Rendsburg und ist bis jetzt ohne Wunden davon gekommen. Dir und Deiner lieben Frau alles Gute! Schreibe mir bald wieder. In alter Gesinnung

Dein Louis Gurlitt.

Gespräch in der Nacht

... Und meine Mutter sprach: „Bist du mein Kind?
Dein Aug' war heller, glatter deine Stirn.
Ich lag zehn Jahr im Grab und sah dich nicht,
Und nur mein Herz erkennt dich heut' noch wieder!"

Sprach meine Stimme: „Wohl — ich bin dein Kind,
Dein Lachemund, der Erstling deiner Liebe.
Doch stieß mich Schuld in einem jähen Sturz
In düstre Schlünde! In mir selber brennend,
Maß ich der Hölle fürchterlichen Kreis,
Und lechzend schrie mein Mund aus roten Gluten:
‚Mich dürstet ... dürstet!'
Doch in jeden Becher,
Der mir genaht, spie Hohn sein Gift zuvor,
Gram ward mir Speise, und der Selbstqual Schlangen,
Sie wurden satt und nährten sich von mir!
Das hat mein Antlitz mit dem Zug gekerbt,
Der nie mehr schwindet!
Mühsam klomm ich auf;
Ein neuer Tag empfing nach Jahren mich.
Nun kann kein Licht mehr meine Augen blenden,
Nun ist kein Grat mehr meinem Fuß zu steil,
Denn wer von dort kehrt, wo dein Kind gelegen,
Ist unverwirrbar ...
Horch, ich lach' sogar!
Nur daß der Schimmer meiner Fröhlichkeiten
Hinfährt wie Sonne über dunklen Grund. —

Ich bin dein Kind! Schlaf weiter, gute Mutter!"

Carl Busse

Euphorion

Novelle von Eugen Zabel

Schon vier Tage lang glitt der Dampfer in ruhiger Fahrt durch die Wellen des Atlantischen Ozeans. Die Passagiere sprachen in froher Erwartung von den Wundern der Kanarischen Inseln, wo die meisten landen wollten, während nur ein kleiner Teil die Absicht hatte, noch weiter südwärts zu den Küstenplätzen von Westafrika oder bis nach Kapstadt zu fahren. Das Meer, das bald nach der Abfahrt von Hamburg und später im Englischen Kanal nur mäßig bewegt war, zeigte sich seitdem so gleichmäßig ruhig, daß man im offenen Kahn ein Streichhölzchen hätte anzünden können, um eine Zigarette zu rauchen. Auf dem Promenadendeck machte sich allerdings ein sanftes, wohltuendes Wehen der Luft bemerkbar, das aber durch die Bewegung des Schiffes hervorgebracht wurde. Die Maschine arbeitete fast geräuschlos. Die Sonne stand hoch am Himmel, der sich als unendlich hohe blaue Kuppel ohne das geringste Wölkchen in majestätischer Feierlichkeit wölbte, während das Meer sich klar und durchsichtig ausbreitete, als ob der azurne Glanz aus der Tiefe emporleuchte. Das Kielwasser, das durch die Schraube aufgewühlt wurde, zog sich als langes, weißschimmerndes Spitzenband meilenweit hin. In der Luft flatterten bräunliche Rauchmassen über dem Schornstein, ballten sich in munterem Spiel zusammen und drehten sich zu einem Streifen, der sich wie eine Fahne von unabsehbarer Länge hinzog und erst in weiter Ferne am Horizont verschwand.

Auf dem geräumigen Dampfer befanden sich etwa hundert Passagiere, die sich vor einer halben Stunde von den Frühstückstischen im Speisesaal erhoben hatten. Einige machten einen Dauerlauf über das Promenadendeck des Schiffes, um nach der allzu üppigen Mahlzeit ihre Glieder geschmeidig zu erhalten. Andere lagen in den Schiffsstühlen bequem ausgestreckt, versuchten zu plaudern oder zu lesen, fanden diese Beschäftigung aber bald zu anstrengend und verfielen, nachdem sie einige Male die Hand vor den Mund gelegt hatten, um das Gähnen zu verbergen, in einen glücklichen Schlaf. Nur vorn an der Spitze des Schiffes standen mehrere Passagiere und blickten hinunter auf die schäumenden und spritzenden Wellen. Dort hatte sich eine Schar Delphine eingefunden, um mit dem Dampfer ein fröhliches Wettschwimmen zu unternehmen. Sie sprangen oft mehrere Fuß hoch aus dem Wasser empor, ließen ihre schwärzlichen, glatten, glänzenden Leiber ein paar Augenblicke in der Luft tanzen, glotzten dabei neugierig empor und tauchten in den blau leuchtenden Wellen schnell wieder unter. Die Natur schien über den herrlichen Frühlingstag zu jubeln, den Sonne und Himmel, Luft und Meer mit vereinten Kräften geschaffen hatten.

Hinter der Kapitänsbrücke auf dem Sonnendeck, wo die Rettungsboote aufgehängt waren, befanden sich ein paar besonders begünstigte laufschige Plätzchen, wo man den Zauber dieses Tages auf dem Meere noch unmittelbarer als auf dem darunter liegenden Promenadendeck empfand und gleichzeitig gegen die brennenden Sonnenstrahlen geschützt war. Hier hatte sich eine Frau mit schönen und regelmäßigen, aber nachdenklichen und traurigen Gesichtszügen ein Ruheplätzchen zurechtgemacht. Sie hatte sich in ihren Schiffsstuhl zurückgelehnt und las in einem Buche. Ab und zu schloß sie die Augen, aber man merkte es ihr an, daß sie es nicht aus Müdigkeit, sondern nur wegen der inneren Bewegung tat, die sie erfüllte. Nach kurzer Zeit schlug sie wieder die Augen auf und heftete ihre Blicke sorgenvoll auf einen Mann, dessen gelbliche Gesichtsfarbe und eingefallene Wangen auf den ersten Blick erkennen ließen, daß er krank war. Er hatte sich auf seinem Stuhl lang ausgestreckt, den Plaid trotz der sonnigen, warmen Luft fest um die Schultern gewickelt und über die Beine eine schwere Decke ausgebreitet. Er schien unruhig zu schlafen, denn er atmete tief und unregelmäßig. Ab und zu machte er eine nervöse Bewegung, als ob er träume.

Die Frau wollte wieder zu lesen fortfahren, als sie plötzlich erschreckt zusammenfuhr. Sie hatte die Blicke auf die Strickleiter gerichtet, die sich über dem Sonnen-

deck bis hoch zu den Masten hinaufzogen, und bemerkte in schwindelnder Höhe eine menschliche Figur, die sie anfangs für einen Matrosen hielt. Sie versuchte ihn bei seiner Arbeit zwischen den Tauen zu beobachten, die trotz der ruhigen Fahrt des Schiffes langsam hin- und herschwankten, als sie dort zu ihrem Entsetzen die frische, helle Stimme ihres eigenen Sohnes vernahm, der ihr übermütig zurief: „Mutter! Sieh' mal! Mutter!"

Ihr Antlitz verzerrte sich vor Schreck. Sie versuchte einmal über das andere Edmund! zu rufen. Aber der Ton blieb ihr in der Kehle stecken. Sie hatte sich in ihrem Stuhl halb aufgerichtet und die Arme weit auseinandergestreckt, als könnte sie ihr Kind bei dem Sturz von der Strickleiter, den sie für unvermeidlich hielt, auffangen. Dann hatte sie das Gefühl, als ob sie von etwas unerträglich Schmerzhaftem und Stechendem durchbohrt werde. Sie war einer Ohnmacht nahe, sank kraftlos in den Schiffsstuhl zurück und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Sie hörte nur noch die Worte herabtönen, die ihr Edmund wie im Triumph zurief:

„Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schaun!"

Es waren die Worte des Euphorion aus dem zweiten Teil des „Faust", den sie wie so oft zur Hand genommen hatte. Die herrliche Szene, in welcher sich Faust und Helena mit ängstlicher Sorge nach dem wild davonstürmenden Knaben umsehen, hatte sie vorher ihrem Sohn während der Fahrt vorgelesen, so eindrucksvoll und lebendig, daß dieser von der Gewalt der Goethischen Dichtung überwältigt war und lange Zeit wie verzaubert ins Meer hinausstarrte. Er war viel größer und muskulöser als seine Altersgenossen, denn er hatte erst das vierzehnte Jahr vollendet und sah doch fast wie ein Erwachsener aus, wenn er mit schnellen Schritten über das Promenadendeck eilte. Seine Phantasie war seltsam erregt. „Mutter! Ich halt' es hier unten in dieser Ruhe nicht aus. Ach, wenn es doch nur einen Sturm gäbe!" Mit diesem Ruf war er davongestürzt und heimlich an den Strickleitern des Dampfers emporgeklettert, wo er sich in der Luft badete und wohlfühlte wie eine Möve, die ihren Flug unterbricht, um auf der Spitze des Mastes ein wenig auszuruhen.

Nun fühlte er das Unheil, das er mit seinem Übermut angerichtet hatte. Mit unheimlich schnellen Bewegungen kletterte er an den Stricken wieder herunter, machte einen gewaltigen Satz auf das Sonnendeck, warf sich seiner Mutter zu Füßen, bedeckte ihre schmalen, langen, blutleeren Hände mit Küssen und brachte sie dahin, daß sie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachte, die Augen aufschlug und ihr Kind mit leidenschaftlicher Liebe umschlang.

„Edmund, schwöre mir, daß du so etwas niemals wieder tun wirst. Wenn du wüßtest, was ich in dieser Minute an Qualen durchgemacht habe! Es war entsetzlich!"

„Liebe Mutter, verzeih', aber ich konnte nicht anders. Ich glaube, was du mir aus dem Buche vorgelesen, hat mich toll gemacht. Welch eine herrliche Gestalt, dieser Euphorion, wie er von Fels zu Fels immer höher springt, hoch in die Lüfte empor. Nur hätte er sich vorher im Klettern besser üben müssen. Schwindelfrei muß man sein wie ich. Das ist die Hauptsache!"

Der Kranke schien aus seinem Schlaf zu erwachen.

„Geh' jetzt," flüsterte die Frau, „damit Papa dich nicht sieht. Du bist so aufgeregt, und er könnte sich erschrecken. Bitte, geh'!"

Edmund küßte der Mutter nochmals die Hand zum Gelöbnis, daß er eine solche Unvorsichtigkeit nicht wieder begehen werde, und verschwand hinter dem Kajütenraum des Kapitäns. Der Kranke war wieder eingeschlafen, und seine Brust atmete leichter als vorher. Während die Frau einen Blick voll unendlicher Zärtlichkeit auf ihn warf und mit einem langen, schweren Seufzer in den Schiffsstuhl zurücksank, war es auf dem Dampfer noch stiller als zuvor geworden. Man konnte glauben, auf einer seligen Insel mitten im Ozean zu weilen, die von allen Leiden und Sorgen der Menschen verschont blieb und einen ununterbrochenen köstlichen Naturfrieden atmete.

Und doch war der Frau, die mit ihren Gedanken hier allein weilte, unsäglich bang ums Herz. Ihr schien, als löse sich etwas in ihrer Seele, das ihr unbeschreiblich teuer, zugleich süß bis zum Entzücken und schmerzlich bis zur Verzweiflung war. Ihr kam es vor, als werde ein Vorhang von ihrem vergangenen Leben fortgezogen, während ihr gleichzeitig aus dem Dunkel des Zukünftigen un-

bestimmte Erscheinungen entgegentraten, die bald Furcht, bald Hoffnung in ihr erweckten.

Sie hatte schon als Kind ihre Mutter verloren und stand nach dem Tode ihres Vaters, eines kleinen Beamten, als mittellose Waise allein in der Welt. Sie war gerade im Begriff, eine Stellung als Gesellschafterin bei fremden Leuten anzunehmen, als sie im Hause entfernter Verwandter ihren Gatten kennen lernte. Hans Friedheim befand sich schon damals als Prokurist eines angesehenen Berliner Bankgeschäfts in gesicherter Lebensstellung. Bald nachdem er dem schlanken blonden Mädchen mit den einnehmenden Zügen und träumerischen Augen seine Liebe gestanden und seinen Hausstand gegründet hatte, wurde er zum Geschäftsteilnehmer ernannt, und wenige Jahre darauf war er bereits die Seele der weitverzweigten Unternehmungen, die das Bankhaus entweder ins Leben gerufen oder wesentlich gefördert hatte. Die Notwendigkeit, große Kapitalien gewissermaßen aus der Erde zu stampfen und sie für Handel und Industrie entsprechend zu verwerten, brachte ihn mit tonangebenden Leuten aus allen Kreisen der Gesellschaft zusammen. Auf den vielen Reisen, die er unternehmen mußte, erweiterte er seinen Gesichtskreis und seine Menschenkenntnis. Aber so angestrengt und erfolgreich er arbeitete, bildeten doch das Zusammenleben mit seiner Frau und die Freude an dem Knaben, den sie ihm geschenkt hatte, den höchsten Lohn für seine rastlose Tätigkeit. Jedesmal, wenn er in Paris, London oder Petersburg war, brachte er irgendeinen kostbaren Schmuck für seine Wohnung, ein Bild oder eine seltene Bronze, einen kostbaren Teppich oder einen kunstgewerblichen Gegenstand mit, woran sich sein Auge erlaben konnte. Er vermochte sich wie ein Kind zu freuen, wenn er damit den Geschmack seiner Frau traf, deren Bildungsbedürfnisse sich nach allen Richtungen verfeinert hatten, und der die Kunst nicht etwa ein äußerer Luxus, sondern ein inneres Lebensbedürfnis war. Als ihr eigenstes Reich betrachtete Frau Friedheim ihre kostbare Bibliothek, deren Grundstock allerdings ihr Mann geschaffen, die sie aber mit wirklichen Schätzen aus allen Kultursprachen bereichert hatte.

Sie war Mutter eines Knaben, der sich mit seinem kräftigen Gliederbau und seiner frischen Aufnahmefähigkeit für alles, was er in der Schule hörte und im Leben beobachtete, körperlich wie geistig prächtig entwickelte. Edmund war von Hause aus keineswegs das, was man unter einem „artigen Kinde" versteht. Es steckte in ihm ein starker Zug zu selbständigem Denken und Handeln, und bald erkannten es die Eltern mit richtigem Blick, daß dieser Trieb nicht gewaltsam unterdrückt, sondern mit liebevollen Ermahnungen und Belehrungen in die richtigen Wege geleitet und vorsichtig gedämpft werden mußte. Edmund, der früher bei allen Knabenstreichen immer der Anführer war, kam doch in der Schule schneller als andere Kinder vorwärts, und das Lernen wurde ihm überraschend leicht. Seine Mutter konnte ihm manches erzählen, was Knaben in seinem Alter schwerlich schon begriffen hätten, und ihm aus den Werken unserer Klassiker vieles vorlesen, wovon in dem Stundenplan noch lange keine Rede war. Namentlich zeigte Edmund einen ungewöhnlich entwickelten Natursinn. Von dem Balkon seines Zimmers hatte er einen freien Ausblick über den Zoologischen Garten. Dort stand er bei schönem Wetter, wenn er seine Schularbeiten beendigt hatte, fast jeden Abend wie gebannt, um sich an dem Bild der untergehenden Sonne zu erfreuen, wenn ihre Strahlen zwischen dem Grün der Bäume erzitterten und auf dem Himmel noch einen letzten roten Schimmer zurückließen. Niemand hätte in dem Knaben, der so ausgelassen sein konnte, ein so fein entwickeltes Nervenleben vermutet, das sich oft bis zur Schwärmerei steigerte.

Das Friedheimsche Haus stand in dem Ruf, daß in ihm ein Kreis ausgezeichneter Männer und Frauen verkehre, obwohl man in den breiten Schichten der Berliner Gesellschaft wenig oder gar nicht davon sprach. Niemand verließ diese gastlichen Räume ohne bleibende Anregung für Geist und Gemüt. Die Freunde wunderten sich nur über die Schatten von Nachdenken und Trübsinn, die oft mitten im heitersten Gespräch über das Gesicht der Hausfrau hinwegflogen. Fragte man sie nach der Ursache dieser Schwermut, die sie plötzlich anwandelte, so fuhr sie erschreckt auf und sagte mit bitterem Lächeln: „Ich fürchte mich vor meinem Glück — als ob es mir bald entrissen werden könnte."

Niemand verstand den Grund dieser Befürchtung, und doch zeigte es sich, daß die Ahnung, die sie erfüllte, ihre Berechtigung

hatte. Oft konnte man sie mit ängstlicher Miene vor dem Fenster ihres Salons stehen und auf die Straße hinunterblicken sehen, wenn Edmund von seinen Ausflügen mit Kameraden später, als sie es erwartete, heimkehrte. Mit einem stillen „Gott sei Dank!" hatte sie die Hände gefaltet, wenn sie ihn endlich die Treppe heraufstürmen hörte. Er war der beste Turner, Schwimmer und Schlittschuhläufer und schien dabei, so waghalsig er es auch trieb, stets von einem gütigen Geschick behütet zu werden. Die Heimsuchung, die für sie bestimmt war, kam von einer anderen Seite und traf sie mitten ins Herz.

Friedheim hatte bis zu seinem dreiundvierzigstem Jahre den schwierigsten geschäftlichen Unternehmungen mit ungebrochener Kraft vorgestanden, riesige Kapitalien flüssig gemacht und sie Fabriken, Bergwerken, Warenhäusern, Reedereien und anderen Schöpfungen als bewegenden und belebenden Strom zufließen lassen. Ganz allmählich machte sich aber bei ihm im geschäftlichen Verkehr eine nervöse Reizbarkeit und Empfindlichkeit bemerkbar, die von seinen Mitarbeitern und Untergebenen früher kaum jemand bemerkt hatte. Obwohl an seinem guten Herzen niemand zweifeln konnte, wurde er selbst bei Kleinigkeiten heftig und aufbrausend. Er vergaß Anordnungen, die er mit reifer Überlegung getroffen hatte, und ließ sich offenbare Ungerechtigkeiten zuschulden kommen.

Dieser nervöse Zustand schwand allerdings, sobald er nach Hause kam, sein Junge ihm um den Hals fiel und seine Frau ihm mit ihrer weichen, einschmeichelnden Stimme aus seinen Lieblingsschriftstellern vorlas. Aber mit wachsender Sorge bemerkte Frau Klara, wie ihr Mann dabei, was sie früher niemals an ihm kannte, müde wurde, die Augen schloß und den Kopf matt auf die Brust sinken ließ. Es konnte ihr nicht lange verborgen bleiben, daß auch geschäftlich nicht mehr alles so gut und glatt wie in früheren Tagen ablief, und daß die geschwächte Spannkraft im Wirken des Chefs die geschäftlichen Erfolge des Bankhauses zu beeinträchtigen drohte. Ein Aufenthalt an der Riviera brachte nur vorübergehende Besserung. Die Ärzte schickten Friedheim nach allen möglichen Bädern und untersuchten ihn auf Magen, Gallensteine und Nieren, ohne jedoch die eigentliche Ursache des Leidens feststellen zu können. Der einst so blühende Mann magerte währenddessen in erschreckender Weise ab. In dem blassen und schmalen Gesicht bekamen die Augen einen rätselhaften, fast geisterhaften Ausdruck. Endlich erkannte Frau Klara, daß sie ihren Mann sich und dem Knaben nur dann erhalten könne, wenn er sich von aller geschäftlichen Tätigkeit zurückzog. Mit liebevollem Nachdruck bestand sie darauf, daß er aus der Firma, sobald es die eingegangenen Verpflichtungen erlaubten, austrete. Das Kapital, das sich bei der Durchführung dieses Entschlusses ergab, war ein so bedeutendes daß alle Bedingungen für ein sorgenfreies Leben in weit größerem Stil vorhanden waren, als sie es fortan zu führen beabsichtigten.

Nun rückte der Hausarzt mit einem anderen Plan zur Wiederherstellung seines Patienten heraus und empfahl einen längeren Aufenthalt auf den Kanarischen Inseln. Schnell wurden auf einem der Hamburger Dampfer, die nach Südafrika fahren und in Madeira und Teneriffa anhalten, zwei Kajüten bestellt. Frau Klara wollte sich dabei weder von ihrem Mann noch von ihrem Kinde trennen und meldete Edmund zunächst für mehrere Wochen bei seinem Schuldirektor ab. Edmund strahlte vor Glückseligkeit bei dem Gedanken, eine längere Seereise fast bis zu den tropischen Gegenden machen zu dürfen. Schon wochenlang vorher suchte er in Erwartung der herrlichen Fahrt seinem Übermut die Zügel anzulegen, seine Mutter nicht mehr durch waghalsige Sprünge und Klettereien zu erschrecken und das Zutrauen zu erwecken, daß er sich auf der Heimreise, die er möglicherweise allein antreten mußte, als ruhiger und vernünftiger Mensch benehmen würde.

Das wurde Edmund allerdings nicht leicht, denn an Kraft und Entschlossenheit konnte es der muskulöse Junge mit jedem Erwachsenen aufnehmen. Seine Augen blitzten, wenn er die Matrosen auf den Raaen oder am Fallrepp sowie die Leute mit schweißtriefendem Gesicht im Maschinenraum arbeiten sah. Jeder von der Besatzung hatte den Knaben wegen seines frischen und offenen Wesens liebgewonnen. Schon bei Tagesgrauen war er wach, um beim Sonnenaufgang zugegen zu sein, und die von Sturm und Wetter gebräunten Gesichter der Offiziere auf der Brücke verklärten sich jedesmal, wenn er vor ihnen seine Schiffsmütze schwenkte und sein fröhliches „Guten Morgen!" zu

ihnen emporrief. Während der schönen und ruhigen Fahrt hatte der Kapitän manche Stunde frei. Oft lud der breitschulterige Mann mit dem vollen, erst schwach ergrauten Vollbart den Knaben zu sich in die Kajüte ein, um ihm von seinen Fahrten in der Alten und Neuen Welt zu erzählen und ihm Karten und Abbildungen, ausgestopfte Vögel und seltene Steine zu zeigen, die er von seinen Reisen mitgebracht hatte.

Das alles zog Frau Klara halb als Traum, halb als Wirklichkeit durch die Seele, als eine Gesellschaft fröhlicher Passagiere plaudernd und lachend an ihrem Versteck vorbeizog. Friedheim erwachte darüber und blickte seiner Frau in das Antlitz, auf dem sich eine nicht gewöhnliche Erregung bemerkbar machte. Inzwischen kam Edmund die Treppe heraufgelaufen und rief: „Nun, Papa, gut geschlafen?"

„Was ist dir, Klara?" fragte Friedheim.

Sie drückte ihm statt einer Antwort einen Kuß auf die Stirn und umarmte ihren Knaben.

* * *

„Immer ruhig und gemütlich!" rief der Kapitän, als am Nachmittag des nächsten Tages das Ziel der Reise erreicht war, von seiner Brücke zu den Passagieren herunter. „Nicht mehr als sechs Personen in das kleine Boot. Sie kommen ja alle hinüber. Bitte, nicht zu viel auf einmal auf dem Fallrepp. Die ‚glücklichen Inseln' werden warten, und der alte Wolkenkratzer, den der liebe Gott da drüben aufgebaut hat, auch. Na, denn in Gottes Namen. Eine schöne Brandung — was?" Die schmale Schiffstreppe am Steuerbord war heruntergelassen, und die Ankerkette hatte aufgehört zu rasseln.

Drei Stunden lang hatten die Passagiere bei der Fahrt nach Tenerissa den gewaltigen Pic de Teyde aus dem Meer emporsteigen sehen. Als seine schneebedeckten Gipfel zuerst in weiter Ferne sichtbar wurden, hielt man sie allgemein für Wolken. Aber allmählich traten die ungeheuren Umrisse des Bergriesen immer deutlicher hervor, wie er auf der kleinen Insel unmittelbar aus den Fluten des Ozeans in die Lüfte emporschoß. Zu seinen Füßen lagen Wälder und Gärten mit tropischen Gewächsen, von denen wir in unserem kalten Norden armselige Ableger in Blumentöpfen ziehen. Das Meer warf weiße schäumende Wogenkämme, die sich überschlugen, an das Ufer. Das erste Boot, das ausgesetzt war, befand sich bereits nahe der Anlegestelle, als es durch die Brandung wieder zurückgeschleudert wurde. Die Leute am Ruder griffen aber kräftig zu, paßten den richtigen Zeitpunkt ab, wenn die Wellen dem Land zudrängten, und kamen glücklich hinüber.

Vor den Passagieren lag Orotava mit seinen alten Häuschen und blumengeschmückten Balkons. Friedheims wollten den Schwarm ihrer Reisegenossen vorausziehen lassen, um in aller Ruhe ans Ufer zu gelangen. Der Kapitän gesellte sich zu ihnen, streichelte Edmund lächelnd die Backen und sagte zu seinen Eltern: „Ein verdammtes Ausbooten hier in dem offenen Hafen! Und die Damen sind dabei von einer Unvorsichtigkeit — es ist kaum zu glauben! Springen vom Fallrepp immer dann ins Boot, wenn es sich gerade senkt, und wundern sich noch, wenn sie durcheinander gewürfelt werden oder eine Spritzwelle ins Gesicht bekommen. Und wenn es nur das wäre! Aber wie leicht gleitet so ein zartes Fräulein auf dem glatten Trittbrett aus, und wenn ein Arm oder Bein gequetscht wird, heißt es, der Kapitän ist schuld daran. Am besten ist es schon, wenn die Passagiere bei solchem Seegang gar nichts tun und sich von den Matrosen wie Pakete Wäsche hinübertragen lassen. Nun scheinen die anderen ja alle abgefahren zu sein. Ist ein Boot frei?"

„Jawohl, Herr Kapitän!" rief die Stimme des ersten Offiziers von unten herauf. „Es ist alles zur Abfahrt fertig!"

„Na, denn kommen Sie, meine Herrschaften!" sagte der Kapitän. „Halten Sie sich im Boot ein bißchen fest, dann wird's schon gehen. Ihnen wünsche ich gute Besserung, Herr Friedheim. Sie werden sehen, die Insel tut Wunder, und wenn ich von Kapstadt zurückkomme, hoffe ich Sie ganz gesund wiederzufinden. Leben Sie wohl, gnädige Frau, und auch Sie, mein junger Freund Edmund. Springen und klettern Sie nur nicht zu viel auf den Bergen herum. Sie sehen von unten gerade so schön aus, und oben gibt es viele gefährliche Stellen!"

Noch ein herzliches Grüßen, und das Boot stieß vom Fallrepp ab. Es brauchte fast eine halbe Stunde, um den Widerstand der Wellen zu besiegen und das Ufer zu erreichen. An der Landungsstelle wurden die glitschigen, steinernen Stufen, während das Boot auf und nieder tanzte, nur mit vieler

Mühe erklommen. Langsam fuhr der Wagen mit seinen drei Insassen den steilen Weg zum Humboldtkurhaus empor, während das Gepäck später nachgebracht werden sollte. Mit seinem geräumigen Mittelbau und zwei langgestreckten Seitenflügeln enthielt es all die Einrichtungen, die die moderne Wissenschaft für die Pflege von Blutarmen und Nervenschwachen für notwendig erachtet.

Der Direktor des Kurhauses, ein Schweizer, der seine geschäftlichen Interessen hinter gefälligem und dabei nicht aufdringlichem Benehmen zu verbergen wußte, führte die Gäste durch den großen Speisesaal zu den Konversations- und Lesezimmern, die einen überaus heiteren und einladenden Anblick boten. Auf dem Rasen hinter dem Hotel hatten sich Herren und Damen in hellem Sommerkostüm zu einem reizenden five o'clock tea an kleinen Tischen niedergelassen, während eine kleine Kapelle feurige spanische Tanzmeladien anstimmte, wobei die Jugend von Orotava mit neugierig blitzenden Augen im Kreise umherstand und die Anlömmlinge musterte. Im Hintergrund dehnte sich der Park mit einer Fülle von allen nur denkbaren, an die Tropen erinnernden Gewächsen, Laubengängen, Gärten, Landhäusern und Lawntennisplätzen so weit aus, wie das Auge reichen konnte. Das von der Sonne bestrahlte Meer mit seinem unaufhörlichen Wellenspiel, die üppige Vegetation und der Bergloloß, der in majestätischer Ruhe und Erhabenheit stumm und gleichgültig auf das Treiben der Menschheit herabsah, klangen zu einem vollen Akkord von Schönheit zusammen, der sich in die Seelen einschmeichelte und daraus mit unwiderstehlicher Gewalt alles Trübe und Schmerzliche wegzubannen schien. Unter den Zimmern, von denen man entweder aufs Meer oder auf den Pic eine prächtige Aussicht hatte, war bald eine glückliche Wahl getroffen, die alle befriedigte.

Friedheim erholte sich schon in der ersten Zeit nach seiner Ankunft in Orotava überraschend schnell. Sein Appetit wurde besser, sein Schlaf ruhiger, und seine sonst so blassen Wangen bekamen einen Schimmer von Röte. Frau Klara bemerkte die Fortschritte im Befinden ihres Mannes mit unverhohlener Freude und glaubte den Versicherungen des Arztes, den sie zu Rate gezogen hatte, und der bei längerem Aufenthalt auf Teneriffa die völlige Wiederherstellung ihres Gatten versprach. Vor allem war die Müdigkeit, an der er sonst litt, fast völlig geschwunden. Er konnte nicht nur ein bis zwei Stündchen mit vollem Behagen spazieren gehen, sondern auch Bücher mit ernstem wissenschaftlichem Inhalt ohne Anstrengung lesen oder sich vorlesen lassen. Er nahm wieder lebhaften Anteil an allen Tagesfragen, die aufgeworfen wurden, und empfand namentlich die erfrischenden Abende, die er auf der Terrasse des Hotels oder auf dem Balkon seines Zimmers zubrachte, als eine wahre Wohltat für Seele und Leib. An dem Arzt, einem gebr enen Hamburger, fand er einen unterhaltenden und klugen Gesellschafter von ungewöhnlich vielseitiger Bildung. Doktor Mohr hatte kaum sein Examen bestanden, als ihn ein unruhiger romantischer Zug erfaßte. Er war als Schiffsarzt der Hamburg-Amerika-Linie in Südamerika und Ostasien gewesen und hatte beim Anlaufen der Kanarischen Inseln eine solche Vorliebe für diese gesegnete Gegend bekommen, daß er den Entschluß faßte, dort sein Leben zu verbringen.

Zwischen dem Arzt und Edmund entwickelte sich bald ein wahrhaft freundschaftliches Verhältnis, das den Unterschied der Jahre ganz vergessen ließ. Sie duzten sich bereits am zweiten Tage, und Edmund hatte an den Arzt Hunderte von Fragen zu stellen, die dieser mit größter Liebenswürdigkeit beantwortete. Eines Nachmittags war er besonders zum Erzählen aufgelegt und holte weit aus, indem er bis auf Vater Homer zurückging, der schon von der Eroberung eines Eilands jenseits der Säulen des Herkules gesprochen habe. Es sei von Sesostris, einem Könige von Ägypten, erobert worden, trage den Namen Elysium und diene als Aufenthalt für die Seelen verstorbener Helden, die dorthin geleitet werden. Edmund wußte aus dem Geschichtsunterricht, daß der englische Admiral Nelson bei einem 1797 unternommenen tollkühnen Angriff auf Teneriffa einen Arm eingebüßt hatte.

„Die Engländer," sagte der Doktor, „vergleichen die Insel, da sie die Form eines unregelmäßigen Dreiecks hat, in ihren Reisebeschreibungen regelmäßig mit einer Hammelschulter. Auf so etwas kann auch wirklich nur die Phantasie eines Engländers kommen, die immer aufs Praktische gerichtet ist."

Edmund wußte sich vor Freude über die Naturwunder, die ihn hier umgaben, gar

Digitized by Google

nicht zu lassen. Er stürmte mit unbändiger Fröhlichkeit durch alle Räume des Hotels, jagte die Treppen hinauf bis aufs Dach, wo er einen freien Rundblick über die ganze Umgebung fand, und kehrte atemlos mit leuchtenden Augen wieder zurück, indem er immer zwei Stufen auf einmal nahm. Jeder, der ihm in den Weg kam, mußte ihm eine Frage beantworten, und alle gewannen den hübschen Knaben mit den flatternden blonden Haaren lieb. Er ließ dem Arzt keine Ruhe, ihm noch mehr von der Insel zu erzählen. „Weiß man, wer die ersten Bewohner der Insel waren?" fragte Edmund seinen Freund.

„Ganz gewiß!" antwortete dieser. „Das waren die Guanchos, ein Geschlecht von Riesen mit blonden aber rötlichen Haaren, tiefen Augenhöhlen und feiner Stirnbildung. Man hat ihre zu Mumien eingetrockneten Körper in felsen geformten Erdhöhlen gefunden, die ihnen vermutlich als Wohnung dienten. Vielleicht handelt es sich auch dabei um Reste von Goten, die sich nach dem Untergang ihrer Stämme hierher geflüchtet hatten. Ich habe die Sache ziemlich genau verfolgt und bin dabei auf die Entstehung einer interessanten Sage gestaßen. Man erzählte sich allerlei Merkwürdiges von einer Schar tapferer Männer, die einen König gewählt hatten und sich eines glücklichen patriarchalischen Lebens erfreuten. Aber so stark sie in ihrer Eintracht waren, so schwach wurden sie, als nach dem Tode des Königs sich dessen neun Söhne in die Herrschaft über das Reich teilten und in grimmige Fehde gegeneinander gerieten. Diesen Bruderzwist benutzten nacheinander Portugiesen, Normannen und Spanier, um wilde Eroberungszüge zu unternehmen, bis schließlich die Spanier Herren des Landes blieben."

Dann kam die Rede auf den großen Forscher Alexander von Humboldt, der im Sommer 1799, bevor er seine Reise nach Mittelamerika antrat, nach Orotava gekommen und in einer Villa, die ganz frei, hoch auf dem Felsplateau liegt, gewohnt habe wie ein Adler in seinem Nest.

„Existiert diese Villa noch?" fragte Edmund, der sich an den Erzähler immer dichter herangedrängt hatte und jedes seiner Worte verschlang.

„Gewiß!" meinte der Doktor, „und wenn du willst, machen wir den Spaziergang dorthin alle zusammen. Meinetwegen schon morgen."

Edmund schlug die Hände vor Freude zusammen und sprang durch das Zimmer. Frau Klara lächelte, war aber nicht ohne Sorge, als sie sah, wie die Phantasie ihres Jungen durch die Schilderung in immer größere Erregung versetzt wurde und er den Ausflug, der ihm mit so lebhaften Farben geschildert wurde, am liebsten sofort unternommen hätte. Sie hielt den Spaziergang für nicht ungefährlich und ließ sich von Edmund das ausdrückliche Versprechen geben, daß er seinem Freunde nicht von der Seite weichen würde.

„Darauf kannst du dich verlassen, Mama. Kommst du mit, Papa?" fragte er. Friedheim sagte zögernd: „Wenn's der Doktor erlaubt?"

„Der Ausflug ist völlig unbedenklich," meinte dieser, „und ich glaube wirklich, daß Sie ihn ohne große Anstrengungen unternehmen können. Wir brauchen uns ja dabei in keiner Weise zu übereilen. Wer langsam geht, geht gesund, wie die Italiener sagen. Wir wollen uns dabei so viele Ruhepausen gönnen, wie wir vernünftigerweise brauchen. Der Sicherheit halber werde ich aber noch zwei Träger mit einer Sänfte bestellen, falls die Wanderung für unseren lieben Rekonvaleszenten zu ermüdend werden sollte."

Es bedurfte keiner großen Überredungskünste, um Friedheim für diesen Spaziergang zu begeistern, und Frau Klara war ebenfalls mit allem einverstanden. In ihrer Bibliothek hatten die Schriften des genialen Naturforschers, wie der „Kosmos" und die „Ansichten der Natur", immer einen besonderen Ehrenplatz eingenommen, und der Gedanke, seinen Spuren auf Teneriffa nachzugehen, hatte für sie etwas ungemein Verlockendes.

Die Sonne, die sich noch eben als voll glänzende, rosig gefärbte Scheibe zum Horizont neigte, war plötzlich verschwunden, ohne daß man etwas von einer Dämmerung wahrgenommen hätte. Es fehlte die sanfte Allmählichkeit, mit der bei uns das Tageslicht verschwindet. Ehe man es erwarten konnte, war aus Tag plötzlich Abend geworden, als ob eine unsichtbare Hand über dieses Panorama voll unerschöpflicher Schönheit schnell einen dunklen Flor gezogen hätte.

Am folgenden Tage brach die kleine Gesellschaft gleich nach dem Frühstück auf. Edmund hatte sich in den Arm seines Freundes gehängt und lauschte seinen Bemerkungen,

wenn dieser ihn auf eine seltene Pflanzenart oder ein merkwürdiges Gestein aufmerksam machte. Friedheim war in fröhlicher und zufriedener Stimmung, während er, nur leicht auf seinen Spazierstock gestützt, rüstig vorwärts schritt. Man hätte ihn kaum für einen Patienten gehalten, so lebhaft waren seine Bewegungen, als er an der Seite seiner Frau einherschritt, die in ihrer reizenden Promenadentoilette einen allerliebsten Anblick bot, nun beide den Weg vom Kurhause zu einer Palmenallee einschlugen, die sich gegen die Strahlen der Sonne wie eine Reihe von Fächern ausbreitete. In weiterer Entfernung folgten die beiden Träger, welche die leere Sänfte und gleichzeitig etwas Mundvorrat bei sich führten.

Der Tag war wundervoll, und das Bild, das sich vor den Spaziergängern ausbreitete, wirkte in den Formen und Farben um so berauschender, als diese sich jeden Augenblick veränderten. Der Weg stieg zunächst allmählich an und bot gar keine Schwierigkeiten, wenn man nur auf das Geröll, das zerstreut auf der Erde lag oder die unregelmäßig ausgeschlagenen Wegstufen ein wenig achtete. In langgezogenen Windungen ging es behaglich vorwärts. Zu Füßen der Wanderer breitete sich das Meer unabsehbar aus, während gleichzeitig eine schroffe Felswand immer näher rückte, vor welcher sich der aufwärts führende Weg weiter hinzog. Es folgten ein paar Brücken über träg schleichendes Gerinnsel, einige Hütten für Arbeiter, die beim Nahen der Fremden ihre Mützen zu höflichem Gruß abzogen, und eine Partie von wild durcheinandergeworfenen Steinen, die mit Moos bedeckt waren.

Edmund hatte sich von seinem Freunde losgerissen und war mit flinken Schritten die Anhöhe emporgeeilt. Nach einigen Minuten wendete er sich um und rief mit seiner kräftigen, helltönenden Knabenstimme: „Hallo, hier sind sie! Die Guanchos!“ In demselben Augenblick war er aber auch schon vom Erdboden wie verschwunden. Frau Klara stieß einen Angstschrei aus. War er abgestürzt? Das wolle Gott verhüten! Aber auch Friedheim konnte die Aufregung nicht meistern, die ihn überfiel, als er Edmund nicht mehr sah. Der Arzt war ihm mit hastigen Sätzen nachgestürzt, um zu sehen, was denn eigentlich geschehen sei. Kaum war er aber oben angelangt, als Edmunds lautes Lachen verriet, daß kein Anlaß zu irgendwelcher Beunruhigung vorlag.

Edmund war in seiner übermütigen Weise in eine jener Höhlen hineingesprungen, von denen ihm der Doktor erzählt hatte, und hoffte dort irgendwelche Entdeckungen machen zu können. Aber mit enttäuschter Miene kehrte er aus diesem Schlupfwinkel wieder ans Tageslicht zurück. In seiner Phantasie hatte er sich Waffen aus der Urwelt, allerlei seltsames Gerät, vielleicht sogar Mumien ausgemalt, die er dort finden würde, während sie alle schon längst sorgfältig gesäubert und numeriert in den spanischen Museen aufgestellt waren. Zu seinem Verdruß fand er in den Höhlen nur armselige Gestelle, die aus Holz roh zusammengefügt waren, Fetzen alter Leinwand und verbogene Kessel zum Kochen vor, deren Anblick für ihn nicht den geringsten romantischen Reiz hatte. Alle Merkwürdigkeiten, die der Schoß der Erde früher in sich barg, hatten die Gelehrten fortgeschafft, und die jetzigen Bewohner der Höhlen waren schlichte Arbeiter, die bei Brücken- und Wegebauten auf der Insel kärglichen Lohn verdienten.

Frau Klara bat ihren Mann, auf einem Baumstamm, der am Wege lag, ein wenig auszuruhen, denn der Pfad am Fuße des Berges wurde nun immer steiler, und wer leicht schwindlig wurde, tat gut daran, sich vorzusehen, wenn das flimmernde Sonnenlicht den Blick unsicher machte. Sie wollte die Träger rufen, damit ihr Mann in der Sänfte Platz nehme, was dieser aber mit einer Handbewegung entschieden ablehnte. Mit großem Geschick übernahm der Arzt für die kleine Gesellschaft die Führerrolle, indem er jedem einzelnen an Punkten, wo der Weg sich verengte und der Felsen schroff abfiel, voranschritt und die Hand reichte. Nur eine einzige Stelle, wo es darauf ankam, eine Ecke zu nehmen, die von einer Kuppe überragt war, schien Schwierigkeiten zu verursachen. „Nicht in die Höhe, sondern immer fest auf den Boden sehen!“ kommandierte der Doktor, und so kam man auch über diesen Punkt glücklich hinweg. Dann gelangte man auf eine ebene, breitere Straße und auf eine Wiese, von der man nach allen Richtungen bequem Umschau halten konnte. Ein kleiner Köter, der so lange auf einem wackeligen Bauernwagen Wache gehalten hatte, sprang herunter und lief den Fremden bellend entgegen.

Noch wenige Schritte an der Mauer vorbei, die ein Wirtschaftsgebäude umschloß, und der Weg führte zu einer wundervollen Terrasse, die im wesentlichen von der Natur selbst geschaffen und von Menschenhand nur weiter ausgebaut und verschönert worden war. Der Fuß glitt über den Boden wie über das Parkett eines Tanzsalons hinweg, und alles, was man sonst in unmittelbarer Nähe um sich erblickte, zeigte erlesenen Geschmack und vollendete Sauberkeit. Über breiten, steinernen Ruhebänken, wie man sie in den Anlagen fürstlicher Schloßparks findet, neigten sich die Zweige von Eukalypten, Drachenbäumen, Orangen, Bananen und Palmen, und wer sich auf einem dieser Sitze niederließ, mußte sich gestehen, daß man sich einen herrlicheren Rundblick, wie ihn die Natur hier geöffnet hatte, unmöglich denken konnte.

Das Zauberische dieses Aufenthaltes lag darin, daß man hier, von aller Erdenschwere losgelöst, wie ein Vogel in der Luft zu schweben glaubte. Erschreckend tief stürzte die Bergwand fast senkrecht zu der Bucht hinab, die sich in weiten, kühn geschwungenen Bogen immer weiter hinzog und vom Spiel der auf- und niederrauschenden Wellen berührt wurde. Jede einzelne hinterließ an den Stellen, wo das Ufer flach war, einen Streifen milchweißen Schaums, der im Zerrinnen sich immer wieder neu bildete. Überall, wo schroffe Felspartien sich ans Ufer drängten, spritzte der Gischt hoch empor, ließ weiße Schleier durch die Luft flattern und brachte beim Anprall an das Gestein ein tiefes Dröhnen hervor, das mit dem Donner bei abziehendem Gewitter Ähnlichkeit hatte. Darüber zog sich die glitzernde Fläche des Atlantischen Ozeans hin, dessen leichtes Wellengekräusel die Sonnenstrahlen zurückwarf, als ob Millionen elektrischer Funken entzündet wären. Der erfrischende Duft des Weltmeeres und der von Bäumen, Büschen, Blumen und Kräutern gewürzten Luft erfreute und belebte die Sinne und stimmte jeden einzelnen froh und zufrieden. Es lag etwas Feierliches und Majestätisches in dieser Umgebung, das sich nur schwer in Worte fassen ließ und jedem einzelnen zunächst völliges Schweigen gebot, wie der Anblick des Altarraums beim Eintritt in ein Gotteshaus.

Endlich ergriff der Arzt das Wort und wies auf eine Zypressenallee hin, die sich von dieser Felsterrasse im rechten Winkel schnurgerade landeinwärts zog. An ihrem Ende lag eine Villa, die von weißen Mauern umgeben war und durch deren schmiedeeisernes Gitter man auf den freundlichen Garten und das grüne Dach sehen konnte. Dort hatte Alexander von Humboldt geweilt. Beim Weiterschreiten erkannte man am Ende der Allee neben der Villa ein Gartenhaus rechts und eine offene Veranda links, wodurch dem Ganzen der Charakter des Gemütlichen und Gastlichen ausgedrückt wurde. Daran schlossen sich weiter die Wirtschaftsräume, Stallungen sowie Zier- und Küchengarten.

„Wem gehört die Villa gegenwärtig?" fragte Friedheim den Arzt

„Einem reichen Engländer," antwortete der Doktor, „der sich übrigens immer nur kurze Zeit auf Teneriffa aufhält und auch dann dem Verkehr mit den Menschen so weit als möglich fernbleibt. Ich selbst bin nur ein einziges Mal darin gewesen, als der Hausverwalter erkrankte. Er ist seitdem gestorben, und sein Nachfolger ist ein alter Brummbär, mit dem niemand gern etwas zu tun hat. Wir können übrigens unser Glück versuchen."

Der Doktor zog die Glocke, die einen matten Klang von sich gab, zuerst vorsichtig, dann, da sich niemand rührte, stärker, ohne damit einen Erfolg zu erreichen. Endlich öffnete sich das Fenster der Portierwohnung. Ein mürrisch dreinblickendes Gesicht und eine abwehrende Hand wurden sichtbar. Auch einige undeutlich gesprochene Worte konnte man hören. Dann schlug das Fenster wieder zu.

„Da ist offenbar nichts zu machen," meinte der Doktor. „Übrigens verlieren wir nicht viel, denn die innere Einrichtung erinnert kaum noch in einem einzigen Stück an den großen Gelehrten. Es hat sich seitdem auf der Insel überhaupt vieles geändert. Zu Humboldts Zeiten war sie noch mit großen Lorbeerhainen bewachsen, die seitdem verschwunden sind. Hinter der Villa dehnt sich aber noch ein prächtiger Bananenwald mit Früchten aus, die in so vollen Büscheln an den Zweigen hängen, daß man sie mit hölzernen Stäben stützen muß, weil die Früchte sonst abfallen würden."

Friedheim fühlte nun doch, daß er seinen Kräften bei diesem Spaziergang zu viel zugemutet hatte. Er rief die Träger herbei und setzte sich in die Sänfte, während Frau Klara neben ihm herschritt. Man hatte sich entschlossen, für die Rückkehr nach Orotava

einen anderen Weg einzuschlagen, der nicht an der Küste vorbei, sondern mitten durch die Insel führte. Die beiden anderen versprachen bald nachzukommen. In Wahrheit wollte Edmund mit seinem Freunde allein bleiben, um sich noch mehr von der Geschichte des Ortes und seinen Herrlichkeiten erzählen zu lassen.

„Siehst du dort jenen Weg, der sich zwischen den beiden Hütten links hinschlängelt? Das ist die Straße, die nach dem an der Südküste gelegenen Vera-Cruz führt. Sie steigt zuerst an dem hübschen Kirchdorf Santa Ursula vorbei nach Matanza. Der Name bedeutet soviel wie Schlächterei und erinnert daran, daß die Guanchen an dieser Stelle einmal blutige Siege über die Spanier errungen und sechshundert von ihnen erbarmungslos niedergemetzelt haben. Noch weiter hinten erblickst du wieder den stolzen Schneegipfel des Pico de Teyde, der von seiner Höhe auf die Bewohner der Insel herabblickt wie ein König von den Stufen seines Thrones auf die Schar seiner Untertanen."

„Bist du einmal dort oben gewesen?" fragte Edmund den Doktor, wobei man seiner Stimme die innere Erregung anmerkte, die ihn erfüllte.

„Mehr als einmal!" lautete die Antwort. „Wer jemals in jener göttlichen Einsamkeit gerastet hat, ist dem Berg verfallen. Man mag sich noch so sehr dagegen sträuben, immer wieder fühlt man sich zu ihm emporgezogen wie durch eine magische Gewalt, der man folgen muß. Wie oft habe ich es mir vorgenommen, nach dem schneebedeckten Kegel gar nicht mehr hinzusehen, und mir eingeredet, er sei doch nicht mehr als ein kolossaler Zuckerhut. Aber wenn ich die Augen schloß, stand er immer vor mir, blitzte und lockte mich an, rief mich und zerrte an mir, als ob ich keinen Willen mehr hätte. So ein Berg hat eine Stimme, die bald süß, bald gewaltig klingt. Und wenn ich zehn- und hundertmal still vor mir ausrief: Locke du nur! Mich siehst du nicht wieder oben! schob und drängte bald in mir etwas, das ich nicht beschreiben kann, immer vorwärts, gerade in der Richtung, die ich vermeiden wollte."

Ein hügeliger Rasenplatz lockte zum Verweilen. Der Doktor zündete sich eine Zigarette an und blies wirbelnde Wolken Rauch in die Luft, während ihn sein Freund fragte: „Hast du diese Schwäche jemals bedauert?"

Die Antwort war von einem tiefen Aufatmen begleitet, wie vom Nachklang eines unsagbaren Glücksgefühls. „Ich möchte die Erinnerung daran für keinen Preis der Erde hergeben. Alles, was wir hier unten im Tal sehen, genießen und bewundern, erscheint klein im Verhältnis zu den Wundern, die den Bergsteiger dort oben erwarten. Das gleichmäßige Klettern, bei dem das Blut schneller durch die Adern rollt, macht den Körper so frisch und leicht, daß man glaubt, Flügel bekommen zu haben. Man merkt, wie alle kleinen, persönlichen Wünsche, Sorgen und Hoffnungen von dem Menschen abfallen und man ein Teil des gewaltigen Ganzen wird, das die Natur dort oben aufgebaut hat. Der brausende Ozean, der uns zu Füßen rollt, wirkt wie eine gewaltige Symphonie. Die Blöcke von Bimsstein, die nebeneinandergereiht sind, erscheinen wie versteinerte Titanen. Während bunte Schmetterlinge vom Moos aufflattern und uns zu necken scheinen, zieht hoch oben in der Luft der Adler geheimnisvoll seine Kreise, um nach Beute Umschau zu halten und im nächsten Augenblick auf sein Ziel herabzuschießen."

„Wie schön du das alles erzählst!" jubelte Edmund. „Ich glaube, ich könnte stundenlang so zuhören. Weiter, bitte, weiter!"

Der Doktor lächelte, indem er fortfuhr: „Als ich zum erstenmal hinaufstieg, kam ich mir wie verzaubert vor innerhalb dieser unglaublichen Massen von Dattelbäumen, Krokus, Orangen, Myrten, Zypressen, Drachenbäumen, von Kräutern und Sträuchern, zwischen denen wilde Ziegen mit drolligen Bewegungen hin- und hersprangen. Ich war bei Vollmond am Abend aufgebrochen und hatte mich am Fuß eines Abhanges in eine wollene Decke gewickelt. Ich dachte es mir so schön, die Nacht im Freien zuzubringen. Aber der Schlaf wollte nicht so schnell kommen. Meine Sinne waren so verfeinert und geschärft, daß ich selbst das leiseste Geräusch hören und meilenweit alles deutlich sehen konnte. Wohl eine Stunde lag ich so regungslos auf dem Rücken und starrte den gestirnten Himmel an, der trotz des Mondscheins mit allen seinen Sternbildern deutlich hervortrat. Sie verwandelten sich in meiner Phantasie in lauter goldene Lampen, die mitten in der Luft aufgehängt waren und dabei auf und nieder schwebten. Als

ich mich wieder aufrichtete, lagen die Inseln Palma, Gran Canaria und Lanzarote als grüne Flächen vor mir, die im glitzernden Ozean schwammen."

Edmund hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und die Augen geschlossen. Er sah nicht das, was in Wirklichkeit vor ihm sichtbar war, sondern folgte in seiner Phantasie dem Erzähler, als ob er mit ihm dort oben hinaufgeklettert wäre und ihn Schritt für Schritt begleitet hätte. Er hörte das Folgende wie ein Träumender an, der im Schlaf zu fliegen glaubt.

„Plötzlich erblickte ich von meinem einsamen Standort auf der Höhe des Pics in der mondhellen Nacht etwas, das mich völlig verwirrte. Ich sah nämlich den Pic de Teyde, den ich doch eben erst erstiegen hatte, und auf dessen Gipfel ich mich befand, genau in derselben Gestalt vor mir, in der ich ihn vom Tal aus unzähligemal beobachtet hatte. Was war das? Durfte ich meinen Sinnen trauen? Wie konnte die Einbildung solche Macht über mich gewinnen? Glich die bloße Erinnerung einem Bilde, das auf der Netzhaut meines Auges haften blieb wie eine Lichtaufnahme auf der Platte eines Photographen? Oder bestand der Berg aus zwei völlig gleichen Höhen, die von unten wie eine einzige Spitze aussahen? Ich starrte auf die Erscheinung immer wieder hin und rieb mir die Augen, weil ich meinte, daß sie dann verschwinden würde. Aber sie blieb ruhig so stehen, wie ich sie zuerst erblickt hatte. Ganz genau konnte ich drei verschiedene Regionen des Berges unterscheiden, vom Gebiet der afrikanischen Strauch- und Steppenpflanzen, die ihre Bewässerung von oben durch den Regen empfangen, über die schattenreichen Gegenden, wo man Roggen und Weizen, Kartoffeln und Bohnen anpflanzen kann, bis zur wolkenfreien Höhenlage mit den Schneefeldern, die wie weiße Tücher ausgebreitet waren. Endlich, endlich löste sich mir das Rätsel, und es fiel wie eine Binde von meinen Augen."

„Nun, was war's denn?" fragte Edmund atemlos.

„Mein Junge, was ich sah, war einfach das Spiegelbild, das sich beim Mondschein vom Pic im Meer abgemalt hatte. Und zwar so deutlich und frisch in den Farben, daß man schwer sagen konnte, was schöner sei, dieser Schein oder die Wirklichkeit. Allmählich fühlte ich, wie die Müdigkeit über mich kam. Ich legte mich wieder hin und verfiel sogleich in tiefen Schlaf. Als ich erwachte, war die Dämmerung bereits angebrochen. Ein eigentümliches Zittern und Flüstern ging durch die Natur, als die rosig leuchtenden Sonnenstrahlen am Horizont immer lebhafter und schneller hervorschossen. Als es völlig Tag geworden war, schimmerte ein Streifen der afrikanischen Küste zu mir herüber. Der Anblick von Himmel, Erde und Meer in dieser Beleuchtung und Farbenschönheit wirkte auf mich so gewaltig, daß ich nicht mehr wußte, wie ich meinen Empfindungen Ausdruck geben sollte. Ich glaubte den kurzen, schrillen Schrei eines Tieres zu vernehmen, und merkte erst nachher, daß ich ihn vor Entzücken unbewußt selbst ausgestoßen hatte."

„Glückliche Insel!" sagte Edmund, indem er die Augen begeistert aufschlug.

„Jawohl! Diesen Namen verdient Teneriffa. Sieh dich einmal um! Dieselbe Straße, auf der wir jetzt vorwärtsschreiten, hat auch Alexander von Humboldt aufs höchste begeistert. Eine schöne Sage hat sich erhalten, daß er, vom Anblick der Gegend begeistert, von seinem Maultier abgestiegen sei und die Erde geküßt habe. Er hatte die ganze Welt bereist, und doch blieb ihm dieser Eindruck die Krone aller Naturschönheit. Und er pries unsere Insel noch aus anderen Gründen als aus klimatischen. Er meinte, daß kein Ort der Welt geeigneter sei, einem schmerzlich ergriffenen Gemüt den Frieden wiederzugeben, als Teneriffa."

Sie bogen in den Palmengarten in der Nähe des Humboldt-Kurhauses ein, und als der Arzt seinem jungen Freunde Lebewohl sagte, merkte er nicht, wie aus dem unbefangenen, fröhlichen Knaben plötzlich ein ernster und nachdenklicher Mensch geworden war. Mit langsamen, gleichmäßigen Schritten ging er, ohne nach rechts oder nach links zu blicken, die Stufen des Hotels empor, so daß die Gäste, denen er sonst immer wegen seiner Munterkeit aufgefallen war, ihm erstaunt wegen dieser plötzlichen Veränderung nachblickten. Seine Lippen bewegten sich, als ob er in ein Selbstgespräch versunken sei. Er rief seinen Eltern nur einen flüchtigen Gruß zu und ging dann mit dem Bemerken, daß er endlich wieder an seine Schularbeiten denken müsse, auf sein Zimmer. Dort sah man noch spät abends, als alles bereits zur

Ruhe gegangen war, Licht brennen und hinter den Vorgängen seinen Schatten sich unruhig hin- und herbewegen.

* * *

Die Kräfte Friedheims schienen sich von Tag zu Tag zu heben, und der Arzt machte jedesmal, wenn er seinen Patienten besuchte, ein zufriedenes Gesicht. Es wurden sogar schon Pläne für eine baldige Rückkehr nach Berlin entworfen, als in seinem Befinden plötzlich eine ungünstige Wendung eintrat. Friedheim hatte sich eines Abends später, als es sonst seine Gewohnheit war, vorlesen lassen und dann, da er einen schmerzhaften Druck am Hinterkopf fühlte, noch eine Stunde auf dem Ballon aufgehalten, um der im Zimmer herrschenden Schwüle zu entgehen. Er hatte eine unruhige Nacht, sprach unzusammenhängende Worte aus dem Schlaf und bat seine Frau, ihm um die Stirn kalte Umschläge zu machen. Am nächsten Morgen sah er übernächtigt und hohläugig aus, so daß Frau Klara bei seinem Anblick erschrak und sofort nach dem Doktor schickte. Dieser kam, schüttelte bedenklich den Kopf, fragte nach diesem und jenem und konnte sich den plötzlichen Umschlag im Befinden seines Patienten nicht erklären. Der Arzt verschrieb eine Medizin, von der Friedheim allstündlich einen Schluck nehmen sollte, und versprach, gegen Abend nochmals nach ihm zu sehen.

Nach dem Frühstück verwandelte sich der sonst so klare Himmel Teneriffas in eine gelbliche Dunstatmosphäre, die sich immer mehr zusammenzog und den Sonnenstrahlen den Weg versperrte. Die Hotelgäste klagten über ein ihnen sonst unbekanntes Gefühl, weil ihnen das Atmen schwer wurde. Der Arzt sah darin eine für Teneriffa ganz ungewöhnliche Naturerscheinung, die meistens nur im Winter beobachtet werde und auch dann höchstens einige Stunden dauere. Es sei eine seltsame Art von Wüstenstaub, der aus der Sahara stamme und von der afrikanischen Küste herübergeweht werde. Man möge sich, riet er, ruhig verhalten, jede Anstrengung vermeiden und besonders im Essen und Trinken Maß halten. Dann würde das körperliche Unbehagen bald vorübergehen.

Als der Himmel wieder lächelte, war auch die fröhliche Stimmung bei den Kurgästen eine ungetrübte. Nur bei Friedheim war von dem Rückfall in sein kranklhaftes Befinden etwas zurückgeblieben, und der Doktor wußte keinen Rat. Er suchte auf seinen Patienten weniger durch ärztliche Behandlung als durch freundlichen Zuspruch einzuwirken. Er tischte ihm eine reiche Auswahl von allerlei Liebes- und Klatschgeschichten auf, an denen ein solches internationales Hotelleben ja stets einen reichen Vorrat aufweist, aber es gelang ihm höchstens, damit bei Friedheim ein schnell vorübergehendes, müdes Lächeln hervorzurufen, das von den welken Lippen des Kranken schnell wieder verschwand. Er ermahnte ihn, fleißig spazieren zu gehen oder sich wenigstens in der Sänfte an den Meeresstrand tragen zu lassen und dort täglich ein paar Stunden zu verbringen. Aber Friedheim war zu weiteren Ausflügen nicht zu bewegen, sondern klagte über seine nervöse Empfindlichkeit, bei der ihm jedes Geräusch unangenehm sei, und daß die heftige Brandung, die gerade in diesen Tagen aufgewühlt war, bei ihm ein schmerzhaftes Gefühl hervorrufe. Er begnügte sich damit, im Garten des Humboldt-Kurhauses mit langsamen Schritten ein Viertelstündchen auf und ab zu gehen, und setzte sich dann auf eine der Bänke, die in langer Reihe auf der Terrasse aufgestellt waren. Aber selbst das Kommen und Gehen, das laute Sprechen und Lachen der eleganten Welt, die hier vorüberzog, wurde ihm bald zu viel, und er bat seine Frau, ihn auf sein Zimmer zu begleiten. Dort saß er auf seinem Ballon und blickte hinaus in die unendliche Ferne. Er bedauerte die weite Reise nach Teneriffa und sehnte sich nach seinem Berliner Heim, nach dem Verkehr mit seinen Freunden und Büchern. Zum Unglück war der Arzt, der sichtlich einen großen Einfluß auf ihn hatte, um diese Zeit sehr beschäftigt und nicht in der Lage, sich um Friedheim so viel wie sonst zu bekümmern.

Frau Klaras Gemütszustand litt beim Anblick ihres leidenden Mannes von Tag zu Tag immer mehr. Sie verdoppelte ihre Fürsorge und tat alles, was sie ihm nur an den Blicken absehen konnte, um ihn zu pflegen, zu unterhalten und zu erheitern. Wenn er sie bat, sich eine Zerstreuung zu gönnen und mit Edmund einmal einen weiteren Ausflug zu machen, so lehnte sie lächelnd immer ab. Sie sei über die Maßen froh, daß Edmund sich sein wildes Wesen und

Herumstreifen abgewöhnt habe und fleißig hinter den Büchern sitze, um Versäumtes nachzuholen, und sie selbst fühle sich so wohl, daß sie nach anstrengenden Spaziergängen gar kein Verlangen empfinde.

In Wahrheit quälten die Gedanken, denen sie sich über das Befinden Friedheims hingab, unablässig ihren Seelenfrieden. Sie vergegenwärtigte sich, was dieser Mann alles für sie getan, nachdem er sie aus kleinen Verhältnissen befreit und einem sorgenlosen, allseitig geachteten Wirkungskreise zugeführt hatte, wie er nur daran dachte, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, wie er sich in aufreibender Arbeit verzehrte, um ihr Heim so kostbar und gemütlich wie möglich zu gestalten. Sie hatte ihm einen Sohn geschenkt, den sie über alles liebte, dessen Temperament zu zügeln sie sich aber zu schwach fühlte. Sie überließ sich immer mehr trüben und überflüssigen Gedanken und meinte in der nervösen Erregung, die sie beherrschte, wohl gar, daß ihr Mann vielleicht besser eine andere Frau und Edmund eine andere Mutter verdient hätte, als sie es zu sein vermochte. Wenn sie sich diese düsteren Bilder ausgemalt hatte, lächelte sie wohl über das Überspannte und Törichte ihrer Phantasie, aber bald darauf kehrten sie wieder und setzten sich in ihrer Seele so fest, daß ihre Kraft nicht ausreichte, sie daraus zu verscheuchen.

Edmund saß in der Tat ganz im Gegensatz zu den Neigungen, die er seit dem Eintreffen in Teneriffa gezeigt hatte, fast den halben Tag über Büchern und Papier, so sehr ihn die Sonne auch ins Freie locken mochte. Aber er war nicht mit seinen Schulaufgaben beschäftigt, wie seine Eltern vermuteten, sondern suchte alles, was er auf der „glücklichen Insel" beobachtet und erlebt hatte, auf dem Papier festzuhalten. Lang ausgesponnene Betrachtungen in Prosa und Poesie flossen ihm aus der Feder, indem er den Zauber der Landschaft, die ihn umgab, in üppig aufgetragenen Farben zu schildern suchte. In seiner knabenhaften Phantasie, die gern in Übertreibungen schwelgte, wurde ihm die Insel zum Bilde des Paradieses, aus dem die Menschheit vertrieben sei und zu dem sie wieder zurückkehren müsse, nachdem alles Häßliche und Schlechte, das auf ihr laste, gesühnt und vergessen sei. Die Sonne wurde ihm zu einem führenden Genius auf diesem Wege der Läuterung, und er sah, wenn sie sich zum Meer hinabneigte, in ihr nicht nur eine wundervolle Naturerscheinung, sondern einen unmittelbaren Ausfluß göttlicher Gnade, nach der alle streben müssen. Seine Papiere waren mit angefangenen, ausgestrichenen und wieder fortgesetzten Versen bedeckt, die er sorgfältig zu verbergen wußte, wenn jemand zu ihm ins Zimmer kam. Selbst seinen Freund, den Doktor, behandelte er ganz anders wie früher, indem er sich ihm gegenüber zurückhaltend und verschlossen zeigte. Er schien ein Geheimnis mit sich herumzutragen, dessen Inhalt er niemandem verraten dürfe.

Eines Tages saß Edmund auf dem Balkon und blickte bald auf die unabsehbare Meeresfläche, bald auf den Bergriesen, dessen Formen ihm heute noch größer und gewaltiger als gewöhnlich erschienen. Er hatte sich über das Balkongitter gebeugt, als könne er von dem herrlichen Panorama, das sich ihm bot, nicht genug in sich aufnehmen, und schloß wie überwältigt von dem, was er sah, einige Minuten die Augen. Dann blickte er unruhig um sich, als suche er etwas. Eine Erregung erfaßte ihn, die ihn ins Freie trieb, während die Sonne am späten Nachmittag sich noch glühender und verlockender als gewöhnlich zum Horizont senkte. Auf dem Tisch lag der zweite Teil des „Faust", aus dem ihm seine Mutter so oft ganze Szenen vorgelesen hatte, und seine Blicke blieben bei folgenden Versen haften, die der Dichter seinem Euphorion in den Mund gelegt hat:

Felsengebirge hier
Zwischen dem Waldgebüsch.
Was soll die Enge mir?
Bin ich doch jung und frisch.
Winde, sie sausen da,
Wellen, sie brausen ja;
Hör' ich doch beides fern,
Nah wär' ich gern.

Er sprang auf und stieß einen Schrei aus, der seine Mutter erschreckte, weil sie glaubte, daß ihrem Kinde ein Unglück zugestoßen sei.

„Was hast du, Edmund?" fragte sie mit besorgter Miene.

„Mutter, ich muß hinaus ins Freie," sagte dieser. „Ich halt' es hier nicht aus. Mir ist, als ob das Dach über meinem Kopf zusammenstürzen müßte. Papa schläft. Komm mit! Nur eine Stunde, damit wir den Sonnenuntergang nicht versäumen. Der

Abend wird so schön werden, wie wir ihn in Teneriffa noch nicht erlebt haben."

„Ich kann Vater jetzt nicht verlassen. Er kann jeden Augenblick aufwachen, und wenn er mich vermißt, wird er unruhig. Er ist so schwach."

„Liebe Mutter, komm doch mit!" bat Edmund noch dringlicher. In seiner Stimme lag etwas wie ein leiser Vorwurf, daß sie ihm diesen Gefallen nicht erweisen wolle, und er rief, als sein Verlangen unerfüllt blieb, zum drittenmal in weichem, bittendem Tone: „Komm doch mit!" Schon wollte Frau Klara, wenn auch widerstrebend, den Wunsch ihres Knaben erfüllen, als dieser, ohne erst nach seiner Mütze zu greifen, zur Tür hinausstürmte. Sie sah ihn vom Fenster aus mit hastigen Bewegungen über den Rasen des Hotelgartens hinwegspringen. Seine elastische, jugendliche Figur schnellte dabei wie eine Feder auf, seine blonden Locken flatterten wie ein Helmbusch in der Luft. „Edmund! Edmund!" tönte die Stimme seiner Mutter hinter ihm her und verhallte, als er sich umdrehte und zu ihr hinaufgrüßte. Dann eilte er weiter fort und verschwand unter den Palmen auf dem Wege zum Strande.

Frau Friedheim seufzte tief auf und erschrak, als sie mit der Hand über ihre Stirn fuhr, die mit kaltem Schweiß bedeckt war. Sie versuchte zu lächeln und sich die trüben Gedanken, die sie verfolgten, auszureden. Ein blutroter Schein fiel von der untergehenden Sonne in ihr Zimmer, warf zitternde Ringe auf den Boden und vergoldete die Bilder an der Wand.

Friedheim trat ins Zimmer und fragte seine Frau, wo Edmund sei. Sie antwortete, daß er nach dem Strande geeilt sei, um den Sonnenuntergang zu betrachten, aber bald wiederkehren müsse. Sie glaubte immer noch das „Liebe Mutter, komm doch mit!" zu hören, und es tat ihr leid, daß sie nicht mit ihm gegangen sei, wie er es so gern wünschte.

Im Hotel wurde es lebendig. Die Gäste hatten auf ihren Zimmern Toilette gemacht und versammelten sich im Lesesalon, wo sie einen flüchtigen Blick in die ausliegenden Zeitungen warfen, oder auf der Gartenterrasse, um das Zeichen zum Beginn des Diners zu erwarten. Die duftigen Gewänder der Damen rauschten beim Plaudern und Scherzen der einzelnen Paare. Nach einer Viertelstunde ertönte die Glocke des Hotels. Die Kellner hatten sich in langer Reihe an der Tür zum Speisesaal aufgestellt, um die Gäste zu empfangen und sie an die runden, mit Blumen geschmückten kleinen Tische zu führen, wo für sie Plätze belegt waren.

Friedheim hatte wie in den letzten Tagen auch heute keine Lust, sich unter die fröhliche Gesellschaft zu mischen, und ließ für sich und seine Frau ein paar Platten aufs Zimmer bringen. Es war ein stilles, freudloses Mahl, bei dem beide ohne Verlangen wie mechanisch sich von den aufgetragenen Speisen ein paar Bissen auf den Teller legten, und die schwüle Stimmung nur durch die Walzerklänge unterbrochen wurde, die von der Tafelmusik unten heraustönten.

„Laß dir's schmecken!" sagte Frau Klara zu ihrem Mann, indem sie ihm die Schüssel anbot. aber dieser lehnte ab und fragte schon zum zweitenmal, weshalb Edmund so unpünktlich sei und so lange auf sich warten lasse.

„Er muß ja jeden Augenblick kommen. Weshalb beunruhigst du dich?" bemerkte seine Frau. Aber sie selbst fühlte, wie sich eine unerklärliche Angst, die sie nur gewaltsam unterdrücken konnte, ihrer zu bemächtigen drohte.

Friedheim versuchte zu essen, legte aber Messer und Gabel wieder auf den Tisch und sagte seufzend: „Ich kann nicht. Ich hatte soeben einen furchtbaren Traum. Ich glaubte Edmund in meinen Armen zu halten, mit ihm zu plaudern, ihn liebkosend zu streicheln, als er sich plötzlich von mir losriß und meinen Augen entschwand. Ich streckte die Hände nach ihm aus, griff aber immer in die leere Luft und glaubte schließlich einen Büschel seiner blonden Locken festzuhalten, als ich erwachte."

Euphorion! wollte seine Frau aufschreien, aber sie beherrschte sich, schluckte das Wort, das ihr von den Lippen springen wollte, hinunter und versuchte zu lächeln. Um ihrer Bewegung Herr zu werden, stand sie endlich auf, ging ans Fenster und umklammerte mit ihren feinen nervösen Händen den eisernen Drücker. Als sie sich wieder setzte, versuchte sie ihrem Gesicht und ihrer Stimme einen möglichst gefaßten Ausdruck zu geben, indem sie sagte: „Du hältst dich viel zu lange im Zimmer auf. Das kann dir unmöglich gut bekommen. Morgen wollen wir alle drei einen Ausflug machen. Der Doktor hat mir von einer wundervollen Partie erzählt, die wir noch nicht kennen."

Es verging wieder eine halbe Stunde, in welcher der eine immer auf den anderen wartete, ob er nicht endlich das Wort ergreifen und den Gedanken, die ihn bewegten und erschreckten, Ausdruck geben würde.

Plötzlich sprang Frau Klara von ihrem Sitz auf, griff mit atemloser Hast nach ihrem Umhang, den sie vorher auf einen Sessel geworfen hatte, und verließ das Zimmer, während ihr Mann die Speisen, die auf dem Tisch standen, kaum berührt hatte und der Wein in der Karaffe funkelte, wie sie von dem Kellner hingestellt worden war. Dem geängstigten Mutterherzen war es unmöglich, länger in diesem Raume zu bleiben. Eine furchtbare Ahnung hatte sich in ihrer Phantasie festgesetzt und trieb sie fort, ins Freie, ohne daß sie wußte, wohin. Die Hotelgäste, die sich eben von der Mittagstafel erhoben hatten, verfolgten die sonst so ruhige und vornehme Frau mit ihren Blicken, während sie hastig und mit einer Gebärde der Verzweiflung durch den Garten eilte und mit eiligen Schritten durch die Palmenallee den Weg zum Strande nahm.

Sie hielt die ersten Leute an, die ihr gerade entgegenkamen, und fragte sie, ob einer von ihnen ihren Sohn gesehen hätte, dessen Äußeres sie genau beschrieb. Niemand konnte ihr Auskunft geben, und als sie an einen Bauernburschen dieselbe Frage richtete, verstand dieser nicht einmal, was sie meinte. Es begann ihr vor den Augen zu flimmern, indem sie immer hastiger nach der Küste eilte und unwillkürlich „Edmund!" rief, sobald sich ihr von fern eine menschliche Gestalt näherte. Sie glaubte nicht zu schreiten, sondern durch eine unwiderstehliche Gewalt vorwärtsgestoßen zu werden. Sie kam auf einen Platz und erblickte zwei Männer, die sich an die Wand eines verfallenen Gemäuers gelehnt hatten, ihre Pfeife rauchten und ruhig miteinander plauderten. Sie wiederholte angsterfüllt ihre Frage. Die beiden blickten sie gleichgültig an und waren erstaunt über ihr aufgeregtes Wesen. Endlich antwortete der ältere von ihnen: „Gesehen haben wir hier niemand, der so aussah, wie Sie ihn beschreiben; aber eben hörten wir, daß dort jemand den Abhang heruntergestürzt sei." Der Mann wies mit der Hand nach der Richtung, wo der Weg zu den Guanchosgräbern und der Terrasse vor der Villa hinaufführte, in der Alexander von Humboldt gewohnt hatte.

Frau Friedheim wurde leichenblaß und vermochte kein Wort hervorzubringen, als sie dieselben Träger, die sie von ihrem ersten Spaziergang nach der Humboldtvilla kannte, mit einer Sänfte um die Ecke biegen sah. Neben ihnen schritt der Doktor, leichenblaß, in gebückter Haltung, als wäre er plötzlich um zehn Jahre gealtert. Sie sah in der Sänfte übereinandergelegte Decken, die um einen Gegenstand ausgebreitet waren. Sie stürzte vorwärts mit ausgebreiteten Armen, weit aufgerissenem Munde und wollte sich auf die Sänfte werfen, als ihr die Sinne schwanden und der Arzt die Ohnmächtige wie einen leblosen Körper auffing und fest umklammerte.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie im Hotelzimmer auf ihrem Ruhebett und hielt die Hand ihres Mannes, der sie unter strömenden Tränen mit Küssen bedeckte. Kein Wort wurde zwischen den Eheleuten gewechselt, denen der Arzt so schonend wie möglich mitteilte, daß sie ihr Kind nicht wieder zu sehen bekommen würden. Die Leiche sei von der Polizei beschlagnahmt worden. Edmund sei, durch die Schönheit des Sonnenuntergangs geblendet, von der Terrasse abgestürzt. Er habe sich dabei die Wirbelsäule gebrochen, und der Tod müsse sofort eingetreten sein. Der Doktor hielt, während er das erzählte, einen weißen Zettel in der Hand, den er in Edmunds Tasche gefunden hatte. Darauf standen einige Worte, offenbar der Anfang eines Gedichtes, das der Knabe im Anblick der Dämmerung niederschreiben wollte: „O schöne Sonne, wie dein goldner Strahl ..." An dieser Stelle verzerrte sich die Handschrift und endigte als langer unregelmäßiger Strich. Vermutlich war in diesem Augenblick das Unglück erfolgt.

Gleichmäßig rollte das Meer seine Wellen. Der gewaltige Berg zeigte im Licht des aufgehenden Mondes eine goldene Spitze. Weiche Lüfte stiegen aus dem Park empor und trugen balsamischen Hauch empor, während eine Unglückliche sich immer inniger an die Seite ihres Mannes schmiegte und aus den Tiefen der Erde die Worte Euphorions zu hören meinte:

Laß mich im düstern Reich,
Mutter, mich nicht allein.

Karl Nordström: Landschaftsskizze. Nach einem Originalklischee der schwedischen Zeitschrift „Ord och Bild" („Wort und Bild").
Zu Dr. Ernst Heilborn: Schwedische Landschaft und Landschaftsmalerei.

Digitized by Google

Bruno Liljefors: Wildgänse beim Einfall. (Aufgenommen in der Ausstellung des Berliner Künstlerhauses durch Hofphotogr. Hermann Boll in Berlin.)

Schwedische Landschaft und Landschaftsmalerei

Von Dr. Ernst Heilborn

Von manchen, die auszogen, die Seele der schwedischen Landschaft zu suchen, soll hier die Rede sein. Es ist nur ein Märchen. Aber vielleicht wird es zu Wirklichkeit?

Es ist in Schweden nicht wie in Italien oder auch in Norwegen, wo dem Reisenden ganz neue, gebieterische Eindrücke entgegentreten. Er findet sich nicht aus dem Kreis gewohnter Vorstellungen gewaltsam hinausgedrängt. Der Bauer, der im Süden des Landes die Furchen in das fette Erdreich gräbt, könnte, wie er die Faust schwer auf den Pflug legt, auch von Millet gemalt sein. Der Strand in Angermanland, auf den der Fischer sein Boot zieht, ist nicht wesentlich verschieden geartet von dem an deutscher Küste, die einsame Föhre zeichnet sich in Lappland nicht gar so anders gegen den abendlichen Himmel als in menschenverlassener Gegend der Mark.

Wohl hat die schwedische Landschaft ihre Eigenart, die auch dem flüchtigen Reisenden auffällt. Fährt man mit der Bahn von Malmö nach Göteborg, so sieht man das graue, tote und verwitterte Gestein der Küste, und man sagt sich, daß das Land vulkanischen Ursprungs ist. Der Dampfer gleitet durch die Schärenwelt Stockholms, und der Blick findet sich zwischen diesen ungezählten, bizarr und willkürlich gelagerten Inseln und Riffen gefangen, die hier felsig trotzig, dort fichtenbestanden aus dem Meere ragen. Auf der Anhöhe steht das leicht und elegant gezimmerte, in kräftigen, doch harmonischen Farben getünchte Wohnhaus, und man denkt an Japan und seine malerische Kultur. Überall in schwedischen Wäldern schmiegt sich das helle Birkengrün zärtlich an das Dunkel der Fichten, überall spiegeln sich die waldumkränzten, lichtblauen Seen. Und gewiß, das alles bestimmt die Physiognomie der schwedischen Landschaft: es soll aber hier von denen die Rede sein, die ihre Seele suchten.

Man ist aus Schweden heimgekehrt, und es stehen einem Bilder voll Farbenzauber vor den Augen. Von Göteborg fährt ein kleiner, weißer Dampfer auf langen, engen Kanälen quer durch das Land, bis nach Stockholm. Er kreuzt den Wenern-, dann den Wetternsee. In diesen Frühlingstagen, da ich die Fahrt unternahm, währte sie nahezu vier Tage; überall wurden Frachtgüter aufgenommen und abgeladen, und währenddessen ging man an Land, ein fremdes Menschendasein in einem dieser weltab gelegenen, sauberen Städtchen erkundend. Und die Fahrt durch diese engen, ruhigen Wasser glich tagsüber einer Idylle, deren Faden sich langsam abspinnt, und die sich gleichbleibt. Zeitweise meinte man, der Vorlesende habe das Buch sinken lassen und blicke träumend in die Ferne. Nachts aber, da die Stille zu raunen anhob, erwachte das eigenartige Leben.

Nun ist die Sonne im Untergehen, und man blickt aus dem Schoß des tieferliegenden Kanalbettes auf die Stämme der Bäume am Ufer. Es sind Birken, und das Abendrot goldet sie. Es ist, als sähe man in einen heiligen Hain, und man weiß nicht, ob Opfersteine hier stehen sollten oder die Kapelle des christlichen Eremiten oder bei-

des nebeneinander. Man denkt an Böcklin und sein „Schweigen im Walde“. Doch hat auch Prinz Eugen der gleichen Stimmung Ausdruck geliehen.

Die Sonne ist gesunken, und der kleine weiße Dampfer liegt tief unten zwischen zwei Schleusentoren. Die grauen Steinmauern des Kanalbettes ragen hoch und steil über dir auf. Der Abendhimmel ist fahl geworden, aber die Helle nordischer Nächte ist darin. Eine vereinsamte, noch blattlose Eiche zeichnet ihre groteske Silhouette gegen den fahlleuchtenden Horizont. Man glaubt ihn neben der Eiche stehen zu sehen, den bärtigen Alten mit dem Schlapphut, den er tief über das linke Auge gestülpt; und der Alte hebt langsam die Hände und schneidet sinnend Runen in den Stamm.

An wieder anderer Stelle ist das Wasser des Kanals gelb vom Regen vorangegangener Tage. Die Nacht ist hell in sich, auch steht der Mond am wolkenlosen Himmel. Und nun lösen sich alle Farben der Landschaft, das junge Grün der Birken am Ufer, das Gelb des Wassers und das Braun des Bodens in einen lichten Silberton auf und fließen ineinander über. Und so geht es fort in stundenlanger Fahrt, und ringsum ist lautlose Stille. Plötzlich ist ein Reiter neben dem Schiffe aufgetaucht. Er trabt auf einem Schimmel daher, und der eine Fuß des Tieres scheint zu lahmen, und die Hufschläge sind unhörbar. Immer hält er sich in gleicher Entfernung, und die Mondnacht wird lichter. Das große Märchenbuch, das man „Geschichte Schwedens“ nennt, tut sich auf, und über dem aufgeschlagenen Kapitel steht der Name: „Gustav Wasa“.

So fährt man auf diesen kleinen Dampfern quer durch das Land, Wirklichkeit träumend. —

Ed ist ein Name für ein paar Häuser in Waldeinsamkeit und liegt an dem Schienenstrange, der von Mellerud nach Christiania führt. In Ed traf ich mit Gustaf af Geijerstam zusammen; es ist der Schauplatz seines Romans „Karin Brandts Traum“ und also auch des neuen, der soeben in diesen Blättern zu Ende gegangen ist, der „Brüder Mörk“.

Ed liegt in einem der armen Teile Schwedens. Tritt man in eine der vereinzelt liegenden Hütten, so gewahrt man, daß Not den Hausrat bestellt und Elend seine Furchen in die Gesichter der Menschen gegraben hat, ihnen auch jene müde Lässigkeit der Bewegungen gab, die fremd und feierlich anmutet. Über dem ruhigen Wasser des weiten Sees aber hat Friede seine Flügel gebreitet, und bis an die Ufer treten die Wälder heran, und wieder lehnt die junge Birke ihr lichtes Haupt gegen das dunkle der Fichte.

Ganz vereinzelt findet sich hier und da ein Herrensitz. Die schweigenden Wälder schließen ihn ein. Sie schweigen und raunen. Es ist, als fühlte man sich in solcher Einsamkeit den ewigen Mächten näher. Man begreift, daß die Schläfer auf solchem Herrensitze unruhig aus dem Schlafe fahren, wenn eine entscheidende Schicksalswendung naht; daß die arme kleine Karin Brandt ihr Lebensglück den unverstandenen Geboten opfern muß, und daß ihr dann doch aus Entsagung ein stilles Sichzurechtfinden erwächst. Man beginnt etwas von der Seele der schwedischen Landschaft und ihrer Kraft zu ahnen.

Die Bilder wechseln. Wieder ist es eine Flußschiffahrt. Sie führt von Sundsvall den Indalself hinauf nach Utanede. Aber diesmal ist es kein stilles Wasser, sondern ein tyrannischer Bergstrom, und der schraubenstarke, nach amerikanischem Muster gebaute Dampfer kämpft gegen die Stromschnellen an und vermag minutenlang kaum einen Meter vorwärts zu kommen. Die Hügel werden zu bewaldeten Bergen, nackte Felspartien ragen auf. Das ganze Schiff aber ist in diesen Frühlingstagen von Holzfällern eingenommen, hochgewachsenen, markigen Gestalten, die das lange Messer am Gurte führen. Jeden Augenblick fahren die herrenlos den Strom hinabgleitenden Stämme mit Poltern gegen die Schiffswand. Alles vergegenwärtigt das Bild der Kraft, und doch fühlt man: alles Branden und Dröhnen, selbst das Ächzen der gefällten Stämme erstirbt im Schweigen dieser endlosen Wälder.

Auch steht da, wo der Dampfer anlegt, ein einsames Haus am Ufer des Stromes, in dem man die Nacht verbringen mag. Die Sonne ist längst untergegangen, aber es ist hell geblieben. Drunten aus dem Dampfer tönen abgerissen ein paar Melodien herauf. Der Tag erzählte von Kampf und Lärmen und Kraft — oder war das alles nur ein Traum? Ist nicht vielmehr die Vereinsamung hier Wirklichkeit?

Karl Nordström: Ovädersmoln.

Geijerstam hat in einem seiner neueren Romane („Gefährliche Mächte") das Lied solcher Vereinsamung angestimmt. Der Schauplatz des Buches ist das lustige Stockholm. Man sitzt auf der Terrasse von Operakällaren, und die Kapelle spielt, man soupiert bei Rydberg, man fährt nach Diurgarden hinaus. Über dem Helden des Romans aber, einem Rechtsanwalt — und er ist nur einer unter allzuvielen — liegt seit früher Jugend dies unbestimmbare Etwas, das ihn von seinen Gefährten trennt. Man vermeidet es, dem Gefühl Worte zu leihen; tut man es doch einmal, so wird man mißverstanden. Handlungen, zu denen die innere Stimmung gebieterisch zwang, müssen mißdeutet werden und erweitern den Abstand von den sonst Gleichgesinnten. Es kommt die Stunde, da der Mann die Frau preisgeben muß, der er sein Leben zum Opfer brachte, und da sie ihn haßt. Und der Gealterte verläßt seine wohnliche Häuslichkeit, um als ein Sonderling irgendwo eine Studentenbude zu beziehen, und seine Berufstätigkeit ist ihm zu einem leeren Worte geworden.

Stockholm ist eine lustige Stadt. Ich sah es zuerst, da „Kindertag" war und alle Welt mit der Sammelbüchse herumzog. Maskenzüge erfüllten die Straßen, Gestalten aus Schwedens großer Zeit schritten in Wams und Lederhose würdevoll einher, Bauerntrachten machten das farbige Bild bunter, und Pierrot scherzte mit Kolombine. Es fehlte nicht an Negern, die gefühlvoll zur Gitarre sangen, und neben dem wirklichen Schutzmann parodierte der Karnevalskonstabler. Kein Zweifel, mit seinen breiten Straßen, dem eleganten Publikum, den geschmackvollen Auslagen ist das lichte Stockholm eine lustige Stadt.

Es gibt aber eine Stunde am Tage, da es ganz andere Stimmungen ruft. Das ist, wenn die Sonne niedergegangen ist und die

Stadt sich in ihre blauen Schleier hüllt. Sie steigen aus den Fluten des Mälarensees und erfüllen die Luft. Himmel und Erde, Häuser und Brücken sind in das nämliche traumhelle Blau getaucht, und nur die Lichter der Stadt werfen silbrige Reflexe hinein. Wieder ist es, als tue sich das große, alte Märchenbuch auf, über dem aufgeschlagenen Kapitel aber steht diesmal der Name „Gustav Adolf", und die es lesen, trauern ob entschwundener Größe.

Scheint das alte Königsschloß nicht zu groß und zu weit für das moderne Stockholm?

Es gibt in jedem Märchen für den, der es zu lesen weiß, eine Stelle, wo der Phantasie die Flügel lahmen und Wirklichkeit ihre Rechte geltend macht. Man erwacht aus dem Traum, sagt sich, daß alles Geschaute den Gesetzen der Vernunft widersprach, und man träumt weiter. Nicht anders mag es denen ergehen, welche die Seele der schwedischen Landschaft suchen. Was ist das, Seele der Landschaft? Ist es nicht nur ein gesuchtes, affektiertes, ein bedeutungsloses Wort?

In Lappland lernt man nordische Natur in ihrer Ursprünglichkeit, unberührt von Menschenhänden, kennen. Die Landschaft ist bergiger geworden, bis hinauf zu dem ewigen Schnee der Gletscher. Hier dehnen sich die meilen- und Hunderte von Meilen weiten Wälder, durch die nicht ein Weg führt. Was da wachsen will, wächst. Was verkümmern will, verkümmert. Man sollte meinen, das Landschaftsempfinden jubelte so unberührter Natur entgegen, ganz ungeahnte Eindrücke würden einem hier zuteil.

Dem ist doch nicht so. Diese Wälder, in denen das Sterbende hinmodert und Erstehendes das Erstehende erdrückt, machen einen greisenhaften, beinahe toten Eindruck. Man hat nicht die Empfindung, daß sie mit jedem Frühjahr jung werden, sie scheinen lenzlos dahinzusiechen. In ihrer lastenden Ausdehnung ist etwas Unterschiedloses. Sie haben keine „Seele". Hier nun wird man gewahr, daß es der Mensch ist, der fällend und pflanzend, pflügend und säend der Natur zu jener Entwickelung verhilft, nach der sie selbst verlangt. Aus sich allein heraus vermag sie es nicht. Sie mußte ihn hervorbringen, um selbst zu werden. Darum ist das alles doch kein leeres Wort. Darum gewinnt jede Landschaft ihre individuelle, lebendige Seele, so gewiß andersgeartete, anderes erstrebende Menschen aus ihr geboren werden, sie mit ihrem Schweiße netzen und in ihr wieder zur Ruhe gehen.

Fechner ist es, der das einzige Gesetz entdeckt hat, das in der Ästhetik unbedingt auf Geltung Anspruch erheben darf. Es ist das von der Ideenassoziation. Unser Schönempfinden eines Gegenstandes richtet sich nach den Gedanken, die wir damit verbinden. Fechner selbst bedient sich des Beispiels, daß ein Haus, dessen Bau wir noch eben bewunderten, in dem Augenblick allen Reiz für uns verliert, in dem wir erfahren, daß es die Landesirrenanstalt ist. Vielleicht ist die Fassade des Landhauses nicht viel wert: aber der Schein der abendlichen Lampe fällt aus dem niederen, efeuumsponnenen Fenster, ein friedliches Dasein vergegenwärtigt sich dir. Sehnsucht mit ihren unklugen Träumen breitet Idyllenzauber darum aus ... Dasselbe aber gilt von der Landschaft.

Schweden ist ein dünn bevölkertes Land. Bei seiner weiten Ausdehnung zählt es kaum mehr als fünf Millionen Einwohner. Auch schließen sich die Häuser selten zu Ortschaften zusammen, noch seltener stehen sie in Reih und Glied: der Schwede liebt es, abgesondert zu wohnen. Das gibt dem Lande mehr als nur das Gepräge einer äußeren Eigenart. Man geht in diesen Wäldern, und man weiß, daß sie sich meilen- und meilenweit dehnen. Diesen Waldsee hat vielleicht nie ein Nachen befahren, kein Fischer hat seine Netze darin ausgeworfen. Ein Vogelruf ist in der Luft, und er macht die Stille hörbar. Wie seltsam flimmert das Grün der jungfräulichen Birke im Scheine der Sonne!

Der Wald, der See, die Stimme des Vogels und die Birke sind keine anderen, als sie es bei uns in Deutschland sind. Eine andere aber ist die Empfindung, die sie wecken.

Die Seele der schwedischen Landschaft heißt: Vereinsamung. —

Die moderne schwedische Malerei ist von Paris ausgegangen. Fast alle diese Künstler haben in Paris studiert, es ist nicht einer unter ihnen, der nicht die Einwirkungen des Paysage intime und des Pleinairismus an sich erfahren hätte.

Schweden ist ein sehr kultiviertes Land, und seine Kultur ist ausgesprochen modern

Prinz Eugen von Schweden: Das schlafende Wasser.

in ihrer Richtung. Das gibt Stockholm und mehr noch seinem Seebade Saltsjöbaden das Gepräge. Das führt in Lappland zu den wunderbarsten Gegensätzlichkeiten, da man die Bahnhofshotels an dem einen Schienenstrange, der durch diese Wildnis führt, rein nach den Gesetzen der Linienwirkung und Farbenzusammenstellung erbaut und eingerichtet hat. Die großen Eisengruben in Gellivare-Malmberget haben eine hölzerne Stadt aus dem Boden wachsen lassen: diese modern empfindenden schwedischen Architekten erkannten, daß das Material die Form bedingt, und so erstand auf diesem jungfräulichen Boden ein Kirchlein aus Holz, das ganz neue Formen aufweist.

Die schwedischen Maler gingen nach Paris, weil sie aus ihrem Volksinstinkt heraus die Modernität gleichsam an ihrer Quelle suchten. Sie sahen und lernten: vielleicht zu viel; wenigstens will es einen anfangs so bedünken. Weilt man in der ersten vollständigen Gemäldesammlung im Göteborger Museum, so mischt sich in alle persönliche und ursprüngliche Anteilnahme doch die Empfindung, das meiste sei Kunst aus zweiter Hand. Und das trifft zu. Es ist kaum einer unter diesen schwedischen Malern, der nicht eines langen Weilens in der Heimat bedurft hätte, um die Pariser Eindrücke in sich zu verarbeiten und aus Heimatsempfinden heraus moderne schwedische Kunst zu gestalten. Man erfährt es, wie manch einer von ihnen, und es braucht kein minder Begabter zu sein, im Parisertum stecken bleibt, das sich dann ins rein Virtuose verflüchtigt. Es sind ihrer

aber auch, welche die Seele der schwedischen Landschaft in ihrer Vereinsamung suchten und fanden.

Von diesen nun soll hier die Rede sein. Es ist, als hätte Richard Bergh (geb. 1858), einer der vorzüglichsten Porträtmaler des Landes, dies Suchen nach der Seele der Landschaft selbst zu einem Bilde gestaltet.

Mann und Frau stehen, halb dem Betrachter zugewandt, auf einer baumgeschützten Veranda und blicken in die Ferne hinaus. Vor ihnen dehnt sich der See mit dem wartenden Nachen, dahinter breiten sich die stillen, endlosen Wälder. Auf den Baumkronen liegt Sonnenschein, er spielt vorüberhuschend auf dem Rücken der Frau und ihrem weißen Gewande. Das Schweigen spricht. Und es ist etwas im warmen Zusammenklang der hellen Farben, das im fragenden Hinausblicken in die Stille die Antwort ahnen läßt.

Deckt Schnee die Gefilde des Landes, und er tut es den größten Teil des Jahres hindurch, so mag die Einsamkeit einsamer werden. Es ist denn auch kaum ein schwedischer Maler an dieser Aufgabe und den Farbenproblemen, die sie birgt, vorübergegangen. Eugène Jansson (geb. 1862), der Talentvollen einer, die sich aus guten Anfängen nun ganz ins Virtuosentum verloren haben, sucht in seinem Schneebild „Februariafton" (Göteborg, Museum) die Gegensätzlichkeit der Anschauungen, die dem Leben aufgedrängte Ruhe. Aus der weichen weißen Decke wachsen drohend die entlaubten schwarzen Baumstämme hervor; die dunklen Häuserdächer am vereisten Flußlauf sind des Schnees entkleidet; aus dem nahen Fabrikschornstein qualmt grauer Rauch. Die gleiche Gegensätzlichkeit kehrt in der Beleuchtung wieder. Die Sonne hat sich rötlich zum Niedergang geneigt, aber in den Fenstern der Häuser und in den vereinzelten Laternen schläft müde gelbes Licht.

In Karl Nordströms (geb. 1855) Schneebildern ist nur der eine Klang der Vereinsamung festgehalten. In der Thielschen Galerie in Stockholm findet sich die eine Landschaft: ein ausgestorbenes Tal, kiefernbestanden, schneebedeckt. Rötlich-violette Töne geben den Stimmungsklang. Das andere Bild hängt im Göteborger Museum: sehr hart und geradlinig ragen im Vordergrunde Häuser auf, neben denen ein paar Bäume stehen. Der Schnee hat sich hügelhoch geschichtet, jeden Weg begrabend. In der Ferne zeigt sich der schwarze Waldesrand. Es ist kein Ausgang aus diesen Häusern, auch das gelbe Licht hinter den Fensterscheiben ist ge-

Bruno Liljefors: Hase im Schnee. (Aufgenommen in Schultes Kunstsalon von Hermann Boll in Berlin.)

Bruno Liljefors: Seemöwe. (Aufgenommen in Schultes Kunstsalon von Hermann Boll in Berlin.)

fangen. Der Himmel aber ist stahlblau, und man fühlt die Kälte so schneidend wie die Vereinsamung.

Der eigentliche Schneemaler Schwedens ist Gustaf Fjaestad (geb. 1863). Ist der Schnee den anderen etwa ein Kleid, das die Natur im Spätherbst anlegt, um es im Frühjahr abzustreifen, so ist er ihm der Ausdruck der Seele der Landschaft. Er malt den Schnee in sich. Und dieser Schnee lastet und drückt die Zweige der Fichten nieder, er hat sich so gleichmäßig gesenkt, daß er die Konturen des Bodens verschwinden ließ und man nur noch sieht, wie der Wind ihn wellte. Zum Teil ruht die Eigenart von Fjaestads Bildern in den kecken Ausschnitten, die er gibt. Das eine Mal ist noch ein Stück blauen Himmels über den schneebedeckten Fichten, das andere Mal sieht man nur in ihre unteren Zweige, und der Blick steigt bergan mit dem verschneiten Boden, und so eng der Ausschnitt ist, so weit scheint Vereinsamung die Grenzen gesteckt zu haben.

Ich wahre mir das Recht des Reisenden, der sich von seinen persönlichen Instinkten leiten läßt und mit den Suchenden findet. Vollständigkeit, das entartete Kind der Gerechtigkeit, wählt man sich nicht zum Gefährten! Nur wie der Wanderer im Vorübergehen eine Blume pflückt und sie lose mit heimträgt, so nehme ich die Erinnerung einzelner mit, die ein Wesentliches schwedischer Landschaft gestaltet haben.

Von Eugène Jansson sprach ich schon, und wie er sich ins Virtuosentum verlor. Aber er hatte doch die Empfindung für Stockholms blaue Stunde. Er malte und wiederholte das Bild sehr oft, wie das Blau des Himmels und das Blau des Wassers und der blaue Dunst in der Luft in eins verschwimmen, und nur der gelbe Lichterkranz am Horizont eine unsichere Grenzlinie zieht. Es sind Symphonien in Blau, nur eben durch ihre Absichtlichkeit die Stimmung beeinträchtigend.

Und so denke ich weiter an Ester Almqvist (geb. 1869), die ein paar Birken so vor dussen Abendhimmel zu stellen weiß, daß sie aus schwedischem Boden erwachsen zu sein scheinen; an Per Swedlund (geb. 1865), der die einsamen Häuser mit verhangenen Fenstern liebt; ein Wasser fließt daran vorüber, auf dem die Schwäne langsam gleiten. Er gibt die vollen Farben, und in ihrer weichen Harmonie ist etwas, das in der Vereinsamung von Frieden redet. Ich denke an A. L. Schultzberg, wie er bei heller Nacht auf menschenverlassenem, mit Heidegestrüpp bedecktem Plateau Feuer niederbrennen und verschwelen läßt, an Gott-

frid Kallstenius und seine in den Abendhimmel hineintrauernden Kiefern.

Zwei schwedische Maler aber sind es, denen sich vor anderen die Seele der schwedischen Landschaft erschlossen hat: Karl Nordström und Prinz Eugen.

Es spricht ein tiefer Ernst aus Nordströms Bildern. Nie aber verliert sich die Empfindung in weichliche Trauer, und wenn man sie in rein menschliche Gefühle umdeuten wollte, so hieße es: meine Vereinsamung ist meine Kraft. Und dem entspricht die Farbengebung. Sie ist ungesucht und bevorzugt volle Töne, ohne daß das Kolorit je schwer und ölig wirkte.

Von Nordströms Schneebildern war hier schon die Rede. Das einsam in die Flachlandschaft gestellte Haus bietet ihm ein Motiv, auf das er wiederholt zurückkommt. Es ist nicht villenartig und nicht sonderlich wohnlich; fällt ein Lichtschein aus den erleuchteten Fenstern, so bleiben trotzdem alle idyllischen Anwandlungen fern. Ein entlaubter Baum breitet wohl schützend, doch nicht erfreuend, seine kahlen Zweige darüber aus. Vergegenwärtigt man sich die Menschen, die darin wohnen mögen, so sagt man sich, daß Mut dazu gehört, das Leben aufzunehmen.

Nordström ist am größten, wenn er Natur aus sich selber reden heißt. Er stellt ein paar Bäume gegen den Himmel, und die Stimmung ist da. Malt er den flachen Strand, mit gelbem und grünem Heidekraut bewachsen, dahinter das blauviolette Meer mit ein paar kleinen Segeln darauf (Museum, Stockholm), so will es einen bedünken, als sei die Woge menschenfreundlicher als die Erde. Er gibt eine Flachlandschaft, im Hintergrunde hügelbegrenzt, in einfachen und großen Linien, und diesmal sind es die Wolken, die am Himmel stehen und reden.

Man könnte Nordström einen Mystiker der Wolkenbildung nennen. Hier zeigen sich bei ihm auch die leisen Übergänge — ich weiß nicht, ob zu seinem Vorteil — zur stilisierten Landschaft. Auf zwei seiner Gemälde des Stockholmer Nationalmuseums weisen die Wolken ganz symmetrisch-phantastische Gestaltung auf, und der Himmel scheint andere Botschaft zu künden als das unter ihm trauernde Land. Doch ist hier der Farbenzusammenklang so stark, daß er die beiden Stimmungen ineinanderzwingt: der in Einsamkeit Erprobte darf träumen.

Wenn es ein Vorwurf ist, daß ein Maler zugleich ein Dichter ist, so ist Prinz Eugen, der Sohn des schwedischen Königspaares, gewiß nur Maler. Ist es ein Vorzug, so ist er auch ein Dichter.

Seine Bilder rühren Stimmungen in der Seele auf, die immer darin geschlummert haben; die, erwachend, nach einem Namen verlangen, und ihn doch nicht finden; die an die alte Weisheit mahnen, daß Tod und Leben eins sind; daß der Mensch sich findet, wenn er sich an die Natur verliert.

Prinz Eugen hat Baumstämme auf grünem Waldesboden mit durchschimmernder und untergehender Sonne so gut gemalt wie irgendein moderner Künstler. Das gilt von allem, was er anfaßt. Die beste französische Schulung ist bei ihm selbstverständliche Vorbedingung. Es gibt aber ein Motiv, das er wiederholt aufgegriffen hat, und das er zu höchster, sonst unerreichter Ausdrucksfähigkeit gebracht: das ist der in Einsamkeit schlafende schwedische Landsee.

Er malt ihn das eine Mal waldumgeben, bei grauwolkigem Himmel mit dem Schein der rotgelb niedergehenden Sonne. Ein paar niedere Kornhaufen stehen rechts im Vordergrunde, der See schläft und spiegelt, und die Einsamkeit ist atembeklemmend. Er malt ihn wieder mit kleinen, bewaldeten Inseln in seinem Schoß; die grünen und blauen Töne sind tief gehalten, und die Einsamkeit trauert in Witwenschaft. Er gibt ihn ein drittes Mal, vom Land aus aufgefaßt, und diesmal sind es die blauen Farbentöne, die das Kolorit bestimmen, und die Einsamkeit tröstet und bringt Friedensbotschaft.

Die Nachkommen Bernadottes sind alle mehr oder weniger künstlerisch veranlagt gewesen, jede Art von Dilettantismus tag und liegt ihnen nahe. In Prinz Eugen aber nun haben sich diese zerstreuten und nichtssagenden Begabungen zu einem großen materischen Talent gesammelt. Und es ist seltsam: dieser Sprößling eines Königshauses hat sich sein Land erobert wie kein anderer schwedischer Maler der Gegenwart. In gewissem Sinne ist er der „schwedischste" Maler. Er hat diese Natur zum Reden gebracht, und wer sie durch ihn hörte, vergißt ihre Stimme nie. Sie spricht aber davon, daß aus Vereinsamung eine Gemeinsamkeit mit dem All geboren werden muß.

Bruno Liljefors: Seeadlerhorst. (Ausgenommen in der Ausstellung des Berliner Künstlerhauses von Hermann Boll in Berlin.)

welche die Menschen Tod nennen, und die doch Leben ist.

Wer Schweden durchreiste und schwedische Landschaft begriff, findet seine tiefsten Eindrücke auf Prinz Eugens Gemälden wieder. Der Größere neben ihm wächst über die Grenzen des Landes hinaus.

Dieser Größere ist Bruno Liljefors (geb. 1860). Er stellt sich als Naturdeuter dicht neben den englischen Dichter Rudyard Kipling.

Schlägt man die ältesten Urkunden der Menschheit auf, ich denke an die Bücher des Alten Testamentes und an Herodot, so gewahrt man, daß der Mensch sehr früh die Rätsel des Naturganzen in das Dasein des Tieres hineintrug und wieder aus dessen Wesen die Antwort zu finden suchte. Dann aber lenkte die Tierdichtung, von einzelnen wenigen abgesehen, in die gangbareren Pfade der Tierfabel ein. Man vermenschlichte das Tier, um ihm eine gute Lehre in den „Mund" zu legen. Erst mit der Romantik kam ein neues, sehr literarisches Interesse an dem Tiere auf: bald wurde das Tier, ironisch genommen, zu einem grotesken Ebenbild des Philisters, bald trug es gespenstisches Ansehen.

Bei Rudyard Kipling lebt das Tier nur eben seinen tierischen Instinkten. Es frißt und verdaut und sieht sich an jene einfachsten Gesetze gebunden, ohne die es keine Gemeinschaft gibt. Fragte man Kipling, was ihn zur Tierschilderung geführt, er wüßte es vielleicht selbst nicht zu sagen. Doch erwächst aus jener Freude an den brutalen Instinkten (die doch zugleich Instinkte der Natur selbst sind) und aus einem tiefen, pantheistischen Empfinden, das in der Vielheit der Erscheinungen die Einheit begreift, eine Tierschilderung, die zugleich Naturdeutung ist. Die Seele der Landschaft scheint in dem Tier verkörpert.

Dasselbe gilt von Liljefors. Wohl hat die Freude an der Schönheit des Tierleibes in der Malerei viel früher als in der Dichtung von falscher Vermenschlichung abgesehen gelehrt. Wohl haben bereits die Holländer, dann unter den Modernen vor allen Troyon, die Zusammenhänge zwischen dem Wesen der

Bruno Liljefors: Adler und Hase. (Aufgenommen in Schultes Kunstsalon von Hermann Boll in Berlin.)

Landschaft und dem des Tieres begriffen und malerisch zum Ausdruck gebracht. Doch zeichnet sich Liljefors' künstlerische Persönlichkeit in überraschender Ursprünglichkeit. Er teilt mit Kipling die Freude an den brutalen Instinkten.

Liljefors hat nichts häufiger gemalt als das mordende Tier. Es gibt allein in der Thielschen Galerie eine ganze Anzahl solcher Bilder: da stößt der Adler auf den Hasen hinab, der Fuchs beschleicht das Rebhuhn, die Eule verzehrt ihre Beute. Im Göteborger Museum zeigt sich das Bild des Geiernestes, in das der Alte eben den erlegten Hasen trägt, und die Mordgier funkelt in den Augen der Jungen, und ihre Schnäbel sperren sich auf. Auf wieder anderem Bilde schleicht die Katze mit dem Vogel im Maul durch die bewaldete Heide.

Im Stockholmer Nationalmuseum hängen zwei dieser Bilder dicht nebeneinander. Sie bieten beide eine Gestaltung dieser brutalen Instinkte, und doch ist ihre Stimmung eine ganz verschiedene, beinahe gegensätzliche. Da sind Adler über dem Meer, die auf eine Wildgans niederstoßen. Dem, der die Beute packt, sträuben sich in Mordlust die Federn des Halses. Der Himmel ist wolkenbedeckt und hängt grau auf das graue windbewegte Meer. Die Pathetik des Naturwillens ist in dem Bilde. — Das andere Gemälde stellt eine Fuchsfamilie im Grünen dar, wie sie irgendein Tier verzehren. Das Grün ist sehr sonnig gehalten: trotz des grausamen Vorgangs ruft die Szene beinahe idyllische Empfindungen wach. Von einer Idylle der Bestialität könnte man sprechen. Die entschiedene Gegensätzlichkeit der Stimmungen aber beruht allein auf der Farbengebung.

Die Freude an den mörderischen Instinkten der Tierwelt ist dieselbe bei Liljefors wie bei Kipling. Verkörpert sich aber bei Kipling, dem Dichter, die Seele der Landschaft in dem Tier, das ihrem Schoß entwachsen, durch einen vollen Einschlag pantheistischen Empfindens, so erzielt Liljefors, der Maler, die gleiche Wirkung allein durch die Kraft der Farbe.

Man weiß, was Mimicry ist. Natur hat dem Tier den Schutz gegeben, daß sie es gleichsam in ihre Decke hüllte, ihm Pelz

oder Federkleid so färbte, daß es sich braun in brauner Erde, grau an grauem Baumstamm, weiß im Winterschnee zu bergen vermag. Sie hat damit für den Farbeneinklang des Tiermalers vorgesorgt. Und Liljefors ist ihr auch darin nachgegangen. Er gibt — auch diese Bilder befinden sich in der Thielschen Galerie — den Schwarm grauer Wildgänse über graugelber Erde, das bräunliche Wildhuhn in bräunlichem Ried; der Hase duckt sich im weißgrauen Winterpelz in den schützenden Schnee. Geht so das Tier ganz in die Landschaft auf, so ersteht sie in ihrem Wesensausdruck aus seinem Dasein.

Es sind aber Fressen und Verdauen, wie schon Novalis wußte, die beiden großen, harten Instinkte der Natur.

Es läßt sich denn auch über Liljefors Farbengebung nichts Allgemeines sagen. Sie ist der jeweiligen Aufgabe angepaßt. Gewiß, er ist wie irgendeiner vom Pleinairismus ausgegangen. Es finden sich aber auch Bilder bei ihm, auf denen die Farbengebung ganz Böcklinisch anmutet. So hat er das Meer mit zwei großen, würdevoll dahingleitenden nordischen Vögeln in magisch blauvioletten Tönen gemalt, und man meint, es könne so eine „Toteninsel" umspiegeln.

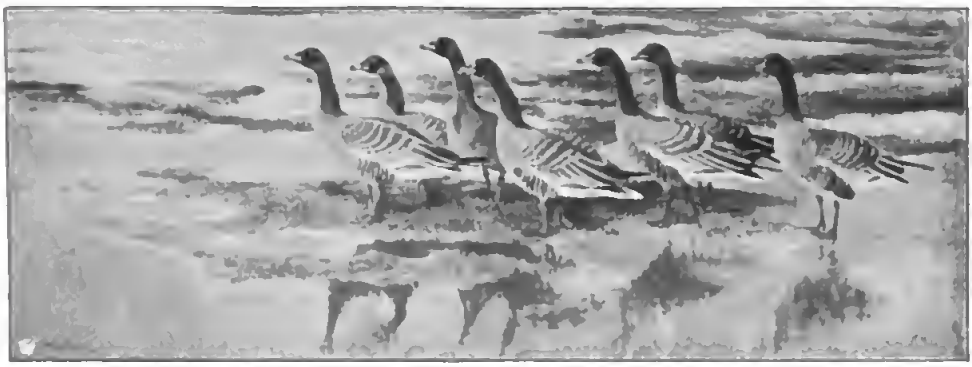
Man findet bei Liljefors alle Stimmungen nordischer Landschaft, immer aus dem stummen Tierdasein herausgedeutet. Wie die Mordszene bei ihm gen Himmel schreien, dann wiederum beinahe idyllisch anmuten kann, ward schon gesagt. Er gibt aber auch das betrachtsam Brütende, das Ahnungsschwere, das Friedenstiefe der Natur. Über eine ganze Anzahl seiner Bilder möchte man schreiben: „Denn es will Abend werden."

Der aber also den Stimmungen gebietet, lebt selbst — Toren würden sagen als ein „Sonderling" — in aller Zurückgezogenheit auf dem Lande, von einem ganzen Tierstaat umgeben. Niemand darf sein Atelier betreten.

Meinte ich, daß Liljefors in seiner Bedeutung über die schwedischen Grenzen hinauswächst, so weiß man doch angesichts einiger seiner Bilder, daß sie nur in diesem Lande, das sehr moderne und sehr kultivierte Menschen in eine weite Einsamkeit stellt, entstanden sein können. So malt Liljefors die Eule auf einem Felsvorsprung am Waldesrande, vor den dichten, wirr in den wolkigen Himmel hineinwachsenden Bäumen, und sie sitzt schwer und lastend da, und ihre großen blinden Augen scheinen nach innen gekehrt, und ringsum ist das Schweigen. So malt er wieder Auerhahn und Auerhenne auf einem Kiefernzweig, und die Schnäbel der Tiere sind geöffnet. Man glaubt den Laut zu hören, den sie ausstoßen, und es ist, als schriee die Einsamkeit. —

Man hat Schweden durchwandert, von den fruchtbaren, schweren Ackertriften des Südens bis hinauf in Lapplands Öde. Bunt und wechselnd waren die Bilder. Und doch meint man nichts Aufreizenderes und zugleich Besänftigenderes erfahren zu haben, als da sich einem diese Landschaft in ihrem Wesen: ihrer Vereinsamung erschloß.

Auch erstand dem Reisenden sein Erlebnis in den Werken moderner schwedischer Maler wieder, und was Natur geheimnißt hatte, das offenbarte Kunst. Denn es zogen manche aus und fanden die Seele der schwedischen Landschaft. Und das ist kein Märchen.



Bruno Liljefors: Wildgänse flichernd. (Aufgenommen in der Ausstellung des Berliner Künstlerhauses durch Hofphotographen Hermann Boll in Berlin.)

Die heiligen drei Könige

Aus den Erinnerungen von Frederi Mistral

Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von E. von Kraatz

Morgen ist das Fest der heiligen drei Könige; wenn ihr sie ankommen sehen wollt, Kinder, dann geht ihnen rasch entgegen und bringt ihnen eure Gaben."

So pflegten unsere Mütter am Vorabend der heiligen drei Könige zu uns zu sagen. Und dann machten wir uns auf! Ein ganzer Kinderschwarm, die ganze kleine Welt von Maillane, zog voller Begeisterung den heiligen drei Königen entgegen, die mit ihren Pagen, ihren Kamelen und ihrem ganzen großen Gefolge angezogen kamen, um das Christkind anzubeten.

„Wo wollt ihr denn hin, Kinder?"

„Wir gehen den Königen entgegen."

Und so zogen wir hinaus auf der Straße nach Arles: strubbelköpfige Knaben und kleine blonde Mädchen, in Kinderhäubchen und Holzpantöffelchen, mit freudig klopfenden Herzen und verträumten Augen; und wie man es uns geheißen hatte, trugen wir unsere Gaben in den Händen: Kuchen für die Könige, getrocknete Feigen für die Pagen und Heu für die Kamele.

Wachsende Tage,
Eisige Tage.

Der Wind heulte, was so viel sagen will, als daß es fürchterlich kalt war. Die blasse Sonne stieg langsam zur Rhone hinab. Alle Bäche waren zugefroren. Das Ufergras war braun und welk. Die kahlen Zweige der Weiden fingen an rötlich zu schimmern. Das Rotkehlchen, der Zaunkönig hüpften zahm und frierend von Zweig zu Zweig ... Auf den Feldern war kein Mensch zu sehen; höchstens dann und wann eine arme alte Witwe, die ihre Schürze voll trockenen Holzes auf dem Kopf zurechtrückte, oder ein zerlumpter Greis, der am Fuß einer welken Hecke nach Schnecken suchte.

„Wohin wollt ihr denn noch so spät am Tage, ihr Kinder?"

„Wir gehen den Königen entgegen."

Und so ging es weiter, dem Wind entgegen, auf weißgefrorener Landstraße; mit hocherhobenem Kopf, stolz wie junge Hähne, lachend, singend, auf einem Bein hüpfend oder glitschend.

Der Tag begann sich zu neigen. Der Kirchturm von Maillane verschwand hinter den Bäumen, hinter den hohen Zypressen mit den schwarzen Spitzen; und das Land breitete sich kahl und unermeßlich weit vor unseren Augen aus ... Wir strengten unsere Augen an, so gut es ging, wir spähten scharf in die Ferne — doch es war umsonst. Nichts bot sich unseren Blicken, außer einigen Bündeln Dorngebüsch, die der Wind auf die Stoppeln hinausgetragen hatte. Alles war traurig, dürftig und stumm, wie es an Winterabenden, und zumal im Januar, zu sein pflegt. Doch manchmal begegnete uns ein Hirte, der, fest in seinen Mantel eingewickelt, hinausgegangen war, um seine Schafe zu füttern. „Aber wo wollt ihr denn noch so spät am Abend hin, Kinder?"

„Wir gehen den Königen entgegen ... Können Sie uns vielleicht sagen, ob sie noch sehr weit weg sind?"

„Ach so, die Könige! Ganz recht ... Sie sind schon da ganz hinten; ihr werdet sie bald kommen sehen."

Und dann rannten und rannten wir weiter, den Königen entgegen, mit unseren Kuchen und Feigen und den Heubündeln für die Kamele.

Der Abend brach an. Die Sonne, vor welche sich allmählich eine große Wolke geschoben hatte, verdunkelte sich immer mehr.

Digitized by Google

Das kindliche Geplauder verstummte. Der Wind wurde stärker, und selbst die Mutigsten verlangsamten ihre Schritte. Mit einemmal ertönte es laut: „Da sind sie!"

Alle stießen einen jubelnden Freudenschrei aus ... und die Herrlichkeit der königlichen Pracht blendete unsere Augen. Ein Widerschein, ein wahrer Triumph von köstlichen, festlichen Farben entflammte und entzündete den ganzen westlichen Himmel; und eine halbe Krone aus Gold und Rubinen entsandte einen Halbkreis von züngelnden Strahlen, die den ganzen Horizont erleuchteten.

„Die Könige! Die Könige! Seht nur ihre Krone! Seht doch ihre Mäntel und Fahnen! Und ihre Kavallerie und ihre Kamele!"

Wir standen ganz versteinert da. Aber all diese Pracht, all diese Herrlichkeit, dieses letzte Aufleuchten der untergehenden Sonne — bald fing alles an zu vergehen, bald war es zwischen den Wolken erloschen; und da standen wir, verblüfft und mit offenen Mündern, ganz allein in der weiten, düsteren Landschaft.

„Wo sind die Könige geblieben?"

„Sie sind hinter den Bergen."

Ein Käuzchen schrie. Die Angst packte uns; beschämt und verwirrt kehrten wir durch das Zwielicht nach Hause zurück und knabberten unterwegs an den Kuchen und Feigen, die wir für die Könige mitgenommen hatten.

Und als wir heimkehrten, fragten unsere Mütter: „Nun, wie war's? Habt ihr sie gesehen?"

„Nein, sie sind anders herum gegangen, hinter den Bergen vorbei."

„Aber in welcher Richtung seid ihr denn gegangen?"

„Auf der Straße nach Arles."

„Ach, ihr armen Lämmer! Da kommen die Könige nicht her ... Sie kommen immer von Osten. Die alte römische Straße hättet ihr einschlagen müssen ... Ach, wie das schön war! Hättet ihr es doch gesehen — hättet ihr es doch nur gesehen, wie sie in Maillane einzogen! Mit Pauken und Trompeten, mit Pagen und Kamelen — Herrgott, war das ein Lärm! ... Jetzt sind sie in der Kirche, um anzubeten. Nach dem Abendbrot wollen wir hingehen und sie sehen."

Wir aßen so schnell wie möglich — ich bei meiner Großmutter Nanon; und dann ging es im Trabe nach der Kirche. Und indem wir die mit Andächtigen gefüllte Kirche betraten, ertönte die Orgel und begleitete erst leise und langsam, dann voll und dröhnend den herrlichen Weihnachtschoral, den die ganze Gemeinde anstimmte:

Heute früh
Traf unterwegs ich sie,
Die heiligen drei Kön'ge mit Gefolge;
Heute früh
Traf unterwegs ich sie,
Die heiligen drei Kön'ge auf der großen Straße.

Und wir Kinder schlüpften in rasender Aufregung zwischen den Röcken der Frauen hindurch bis zu der Kapelle der Heiligen Geburt, und dort, über dem Altar, erblickten wir den Stern. Wir sahen die heiligen drei Könige in roten, gelben und blauen Mänteln, die das Christkind begrüßten: den König Kaspar mit seinem goldenen Kästchen, den König Melchior mit seinem Weihrauchbecken, und den König Balthasar mit seinem Gefäß voll Myrrhen. Wir bewunderten die entzückenden Pagen, die ihnen die Mantelschleppen trugen; und die höckerigen Kamele, die über den Ochsen und Esel hinübersahen; die heilige Jungfrau und den heiligen Joseph; und ringsumher, auf einem kleinen Berg aus buntem Papier die Hirten und Hirtinnen, die Weißbrot, Körbe mit Eiern und Windeln herbeitrugen; den Müller mit einem Sack Mehl auf der Schulter; die gute Alte, die ihre Spindel in der Hand trug; den Verblüfften, der alles anstaunte; den Scherenschleifer, der ein Messer schärfte; den verdutzten Gastwirt, der sein Fenster öffnete — kurzum, all die ganzen und halben Heiligen, die bei der Krippe eine Rolle spielen. Aber der Mohrenkönig war es doch, der unsere Blicke am meisten anzog.

Wie oft habe ich mich seitdem am Tage der drei Könige bei anbrechendem Abend aufgemacht, um auf der Straße nach Arles entlangzugehen! Das Rotkehlchen und der Zaunkönig flattern noch heute an den Dornhecken hin und her. Und fast immer sucht irgendein armer Greis im welken Gras nach Schnecken, fast immer schreit das Käuzchen; aber in den goldenen Abendwolken erblicke ich nicht mehr die Herrlichkeit, nicht mehr die Krone der alten Könige —

„Wo sind die Könige geblieben?"

„Sie sind hinter den Bergen verschwunden."

Ach! wie schwer, wie traurig wird es uns ums Herz, wenn wir der Dinge gedenken,

die wir einstmals in unserer Jugend sahen! Wie schön, wie groß sie auch sein mag, die wohlbekannte Landschaft, wenn wir sie wiedersehen, wenn wir zu ihr zurückkehren wollen, immer — immer fehlt uns irgend jemand oder irgend etwas!

Ach, hier im Weizenfeld
Laßt nachdenklich mich irr'n,
In dem Korn und dem roten Mohn,
Wo ich als Kind mich oft verlor!
Jemand sucht nach mir im hohen Korn
Und spricht dabei sein Angelus;
Und der jubelnden Lerche Sang
Geh' ich nach im Sonnenschein ...
Ach, arme Mutter, du liebend' Herz,
Nie rufst du bei Namen mich mehr!

Wer gibt sie mir zurück, die Wonne und das ideale Glück, die meine unwissende Seele erfüllten, als sie sich rein und blumengleich all den Liedern, Reimen, Klagen und Fabeln eröffnete, die meine Mutter mir in der lieblichen Sprache unserer Provence vorsprach und vorsang, während sie mich auf dem Schoß hielt und spann: das Pater des Calendes,* Marie-Madelaine, die arme Sünderin, Der Schiffsjunge von Marseille, Die Schweinehirtin, Der schlimme Reiche und noch viele andere Geschichten, Legenden und Sagen unserer provenzalischen Rasse, die meine Kindheit in süße poetische Träumereien einwiegten! Erst nährte sie mich mit der Milch aus ihrer Brust, die fromme Frau, und dann später mit dem Honig der Tradition und des lieben Gottes.

Heutzutage, wo die Beschränktheit des brutalen, modernen Systems die zarten Flügel der Kinderseele, die engelreinen Instinkte der erwachenden Einbildungskraft und ihr Verlangen nach allem Wunderbaren (das uns Heilige und Helden, Dichter und Künstler schafft) nicht mehr berücksichtigt — heutzutage wird das Kind von Geburt an mit nackter, roher Wissenschaft gespeist, die ihm Herz und Seele ertötet. Ach, ihr armen Toren! Mit den Jahren und in der Schule, zumal in der Schule des Lebens, lernen wir es nur allzufrüh, wie häßlich und enttäuschend es ist, wenn wir alles, was uns entzückte, im Lichte der garstigen Wirklichkeit und der analysierenden Wissenschaft betrachten!

Wenn einer von uns sich mit zwanzig oder dreißig Jahren in ein schönes, blühendes junges Mädchen verliebte, und es käme dann irgendein langweiliger Anatomiker zu ihm und sagte: „Willst du wissen, wie dieses Geschöpf, das so viel Anziehungskraft für dich hat, in Wahrheit beschaffen ist? Wenn das Fleisch von ihm abfiele, würdest du ein Skelett erblicken!" Meint ihr nicht, daß wir ihn zum Teufel jagten?

Du lieber Gott, wenn wir nur immer im Brunnen der Wahrheit nachgraben wollten, dann täten wir besser, gleich zum Mittelalter zurückzukehren, das vom Gegenteil der heutigen Wissenschaft ausging und zu demselben Resultate gelangte: nämlich, indem es den Totentanz darstellte.

Kurzum, da ich meinen Lesern einen Begriff von den Einbildungen, dem Spuk, den Ängsten und den Gespenstern zu geben wünsche, die um meine Kindheit herum rumorten, habe ich eine alte Frau in Szene gesetzt, die ich gekannt habe, und die an all diese Dinge glaubte: nämlich die alte Renaude, die hier meiner Ansicht nach vortrefflich herpaßt.

Die alte Renaude sitzt in der Sonne, auf einem Holzklotz, der vor ihrem Häuschen liegt. Sie ist so welk, so zusammengeschrumpft und so runzelig wie eine Feige, die arme Frau! Indem sie von Zeit zu Zeit die Fliegen wegscheucht, die sich auf ihre Nase setzen, sonnt sie sich behaglich, fängt an zu nicken und schläft schließlich ein.

„Nun, Tante Renaude, Ihr macht hier in der Sonne ein kleines Schläfchen?"

„Ho! Wart' einmal, was willst denn du? — Ei freilich, ich sitze hier ein wenig in der Sonne, ohne zu schlafen und ohne wach zu sein ... Ich träume so vor mich hin und spreche dann und wann ein Paternoster. Aber so beim Beten passiert es gar leicht, daß man einschläft ... Ach, wie schlimm das ist, wenn man nicht mehr arbeiten kann! Die Zeit wird einem entsetzlich lang!"

„Die Sonnenstrahlen prallen hier aber so ab — Ihr werdet noch einen Schnupfen davon bekommen!"

„Ich einen Schnupfen? Warum nicht gar! Siehst du denn nicht, daß ich so trocken bin wie ein Feuerschwamm? Wenn man mich auslochte, ich glaube, ich würde keinen Hellerwert Öl hergeben."

„An Eurer Stelle würde ich einmal ganz sachte zu den Gevatterinnen gehen, die ebenso

* Ein populäres Gebet.

alt sind wie Ihr. Dann würde Euch die Zeit nicht so lang werden."

„Was, die Gevatterinnen, die in meinem Alter stehen? Ach, ihr guten Leute, davon wird es bald keine einzige mehr geben ... Wen gibt's da denn noch? Die arme Geneviève, die so taub wie eine Nuß ist; die alte Patantante, die lauter kindisches Zeug schwatzt; Catherine du Four, die nichts tut, als stöhnen und jammern ... Ich hab' an meinen eigenen Nöten gerade genug; da bleib' ich schon lieber allein."

„Aber warum geht Ihr nicht zu den Wäscherinnen? Mit denen könntet Ihr doch ein wenig plaudern."

„Mit den Wäscherinnen? Das sollte mir fehlen! Die alten Plaudertaschen sticheln den ganzen Tag immer eine auf die andere. Alles, was sie sagen, ist langweilig. Sie spotten über die ganze Welt, und dann lachen sie wie alberne Gänse. Der liebe Gott wird sie noch einmal dafür bestrafen. Ach nein, nein, es ist nicht mehr, wie es zu meiner Zeit war!"

„Wovon sprach man denn zu Eurer Zeit?"

„Zu meiner Zeit? O, da erzählte man Geschichten und Märchen und sagte allerlei Reime auf: Das Tier mit sieben Köpfen, Hans, der das Gruseln lernen wollte, Der große Körper ohne Seele und all so etwas. Das machte doch Spaß! Es kam vor, daß eine von diesen Geschichten drei oder gar vier Abende dauerte. Damals spann man noch Wolle und Hanf. Und im Winter nahmen wir nach dem Abendbrot unsere Spindeln zur Hand und fanden uns in irgendeinem großen Schafstall zusammen. Dann hörten wir, wie draußen der Mistral (Nordwestwind) heulte, und wie die Hunde die Wölfe anbellten. Aber da drinnen war es warm und behaglich, und wir machten es uns auf der Streu von den Schafen bequem; und während die Männer das Vieh melkten oder fütterten, und während die niedlichen Lämmer niederknieten und die Köpfe an die Euter ihrer Mütter drängten, saßen wir Frauen da, wie ich dir schon sagte, und erzählten Geschichten oder hörten zu. Aber ich weiß nicht, woran es liegt; man sprach damals von einer Unmenge von Sachen, von denen jetzt kein Mensch spricht — von Sachen, von denen viele Personen (Leute, die wir doch kannten) — Personen, denen man getrost glauben konnte, uns versicherten, sie hätten sie selbst gesehen.

Da war z. B. meine Tante Mian, die Frau des Stuhltischlers, deren Enkel im Clos de Pain-perdu wohnen; als die eines Tages ausging, um Reisig zu sammeln, begegnete sie einem weißen Huhn, einer schönen Henne, die ganz zahm zu sein schien. Meine Tante bückte sich, um nach ihr zu greifen ... Aber das Huhn lief flink vor ihr weg und fing in einiger Entfernung an, wieder im Rasen zu scharren. Mian schlich sich ganz leise an das Tier heran, das sich gemütlich niederließ, als ob es sich fangen lassen wollte. Aber trotz alles Put-put-put-Rufens gelang es ihr nicht, es zu fassen; wenn sie gerade dachte, sie hätte es erwischt, dann sprang das Huhn weiter, und meine Tante wurde immer eifriger und lief hinter ihm her. So rannte sie wohl eine Stunde lang weiter und immer weiter. Aber als die Sonne untergegangen war, bekam Mian doch Angst und ging nach Hause. Und es war gut, daß sie das tat, denn wenn sie trotz der Dunkelheit immer weiter hinter jenem weißen Huhn hergelaufen wäre — heilige Jungfrau, wer weiß, wo sie geendet hätte!

Man erzählte sich auch von einem Pferd oder Maultier — manche sagten, es wäre eine große Sau, die liederlichen jungen Leuten begegnete, wenn sie aus dem Wirtshaus herauskamen. Als in Avignon einmal mitten in der Nacht eine ganze Bande von Taugenichtsen nach Hause ging, nachdem sie all ihr Geld verjubelt hatten, sahen sie ein schwarzes Pferd, das aus der Kloake von Sambaud herauskam.

‚O, was für ein prachtvolles Pferd!' sagte einer von den jungen Leuten. ‚Wartet einen Augenblick, ich steige auf.' Und das Pferd ließ ihn ruhig aufsitzen.

‚O, da ist ja noch Platz,' sagte ein anderer. ‚Ich reite auch mit.' Und er stieg ebenfalls auf.

‚Aber da ist ja immer noch Platz,' sagte ein dritter Jüngling. Und der kletterte auch hinauf; und je mehr von ihnen hinaufstiegen, um so länger wurde das Pferd: es verlängerte sich so, daß schon zwölf von diesen tollen jungen Menschen draufsaßen, als der dreizehnte ausrief: ‚Jesus, Maria! Heiliger Joseph! Ich glaube wahrhaftig, da ist noch immer Platz!'

Aber bei den Worten verschwand das Tier mit einem Male spurlos, und unsere zwölf lustigen Brüder standen ganz verdutzt auf

ihren Füßen ... Und das war ein Glück für sie! Das war ein großes Glück! Denn wenn der letzte von ihnen nicht „Jesus, Maria! Heiliger Joseph!“ gerufen hätte, so würde das Teufelstier sie sicherlich alle in die Hölle getragen haben.

Weißt du, wovon damals auch die Rede war? Von einer Sorte von Leuten, die um Mitternacht in die Heide hinausgingen, um da ihren Reigen zu tanzen, und dann abwechselnd aus der tasse d'argent tranken. Man nannte sie Hexenmeister oder Mases, und es gab damals in jeder Gegend einen oder den anderen. Ich habe mehrere von ihnen gekannt, werde sie aber nicht nennen, ihrer Kinder wegen. Kurzum, es scheinen schlimme Leute gewesen zu sein, denn denke dir, als mein Vater, der in Grès Hirl war, einmal mitten in der Nacht am Mas du Prêtre vorbeikam und durch ein Abzugsloch hineinguckte — großer Gott, was mußte er da sehen! In der Küche jenes alten verlassenen Hofes saß eine ganze Anzahl Männer, die mit kleinen Kindern Ball spielten, mit ganz kleinen, nackten Kindern, die sie aus den Wiegen herausgeholt hatten und sich gegenseitig von Hand zu Hand zuwarfen! Ist das nicht zum Gruseln?

Aber es gab auch Katzen, die hexen konnten! O ja, es gab große schwarze Katzen, die man Matagots nannte, und die das Geld nach den Häusern hinlockten, in denen sie wohnten ... Du hast doch sicherlich auch die alte Tartavelle gekannt, die so viele Taler zurückließ, als sie starb? Die hatte z. B. eine schwarze Katze, der sie bei jeder Mahlzeit den ersten Bissen zuwarf.

Ich habe oft erzählen hören, daß mein armer Onkel Cadet einmal in der Nacht, als er schlafen gehen wollte, bei hellem Mondschein eine Art von schwarzer Katze gewahrte, die quer über die Straße lief. Er warf einen Stein hinter ihr her, ohne sich dabei etwas Böses zu denken ... Aber die Katze drehte sich um, warf meinem Onkel einen bösen Blick zu und sagte: „Du hast Robert getroffen!“

Ja, ja, das waren sonderbare Sachen! Heute ist es, als ob das alles nur böse Träume gewesen wären: kein Mensch spricht davon. Aber es muß doch etwas daran gewesen sein, da alle Leute Angst davor hatten.

Und es gab noch andere solche seltsamen Wesen,“ fuhr Renaude fort, „die seitdem ganz verschwunden sind. Die Chauche-Vieille z. B., die sich einem bei Nacht auf der Brust niederhockte und einem den Atem raubte. Es gab die Garamaude, den Irrwisch, den Werwolf, den Tire-Graisse (Fettentzieher), es gab — wer weiß, was es noch alles gab!

Aber warte einmal, bald hätt' ich ihn vergessen! Es gab ja noch den Kobold! Den Esprit Fantastique! Von dem kann kein Mensch behaupten, daß er nie existiert hätte: ich habe ihn selbst gehört und gesehen. Er trieb sein Wesen in unserem Stall. Mein verstorbener Vater (Gott hab' ihn selig!) schlief einmal oben auf dem Heuboden. Mit einem Male hört er unten eine Tür gehen. Er guckt durch eine Ritze — eine Fensterritze — und weißt du, was er da sah? Er sah all unsere Tiere, den Maulesel und die Mauleselin, den Esel, die Stute und das kleine Fohlen, die im Mondenschein sauber zusammengekoppelt ganz allein zur Tränke gingen. Mein Vater, dem solcher Spul nichts Neues war, begriff sofort, daß es der Kobold war, der sie zur Tränke führte. Er legte sich wieder nieder und sagte kein Wort ... Aber am nächsten Morgen standen die Stalltüren weit offen, als er herunterkam. Man sagt, daß es die Glöckchen sind, die den Kobold in den Stall locken; der Klang der Glöckchen bringt ihn so zum Lachen — aber so zum Lachen, wie ein einjähriges Kind, wenn man die Klapper schüttelt. Aber er ist nicht boshaft, o, durchaus nicht boshaft! Er hat nur so seine Grillen und spielt gern allerlei Possen. Wenn er guter Laune ist, dann striegelt er die Tiere, flicht ihnen die Mähnen ein, gibt ihnen frische weiße Streu und säubert ihre Krippen. Man hat sogar bemerkt, daß es überall, wo der Kobold sich aufhält, ein Tier gibt, das ganz besonders gedeiht, weil der kleine Geist es lieber hat als die anderen und nachts von Krippe zu Krippe läuft und ihm von dem Hafer der anderen Tiere zuträgt.

Aber wehe, wehe! wenn man im Stall aus Zufall oder aus Versehen irgend etwas anders macht, als er es haben will! Dann gibt es in der nächsten Nacht einen wahren Hexensabbath. Er verwirrt die Schweife der Tiere, er verwickelt ihre Füße in ihren Halftern; er stürzt das Kummetgestell um, daß es nur so kracht; er wirft in der Küche Bratpfannen und Kesselhaken durcheinander;

Prinz Eugen von Schweden: Der einsame See.

Zu Dr. Ernst Heilborn · Schwedische Landschaft und Landschaftsmalerei.

mit einem Wort, er macht sich auf alle Arten lästig, so lästig, daß mein Vater den Spektakel eines Tages satt bekam und zu uns sagte: ‚Die Sache muß ein Ende nehmen!‘ Er holte eine Metze Wicken, stieg zum Heuboden hinauf, streute den winzigen Samen zwischen das Heu und das Stroh und rief dem Kobold zu: ‚Fantastique, mein Freund! Du wirst ein bei ein diese Kichererbsen auslesen.‘

Und der Kobold, der alles sehr genau nimmt und sehr auf Sauberkeit und Ordnung hält, fing wirklich an, die Kichererbsen auszulesen; und weiß Gott! er plagte sich redlich, denn wir fanden überall kleine Häufchen auf dem Boden ... Aber, wie mein Vater wohl gewußt hatte, mit der Zeit fing diese mühsame Arbeit doch an, ihm langweilig zu werden; er nahm Reißaus aus dem Heuboden, und wir haben ihn nie wiedergesehen.

Doch! Ich habe ihn noch einmal gesehen. Denke dir nur: eines Tages — ich war ungefähr elf Jahre alt — kam ich von der Kinderlehre nach Hause, und als ich an einer Pappel vorbeiging, hörte ich es oben in ihrem Gipfel lachen; ich hebe den Kopf, ich spähe hinauf und erblicke ganz oben in der Pappel den Kobold, den Esprit Fantastique, der lachend zwischen dem Laub hervorguckt und mir zuwinkt, ich möchte hinaufklettern ... Na, du kannst dir wohl denken! Nicht um einen Zentner Zwiebeln wäre ich da hinaufgeklettert; ich rannte davon wie eine Verrückte, und seitdem war die Sache aus.

Aber das kannst du mir glauben: wenn es Nacht wurde und man sich beim Lampenlicht all solche Sachen erzählte, dann wagten wir uns nicht hinaus! Ach, wir armen jungen Dinger, was für Angst haben wir ausgestanden! Aber freilich, nachher wuchsen wir heran, und dann kommt, wie alle Welt weiß, die Zeit der Liebhaber; und da riefen uns die Burschen des Abends zu: ‚Kommt, ihr Mädels, kommt! Wir wollen im Mondenschein Farandole tanzen.‘

‚So dumm sind wir nicht!‘ entgegneten wir. ‚Da würde uns womöglich der Esprit Fantastique begegnen oder das weiße Huhn!‘

‚Haha, ihr einfältigen Geschöpfe,‘ sagten sie dann zu uns. ‚Begreift ihr denn nicht, daß das alles Ammenmärchen sind? Habt keine Angst, kommt nur! Wir leisten euch Gesellschaft.‘

Und dann wagten wir uns hinaus, und wenn man dann so mit den Burschen schwatzte — Burschen in dem Alter haben doch noch keinen Verstand, weißt du, sondern reden so viel dummes Zeug, daß man schließlich darüber lachen muß —, dann hörten wir allmählich, ganz allmählich auf, uns zu fürchten; und seitdem hab' ich nie wieder von all dem nächtlichen Spuk reden hören.

Wir haben seitdem allerdings genug zu tun gehabt, so daß uns die Langeweile verging. Ich zum Beispiel, wie ich hier vor dir sitze, ich habe elf Kinder zur Welt gebracht, und sie sind alle gut eingeschlagen; und genährt hab' ich vierzehn, meine eigenen nicht mitgerechnet. Ja, ja, wenn man nicht reich ist und eine solche Schar von Kindern hat, die man wickeln, wiegen, nähren und reinhalten muß — das ist ein schönes Stück Arbeit!"

„Nun, dann adieu, Tante Renaude, und der liebe Gott erhalte Euch gesund!"

„O, jetzt sind wir reif; jetzt meg er uns abpflücken kommen, wann es ihm gefällt."

Die Alte griff nach dem Schnupftuch und verscheuchte die Fliegen; dann senkte sie den Kopf und setzte sich behaglich zurecht, um sich weiter zu sonnen.

Wolken

Wie aus Kinderaugen blau
Lacht der Himmel, und er trinkt
Morgenpracht, die aus dem Tau
Über Wald und Fluren blinkt.

Warum eilt, ihr Wolken, so? —
Ach, wie ihr zieht Neid zuhauf,
Wenn in einem Antlitz froh
Hell die Freude leuchtet auf.

Otto Oertel

Léon Gambetta.

Léon Gambetta

Von Prof. Dr. Richard Sternfeld

In dieser Neujahrsnacht waren es fünfundzwanzig Jahre, daß Léon Gambetta, der bedeutendste Politiker, den die dritte französische Republik bisher aufzuweisen hatte, plötzlich starb. Wohl konnte der greise deutsche Kaiser beim Empfang seiner Generale am Neujahrstage 1883 seiner Befriedigung Ausdruck geben, daß der unruhige Mann, dessen Name immer doch ein Revancheprogramm bedeutete, dem jungen Deutschen Reiche nicht länger gefährlich sei.

Gambetta ist am 3. April 1838 zu Cahors geboren. Wie die Mehrzahl aller berühmten Franzosen stammt er aus dem Süden, aus jener feurigen Nation der Languedoc, die sich von den Nordfranzosen weit mehr unterscheidet als die Süddeutschen von den Norddeutschen. Die Stadt Cahors war im Mittelalter bekannt, ja berüchtigt durch ihre Geldwechsler und Bankiers; Verbindungen mit Italien waren hier seit alters zahlreich. Gambettas Familie soll aus Genua eingewandert und jüdischen Ursprungs gewesen sein. Er nannte sich Léon, eigentlich hieß er Napoléon, er, der der grimme Feind des dritten und in mancher Beziehung der Nacheiferer des ersten Napoleon werden sollte.

Die Jugend Gambettas ist bald von der Legende ausgeschmückt worden. Als der Vater ihn zwingen wollte, Geistlicher zu werden, soll der Knabe sich ein Auge ausgestochen und gedroht haben, mit dem anderen ebenso zu tun, wenn man ihm den verhaßten Beruf noch weiter aufzudrängen wage. Als Einäugiger konnte er dann später von seinen Verehrern neben die großen einäugigen Feldherren der Geschichte, Hannibal und Zizka, gestellt werden.

Gambetta studierte Jura, und kaum hatte er sein Examen hinter sich, als er, wie so

viele seiner Landsleute, nach Paris eilte, um Ruhm und Praxis zu gewinnen. Erst einundzwanzigjährig, wurde er Advokat am Barreau der Hauptstadt. Aber schneller als durch die Künste des Rechtsanwalts konnte man sich damals als Politiker einen Namen machen, nicht als Regierungsmann, sondern im Kampfe wider das zweite Kaiserreich.

Eine kleine Opposition gegen Napoleon III. hatte sich 1858 im gesetzgebenden Körper gebildet, deren Führer Emile Ollivier und Jules Favre waren; an sie schloß sich bald ein Kreis von Studenten und Journalisten, die aber schon radikaler dachten als jene. In einer Marseillaise von 1861, die dem Staatsstreichmanne Rache schwur, nannten sie sich die Löwen des Quartier Latin.

Bei den Wahlen von 1863 trat der fünfundzwanzigjährige Gambetta zum erstenmal als Agitator hervor, und seiner Tätigkeit war es nicht am wenigsten zu verdanken, daß die Opposition es auf sechzehn Abgeordnete brachte. Auch als Advokat, als Verteidiger Mißliebiger in politischen Prozessen machte er sich bemerkbar und wurde durch seine Rednergabe bald ein Rival des gesuchten Rechtsanwalts Jules Favre. Aber in weiteren Kreisen wurde sein Name doch erst 1868 bekannt.

In den Tagen des Staatsstreichs im Dezember 1851 war ein Deputierter Baudin auf den Barrikaden gefallen. Jetzt, nach sechzehn Jahren, entdeckte man sein Grab, und die republikanische Partei eröffnete eine Subskription, um es mit einem Denkmal für den Märtyrer der Freiheit zu schmücken. Napoleon war töricht genug, gegen drei Zeitungen, die Beiträge entgegennahmen, einzuschreiten. Gambetta verteidigte Delescluze, einen der Redakteure; in glänzendem Plädoyer am 13. November griff er den Staatsstreich und das Kaisertum mit unerhörter Heftigkeit an. Nun war er der Held des Tages; sofort bei einer Ersatzwahl schickte ihn Marseille ins Parlament. Bei den Neuwahlen 1869 ist Gambetta in seiner Partei schon von maßgebendem Einfluß, er gab die Losung aus: Unversöhnliche Opposition gegen Napoleon! Er donnerte gegen Ollivier, der zur Regierung übergegangen; ja, dem jungen Heißsporn schienen die älteren Genossen, wie Favre, schon verdächtig.

In Paris gewählt, wurde Gambetta sofort einer der Führer der Linken. Er sprach nicht oft, dann aber beißend, scharf und treffend.

Als Ollivier Anfang 1870 ein liberales Ministerium bildete, erklärte Gambetta, daß von Versöhnung auch jetzt keine Rede sein könne; anderseits appellierte er aber auch nicht, wie Rochefort und Genossen, an die gewaltsame Revolution, sondern er erhoffte von weiteren Wahlen den Sieg der Freiheit. Daß er damit die Einführung der Republik meinte, verhehlte er nicht, wie er diese denn wieder am 19. April 1870 auf dem „Banquet de la Jeunesse“ unter stürmischem Beifall als sein Ziel verkündete. Drei Wochen später fand das Plebiszit, die große Volksabstimmung über das Kaiserreich, statt, von der Gambetta nachmals gesagt hat: „Vom Plebiszit kommt alles Unheil her; das Recht über Krieg und Frieden der Gewalt übertragen, heißt in den Krieg hineinrennen.“ Er selbst hat nicht geahnt, wie schnell dies Wort sich bewahrheiten sollte: acht Tage nach dem Plebiszit wurde der Herzog von Grammont auswärtiger Minister, der unheilvolle Mann, der Anfang Juli den Kampf mit Preußen heraufbeschwor. In der entscheidenden Sitzung des gesetzgebenden Körpers am 15. Juli war dann Gambetta einer der wenigen, die kaltblütig dem Chauvinismus der Mehrheit trotzten und Aufklärung forderten über die Gründe der Kriegserklärung. Nicht als ob er sich gegen den Krieg aussprach: er wollte für alle Kriegsanleihen stimmen, er wollte kein Wort aussprechen, dessen sich das Ausland jemals gegen Frankreich bedienen könne — aber er verlangte das Schriftstück zu sehen, dessen beleidigenden Text die Minister Napoleons dem Parlament nicht vorlegten, wenn schon sie ihn als hinreichenden Grund bezeichneten, Preußen den Krieg zu erklären. Grammont hatte gesagt: „Die preußische Regierung hat alle Kabinette benachrichtigt, daß der König von Preußen sich weigerte, unseren Botschafter zu empfangen. Wenn sich eine Kammer fände, diese Schmach zu ertragen, so bliebe ich nicht fünf Minuten länger Minister!“ Diese Behauptung Grammonts war eitel Täuschung, denn Bismarck hatte gar nicht die Höfe amtlich benachrichtigt, sondern nur an die preußischen Gesandten die berühmte Emser Depesche geschickt, die jeder aus der Zeitung schon kannte. Gambetta traf also den Kern, wenn er jetzt

verlangte, daß Grammont die angebliche Depesche an die Kabinette den Deputierten vorlege, ehe diese sie als Kriegsgrund billigten. Könne der Minister sie nicht vorzeigen, so sei dieser Grund nur ein Vorwand, und der Krieg würde kein nationaler sein.

Da nun eine solche Depesche nicht existierte, so waren die Minister, von Gambetta in die Enge getrieben, genötigt, mit Phrasen über Ehre und Beschimpfung auf die Abstimmung zu drängen; die revanchewütige Majorität des Hauses war sofort einverstanden und schrie jeden Widerspruch nieder.

Es ist gut, diese Tatsachen aufzufrischen, wenn die deutsche Sozialdemokratie glauben machen möchte, daß Bismarck durch eine gefälschte Depesche die Kriegserklärung Frankreichs veranlaßt hätte. Übrigens sei hervorgehoben, daß Gambetta, wie auch Thiers, schließlich doch für die fünfzig Millionen Kriegskredit stimmte, während zehn seiner Genossen dagegen waren. Der feurige Patriotismus Gambettas verbot ihm — da nun einmal der Krieg erklärt war —, dem Vaterlande die Mittel zu seiner Verteidigung zu versagen.

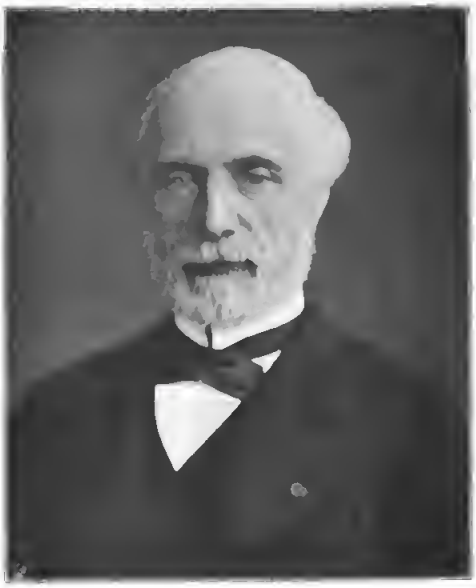
Sechs Wochen nach dieser Sitzung war der Kaiser bei Sedan gefangen, der erste Abschnitt des Krieges beendigt. Am 3. September kam die Unglücksbotschaft nach Paris, um Mitternacht hielt der gesetzgebende Körper eine Sitzung ab, worin die Linke den Antrag auf Absetzung Napoleons stellte. Als über diesen Antrag am nächsten Tage, einem Sonntag, beraten werden sollte, drangen wüste Rotten des Pöbels in den Sitzungssaal, der durch Irrtum und Verrat von jeder Sicherheitswache entblößt war, und trieben den Präsidenten mit den meisten Deputierten hinaus. Gambetta hatte zuerst versucht, die Eingedrungenen gütlich zu entfernen; jetzt trat er wieder auf die Tribüne, verschaffte sich einen Moment Gehör und rief: „Erklären wir, daß Napoleon und sein Haus für immer aufgehört hat zu regieren!" Die Massen jubelten Beifall und verlangten stürmisch die Ausrufung der Republik. Gambetta und Favre aber eilten mit den Worten „Nach dem Rathause!" zum Hôtel de ville. Es war hohe Zeit, denn dort tagten bereits die Führer der späteren Kommune, um die Frucht der Revolution für die Anarchie zu pflücken. Man kam ihnen zuvor, indem man eine Proklamation erließ, worin die Einsetzung einer republikanischen Regierung verkündet wurde. Die elf Männer, welche sich ohne Auftrag und Vollmacht an die Spitze des Staates stellten, waren die oppositionellen Abgeordneten von Paris, unter ihnen Gambetta als treibende Kraft. Das Ministerium des Inneren war nicht ihm, sondern Picard zugedacht; daher fuhr er schleunigst in das Ministerhotel und erließ folgendes Telegramm: „An die Präfekten, Unterpräfekten, Generalräte usw. Die Republik ist auf dem Stadthause ausgerufen worden. Eine Regierung der Nationalverteidigung ist eingesetzt und durch Zustimmung des Volkes bestätigt worden." Nun folgten die Namen und als Unterschrift: der Minister des Inneren, Léon Gambetta.

Rasch und unblutig war diese Revolution gelungen, im Freudenrausche durchwogte das Volk die Stadt, als wenn alle Not vorüber und kein Feind mehr im Lande sei. Am 6. September erklärte die neue Regierung, keinen Fußbreit Landes, keinen Stein einer Festung abtreten zu wollen; Gambetta enthob gleichzeitig neunundachtzig Präfekten ihres Amtes und ersetzte sie durch zuverlässige Genossen. Schon war dieser junge Gewalthaber entschlossen, die Freiheit, in deren Namen er die Regierung ergriffen hatte, ohne Scheu zu knebeln, wenn es der Befreiung des Vaterlandes vom Feinde galt. Dies sollte sich auch sofort deutlich erweisen, als Bismarck im September den Vorschlag machte, einen Waffenstillstand zu schließen und eine französische Nationalversammlung einzuberufen, um die Stimmen des Volkes über den Friedensschluß mit Deutschland zu hören. Hierauf ging die Regierung der Elf vom 4. September nicht ein, und zwar gestand Gambetta später: „Ich bin stets der Berufung der Wähler entgegen gewesen, weil ich wußte, eine in üblicher Weise gewählte Versammlung würde schimpfliche Friedensliebe zeigen." Also mit anderen Worten: diese Männer, die vom Volk eingesetzt zu sein vorgaben, wollten das Volk nicht zu Worte kommen lassen, um weiter zu herrschen und den Kampf aufs Messer zu organisieren. Doch schien es noch sehr zweifelhaft, ob sie dies vermochten. Zwar ermahnte Gambetta in einem feurigen Manifest vom 21. September seine Landsleute, eingedenk ihrer Vorfahren von 1792, den heiligen Boden Frank-

reichs von den Angreifern zu reinigen — aber Paris war seit zwei Tagen schon von den Deutschen eingeschlossen, und die wenigen Kollegen, welche außerhalb, in Tours, eine Zweigregierung bildeten, zeigten keine Energie, ja sie wagten sogar, die Wahlen für die Nationalversammlung auszuschreiben. Da griff die Pariser Regierung ein, erklärte die Wahlen für ungültig und machte am 7. Oktober bekannt, daß Gambetta der Zweigregierung in Tours zugeteilt und sofort auf seinen Posten abgereist sei. In der Tat war er am Morgen mit seinem Freunde Spuller im Luftballon aufgestiegen: ein wichtiges Ereignis! Im Nordosten, unweit der preußischen Vorposten, kam der Ballon zur Erde. Auf einem Bauernwagen fuhr Gambetta nach Amiens, von dort reiste er über Rouen nach Tours, wo er am 9. Oktober eintraf.

Die nächsten vier Monate sind nun die größte Zeit seines Lebens gewesen. Was dieser außerordentliche Mann — so nennt ihn Moltke — in diesen Wochen geleistet hat, das hat seinen Namen für alle Zeiten in die Tafeln der Geschichte, in die Herzen seines Volkes eingegraben. Es fehlt hier der Raum, die einzelnen Operationen, die er veranlaßte, um die Hauptstadt zu entsetzen und den Feind zu vertreiben, vorzuführen. Aber wie er es anfing, Armeen aus der Erde zu stampfen, welche Hindernisse er fand, und wie er sie beseitigte, welche Männer er bei der Ausführung seiner Pläne heranzog, was er erreichte und woran er scheiterte — das sei kurz hervorgehoben.

Mit einem großen Manifest eröffnete er seine Tätigkeit. „Endlich muß man all unsere unerschöpflichen Hilfsquellen aufschließen, abschütteln die Schläfrigkeit unserer Landbevölkerung, Trotz bieten törichter Fieberangst, vertausendfachen den Guerillakrieg, Fallen stellen und Schlingen legen, den Feind in der Flanke beunruhigen, im Rücken anfallen und schließlich den Nationalkampf eröffnen. Die Republik ruft alle zur Mitwirkung auf.“ Mit solchen Worten proklamierte er, wie einst der große Carnot, die levée en masse. Zwar Carnot besaß eine gründliche militärische Vorbildung, und man hatte es 1792 mit uneinigen, schlecht geführten Gegnern zu tun gehabt — aber das übersah Gambetta, oder er wollte es nicht sehen, denn des Gedankens Blässe



Charles Louis de Freycinet.

durfte seine furchtlose Entschlossenheit nicht ankränkeln.

Das erste, was er tat, war, sich auch zum Kriegsminister zu machen und den Ingenieur Freycinet zu seinem Stabschef zu ernennen. Charles Louis de Freycinet wurde nicht nur die rechte Hand Gambettas, man kann ihn vielmehr als den Mann betrachten, der, wenn auch von der Öffentlichkeit wenig bemerkt, die republikanischen Heere und Generale, ja den Diktator Gambetta selbst gelenkt hat. Auch er war nie Soldat gewesen, aber als Schüler des Polytechnikums, als Ingenieur im Bergbau und Eisenbahnwesen war er in praktischen Fachkenntnissen Gambetta weit überlegen. Er teilte mit ihm die durch keine strategische und taktische Erfahrung getrübte Zuversicht auf die eigenen Fähigkeiten; er trat auf als ein Mann, der sich eine so große Begabung für die Geschäfte des Krieges beimaß, daß er keiner militärischen Schule zu bedürfen glaubte. In der Tat besaß Freycinet nur die echt französische Klarheit und Intelligenz, dann aber eine Festigkeit, die sich durch keine Bedrängnisse einschüchtern ließ. Es ist unglaublich, mit welch souveräner Überzeugung von seiner Unfehlbarkeit er die hohen Militärs abkanzelte, welchen Ton der Überlegenheit er gegen Gambetta anschlug. Und es gereicht Gambetta zur Ehre, daß er sich in vielen technischen und strategischen Dingen

von Freycinet leiten ließ, den er mit richtigem Blick als den talentvollsten Gehilfen herausgefunden, dessen unermüdliche Tätigkeit und Organisationsbegabung er täglich zu beobachten Gelegenheit hatte. Und man würde doch sehr irren, wenn man in Freycinets überragender geistiger Arbeit eine Schmälerung der Bedeutung Gambettas erkennen wollte. In den Dingen der Politik und ganz besonders in dem furchtbaren Ringen feindlicher Mächte hat noch stets der Charakter mehr als der Intellekt, der Wille mehr als der Verstand gegolten. Was auch Freycinet ersann, Gambetta übernahm doch die Verantwortung für die Ausführung, die um so furchtbarer war, als hier ein Diktator mit selbstherrlicher Gewalt über das Leben Hunderttausender gebot; er trat mit seinem Namen für die Entschlüsse ein, er verschaffte den Befehlen Freycinets den Gehorsam, den sie sonst nicht gefunden hätten, denn er besaß die geheimnisvolle Kraft einer inneren Glut, die sich die Seelen anderer Menschen dienstbar machte.

Um genau zu erkennen, was Gambetta als Organisator geleistet hat, muß man sich zuerst klarmachen, wie es mit den Verteidigungskräften Frankreichs stand, als er am 10. Oktober das Kriegsministerium übernahm. Paris war so eng eingeschlossen, daß es, außer durch Luftballons und Brieftauben, mit dem Lande in keiner Verbindung stand. 200000 Mann waren schon in deutscher Gefangenschaft, in dem belagerten Metz hatte Bazaine seinen letzten vergeblichen Ausfall gewagt, seine Kapitulation mit 150000 Mann stand demnächst bevor. An der Loire besetzten in diesen Tagen die Bayern Orleans, ein französisches Heer von 25000 Mann zog sich dort geschlagen zurück. Im Osten war ein nicht stärkeres Korps mit leichter Mühe von den Vogesen bis Besançon zurückgetrieben worden. Im Westen waren 30000 Mann Nationalgarden in der Bildung begriffen, kaum bewaffnet und eingeteilt; im Norden endlich gab es noch gar keinen feldtüchtigen Truppenkörper. Also im ganzen kaum 40000 Mann regulärer Truppen, etwa ebensoviel Nationalgarden, einige tausend Reiter, hundert Geschütze — das alles in ziemlich verwahrlostem Zustande. Vergleichen wir damit, was Gambetta in einem Vierteljahr geschaffen hat: 600000 Mann erschienen im Felde in zwölf völlig neugebildeten Armeekorps. So hastig sie zusammengeballt waren, so hatten sie doch eine treffliche Bewaffnung mit Hinterladern, die zum Teil in England und Amerika für 20 Millionen Franken gekauft waren. Auch die übrige Ausrüstung war fast durchweg vorzüglich: die reichen Hilfsquellen des unerschöpflichen französischen Wohlstandes lieferten alles in Fülle. Die Bekleidung war aus weichen Tuchen bequem und zweckmäßig gearbeitet, das Wagenmaterial, die Schanzmittelfahrzeuge brauchbar und praktisch. Freilich liefen auch schlimme Dinge mit unter. So machten Mobilgarden bei Coulmiers einen Bajonettangriff und hatten keine Bajonette; so sollen englische Lieferanten bei dem Schuhwerk betrogen haben, und man hörte die Soldaten der Nordarmee ingrimmig klagen über die Stiefel von Pappdeckeln, die sich nach fünf Tagen in Schmutz auflösten. Anderes Schuhwerk war in der Eile schlecht ausgeteilt; so schnitten sich von Bourbakis Soldaten viele die Spitzen der Schuhe ab, weil sie zu eng waren — man denke, bei zwanzig Grad Kälte! Von mangelhafter Verpflegung war keine Rede: die Vorräte, welche die Deutschen in Biwaks, Bahnhöfen, Festungen erbeuteten, stellten der Verwaltung ein gutes Zeugnis aus; sie war ehrlich und unermüdlich, während die Intendanten Napoleons am Anfang des Krieges nur Beweise vom Gegenteil gegeben hatten. Wenn die Deutschen ein französisches Lager erbeuteten, sahen sie oft zu ihrem Staunen, daß die Besiegten besser als die Sieger auch im Kriege die Bequemlichkeiten des Lebens befriedigten. Und während auf deutscher Seite nur zu oft mit leeren Magen Tag und Nacht marschiert und gefochten wurde, fanden es französische Blätter unerhört, daß die Mobilgarden im Lager von Orleans keinen Zucker zum Kaffee hatten. Natürlich blieb auch auf französischer Seite die Not nicht aus, wenn die angehäuften Lebensmittel und Munitionsmassen nicht schnell genug zu den kämpfenden Truppen gelangten, wenn die Wege ungangbar, die Eisenbahnzüge überfüllt oder die Rückzugslinien der Armeen nicht bekannt waren.

Von der fieberhaften Tätigkeit, mit der im ganzen Lande für den Krieg gearbeitet wurde, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Es wurden zuletzt täglich 1000

Gewehre und 1500000 Patronen angefertigt. Im ganzen sind 1400 Stück Kanonen hergestellt und mit Bedienung und Bespannung den Korps zugewiesen worden. 15000 gute Korten, die der kaiserlichen Armee gefehlt hatten, wurden unter die Offiziere verteilt. Praktische Zünder für Granaten, Zündnadeln für die Chassepots, Mitrailleusen — alles wurde im Lande fabriziert.

Die Hauptsache aber blieb doch die Aushebung der neuen Truppen. Am 2. November erließ Gambetta ein Dekret: „Alle Waffenfähigen von einundzwanzig bis vierzig Jahren werden mobil gemacht. Diese Organisation muß am 19. November vollendet sein." Dann wurden überall große Lager errichtet, wo die Mannschaften versammelt, gedrillt und kriegstüchtig ausgebildet wurden. Neben diesen regulären Armeen wurde das „Hilfsheer" geschaffen, die Nationalgarden und Freikorps, die selbständig oder auch mit jenen zusammen operieren sollten.

Wie kam es nun, daß solche Dekrete, die mit wenig Worten Hunderttausende aus dem Boden zaubern wollten, nicht bloß auf dem Papier blieben, sondern sich in Taten umsetzten? Doch vor allem, weil die nationale Erhebung Hand in Hand ging mit der Tüchtigkeit selbständiger Männer.

Ein Beispiel. Der Marinekommandeur Jaurès erhielt folgende Order: „Sie werden aus Mobilisierten ein Korps von 50000 Mann bilden, das sich das einundzwanzigste nennen wird. Sie werden auch Artillerie formieren, und zwar achtzehn Batterien. Suchen Sie selbständig ohne uns auszukommen." Am 20. November übernahm Jaurès den Befehl, kaum drei Wochen später kämpfte er bereits mit seinem richtig auf die Beine gebrachten Korps bei Beaugency. Auf diese Weise sind in der Provinz wohl eine Million Streiter erstanden, dazu eine halbe Million in Paris, eine halbe Million in Deutschland und der Schweiz in Gewahrsam — das sind zwei Millionen Mann, die Frankreich während des Krieges bewaffnet hat, ein Ergebnis, „für den Patriotismus der Franzosen ganz außerordentlich günstig", wie ein deutscher Militärschriftsteller urteilt.

Aber — wenn es nicht an Menschen, an Geistes- und Willenskräften, an Opfermut und Energie fehlte — eines konnte

General Chanzy.

man doch nicht aus dem Stegreif bilden: ein Offizierkorps. Man verordnete, daß außerordentliche Beförderungen erlaubt, daß Offiziersrang auch an Personen erteilt werden solle, die der Armee nicht angehörten; und ohne Frage wurde der Wetteifer angeregt, wurden junge ehrgeizige Leute zu höchstem Eifer angespornt, wurde auch dem großen Mangel an Offizieren durch den Eintritt von Volontärs, Beamten und Fremden abgeholfen; aber damit konnte man noch immer keine erfahrenen Führer bekommen, die in Sieg und Niederlage ihre Leute geschlossen zusammenhielten, die, wie bei uns, die ersten beim Angriff, die letzten auf dem Rückzug waren. Es rächte sich doch, wenn Gambetta und Freycinet die hergebrachten Regeln, die Hierarchie des Militarismus, mit souveräner Verachtung behandelten. Es war, als wenn diese Zivilisten von vornherein auf das Offizierkorps wie auf eine beschränkte Berufsklasse herabblickten, die von den Helden der Feder geistig gelenkt werden müsse. Sie umgaben sich mit einem Stab von Schriftstellern, Gelehrten, Industriellen. Selbst die Generalstäbe der Korps bestanden überwiegend aus Zivilisten; das vierundzwanzigste Korps hatte allein vierzig Generalstabsmitglieder: seine Leistungen waren

denn auch danach. Es zeigte sich nur zu bald das, was Moltke als dilettantische Kriegsführung bezeichnet hat. An Eifer ließen es ja alle diese Faktoren des Revolutionskrieges nicht fehlen; an Stelle der früheren Nachlässigkeit war eher ein Zuviel getreten, dem Schlendrian wurde gründlich der Garaus gemacht; dafür sorgte schon Gambetta, daß ein Versumpfen der Kriegführung nicht eintreten konnte.

Er und Freycinet wurden nicht müde, Pläne zu entwerfen, Ratschläge zu geben, die Heerführer durch Befehle, Mahnungen und Rügen zu hetzen und zu kränken. Sie depeschierten, redigierten, manifestierten unaufhörlich. Aber sie manövrierten auf der Karte, als wenn sie nicht mit ungeübten Mannschaften, sondern mit kriegsgewohnten Kerntruppen zu tun hätten, sie rechneten auf dem Papier mit Zahlen statt mit lebendigen Kräften. Zwar der Vorwurf, vom grünen Tisch Unpraktisches und Unmögliches dekretiert zu haben, trifft Freycinet, nicht Gambetta; der Diktator war vielmehr unermüdlich darin, an Ort und Stelle selbst zu sehen, zu raten, zu treiben; bald war er in Tours, bald in Besançon, bald an der Rhone, bald in der Bretagne, bald auch in Glatteis und Schneegestöber auf den Kriegsschauplätzen: er wollte sehen, ob Freycinets Verfügungen ausgeführt wurden, wobei er nur zu oft sich überzeugte, daß dies unmöglich sei. Über die Art dieser Kriegsleitung hören wir am besten Moltke selbst. Er sagt: „Ihre nachdrückliche, aber dilettantische Befehlsführung ist Frankreich teuer zu stehen gekommen. Mit seltener Tatkraft und unerschütterlicher Beharrlichkeit wußte Gambetta die ganze Bevölkerung des Landes zu bewaffnen, nicht aber die ins Leben gerufenen Scharen nach einheitlichem Plane zu lenken. Ohne ihnen Zeit zu lassen, sich zu kriegstüchtigen Truppen heranzubilden, schickte er sie, mangelhaft ausgebildet, mit rücksichtsloser Härte in unzusammenhängenden Unternehmungen gegen einen Feind, an dessen fester Fügung ihre Tapferkeit und Hingebung zerschellen mußten. Er verlängerte den Kampf mit allen Opfern auf beiden Seiten, ohne das Schicksal zugunsten Frankreichs zu wenden."

Wer wollte sich unterfangen, die Richtigkeit dieser wenigen und doch wieder das Wesentliche treffenden Worte des großen Schlachtendenkers anzufechten? Und doch, was vom militärischen Standpunkt verwerflich ist, kann von einem höheren, dem der nationalen Ehre, nicht nur entschuldbar, sondern sogar eine sittliche Forderung sein. Davon will ich am Schluß noch sprechen. Hier möchte ich mir aber gegen Moltke einzuwenden erlauben: erstens, daß Gambetta den Truppen nicht zur kriegstüchtigen Ausbildung Zeit lassen konnte: unterdes hätten die Deutschen Frankreich ja zum Frieden gezwungen; zweitens, daß es richtig war, wenn er die neuen Heere immer wieder rücksichtslos gegen den Feind schickte; denn die Erfahrung lehrt, daß man gerade junge, ungeübte Truppen in steter Offensive verwenden muß, weil sie in langwieriger Defensive leicht den Mut verlieren und auseinanderlaufen; und zumal bei dem altbekannten französischen Soldatencharakter konnte Gambetta von dem ersten Elan der Begeisterung noch am ehesten Erfolge erhoffen, nie aber von abwartender Verteidigung, wozu Ausdauer und Disziplin nötig ist. Er hatte ja im ersten Teil des Krieges genügend an den Generalen Napoleons gesehen, wohin die Defensive führte; er hatte von den Deutschen gelernt: die beste Deckung sei der Hieb; er glaubte, daß die Vaterlandsliebe diesen jungen Mannschaften ersetzen würde, was ihnen an Mannszucht gebrach. Allmählich sah er ein, daß dies unmöglich sei. Darum wäre es auch ein Gemeinplatz, wollte man sagen, die Deutschen hätten durch ihre höhere Tapferkeit den Sieg errungen. Mit solch einer Phrase hat man noch nicht entfernt das Unvergleichliche bezeichnet, was dieses deutsche Heer im Winter 1870 geleistet hat. Am besten kann ein Wort, das Kaiser Wilhelm I. früher einmal geschrieben hat, dazu dienen, uns klarzumachen, warum alle Anstrengungen Gambettas, alles Ringen seiner Generale, aller guter Wille seines Volkes scheitern mußten: „Mut und Tapferkeit sind Eigenschaften, die allen Menschen mehr oder weniger angeboren sind; sie aber unter allen Mühseligkeiten und Entbehrungen des Krieges aus Pflichtgefühl sich zu erhalten und im entscheidenden Augenblick in fester Form zur Ausübung zu bringen: dazu gehört eine längere Erziehung, und nur, wenn dies alles in gehörige Wechselwirkung gebracht ist, wird der Soldatengeist geschaffen."

Dies Pflichtgefühl, das durch nichts zu erschüttern ist, diesen Soldatengeist, der das

Gambettadenkmal von Aubé auf dem Karussellplatz in Paris.

Unerhörte leistet, als wenn es sich von selbst versteht — das konnte Gambetta freilich nicht schaffen. Aber werden wir ihm verargen, wenn er hierbei irrte, wenn er immer wieder versuchte, das Geschick des Krieges zu wenden? Und war es denn so gering, was er erreichte? Es hat in den Kämpfen um Orleans Momente gegeben, wo den Deutschen so ernste Gefahr drohte wie niemals im ersten Abschnitt des Krieges; die Unternehmungen Gambettas — besonders auch jener östliche Angriff Bourbakis gegen General Werder — haben entschieden mehr Sinn und Verstand gehabt, den Deutschen mehr zu schaffen gemacht als die kopflosen Pläne und Märsche der Strategen Napoleons; vor allem aber ist man heute darüber einig, daß die republikanischen Heerführer, meist jung und unbekannt, den berühmten kaiserlichen Marschällen überlegen waren an Mut, Tätigkeit und militärischem Scharfblick.

Die glückliche Begabung Gambettas, tüchtige Talente herauszufinden und auf den gebührenden Posten zu stellen, ist gar nicht zu verkennen: die Namen Crémer, Crouzat, Jauréguiberry sprechen dafür. Man wirft ihm vor, daß er den Oberbefehl nicht an einen Militär abgetreten habe: aber ein siegreicher

General hätte sich alsbald selbst zum Diktator und der Republik ein Ende gemacht. Man tadelte ihn — und zwar mit Recht —, daß er tapfere Führer, wie d'Aurelle de Paladines, ungerecht und schmählich behandelt habe; aber man wird zugeben, daß er sie oft durch bessere ersetzt hat. Die wirklich hervorragenden hat er nicht gehindert, sondern gewähren lassen: dem beharrlichen Faidherbe hat er im Norden ganz freie Hand gegeben; vor allem hat er jenen schneidigen, nicht totzumachenden Chanzy in seiner Bedeutung erkannt, von dem Moltke sagt, daß er wohl der tüchtigste von allen Führern war, welche die Deutschen im Felde zu bekämpfen hatten. Alle Kräfte zum Widerstand zu stärken, das ist, was Gambetta allein im Auge hatte; dabei kam es ihm nicht auf Rücksichtslosigkeit an, dazu war ihm jedes Mittel recht. Man hat ihm seine Depeschen und Manifeste verargt, die es nicht stets mit der Wahrheit hielten. Wenn er verkündet: „Ihr habt die Mecklenburger vernichtet, die Bayern existieren nicht mehr, der Rest ist schon von Angst und Lässigkeit angefressen; harren wir aus, und wir werden diese Horden mit leeren Händen heimschicken!" so klingt das deutschen Ohren allzusehr nach Rodomontaden. Aber vergessen wir nicht, wer er war und zu wem er sprach: der Südfranzose ist immer etwas Bramarbas und Aufschneider; der romanische Volkscharakter verlangt Schein und schöne Worte. Sollte Gambetta durch die strenge Wahrheit Mut und Hoffnung knicken? Hatte nicht auch der große Napoleon den Sieg schon vorher verkündet, um ihn desto sicherer zu erlangen?

Allerdings mußten diese Flunkereien allmählich ihre Kraft verlieren; der Widerspruch zwischen der unentwegten Schönfärberei Gambettas und dem Unheil der wirklichen Lage konnte auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Noch Ende Dezember malte er — durch Brieftaubenpost — den Parisern den Zustand der Armeen in rosigstem Licht; und als Paris kapitulierte, Chanzy vernichtet, Bourbaki in die Schweiz getrieben war — selbst da war Gambettas Kriegswut mitnichten gebändigt. In einem dröhnenden Manifest am 31. Januar ruft er: „Die Fremden werden Frankreich nicht verstümmeln dürfen; wir werden wieder erstarken und den Feind vertreiben! Zu den Waffen, zu den Waffen!" Die Furcht, daß es nun doch zum Frieden kommen würde, bewog ihn zu einem letzten Gewaltakt.

Sein Kollege Jules Favre hatte nämlich mit Bismarck festgesetzt, daß während des Waffenstillstands eine freigewählte Versammlung in Bordeaux zusammentreten und zwischen Frieden oder weiterem Krieg entscheiden solle. Dies mußte Gambetta jetzt wie früher verhindern: so erließ er ein Dekret, in dem er als nicht wählbar alle bezeichnete, die unter Napoleon Ämter und amtliche Kandidaturen bekleidet hatten; dadurch konnte er eine Majorität seiner Genossen erhalten und die Fortführung des Krieges durchsetzen. Da richtete aber Bismarck an Gambetta und Favre sehr ernste Noten, die gegen die Beschränkung der versprochenen Freiheit der Wahlen protestierten. Favre erkannte an, daß Gambetta den Vertrag verletzt habe, und dieser mußte den Widerruf seines Erlasses hinnehmen. Das war das Ende seiner Diktatur. Am 6. Februar legte er seine Ministerien nieder. Am 1. März beschloß die Nationalversammlung den Frieden.

Gambetta war von zehn Departements in dies Parlament gewählt worden; er hatte die Wahl des Oberrheinbezirks angenommen. Er stimmte gegen den Frieden und legte sein Mandat nieder, da sein Wahlkreis an Deutschland abgetreten war. Dann zog er sich zurück. Seinem alten Kollegen Thiers, der den Frieden durchgesetzt hatte, überließ er die Präsidentschaft und den Kampf gegen die Kommune.

Erst im Juli 1871 aufs neue gewählt, trat er wieder in die Versammlung ein. Seine Stellung war sehr schwierig. Als Führer der äußersten Linken mußte er von der monarchischen Rechten die heftigsten Angriffe auf seine Diktatur hören; aber ungeschreckt trat er ihnen entgegen. Auf seinen Rundreisen agitierte er mit altem Eifer gegen die Feinde der Republik, durch Massenpetitionen wollte er die Auflösung dieser reaktionären Kammer erreichen. Aber trotzdem sah er, wie der geheime Bund aller Monarchisten immer weitere Fortschritte machte.

Thiers mußte 1873 abdanken, und Mac Mahon wurde Präsident, von dem seine Freunde die Restitution des Königtums erwarteten. Da hielt es Gambetta doch für geratener, in gemäßigtere Bahnen einzulenken, um eine Vereinigung aller aufrichtigen

Hauptgruppe des Gambettadenkmals in Paris.

Republikaner zu erzielen. Sie nannten sich die Opportunisten; sie wollten nicht mit dem Kopf durch die Wand, sondern die Herrschaft des Demos allmählich durch weise Gesetze gegen alle Anfechtungen sicherstellen. So stimmte Gambetta auch für die neue Verfassung von 1875, obgleich er mit der Einführung einer ersten Kammer, des Senats, anfangs nicht zufrieden war; als aber die Vertreter der Gemeinden zur Wahl der Senatoren mitberufen wurden, feierte er diesen Wahltag als den Triumph der Demokratie.

Kein Wunder, wenn seine radikalen Genossen von der äußersten Linken ihn bereits als einen Abtrünnigen, einen Feind der wahren Freiheit, als einen Ehrgeizigen, der selbst nach der Herrschaft strebe, verdächtigten. Desto mehr scharten sich alle Gemäßigten um ihn, die von ihm den Schutz der Ordnung gegen alle Feinde von rechts und links erwarteten. So vollzog sich sein Übergang zur Bourgeoisie, den man ihm auch äußerlich anmerkte: aus dem hageren, feurigen, unruhigen Demagogen war ein behäbiger Lebemann mit stattlichem Embonpoint geworden. Bei den Wahlen von 1876 errang er wieder einen glänzenden Sieg: in vielen großen Städten gewählt, nahm er für das Pariser Arbeiterviertel Belleville an.

Als unumschränkter Führer von dreihundert Deputierten trat er in die Kammer ein: man nannte ihn spöttisch den „Dauphin". Jetzt galt es alle Kräfte zu sammeln für die schwere Krisis, die den Bestand der Republik bedrohte. Gambetta bezeichnete den Ausfall der Wahlen als die Auflehnung des französischen Geistes gegen den Ultramontanismus; er deckte auf, welche Fortschritte die päpstliche Gewalt, die Jesuiten und Römlinge in Frankreich in den letzten Jahren gemacht hatten, wie alle mit der Republik Unzufriedenen von dorther Weisungen erhielten und der Präsident Mac Mahon nur ihr Werkzeug sei.

Am 3. Mai 1877 entwarf er in der Kammer in gewaltiger Rede ein Bild von den Umtrieben der Klerikalen und schloß mit dem Kampfeswort: „Der Klerikalismus — das ist der Feind!" Nun löste Mac Mahon die Kammer auf und ließ mit allen Mitteln amtlichen Druckes auf eine neue reaktionäre hinarbeiten. Aber Gambetta prophezeite am 15. August zu Lille in einer berühmten Rede: „Wenn Frankreich seine souveräne Stimme erhebt, wird es heißen: Se soumettre ou se démettre!" (Gehorchen oder zurücktreten!) Für diese Worte wurde er vom Pariser Gericht zu drei Monaten Haft verurteilt; aber die Regierung wagte nicht, das Urteil vollstrecken zu lassen.

Und Gambetta behielt recht. Nachdem die Wahlen trotz alledem eine republikanische Majorität ergaben, nachdem die Berater Mac Mahons vergeblich einen Staatsstreich versucht hatten, mußte der Präsident durch Berufung eines rein republikanischen Kabinetts seine Unterwerfung bekennen. Im Januar 1879 dankte er ab, Grévy trat an seine Stelle, und Gambetta wurde zum Präsidenten der Kammer gewählt. Das neue Ministerium Waddington war ganz in seinem Sinne gebildet, so daß er die Regierung lenkte, wie er auch schon die Verwaltung beherrschte, ohne doch verantwortlich zu sein. Unter stürmischem Beifall verkündete er, daß jetzt, nachdem der Hader der Parteien dem Siege der Republik gewichen, die Zeit gekommen sei, an organische Schöpfungen, besonders im Heer- und Schulwesen, zu denken. Wie er sich diese wünschte, lehrt ein früherer Ausspruch, der uns Gambetta frei von nationalen Vorurteilen zeigt: „Übrigens haben wir seit langem nichts mehr, was wir anderen Völkern mitteilen könnten, wir haben vielmehr von ihnen zu lernen: von England haben wir zu entlehnen die Preßfreiheit, das Vereins- und Versammlungsrecht. Unseren harten Siegern, den Deutschen, haben wir zu entlehnen die wirkliche Allgemeinheit der Dienstpflicht mit der wirklich allgemeinen Schulpflicht."

Aber was Frankreich von den Deutschen lernte, sollte doch nur dazu dienen, ihm seine alte Übermacht über sie zurückzugeben. Schon glaubte Gambetta die Zeit gekommen, die Revanche-Idee wieder aufzunehmen, wie man das wohl schon lange von ihm erwartet hatte. Im Sommer 1880 setzte er zuerst eine allgemeine Amnestie der verurteilten Kommunemitglieder durch, womit er auch seine radikalen Wähler von Belleville wieder versöhnen wollte. Darauf kündigte er das Bastillefest am 14. Juli an, als den großen Nationalfesttag, wo die neuen republikanischen Fahnen der Armee verliehen werden sollten. Im August reiste er dann mit Grévy zur Flottenschau nach Cherbourg. Auf dem Bankett der Handlungsreisenden hielt er dort seine berühmte Rede, wo er in feurig-chauvinistischem Tone der Jugend das verführerische Bild der Vergeltung und des Sieges ausmalte. Und nun begann er emsig in die äußere Politik einzugreifen, um das Prestige Frankreichs im Rate Europas zu erhöhen und durch Allianzen seine Stellung zu stärken. Schon plante er einen Bund mit England und Rußland gegen Deutschland; er stürzte seinen einstigen Freund Freycinet, da dieser als Minister des Äußeren auf seinen Plan, durch Unterstützung der Griechen gegen die Türken einen Weltkrieg zu erregen, nicht eingehen wollte.

Im Mai 1881 wurde dann der Vertrag mit Tunis geschlossen, der den Italienern diesen wichtigen Punkt wegschnappte und sie mit heftigem Groll gegen Frankreich erfüllte. Man sieht: die Bahnen, in denen noch heute sich die französische Politik bewegt — sie sind von Gambetta im großen und ganzen schon vorgezeichnet worden.

Und doch zögerte er noch immer, an die Spitze des Ministeriums zu treten. Er fürchtete wohl, zu früh verbraucht zu werden: er wollte sich für einen entscheidenden Moment aufsparen. Aber kein Zweifel, daß seine Stellung, sein ungeheurer Einfluß bei völliger Verantwortungslosigkeit jede geord-

nete Regierung lähmen mußte. Man warf ihm vor, überall seine Anhänger in die guten und bedeutenden Ämter zu bringen, wodurch Nepotismus und Strebertum in der Verwaltung, selbst im Heere überhandnahmen.

So war allmählich rechts und links eine bedrohliche Gegnerschaft gegen Gambetta entstanden, die nur darauf wartete, ihn zu Fall zu bringen. Und Gambetta seinerseits hielt es für an der Zeit, eine Machtprobe zu wagen. Er warf plötzlich eine neue Art der Abstimmung, das sogenannte „Listenstrutinium", in die Diskussion. Bisher wurden die Abgeordneten zur Kammer in den kleineren Bezirken gewählt. Gambetta beantragte nun, daß zukünftig das ganze Departement eine Anzahl Deputierter nach einer vorher aufgestellten Liste wählen sollte; dadurch wollte er die lokalen Einflüsse beseitigen, das ganze Wahlgeschäft zentralisieren, die Entscheidung einem Pariser Ausschuß unter seiner Direktive sichern, kurz, in einer allezeit gefügigen Kammer es zu einer parlamentarischen Diktatur bringen. Im Mai ging dieser Antrag in der Kammer durch. Gambetta, der dann in seine Vaterstadt Cahors reiste, wurde überall von den Behörden wie ein Herrscher empfangen. Im Juni aber lehnte der Senat die Listenwahl ab. Nun verkündete Gambetta eine völlige Revision der Verfassung nebst der Umbildung des Senats als Parale für den Wahlkampf. Und als durch die Neuwahlen die Zahl seiner Anhänger auf zwei Drittel aller Deputierten gewachsen, da endlich war die Stunde gekommen, wo Gambetta die Oberleitung nicht länger ablehnen konnte. Am 14. November 1881 bildete er das „große Ministerium", zur Freude seiner Feinde, die ihn bald unschädlich zu machen hofften. Von Anfang an stieß er auf eisige Zurückhaltung, auf Mißtrauen und Übelwollen.

Machtlos sah er sich einer Verschwörung von Radikalen und Reaktionären gegenüber, an deren Spitze jener später so berüchtigte Schwiegersohn Grévys, Wilson, stand. Am 26. Januar legte Gambetta dann sein Reformprogramm vor; in einer seiner großartigsten Reden entwickelte er seine Ziele, rechtfertigte er sein Vorgehen. Er schloß: „Etwas gibt es, was ich höher stelle als jeden Ehrgeiz, das ist das Vertrauen der Republikaner, ohne das ich nicht vollenden kann, was — ich habe einiges Recht, das zu sagen — meine Aufgabe in diesem Lande ist: die Wiedererhebung des Vaterlandes." Aber trotz alledem wurde die Listenwahl abgelehnt, und er legte sofort sein Ministerium nieder, nachdem er kaum zehn Wochen an der Spitze gestanden hatte.

Seine Feinde jubelten; aber es war klar, daß ein Mann wie Gambetta nicht so rasch verbraucht war, wie sie dachten. Ihr Mittel, ihn als den Tyrannen zu verdächtigen, der an die Spitze einer cäsaristischen Republik treten und an die Stelle der Freiheit seinen Willen setzen wolle, konnte nur so lange helfen, als die Lage des Staates es erlaubte, Nullen und Maulhelden schalten zu lassen, statt verdienter Männer.

Noch war Gambettas Macht nicht gebrochen. Im Juli stürzte er nochmals seinen Nachfolger, Freycinet. Im neuen Ministerium Duclerc waren fünf Minister seine politischen Freunde. Wir wissen, daß Bismarck im Oktober 1881 den Besuch Gambettas in Varzin erwartete, um sich mit ihm zu besprechen; neuerdings ist die oft widerlegte Fabel von ihrer Zusammenkunft wieder aufgewärmt worden. Eine Gefahr für Deutschland bedeutete doch immer der Ehrgeiz dieses Mannes.

Schon hieß es, Gambetta bereite den Sturz des Präsidenten Grévy vor, als ganz plötzlich sein Ende hereinbrach. Über der Katastrophe, die zu seinem Tode führte, hat lange Jahre hindurch ein Dunkel geschwebt, das auch durch neuere Enthüllungen nicht zerstreut ist. Nach ihnen wurde Gambetta am 26. November 1882 in seiner Villa bei Paris von einer früheren Geliebten, Leonie Léon, durch einen Revolverschuß am Arme verwundet. Durch Erkältung kam eine Entzündung hinzu, deren böser Verlauf Gambetta furchtbar schnell aus seiner Bahn riß. Sein Leichenbegängnis am 6. Januar 1883 fand in feierlichem Gepränge auf Staatskosten statt. Auf den Wunsch seines Vaters wurde die Leiche nach Nizza gebracht und dort bestattet. An seiner Bahre mochten auch die Feinde fühlen, daß der feurigste Redner, der glühendste Patriot der Nation entrissen sei.

So endete Gambetta. Echt französisch, wie sein Leben, war auch sein Tod. Vierundvierzig Jahre alt, in voller Manneskraft, wurde er von seinem Geschick ereilt. Da

kann man sich wohl die Frage vorlegen, was aus ihm und was er seinem Lande geworden wäre, wenn er länger gelebt hätte. Es ist unzweifelhaft, daß er schließlich doch die höchste Würde der Republik, die Präsidentschaft, erklommen hätte. Aber ob er längere Zeit am Ruder geblieben wäre, ob er sein Volk so weit hätte kräftigen und reinigen können, um den schweigenden Gedanken seiner Nation zur Tat zu machen, um das Ziel seiner Sehnsucht, die Revanche, zu erreichen — wer wollte das entscheiden? Sicherlich, kein anderer wäre wiederum der Führer, der Diktator gewesen als Gambetta, wenn die Stunde der Erhebung, der Vergeltung geschlagen hätte. Aber sehr wahrscheinlich, daß er vorher dem Neide seiner Feinde auf der Rechten und der Linken, den Monarchisten, Ultramontanen und Radikalen, erlegen wäre, daß auch er in Boulangismus, Panamismus, Dreyfusismus, im Sumpfe der Intrige und Verleumdung zu Falle gekommen wäre; denn der törichte Haß gegen jede den Durchschnitt überragende große Persönlichkeit wuchert nirgends verderblicher als in demokratischen Staaten; er hätte auch ihn vor der Zeit zu den Toten geworfen. Statt solcher müßigen Fragen, müßig besonders bei einem so unberechenbaren Volke wie die Franzosen, sei noch einmal zusammengefaßt, was Gambetta seiner Nation gewesen ist und worin seine Größe bestanden hat.

Als 1870 Napoleon bei Sedan gefangen, als das kaiserliche Heer nach vier Wochen des Krieges unschädlich gemacht war, als das Land dem Sieger offen lag, da war ein großes Gefühl in allen Franzosen lebendig: die nationale Ehre zu retten! Dies waffengewaltige Frankreich durfte die Schmach, in wenig Tagen überwältigt zu sein, nicht ertragen; es wäre sich nichtswürdig vorgekommen, wenn es nicht sein Alles, sein Letztes an seine Ehre gesetzt hätte. Jetzt sollte man Frieden schließen, wohl gar Land abtreten, wo noch Millionen von kräftigen Männern und Jünglingen keine Hand zur Verteidigung gerührt hatten? Das durfte nicht sein: dies Gefühl war mächtig in alt und jung, hoch und niedrig. War auch der Feind noch so stark, war die Aussicht auf Sieg auch gering, der Versuch mußte gemacht werden, die Schmach abzuwenden! Alle die Tausende Waffenfähiger warteten auf den Mann, der ihnen Waffen geben, dessen Wort ihre Arme lenken sollte zum befreienden Schlag.

Da erstand ihnen Gambetta. Durch ihn geschah, was not tat. Nicht ob der Erfolg dem Kampfe lohnen würde, durfte er fragen, auch nicht nach der Zahl der Opfer. In solchen Zeiten zeigt sich, wie wenig das Leben des einzelnen gilt. Denn wie wäre es Gambetta möglich gewesen, seine Armeen zu bilden und in die Schlacht zu führen, wenn seinem Aufruf nicht die Sehnsucht und das Ehrgefühl der Nation entsprochen: er wäre elend gescheitert, wenn er nur aus Selbstsucht und Machtgier gehandelt hätte. Daher muß auch die nüchterne Überlegung verstummen, daß sein ganzer Widerstand ja nichts genützt, daß die Fortsetzung des Krieges nur unnötige Opfer verschlungen habe. Die Dankbarkeit der Franzosen lehrt deutlich, wie wenig dies alles gilt im Vergleich zu dem Größeren, das ihnen Gambetta gewährt hat: nämlich das stolze Bewußtsein, daß sie ohne Erröten ihr Haupt hochhalten können, daß Frankreich nicht entehrt von seiner alten Machtstellung herabgesunken ist.

Auf dem Karussellplatz, an dem schönsten, bedeutsamsten Punkte des alten monarchischen Paris hat die dankbare Republik ihrem Helden Gambetta ein herrliches Denkmal gesetzt; als passende Inschrift hätte man das berühmte Wort jenes echt französischen Königs Franz nach der Schlacht bei Pavia daraufschreiben können: „Alles ist verloren, nur nicht die Ehre.“

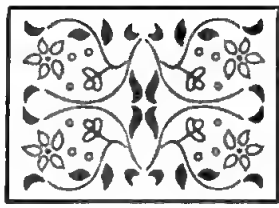
Drüben

Drüben überm Berge
Streut sein Licht der fahle Mond;
Dort in ewiger Mondesnacht
Meine tote Jugend wohnt.

Drüben überm Berge
Bei dem Grab der Königin
Geht verhärmt im Geisterschritt
Meine tote Liebe hin.

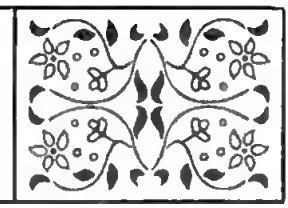
Drüben überm Berge,
Wo die kühlen Tempel sind,
Schluchzt vor meinen toten Göttern
Ein verirrt Gebet im Wind.

Hermann Hesse



Zwei Märchen

Von Georg Ruseler



Zuckerpuppe

Es ist schon einige Zeit her, da war ein feiner Junge, der hatte eine Haut, die war so weiß wie das Tuch, womit seine Mutter den Tisch bedeckte, und dazu ein Herz, so weich wie die Butter im Sommer, und endlich ein paar Augen, die hafteten verzagt am Boden, und wenn es ein wenig blitzte oder hagelte, dann flossen sie über von Tränen.

Das hatten die Knaben auf der Straße bald heraus, und wenn er mit ihnen spielen wollte, trieben sie ihn hinweg und schalten ihn Zuckerpuppe. Das trug er still eine gute Weile, aber sein Herz hieß ihn immer wiederkommen; doch jedesmal scholl es ihm entgegen: „Zuckerpuppe! Seht, dort kommt Zuckerpuppe!"

Da ward es ihm endlich leid; seine Hände ballten sich, und durch seinen Kopf schoß der Gedanke, sie alle zu verprügeln, aber weil ihrer so viele waren, ließ er es bleiben. Das merkten die anderen und rückten ihm flugs aufs Fell, und er schrie, was er schreien konnte, und lief weg. Da ward er ausgelacht, und sie sangen ihm nach:

„Zuckerpuppe, weich wie Butter,
Hängt am Rock von seiner Mutter."

Als Zuckerpuppe das hörte, lief er wirklich zu seiner Mutter und heulte: „Mutter, sie wollen mich verhauen!"

„Sei du nur lieb und artig," tröstete ihn die Mutter, „dann tut dir niemand etwas zuleide."

„Ich will aber gar nicht lieb und artig sein," schrie Zuckerpuppe, „ich will hart und fest sein, mache du mich hart!"

„Das kann ich nicht," sagte die Mutter, „ich bin selber so weich. Geh zum Vater."

Da ging Zuckerpuppe zum Vater: „Vater, sie sagen alle, ich sei weich wie Butter. Mach' mich hart."

„Laß mich zufrieden," antwortete der Vater, „zu solchem Narrenkram hab' ich keine Zeit. Geh zum Schmied."

Da ging Zuckerpuppe zum Schmied und bat ihn: „Lieber Schmied, sie nennen mich Zuckerpuppe. So will ich aber nicht heißen. Schmiede mich hart."

„Ich werde mich hüten," gab der Schmied zur Antwort, „das tut weh, und ich könnte dich zerbrechen."

„Ist denn gar keine Hilfe?" klagte da das arme Büblein.

„Vielleicht doch," sagte der Schmied, „da hab' ich einen Gesellen, von dem sagen sie, er habe schon mit dem Gottseibeiuns am Amboß gestanden und ihm geholfen, die harten Sünder weich zu schlagen. Es ist wohl möglich, daß er es auch versteht, dich hart zu schmieden."

Da ging Zuckerpuppe zu dem Gesellen und sprach: „Guter Gesell, ich bin weich wie Butter, schmiede mich hart."

Der Gesell hatte einen Stelzfuß, aber darauf stand er fester als manch einer auf seinem gesunden Bein; auch fehlte ihm im Kopfe ein Auge, aber das, was ihm geblieben war, funkelte ordentlich vor Schalkheit und List.

Mit diesem einen Auge maß er das Büblein, das vor ihm stand, und rief: „Ja, hart schmieden kann ich dich auch nicht; aber ich will dir raten, zum ersten-, zum zweiten- und zum drittenmal, und wenn du jedesmal genau tust, was ich dir sage, dann wirst du hart wie Eisen, und kein Mensch wird dich fürder eine Zuckerpuppe nennen."

„Sag' deinen Rat, ich will's tun."

„Zum ersten: steig in die Wolken, aber nimm deinen Fuß nicht von der Erde."

„Wie hab' ich das zu verstehen?"

„Wie du dir's denkst. Geh, und komm mir nicht eher wieder vors Auge, bis du es vollbracht hast."

Da ging das Büblein hinaus und erhob seine Augen von der Erde gen Himmel, wo die Wolken ziehen, und es reckte sich gewaltig empor; aber bis dahin konnte es doch nicht langen. Und sieh, es begann zu schreiten und zu wandern, und hatte immer den Blick nach oben gerichtet, da sah es die singenden Lerchen steigen, höher und immer höher, und

konnte ihnen nicht folgen, durfte auch mit den Füßen nicht von der Erde weg.

Als es nun so voller Sehnsucht die Straße zog, da begegnete ihm ein Wanderbursch, und weil ein solcher mehr zu sehen bekommt als ein anderer Mensch, so fragte das Büblein: „Lieber Wanderbursch, sag', wo ist der Ort, da man in die Wolken steigt und doch auf festem Boden bleibt?"

„Geh der Sonne nach, wenn es Mittag ist," war die Antwort, „dann kommst du in das Land, wo die Welt einen Buckel hat, und da kannst du auch in die Wolken steigen."

Das Büblein bedankte sich, und dann hob es wacker seine Füße und kam aus dem flachen Lande weg in jene Gegend, wo die hohen Berge sind, und als es diese sah, da schickte es einen Jauchzer in die Luft und wußte, was zu tun war. Es stieg zuerst durch einen großen Wald, dessen Bäume wurden immer kleiner und kleiner, und dann kam es über eine weite Wiese, die war zuerst ganz grün und ward dann kahler und kahler, und zuletzt kamen die steilen Felsen, und Büblein kletterte die Felsen hinan und war nun in den Wolken und hastete doch noch an der festen Erde. Und als die Wolken sich verzogen, da stand es auf der Spitze des Berges und schaute in die unendliche Ferne, und seine junge Seele ward weit wie sein Blick. —

Als Zuckerpuppe nun wieder an seinen Ort kam, da ging er zu Hinkebein, dem Gesellen, und sagte: „Ich war in den Wolken und blieb doch auf der Erde."

„Ich seh's," erwiderte der Gesell, „dein Auge sucht die Höhen. Mein zweiter Rat ist dieser: Geh übers Wasser, das die Welt umspannt, doch mach' dir deinen Fuß nicht naß."

Da ging das Büblein wieder hinaus und begann zu suchen, was ihm geheißen war, konnte es aber nicht finden.

Da fragte es die Leute, die am Wege wohnten: „Ihr guten Leute, gebt mir kund, wo ist das Wasser, das die Welt umspannt?"

Da sagten die Leute: „Steck' deine Nase in den Nordwind, der über die Wiesen kommt, und lauf und lauf, dann kommst du an das Wasser, das die Welt umspannt."

Das tat das Büblein, und es dauerte nicht lange, da kam es an das große, große Meer, und es setzte seine Füße hinauf und wollte darauf gehen; aber siehe, da sank es ein. Da lag am Ufer ein stolzes Schiff, und Büblein fragte die Schiffer: „Könnt ihr auf dem Wasser gehen?"

„Ja," antworteten sie, „mit hölzernem Schuh. Willst du mit? Es geht aber um die Welt."

„Weiter will ich auch gar nicht," erklärte das Büblein, stieg flugs in das Schiff und fuhr mit um die Welt. Und der Wind spielte mit dem Schiff und schaukelte es und schob es vor sich her, wie ein Knabe seinen Schlitten schiebt. Aber zuweilen erzürnten sich Wind und Schiff, und dann ward jener zornig und blies die Backen auf und schlug mit seinen Händen ins Meer, daß es wogte und spritzte, und dann faßte er das Schiff bei den Masten, daß sie krachten, und wollte es tief versenken bis auf den dunklen, dunklen Grund. Dann halfen die Menschen, die darauf waren, dem guten Schiff, und das Büblein half auch, bis der Wind seinen Koller vergaß und sein Atem wieder ruhig ging.

So kam Zuckerpuppe um die Welt, und als er wieder am Ufer war, eilte er zu Stelzfuß, dem Gesellen, und sagte: „Ich ging auf dem Wasser, das die Welt umspannt, und schau, meine Füße wurden nicht naß."

„Ich weiß, wo du warst," antwortete der Gesell, „dein Gesicht ward wie die Kastanie, wenn sie reifen will. Aber nun höre das dritte. Geh durch das Feuer, das Land und Leute frißt, und brenn dich nicht."

Da hielt das Büblein seinen Finger in das Schmiedefeuer, das auf dem Herde brannte, zog ihn aber flugs wieder zurück und sagte „au!"

„Ja," meinte der Gesell, „so etwas frißt alles, was sich belecken läßt. Such' anderswo."

So ging das Büblein denn zum drittenmal in die Welt und fragte überall: „Wo ist das Feuer, das Land und Leute frißt und mich doch nicht brennen darf?"

Aber das wußte ihm niemand zu sagen. Da ward es sehr traurig und zog immer weiter, und zuletzt traf es auf einen großen Haufen Soldaten, die hatten das Gewehr auf der Schulter, und voran zog der Herr General, der saß zu Pferde.

Da fragte das Büblein wiederum: „Wo ist das Feuer, das Land und Leute frißt und mich doch nicht brennt?"

Hermann Hendrich: Der Reifträger (Riesengebirge). ⊛ Zu A. Koeppen: Hermann Hendrich und seine Tempelkunst.

Digitized by Google

„Komm mit," sagte der Herr General und lächelte, „das will ich dir zeigen, und hast du Glück, so brennt es dich wirklich nicht."

So zog Zuckerpuppe mit in den Krieg. Das war aber schrecklich. Da tanzte der spindeldürre Tod über das Feld, daß es rasselte und klapperte. In der linken Hand hatte er eine Fackel, die glühte blutrot, damit zündete er Städte und Dörfer an, und mit der rechten Knochenfaust langte er in ein Säetuch, das hatte er um den Leib geschlungen, und er streute eine Saat von Kugeln über das Feld. Büblein aber hielt sich wacker; es war klein und flink und schlüpfte zwischen den Knochenbeinen durch und brachte sein Leben davon. Als der Strauß nun zu Ende war, ging es froh nach Haus und kam zu dem guten Gesellen.

„Hier bin ich," sagte es, „ich war im Feuer, das Land und Leute frißt, und gebrannt hat es mich auch, aber nur ein wenig durchs Ohr," und es wies eine Narbe.

„Das macht nichts," entgegnete der Gesell, „aber nun laß sehen, ob dein Herz auch hart geworden ist."

„Versuch's," sprach Zuckerpuppe.

Da holte der Gesell aus und gab ihm mit seiner harten Hand eine Backpfeife, daß die Zähne wackelten, aber Bübleins Herz blieb fest, auch flossen keine Tränen, o nein, es sprang nach einer Eisenstange, schwang sie hoch und rief: „Nun schlag' ich dich zu Grus und Mus!"

„Halt!" rief da das Hinkebein, und seine Stimme klang wie der große Hammer, wenn er auf den Amboß fällt, „halt! Das ist das Lehrgeld, das du mir schuldig warst. Geh hin und duld' es von keinem anderen mehr."

Da bedankte sich das Büblein von Herzen, und dann wandte es sich um und schritt hinaus; denn es hatte ein Verlangen nach Hause. Aber draußen spielten gerade die Buben.

„Ist das nicht Zuckerpuppe?" riefen sie. „Zuckerpuppe, komm, Zuckerpuppe, komm heraus!"

Aber das Büblein reckte sich empor und blitzte sie mit den Augen an, und da liefen sie wie die Hasen, und waren ihrer doch mehr als ein halbes Dutzend, und nachher sagten sie untereinander: „Da sind wir an den Verkehrten gekommen; das ist Zuckerpuppe gar nicht gewesen."

Der Knabe, der ehemals so hieß, ging heim und sagte: „Mutter, ich bin wieder da. Ich habe mich draußen ein Stündlein umgesehen, und mein Herz ist hart geworden wie Eisen. Das kannst du mir aber glauben, ich bin jetzt hungrig wie ein Wolf."

Der vergessene Dichter

Im Himmel pflegt's geruhig herzugehen; denn zufriedene Leut' machen kein Geschrei, ist deshalb auch nicht so viel Aufsicht nötig, wie in den Städten und Dörfern, wo die Menschen wohnen.

Nun könnte man meinen, des Himmels Schutzleute seien die Engel, aber nein, auch die gebraucht der Herrgott nur für die leidige Welt, wo so viel Tücke und böser Zufall herrschen. Da haben sie alle Hände voll zu tun, um zu verhüten und zu verhindern, schlüpft ihnen aber noch manches zwischen den zarten Fingern durch; denn sind der lieben Engel viel, der bösen Teufel sind mehr.

Also die Leut' im Himmel sind von selber fügsam und still; aber alle halbe Jahr schreitet der Herrgott durch die großen Säle und kleinen Stuben, um nach dem Rechten zu sehen, spricht hier ein Wort und spendet dort einen Blick, wie es großer Herren gute Sitte ist.

Einmal kam er in ein Kämmerlein, da saß ganz allein auf einer Bank im Winkel ein Mensch, der ließ den Kopf hangen, hob ihn auch nicht empor, als der Herrgott ihm leise seine Hand auf die Schulter legte.

„Na, das ist ja ganz was Rares," sagte er, „eine betrübte Seele hab' ich hier lange nicht gesehen. Warum bist du denn eigentlich so traurig?"

„Ach, ich hab's gar zu schwer," erwiderte der Mensch, „ich bin ein vergessener Dichter."

Da lächelte der Herrgott ganz leise und meinte: „O je, das ist freilich sehr hart. Aber wenn dich keiner mehr weiß, ich kenne dich wohl. Michel Schmiedlein hast geheißen, und was du schriebst, das ruht in den Büchereien der Welt, aber tief unten in den Kellern oder oben auf den Böden, und da fressen's die Mäuse oder der Moder. Aber woher weißt du denn, daß du so ganz vergessen bist?"

„Ich habe gefragt, am Himmelstor hab' ich gefragt," erwiderte der Ärmste, „gestern und heut' hab' ich all die Seelen gefragt,

die heraufgekommen sind. Aber ich bin wirklich ganz vergessen: keine einzige hat meinen Namen gekannt."

„Was ist ein Name bei euch Menschenkindern," tröstete der Herrgott sanft, „der Enkel weiß nicht mehr, wie sein Ahn und Urgroßvater geheißen hat, wie soll er da euch eitle Poetlein all im Kopf behalten können! Aber komm doch einmal mit."

Da gingen sie wieder an das Tor des Himmels; das ward gerade aufgetan, und herein kamen unter anderen zwei Sachsen, ein Friese, drei Franken und gar ein halbes Dutzend Schwaben auf einen Hieb.

„Hört einmal," sagte der Herrgott da, „kennt einer von euch den Michel Schmiedlein hier, und wer von euch weiß, was man dort unten von ihm sagt?"

„Nix sagt man, und keiner kennt ihn," ist die Antwort gewesen, und als der arme Michel das hörte, ward er noch betrübter als vorher.

Das hat der Herrgott gesehen und gesagt: „Da wollen wir ihn einmal wieder munter machen und ihm eins singen," und flüstert ihnen allen etwas ins Ohr, den Sachsen und den Schwaben und so weiter, und sie nicken und schauen vergnügt darein. Dann hebt der Herrgott den Finger, wie der Kapellmeister den Taktstock hebt, und darauf geht's los:

Das Lieben bringt graß' Freud',
Es wissen's alle Leut',
Weiß mir ein schönes Schätzelein
Mit zwei schwarzbraunen Augelein,
Die mir mein Herz erfreut.

Alle singen das Lied mit heller Stimme, bis auf den Friesen, der brummt bloß, aber er denkt sich doch auch etwas dabei. Und als das nun so frühlingsfrisch durch den stillen Himmel klingt, da kommen aus allen Ecken und Winkeln die Seelen hervor, und als sie sehen, daß der Herrgott selber das Konzert gibt, fallen sie frisch ein und singen mit. Der Michel Schmiedlein ist aber darüber ins Knie gesunken und preßt seine Finger vor die Augen, aber die Tränen laufen dazwischen durch.

Das Lied ist zu Ende.

„Vergib mir, Herr," flüstert da der vergessene Dichter, „mag mein Name auch verklungen sein, ich bin zufrieden, da noch ein Lied, ein einziges Lied von mir lebendig blieb in den Herzen der Menschen."

Die launische Prinzeß

Da war die Prinzessin Siedenschön,
Die wallt' auf die Nacht zum Tanze gehn.
Der Schuster maß ihr die Schuhe an,
Acht blanke Kappen schirrte Johann;
Die Zofe dracht' das drakatne Kleid,
Der Page hielt Schmuck und Blumen bereit.
Ader ach! Ader ach!
Nichts war ihr klein genug,
Nichts war ihr fein genug!
Harch, wie die Winde wehn ... die Winde wehn ...
Siedenschön will nicht zum Tanze gehn.

Da war die Prinzessin Siedenschön,
Die wallt' am Frühmorgen zum Tanze gehn.
Sie trug ein Kleid van Veilchen und Gold,
Das Haar in glänzende Schnörkel gerollt,
Einen Schleier, van dem es wie Silber traff,
Zehn sanfte Schimmel scharrten im Haf.
Ader ach! Ader ach!
Kleid, Karaff', Stieselein,
Alles sollt' größer sein!
Harch, wie die Winde wehn ... die Winde wehn ...
Siedenschön mag nicht zum Tanze gehn.

Da war die Prinzessin Siedenschön,
Die muß nun darfuß zu Tanze gehn.
Das Geld ist vertan, verkauft das Schloß,
Davangelaufen der Dienertraß.
Sie hüllt sich in ihre Haare ein
Wie in haldige, galdige Schleierlein.
„Ach weh! Ach! Ach!
Nun liegt die Welt verschneit,
Nun irr' ich über die Heid'!"
Harch, wie die Winde wehn ... die Winde wehn ...
Siedenschön muß nun darfuß gehn.

Margarete Bruch

Kirche (Kapelle) zu Wolzhausen (Grund Breidenbach).

Die deutsche Dorfkirche

Von Pfarrer Karl Spieß (Bottenhorn)

Kann man der Dorfkirche überhaupt ein Interesse abgewinnen? Und gar vom künstlerischen Standpunkt aus? Daß man den Kölner Dom andachtsvoll bewundert und das Straßburger Münster ehrfürchtig betrachtet, das versteht sich ja für einen „gebildeten Menschen" von selbst. Das sind Meisterwerke der Baukunst von europäischem, ja von Weltruf und voll unvergänglicher Schönheit. Aber eine Dorfkirche? Diese alten Mauern oder dürftigen Fachwerkbauten, diese niedrigen Fenster, von Spinnengeweben umrankt, die massigen Türme, und das Ganze so stillos, ohne Gliederung des Baues von außen, dumpf und düster im Inneren! Und wenn nun einer diesen Dorfbauten, den bescheidenen, anspruchslosen Erzeugnissen ländlicher Kunst, im Ernst einen künstlerischen Wert zusprechen wollte, wird das manchem nur als eine künstlerische Marotte, als eine Art Spleen vorkommen. „Kunst" ist denn doch etwas anderes. Man ist zwar im allgemeinen gern bereit, ein vom Zauber grauen Altertums umsponnenes Gemäuer „entzückend" und „romantisch" zu finden. Aber das hat doch mit „Kunst" nichts zu tun! Und daß gar die alten Dorfkirchen in ihrer Anlage und Bauart für unseren neuzeitlichen ländlichen Kirchenbau in vieler Beziehung vorbildlich sein sollen, daß der größte Teil dessen, was wir an neueren Kirchen auf dem Lande gebaut haben, an künstlerischer Kraft, Originalität und Zweckmäßigkeit hinter diesen alten Bauten zurücksteht, wird vielen zunächst nicht in den Sinn wollen.

Wir haben eben bisher die Dorfkirchen viel zu wenig — eigentlich gar nicht — beachtet und können daher auch nun nicht sofort bereit sein, sie nicht nur für ehrwürdige Denkmäler der Vergangenheit, sondern auch für Kunstwerke von Wert zu halten. Wo ist in einer Kunstgeschichte von ihnen die Rede? Selbst die Geschichte der Baukunst, sogar die spezielle Geschichte des christlichen oder protestantischen Kirchenbaues, schweigt von ihnen. Die Dorfkirchen sind ja nun allerdings nicht die einzigen „Verkannten". Bauernhaus und Bauernkunst überhaupt teilen ihr Geschick. Aber es scheint doch, als habe sich nun der Ritter gefunden, der das Dornröschen aus seinem jahrhundertelangen Schlaf erwecken will. Und dann wird man sich darüber wundern, daß man die ver-

Kirche zu Erda (Kreis Wetzlar).

wunschene Prinzessin so lange hat schlafen lassen.

Die künstlerische Bewegung der letzten Jahrzehnte ist dem Emporsteigen der Dorfkirche im ästhetischen Urteil günstig gewesen. Das Charakteristische an dieser Bewegung, das allerdings unter der ungeheuren Zersplitterung in die verschiedensten Richtungen und Sezessionen fast zu verschwinden droht, bei näherem Zusehen aber doch ganz deutlich als das Gemeinsame aller Richtungen und Bestrebungen zu erkennen ist, besteht, um es in eine kurze Formel zu fassen, in dem starken Hervortreten der Persönlichkeit. Daß der Künstler, der bleibende Werte schaffen will, vor allen Dingen erst selbst eine geschlossene Persönlichkeit sein muß, ist eine Forderung, die sich im ganzen jetzt durchgesetzt hat: „Werde du!" Die Stärke der Persönlichkeit liegt in dem, was sie von anderen unterscheidet. Je weniger sich einer von den anderen, unter denen er lebt, abhebt, je mehr er in der unterschiedslosen Masse verschwindet, um so geringer, unentwickelter ist seine Persönlichkeit Je stärker er aber hervortritt, je mehr er sich von seiner Umgebung unterscheidet, und je schärfer und markanter die Sonderheiten ausgebildet sind, je mehr sie sich zu einem scharf umrissenen Bilde vereinigen, um so stärker ist die Persönlichkeit und um so stärker die Macht, die von ihr ausgeht. Sogar in den Entarteten, in den Verbrechern hat man die Persönlichkeit achten gelernt.

Man kann diese hohe Schätzung der Persönlichkeit den kulturellen Ertrag der geistigen und auch politischen Bewegungen des neunzehnten Jahrhunderts nennen. Natürlich ist dieser Gewinn auch der Kunst zugute gekommen. Heute gilt nicht mehr irgendein Stil oder eine Schulform als das, was den künstlerischen Wert eines Wertes ausmacht, sondern die persönliche Eigenart, die die Persönlichkeit des Künstlers dem Werk zu geben verstand. Es soll sein „Geist von seinem Geist". Und nun kam noch dazu, daß man die weitere Konsequenz zog. Man hatte nicht übersehen können, daß auch die stärkste Persönlichkeit eines vor allem mit ihrer Umgebung gemein hat: die Stammeseigentümlichkeit. Und es war nur eine einfache Folgerung, daß man diesen nationalen Besonderheiten den gleichen Wert zuerkannte wie den individuellen. So führte die Persönlichkeitskunst zu der Forderung nationaler Kunst. Es entstand das Schlagwort „Heimatkunst". Der Künstler muß nicht nur selbst eine geschlossene, eigenartige Per-

Kirche zu Effeltrich.

sönlichkeit sein. Er kann dies nur, wenn er mit beiden Füßen im heimischen Volkstum steht und aus dessen Wesen seine beste Kraft hervorholt.

Eine von solchen künstlerischen Tendenzen erfüllte Zeit war, wenn irgendeine, dazu berufen, die Dorfkirche zu entdecken.

Was aber macht den künstlerischen Wert der Dorfkirche aus? Gehen wir vom Gesamtbild im Rahmen der Landschaft und der Dorfanlage zur genaueren Betrachtung des Gebäudes selbst und seiner einzelnen Teile.

Es muß jedem, der darauf achtet, auffallen, wie harmonisch sich die Dorfkirchen in das Landschaftsbild eingliedern. Was uns als ein künstlerisches Problem erst jetzt wieder allmählich zum Bewußtsein kommt, ist hier als Problem vielleicht gar nicht empfunden worden. Wenn trotzdem das Einfügen von Bauwerken in den Naturrahmen bei der Dorfkirche so befriedigend und harmonisch gelang, so hat das angeborene unverbildete Gefühl für das Angemessene den richtigen Weg zu finden gewußt. Wer wollte sich aus der deutschen Landschaft die Dörfer und Kirchen wegdenken oder wegwünschen? Sie sind derart mit ihr verwachsen, daß die Landschaft mit ihnen zugleich ihren intimsten, stimmungsvollsten Reiz verlöre. Sie wäre öde und tot und langweilig. So aber sehen wir zwischen den Feldern und Bäumen die weißen Häuser mit ihren Stroh- und Ziegeldächern, langsam wirbelt der Rauch der Schornsteine in die blaue Luft; dazwischen ragt hier und dort ein Kirchlein auf, weithin sichtbar auf der Höhe oder heimelig versteckt hinter uralten Bäumen, und über dem allem liegt die milde Sonne, Vogelgezwitscher und leises Rauschen der Bäume — wie ein köstliches Volkslied in der Unmittelbarkeit und Einfachheit der Stimmung. An diesem ästhetisch so sehr befriedigenden Eindruck hat die Dorfkirche einen wesentlichen Anteil. Sie ist das hervorragendste Gebäude, das auch auf weitere Entfernungen hin noch als ein Teil des Gesamtbildes sichtbar ist. Die Höhenentwickelung ihrer Anlage ist mäßig, so daß sie einerseits nicht unter den anderen Häusern verschwindet und sich doch auch auf der anderen Seite im Landschaftsbild nicht aufdringlich breitmacht.

Die Turmendigungen sind besonders charakteristisch ausgebildet. Wahrscheinlich hat hier ein praktisch-geographisches Interesse eingewirkt. Man wollte durch die verschiedenartigen Turmformen die Möglichkeit schaffen, sich auch aus der Ferne in der Gegend zurechtzufinden. Namentlich in ebenem Gelände

ist es nur durch die verschiedenen Kirchtürme möglich, die einzelnen Ortschaften zu unterscheiden. So dient auch dieser rein praktische Umstand dazu, das Gebäude mit der Landschaft zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschmelzen.

Denselben harmonischen, wohltuenden Eindruck hat man, wenn man die Kirche innerhalb der Gesamtanlage des Dorfes betrachtet. Zwar sind es heutzutage nicht mehr allzuviele Dörfer, die einen solch harmonischen, einheitlichen Eindruck machen. Nicht nur, daß plumpe Ziegelsteinbauten oder protzige, städtisch aussehende Zinsvillen eine schreiende Dissonanz hineinbringen. Leider tragen auch Dorfkirchen ihr redlich Teil dazu bei, und zwar solche, die in neuerer Zeit erbaut sind. Sie sind in der Mehrzahl nichts weiter als recht dürftige, armselige Kopien gotischer Stadtkirchen, auf die einfachsten und unentbehrlichsten Bestandteile beschränkt. Aber wenn gerade das reich entwickelte dekorative Element die Schönheit der gotischen Kirchenbauten ausmacht, dann ist von vornherein klar, daß die kümmerlichen ländlichen Nachbilder nicht anders als höchst kläglich wirken können. Das würden sie selbst dann tun, wenn nicht der Gegensatz zu den umherstehenden Wohnbauten sie noch dürftiger und kahler erscheinen ließe. Sie schreien es uns geradezu ins Gesicht, daß der leidige Geldpunkt eine reichere Ausschmückung nicht erlaubte.

Die alte Dorfkirche dagegen ist ein Kind des heimatlichen Bodens, diesem so natürlich entwachsen wie das Bauernhaus. Darum stimmen beide auch so trefflich überein. Nicht wie ein kalter Fremdling, der Unbehagen mit sich bringt und sich selbst unbehaglich fühlt, sondern als ein Kind derselben Heimat, desselben Geistes und Empfindens steht sie unter den Bauernhäusern. Sie könnte auch nirgends anders stehen als gerade an dieser Stelle und in dieser Umgebung. Daraus ergibt sich dann der überaus befriedigende künstlerische Eindruck. Man steht vor einem geschlossenen einheitlichen Bilde, auf dem jeder Teil seinen rechten Platz einnimmt, dadurch die Umgebung hebt und selbst gehoben wird. Das Ganze wirkt wie eine fein empfundene und sorgfältig abgewogene Komposition. Es wirkt um so unmittelbarer, als nirgends berechnete Effekte sich störend eindrängen. Natürlich gewachsen und geworden, nicht gemacht und gekünstelt ist alles.

Der künstlerisch befriedigende Eindruck wird gesteigert durch die Sorgfalt, mit der man die Umgebung der Kirche bedachte. Schon die Auswahl des Platzes war nicht ohne Bedeutung. Man gab der Kirche gern eine bevorzugte Stellung im Dorfbilde, auf einer Anhöhe oder auf einem freien Platz. Sie wirkte dann als Krönung des Bildes, als ein Zusammenfassen der verschiedenen einzelnen Töne zu einem vollen Akkord. Auch außerdem suchte man das kirchliche Gebäude auszuzeichnen. Eine hohe Mauer entzog es dem weltlichen Treiben des Werktags und des Verkehrs und ließ es deutlich als eine besondere Anlage hervortreten. Sie gab dem Ganzen den einheitlichen Abschluß. Uralte Bäume umrauschten das Kirchlein und deckten es fast zu mit dem grünen Gewoge ihrer Zweige.

Man hat oft den trauten, anheimelnden Eindruck, den alte Dorfkirchen auf jeden Beschauer machen, auf Rechnung dieser landschaftlichen Umgebung setzen wollen. Das könnte aber, selbst wenn es in diesem Umfang richtig wäre, den künstlerischen Wert der Kirche nicht beeinträchtigen. Denn die ganze Umgebung gehört eben mit zu der Anlage. Man begnügte sich nicht damit, einen Raum zu schaffen, der den praktischen Bedürfnissen notdürftig genügte; man wollte den Eindruck des Gebäudes heben und ergänzen durch die landschaftliche Umgebung. Es gehört mit zu dem feinen Verständnis der Alten für das ästhetisch Wirkungsvolle, daß sie auch die Umgebung sorgfältig und liebevoll pflegten.

Was nun das Kirchengebäude selbst anlangt, so läßt es sich der geschichtlichen Entwickelung nicht immer so sicher und mühelos einreihen, wie das bei den berühmteren Vertretern der kirchlichen Baukunst in den meisten Fällen möglich ist. Es fehlen allerdings auch auf dem Lande die schulmäßigen Stiltypen nicht gänzlich, und der Wechsel des künstlerischen Geschmacks ist auch auf den Bau der Dorfkirchen nicht ohne jeden Einfluß geblieben. Auch auf den Dörfern baute man romanisch oder gotisch, in Renaissance oder Barock. Aber hier hat das Stilprinzip nicht die herrschende und ausschlaggebende Rolle gespielt, die man ihm sonst in der Geschichte der kirchlichen Baukunst zuschreiben muß.

Wir müssen nun fragen: Bedeutet dies in künstlerischer Hinsicht einen Nachteil oder

Kirche zu Dautphe (Kreis Biedenkopf).

einen Vorteil? Wir können es uns ersparen, hierauf näher einzugehen, und dürfen uns begnügen, an das zu erinnern, was wir über die Vorbedingungen einer künstlerischen Würdigung der Dorfkirchen gesagt haben. Wir hoben da hervor, daß man heutzutage in einem Kunstwerk nicht in allererster Linie den Geist und den Stil irgendeiner Schule, sondern vielmehr den Geist einer originalen künstlerischen Persönlichkeit sucht, und daß man gern auf Stil und Schule verzichtet, wenn man im Kunstwerk einer urwüchsigen, bodenständigen, aus dem Eigenen schöpfenden und gestaltenden Kraft begegnet. Und so wird denn gerade die Freiheit von Stil und Schule und Regelwerk,

die eines der künstlerischen Kennzeichen der Dorfkirche ist, schon von vornherein geeignet sein, uns günstig für sie einzunehmen. Wir werden schon a priori, ohne eine Anschauung zu haben, zu der Vermutung kommen, daß diese Freiheit der Entwickelung der Originalität und Eigenart nur wird günstig gewesen sein, und daß sie nicht etwa der Unkenntnis der stilistisch-akademischen Schulprinzipien, sondern dem kraftvollen Selbstbewußtsein ihren Ursprung verdankt.

Je originaler, kraftvoller und selbstbewußter eine Persönlichkeit ist, um so drückender und lästiger werden ihr alle Regeln und alle Vorschriften sein, die von außen an sie herangebracht werden. Gern und freudig wird sie nur den Gesetzen folgen, die sie ia sich selbst findet und deren Gültigkeit sie ia unmittelbar empfundener Gewißheit behauptet, oder die das Material ihr vorschreibt. Eine schwache Persönlichkeit bedarf des Haltes und empfindet es dankbar, wenn ihr die Erziehung fest überlieferte, fertig durchgebildete Formen vermittelt. Innerhalb deren vermag sie sich sicher zu bewegen und hat, falls ihr nicht jede originale Kraft vollkommen mangelt, auch immer noch genug Raum, sich zu entfalten.

Natürlich steht auch die starke Persönlichkeit auf den Schultern ihrer Vorgänger.

Inneres der Kirche zu Dautphe.

Inneres der Kirche zu Buchenau a. d. Lahn.

Was die Zeit früher geschaffen hat, das kennt sie und benutzt es, aber — sofern es über rein Technisches hinausgeht — stets nur als den unentbehrlichen Stoff für neue, eigenartige, selbständige Schöpfungen. So bleibt sie trotz aller Abhängigkeit von der Vergangenheit, trotz des ganzen Erbes der Tradition doch innerlich immer selbstschöpferisch.

Es gehört die ganze urwüchsige und unverbrauchte, die ganze selbstsichere und in sich starke Kraft einer eigenartigen Persön-

Digitized by Google

lichkeit dazu, um zu solch innerer Freiheit durchzudringen, um sich von aller Tradition innerlich so frei zu machen, daß sie nicht mehr eine drückende Last, sondern ein frei beherrschter Stoff wird. Hiermit ist aber die künstlerische Persönlichkeit gezeichnet, welche die Dorfkirche geschaffen hat.

Wir haben in der Dorfkirche keine sklavische, geistlose Kopie der städtischen Kirchenbauten. Solche auf das Land zu verpflanzen, ist erst der neueren Zeit vorbehalten geblieben. Ihnen gegenüber sieht die alte Dorfkirche herzerfrischend, ursprünglich und original aus. Daß der Stiltheoretiker über sie die Nase rümpft, schiert uns jetzt, wo wir den Geist kennen, aus dem sie geboren ist, nicht mehr. Es ist der Geist selbstbewußter Kraft. Nicht als ob dies kraftvolle Selbstbewußtsein nun zu einer völligen Verachtung aller Tradition geführt hätte! Die alten Dorfbaumeister hatten im Gegenteil eine ganz bestimmte, feste Tradition, die sie mit Liebe und Verständnis pflegten. Aber sie taten es in einer Art, die deutlich erkennen läßt, daß ihnen diese Tradition eine willkommene Hilfe, aber nicht ein Joch war, unter das sie sich seufzend und mit Widerstreben hätten beugen müssen, oder eine strenge Herrin, der sie blindlings und unter Verzicht auf eine eigene Meinung hätten gehorchen müssen. Sie standen ihr innerlich so frei und unabhängig gegenüber, daß sie das Gute aus ihr sich aneignen konnten, ohne darum in die Gefahr sklavischer Abhängigkeit zu kommen. Gerade diesen höchsten Beweis selbständiger Kraft haben sie uns geliefert. Denn eine vollkommene Ablehnung jeglicher Tradition entspringt nicht so sehr einem Gefühl eigener Kraft als einer gewissen schwächlichen Angst, die für die eigene Selbständigkeit fürchtet. Wer innerlich frei und kraftvoll ist, kann, was die Vergangenheit schuf, erst recht anerkennen und sich aneignen.

Freiheit von Schulregel und Stilprinzip, zwei tyrannischen Herrinnen, die so oft jede Eigenart ertöten, verbunden mit verständnisvoller Pflege der Tradition, schafft der Dorfkirche die künstlerische Physiognomie. Diese Freiheit wurzelt in der originalen, bodenständigen Gestaltungskraft, die überhaupt das künstlerische Schaffen des Volkes kennzeichnet. Sie hat aber noch eine andere Quelle. Die gerühmten und gepriesenen Meisterwerke der kirchlichen Baukunst sind Prachtbauten, bei denen der praktische Zweck, für den sie gebaut wurden, erst in zweiter Linie stand. Sie sollten schon durch ihre bauliche Anlage, ihre hochragenden Pfeiler, ihre weiten Hallen, der Dämmerung mystisches Halbdunkel, das in ihnen herrschte, erbaulich und erhebend wirken. Daß sie Stätten zur Verrichtung kultischer Handlungen sein sollten, kam natürlich auch insofern zum Ausdruck, als dogmatische und liturgische Grundsätze für die Gestaltung des Kirchenraumes bestimmend waren. Es haben sich also hier zur Schaffung dieser Bauwerke zwei Prinzipien zusammengetan, ein architektonisch-konstruktives und ein dogmatisch-liturgisches. Eins von beiden hätte das vorherrschende sein müssen, und sie ringen auch miteinander um die Vorherrschaft, ohne daß es aber immer gelungen wäre, sie miteinander in Einklang zu bringen.

Bei der Dorfkirche tritt das herrschende Prinzip in viel größerer Schärfe zutage. Man hatte nicht den künstlerischen Ehrgeiz, ein Meisterwerk der Baukunst schaffen zu wollen, sondern ließ dem Zweck das erste Wort. Der Zweck bestimmte die Gestaltung, Zweckmäßigkeit strebte man an. Ein Raum, groß genug für die sonntägliche Versammlung der Gemeindeglieder, die Orte der Wortverkündigung (die Kanzel) und der Sakramentsfeier (Altar und Taufstein) besonders ausgezeichnet — das war im großen und ganzen das leitende Prinzip. Hierdurch wurde aber eine große Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit erreicht. Es war nichts da, was nicht seinen bestimmten Zweck gehabt hätte. Alles Überflüssige, lediglich um seiner selbst willen, ohne einen ausgesprochenen Zweck Vorhandene verbot sich ganz von selbst. Man war in den meisten Fällen froh, wenn man gerade das Notwendige herstellen konnte. Das gereichte aber der künstlerischen Ehrlichkeit nur zum Vorteil. Alles nur Dekorative fiel weg; auf Stilformen und Motive, die nicht praktisch verwendbar waren, verzichtete man ohne weiteres. Und da bei der künstlich gezüchteten Stilreinheit des architektonischen Schulprinzips die Form die Sache überwog, so kam man auch von hier aus dazu, sich, soweit nur irgend möglich, von der absoluten Herrschaft dieses Prinzips freizumachen. Man tat es nicht in mutwilliger

Kirche zu Langensendelbach.

Opposition, sondern weil man nicht anders konnte, weil beschränkte Mittel und praktisch-verständiger Sinn im Verein dazu führten, der Sache das entscheidende Wort zu lassen. Und man verfuhr dabei mit einer bemerkenswerten Selbständigkeit. Knapp waren die Mittel damals, knapper vielleicht noch als heute. Und doch! Was hat man mit diesen knappen Mitteln zu schaffen verstanden! Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man verständig genug war, nicht Prinzipien zu reiten. Daß eine Kirche „schön", d. h. „stilvoll" und bis ins kleinste Detail schulmäßig durchgebildet sein müsse, kam den Bauleuten nicht im entferntesten in den Sinn. Wenn sie nur den praktischen Be-

dürfnissen genügte! Höher hinaus wollte man nicht. Um so freier konnte sich das sachliche Prinzip, der Zweckgedanke, entfalten. Um so wahrer, echter, ehrlicher wurde der Bau.

Es haben also verschiedene Gründe mitgewirkt, der Dorfkirche ihr einzigartiges künstlerisches Gepräge zu geben. Sie erschöpfend darzustellen, könnte sich nur eine sehr eingehende Erörterung zur Aufgabe stellen. Sie hängen aber alle mehr oder weniger mit den von uns entwickelten beiden Grundzügen: Freiheit von akademisch-theoretischem Regelwerk, Herrschaft des sachlichen Zweckgedankens, zusammen, so daß es genügt, diese beiden Motive deutlich betont zu haben.

Der so vermittelte Grundcharakter des ländlichen Kirchenbaues läßt sich nun auch weiter in den Einzelteilen der baulichen Anlage nachweisen. Auch hier können wir nur in großen Umrissen einiges andeuten. Zu einer umfassenderen Darlegung hätten wir ein reiches Anschauungsmaterial nötig, das wir in diesem Rahmen nicht geben können. So sei denn darauf verwiesen, daß es, abgesehen von unseren Abbildungen, noch eine ganze Reihe von Veröffentlichungen gibt, die das nötige Anschauungsmaterial bieten. Es seien nur genannt das prächtige Werk von Gruner über die „Dorfkirche im Königreich Sachsen" und der Abschnitt über die Dorfkirche in dem von Sohnrey herausgegebenen Sammelwerk „Kunst auf dem Lande".

Wir gehen also in Kürze noch auf einige Einzelheiten ein. Die Gestaltung der einzelnen Gebäudeteile verrät durchweg noch mit großer Deutlichkeit, welchen praktischen Bedürfnissen sie ihre Entstehung verdanken. Der Turm war nötig, nicht aus irgendeinem architektonisch-stilistischen Prinzip heraus, sondern um einen Raum zur Unterbringung der Glocken zu haben. Dies ergibt sich daraus, daß man sehr häufig auf den Turm verzichtete und die Glocken in einem auf dem Kirchendach sitzenden „Dachreiter" aufhängte. Das konnte man nur, weil der Turm einen ausschließlich praktischen Zweck hatte und also auch, wenn dieser Zweck auf eine andere Weise vielleicht billiger sich erreichen ließ, weggelassen werden konnte.

Es ist dies bezeichnend für die Art überhaupt, wie man sich im allgemeinen zur kirchlichen Tradition in Bausachen stellte. Die kirchliche Tradition verlangt die sogenannte „Orientierung" des kirchlichen Gebäudes. Das will bedeuten, daß die Längsachse die

Kirche zu Kersbach.

Kirche zu Neunkirchen.

Richtung von Osten nach Westen haben muß, wobei der Turm am Westende und der Chor am Ostende der Achse steht. Es lag an sich zunächst kein Grund vor, ohne Not von dieser Überlieferung abzugehen. Ebenso selbstverständlich hat man sie auch unbeachtet gelassen, wenn der Bauplatz oder sonstige Umstände es nicht möglich machten, der Längsachse die vorgeschriebene Richtung zu geben. Und selbst wenn die Kirche „orientiert" war, haben oft genug Turm oder Chor nicht die traditionelle Stellung. Es kommen Beispiele vor, wo der Turm auf der Ostseite über dem Chor sich aufbaut. Man findet auch Kirchen mit dem Turm in der Mitte des Gebäudes. Die Erklärung ist sehr einfach: das Gebäude war anfangs ganz korrekt gebaut, das Schiff erwies sich aber als zu klein, und da man es des beschränkten Platzes wegen nicht verbreitern konnte, verlängerte man es über den Turm hinaus nach Westen zu, so daß nun auf jeder Seite des Turmes, nach Osten und nach Westen, sich ein schiffartiger Teil erstreckte.

In älteren Zeiten hat der Turm zuweilen auch eine fortifikatorische Aufgabe gehabt. Wenigstens lassen die aus einer gewissen Periode erhaltenen Türme kaum eine andere Deutung zu. Es sind massige, plumpe Bauten, fast ebenso breit, mitunter noch breiter

als das anhängende Schiff, fensterlos oder nur mit kleinen, schießschartenähnlichen Öffnungen versehen. Das Ganze macht den Eindruck, als wenn der Turm mit seinen wuchtigen Mauern das Kirchlein wie ein Schild decken sollte. Und sicherlich hat er in unruhevollen Zeiten und Kriegsläuften oft genug der geängstigten Bevölkerung als sicherer Zufluchtsort gedient.

Und nicht den Turm allein, auch die ganze Kirche finden wir als Verteidigungsanlage gedacht. Allerdings ist dieser Typus der Dorfkirche im ganzen heute ausgestorben. Nur sehr vereinzelt haben sich in Sachsen und im Osten überhaupt Vertreter dieser Bauweise erhalten, die in ihrer äußeren Erscheinung eine unzweifelhafte Ähnlichkeit mit den slawischen Holzburgen haben. Kirchen dieser Art sind zweigeschossig angelegt. Über dem Schiff befindet sich ein Geschoßaufbau, der sich bei näherem Zusehen als ein regelrechter Wehrgang darstellt und um die ganze Kirche herumläuft. Von hier aus wurden die belagernden Feinde beschossen. Diese sehr profane und sehr wenig christliche Bestimmung eines kirchlichen Gebäudes entsprang bitterster Not. Die offenen Dörfer waren wehrlos allen feindlichen Überfällen preisgegeben, wenn ihnen nicht eine zur Verteidigung eingerichtete Kirche eine Zuflucht bot.

Auch die Entwickelung des Kirchengrundrisses ist durchaus selbständig fortgeschritten. Der Ausgangspunkt der Dorfkirche ist die Kapelle, das war ein Raum, der nicht sowohl für die gottesdienstliche Gemeindeversammlung als zur Aufnahme des wichtigsten kultischen Gerätes, des Altars, bestimmt war. Die Errichtung eines Altars zur Zelebrierung der Messe war das allererste, was man bei der Einführung christlichen Gottesdienstes für nötig erachtete. Der nächste Schritt war der, daß man über der Altarstätte einen kleinen gewölbeartigen Aufbau errichtete, der groß genug war, um dem amtierenden Priester und den Ministranten Raum zu bieten. Für die Gemeinde genügte es, wenn sie von draußen her durch die Tür der heiligen Handlung folgen konnte. Viel wichtiger als ein Raum für die Laiengemeinde war ein Ort zur Unterbringung der Glocken. Wir finden daher auch bei älteren Kirchen häufig, daß der Glockenturm über dem Altarraum sich erhebt, also offenbar in frühester Zeit mit diesem Altarraum die ganze Kirche darstellte. Das für die Gemeindeversammlung bestimmte Schiff wurde später angebaut.

Kirche zu Bräunsdorf. (Aus: O. Gruner, Die Dorfkirche im Königreich Sachsen. Verlag von Arwed Strauch in Leipzig.)

Wie sehr man zunächst den Altarraum für den Hauptbestandteil des Kirchengebäudes hielt, dafür sind solche Kirchen ein Beispiel, in denen die Richtung der Längsachse des Kirchenschiffes von der Richtung der Chorachse abweicht. Hier ist offenbar das Schiff später umgebaut, und man hat lieber die Schiffachse im Winkel auf die Chorachse stoßen lassen, als daß man den geweihten Altar versetzt hätte.

Das Schiff selbst ist ein länglicher, viereckiger Raum. Was seine Außenarchitektur an-

Kirche zu Jahna. (Aus: O. Gruner, Die Dorfkirche im Königreich Sachsen. Verlag von Arwed Strauch in Leipzig.)

geht, so ist bemerkenswert, daß sich die Tür- und Fensteröffnungen vorwiegend auf der Südseite befinden. Die Nordseite hat entweder gar keine oder nur sehr kleine Fenster. Hier spielen unsere klimatischen Verhältnisse bestimmend hinein. Man kam erst verhältnismäßig spät dazu, die Fensteröffnungen mit Glasscheiben zu verschließen und dadurch Kälte und Wind abzuhalten. Daher ließ man die rauhe Nordseite möglichst ohne Öffnungen und bedachte die Südseite um so reichlicher damit, um der warmen Luft und der Sonne Zutritt zu gestatten.

Am deutlichsten hebt sich unter allen Gebäudeteilen der Turm vom Gebäudekörper ab. Zwar tritt auch der Chor oft als gesonderter Gebäudeteil hervor. Ebensoost aber vielleicht ist er unter das Kirchendach mit einbezogen, oder er fehlt auch ganz. Fehlt der Turm, so ist im „Dachreiter" für Ersatz gesorgt. Wie hierbei praktisch geographische Rücksichten mitspielten, wurde schon erwähnt. Besonders gilt dies von der Gestaltung der Turmendigungen, denen man ein möglichst charakteristisches Aussehen zu geben versuchte, und die daher mitunter höchst originelle, ja groteske Formen annehmen. Vergleicht man eine Reihe von Abbildungen unter diesem Gesichtspunkt miteinander, so wird man die bunteste Fülle und die reichste Abwechselung wahrnehmen. Da ist auch kaum einer, der dem anderen völlig gliche. Und da der Turm sich so deutlich aus dem Gebäudekörper hinaushebt und der ganzen Anlage ihre charakteristische Physiognomie verleiht, so beruht die reizvolle Abwechselung in den Kirchentypen nicht zum mindesten auf der originellen Behandlung und Gestaltung der Türme. Gerade hierin offenbart sich eine urwüchsige, überreiche Kraft, der man Raum ließ zu heiterster Entfaltung.

In welchem Gegensatz zu den hier entwickelten Grundsätzen — deren sich die Erbauer in den seltensten Fällen klar werden bewußt gewesen sein — die Art steht, in der man heute ländliche Kirchen baut, wird einem mit erschreckender Deutlichkeit klar, wenn man neben diese köstlichen Schöpfungen einer naiven, selbstbewußten, bodenständigen Kraft die Gebilde stellt, die akademische Theorie

für die einzig korrekten Vertreter kirchlichen Bauftils ausgeben möchte. Stiliftisch korrekt mögen diese Bauten sein; lebendig, wahr empfunden, kraftvoll und künstlerisch sind sie nicht. An künstlerischer Kraft und Wahrheit stehen sie hinter den alten schlichten, ehrlichen Dorfkirchen weit zurück.

Man meine nicht, es sei lediglich von lokalem Interesse, ob die Dorfkirche in diesem oder jenem Dorfe so oder anders gebaut werde. Denn einmal besteht doch die Gesamtheit aus einzelnen, und wenn die neuere Praxis allgemein würde, hätten wir bald überall diese armseligen Kopien städtischer Dome auf dem Lande stehen. Und dann wurzelt die Kraft unseres Volkes in der bodenständigen Art unseres Volkstums. Das aber hat seine Quelle im deutschen Dorf. Und es ist um jedes Dorf schade, das nicht nur durch die ungeschlachten Ziegelbauten entstellt wird, sondern dem man mit solchen öden und kalten „gotischen" Kirchen einen Fleck ins Gesicht setzt. Man ist heute bemüht, die wertvollen Kräfte, die in Heimat und Volkstum wurzeln, zu entfesseln und zu entfalten und der geistigen Gesamtkultur dienstbar zu machen. Ist es richtig, was wir zu zeigen versuchten, daß nämlich auch die Dorfkirche ein echtes, unverfälschtes Kind deutschen Geistes und vollstümlicher Kraft ist, dann verdient sie die nichtachtende Behandlung, die man ihr bis jetzt zuteil werden ließ, wahrlich nicht. Eine gerechte Würdigung dieses von urwüchsiger Originalität und kraftvollem Selbstbewußtsein redenden Erzeugnisses deutschen Volkstums kann unserer nationalen künstlerischen Kultur nur zum Vorteil gereichen.

Der teure Fund

Ein Mann ging var den Taren
Feldein und suchte so,
Als hätt' er was verlaren
Und wüßt' nicht, wann und wa.

Das macht' ihm viel bedeuten,
Weil er so traurig sah —
Ein Glöcklein hört' er läuten:
„Nur zu, nach ist es da!"

Sa ging er, und im Rücken
Lag fern ihm Stadt und Streit,
Ein Liedchen wallt' ihm glücken,
Ein Klang der Jugendzeit;

Es zag ihm durch die Sinne,
Als wär's die erste Spur,
Er hielt im Suchen inne,
Sah über Wald und Flur.

Und graue Schleier sanken
Gar bald van Aug' und Ohr.
Schan wichen die Gedanken
Vam Schatz, den er verlar.

Er sann nur nach den Tagen,
Dem Jugendlande nach:
„Hier war's, wa ich zum Jagen
Mir Pfeil und Bagen drach —

Und dort das Bächlein helle ...
Nichts liebt' ich mehr als Kind!
Od Kredslein und Farelle
Darin noch heimisch sind?" —

Da ward's van bittern Laugen
Dem Fremdling weh und dang,
Es stieg ihm in die Augen,
Er sann und weinte lang.

Ein Vöglein rief vam Baume:
„Wie war's im fremden Land?"
Es kam ihm wie im Traume,
Daß er sich selder fand.

Paul Ilg

Paul Thiem: Dinkelsbühl.

Digitized by Google

Musikalische Rundschau

Von und über Richard Wagner

Von Dr. Karl Storck

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich vom Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte." Diese Goethische Einschätzung der Bedeutung von Briefen ist heute Gemeingut geworden, und wir handeln auch danach. Noch zu keiner Zeit war man so eifrig bemüht, Briefe unserer großen Männer, zumal der Künstler, zu veröffentlichen, wie heute: vor allem aber ist die Teilnahme des Publikums für derartige Veröffentlichungen im höchsten Maße gewachsen. Den größten Gewinn werden wir aus diesen Verhältnissen für die Erkenntnis bedeutender Musiker ziehen. Denn obwohl die Musik die lyrischste aller Künste ist, also am allermeisten Bekenntnis ihres Schöpfers, so gibt doch keine andere Kunst so wenig psychologische Aufschlüsse über den Schöpfer selbst als gerade die Musik. Ihre eigenartige Stellung zu den anderen Künsten und ihre ungeheure Wirkung auf die weiteste Allgemeinheit beruhen gerade darauf, daß sie alles Empfinden geradezu entpersönlicht, daß sie es befreit von allem Einengenden, allem Besonderen, was durch alle jene Werte bewirkt wird, die in den Erscheinungsbereich der Welt fallen. Sie gibt dafür, wie Schopenhauer es ausdrückte, die Idee an sich, und je reiner musikalisch der Gehalt ist, um so mehr wird er Ausdruck für die gesamte Menschheit, um so weniger erfahren wir daraus rein Persönliches. Gewiß, aus der Musik Beethovens können wir auf eine andere Persönlichkeit schließen als aus der Mozarts. Aber was uns die Musik Beethovens von der Persönlichkeit ihres Schöpfers sagt, läßt sich eigentlich in das eine Wort „Heldennatur" fassen. Trotzdem Beethoven sein Schaffen ein „Dichten in Tönen" nannte, haben wir doch für die gesamte Zahl seiner Werke in Worten nur den typischen Inhalt zu geben, daß sie ein Durchkämpfen aus Leid zur Freude, aus Wirrungen und Bedrängnissen zu klarer Sieghaftigkeit, aus der Tiefe zur Höhe, durch Nacht zum Licht geben. Wir empfinden dabei wohl noch deutlich, daß jedes dieser Werke durchaus wahrhaftiges Bekenntnis eines immer neuen Erlebens ist und nicht die auf alle mögliche Weise veränderte Abwandlung eines einmaligen Erlebens, für das nun das glückliche Ausdrucksschema geschaffen wäre. Aber für die Bedingungen dieses Erlebens, für diese unerhörte Tatsache, daß ein Künstler immer wieder diese ungeheuren Kämpfe kämpfen muß, erhalten wir aus den Werken keinerlei Deutung. Erst die Briefe lehren uns diesen Menschen kennen. Es zeugt dafür, in welchem Tiefstand die Künstlerbiographie, vor allem die des Musikers, lange verharrte, daß man diese Briefe lediglich nach der rein biographischen Seite hin ausbeutete, daß man sie aber nach ihrem seelischen Gehalte nur gering anschlug oder, wie Thayer, geradezu verachtet hat.

Nun wird man gerade bei Beethovens Briefen in formalem Sinne von einem literarischen Tiefstande reden können. Es ist leicht erklärlich, wenn im allgemeinen der Musiker mit der Feder kein Künstler ist; noch näher liegt, daß er, was ihm auf dem Herzen lag, sich wegspielte und nicht wegschrieb. Es beruht gerade auf einer der beiden wunderbaren, sich scheinbar widersprechenden Eigenschaften der Musik, daß der Musiker dieses Mitteilungsbedürfnis nicht in dem Maße bekundet wie andere Künstler, daß wenigstens die Öffentlichkeit von diesen

Richard Wagner. Nach der im Leipziger Stadttheater aufgestellten Büste.

Mitteilungen nichts erfährt. Denn eigentlich sollte man ja meinen, daß, da der Musiker im Kunstwerk selbst so wenig nur ihm allein gehöriges Fühlen mitteilen kann, daß, weil die Musik sofort die Erhöhung des Einzelfalles zum Typus mit sich bringt, nun der Tonschöpfer das Bedürfnis haben müsse, auf andere Weise dieses Allerpersönlichste mitzuteilen. Aber neben diesem überpersönlichen Mitteilungsdrange der Musik, auf dem letzterdings ihre unvergleichliche soziale Wirkungsfähigkeit beruht, ihre Kraft, auch die größten Massen in die gleichen Stimmungen hineinzuzwingen, ist die Musik anderseits höchster künstlerischer Ausdruck tiefster Intimität. Das liegt an der Art ihres künstlerischen Materials. Weil dieses Material so unkörperlich ist, verlangt seine Bewältigung an sich keine Arbeit.

Es ist besser, statt des schwer ausdrückbaren allgemeinen Verhältnisses hier an einen häufigen Einzelfall zu erinnern. Jeder, auch der in technischer Hinsicht nie über den Dilettantismus hinausgewachsene, musikalisch veranlagte Mensch hat den Zauber des Improvisierens am Klavier erfahren. Mühelos spielt die Hand Töne, Weisen, vielleicht auch nur kaum verbundene Akkorde, die in diesem Augenblick Ausdruck des heimlichsten Fühlens werden. Wenn Goethe sich von einem großen Erlebnis freidichtete, wenn er das Tiefste, was in ihm wühlte, zur Welt brachte, so war ein Gedicht entstanden. Der Musiker spielt sich tausendmal frei, tobt Schmerzen aus, wie er stillstes Glück träumt. Der Komponist ist sogar im strengsten Sinne niemals in so hohem Maße Musiker wie in diesen Augenblicken, in denen er für sich improvisierend an seinem Instrumente sitzt. Aber wenn die Töne verklungen sind, so ist kein Kunstwerk da. Mit den Klängen, in denen der Musiker sein Innerstes aussprach, ist für diesen Musiker die Erlösung durch die Kunst vollbracht, ohne daß darum ein Kunstwerk entstanden ist, das nun auch vor die Welt tritt.

Man versteht aus diesen Darstellungen, daß auch der Tonschöpfer sehr wohl Urpersönlichstes bekennt und ausspricht, daß er also vollkommen in der Musik sich ausleben kann, ja mehr als in irgendeiner anderen Kunst. Haben wir doch auch die Tatsache, daß es ein ganzes Volk gibt, das für sein Erleben, ohne in irgendeiner anderen Hinsicht eine künstlerische Kultur zu besitzen, die Musik als künstlerisches Ausdrucksmittel seines Lebens ausgebildet hat: die Zigeuner.

Vielleicht haben wir hier nun auch umgekehrt die Erklärung dafür, weshalb die beiden Musiker, denen wohl allein von allen großen Tonschöpfern die musikalische Intimität abging, in ihren Briefen so große Bekenntnisschriftsteller gewesen sind: Hektor Berlioz und Richard Wagner. Ich habe es im folgenden nur mit Wagner zu tun.

Für keinen großen Künstler sind die Veröffentlichungen seiner Briefe so bedeutsam geworden wie für Richard Wagner. Oder man muß doch wohl sagen: sollten und müssen es werden, denn die Arbeit ist hier noch lange nicht getan. Zweifellos ist noch heute in den weiteren Kreisen des Volkes das Menschentum keines großen Künstlers so wenig bekannt und darum so gering gewürdigt wie das Richard Wagners. Denn auch das müssen wir gleich hier vorausschicken, die Kunstgeschichte hat noch keinen Künstler gekannt, dessen Menschentum durch jede neue Veröffentlichung seiner Briefe in so hohem Maße gewonnen hätte, so geklärt und verschönt

worden wäre wie das Richard Wagners. Nun hat man sich ja schon immer mit der Person des heute meistgenannten Künstlers viel, ja in gewissem Sinne — wir brauchen nur an die Karikaturen zu denken — viel zu viel beschäftigt. Aber das geschah mit einer sonst geradezu beispiellosen Unkenntnis des wichtigsten Materials und mit einer von dieser Unkenntnis großenteils bedingten Verständnislosigkeit. Allerdings hat dieser Mangel an Verständnis oder, wir können auch sagen, diese Schwierigkeit des Verständnisses noch andere, tieferliegende Gründe, deren Beleuchtung uns am besten dem Menschen Wagner näherbringen wird. Denn die Eigenart der Persönlichkeit Richard Wagners und der merkwürdige Gang seiner Lebensschicksale sind die letzten Ursachen dieser Fremdheit, ja einer weitverbreiteten Verkennung.

Gustav Gaul: Wagner als Dirigent. (Mit Genehmigung von B. Behrs Verlag in Berlin.)

Wo wir jetzt auf den abgeschlossenen Lebensgang Richard Wagners zurückblicken können, erscheint er uns als das schier unvergleichliche Vorbild einer künstlerisch „notwendigen" Entwickelung. So wie in diesem Falle haben wir bei keinem anderen Künstler das Gefühl, daß jegliche äußere Lebensbetätigung von der inneren künstlerischen Lebensnotwendigkeit eingegeben sei. Dem Zeitgenossen aber, der von und aus dem Tagesstandpunkt alles beurteilte, mußte dieser Wagner in einem ganz merkwürdigen Licht erscheinen. Man half sich, wie so oft, damit, daß man ihn für verrückt, wenigstens für größenwahnsinnig erklärte. Oder war es etwas anderes, wenn ein Künstler, der nach einer allerdings harten Jugend mit knapp dreißig Jahren gewaltige Erfolge erringt und königlicher Kapellmeister wird, mit allen Vorgesetzten Krakeel anfängt, an allen diesen Zuständen, in denen er doch hochgekommen, kein gutes Haar läßt, ja schließlich sogar Revolutionär wird?! Und, wenn man das aus der Zeitstimmung heraus begriffen hätte, unbegreiflich war es, daß ein Mann, der mit drei Opern große Erfolge gewonnen hatte, jetzt vom Ausland aus lieber alle Welt anpumpte, als daß er noch weitere Werke schuf. Auch seine gute, aber beschränkte Frau Minna konnte nie verstehen, weshalb er nicht einfach noch einige Opern im Stil des „Rienzi" schrieb. Dann bekam er ja mit dem sicheren Erfolg Geld die Fülle und hätte ja nachher, wenn es durchaus nicht anders ging, diese Reformschriften veröffentlichen können, die nicht nur nichts einbrachten, sondern obendrein alle Welt empörten. Daß die Beteiligung an

der Revolution, die Preisgabe seiner bisherigen, so erfolgreichen Kunsttätigkeit und der Versuch, die Grundlagen des Lebens, der Kultur und damit auch der Kunst zu reformieren, aus derselben Triebkraft der inneren Entwickelung flossen, daß sie alle gleich notwendig waren zur Verwirklichung seiner Lebensaufgabe — das ahnte niemand, konnte auch niemand durchschauen. Wagner selber aber, das ersehen wir jetzt aus den Briefen, gab sich immer Rechenschaft über sein Leben und erkannte auch früh schon die inneren Zusammenhänge, obwohl sein Handeln immer wie von unfaßbaren Mächten bestimmt erscheint. Mit der geradezu muskulösen Hartnäckigkeit des Naturmenschen beharrt dieser in höchster Kulturverfeinerung ganz Nerv gewordene Mann auf dem Wege nach dem in weitester Ferne erschauten Ziele. Etwas anderes gibt es für ihn nicht mehr als dieses Ziel. Auch das Wertvollste, was abseits des Weges liegt, ist für ihn nur insoweit wertvoll, als es dem Ziele dient. Die ganzen Lebensbedingungen der übrigen Welt gelten für ihn zumal als Künstler nicht. Zu gewissen Stunden erscheint es ihm selber als Wahnsinn, daß er Werke schafft, die nach menschlichem Ermessen niemals verwirklicht werden können. Aber beim nächsten scheinbar zermalmenden Schlag faßt er nicht etwa den Entschluß, von seinen Idealen wenigstens einiges abzulassen. Nein, er war nicht ideal genug gewesen; er war sich nicht vollkommen treu geblieben, darum: nicht Zugeständnisse, sondern Erhöhung, Klärung, Verschärfung des idealen Zieles!

Aber auch die Welt, so sehr sie diesen Künstler ablehnt, verlacht, als schweren Schaden erklärt — eine sonst unerhörte Stellung räumt sie ihm gerade durch ihr Verhalten ein. Man überlege sich einmal diesen in der Kunstgeschichte alleindastehenden Fall. Da ist ein Dramatiker, der sich nach höchst erfolgreichen Anfängen in dem Augenblick der Wirkung von der Bühne aus begibt, als er angefangen hat, die widerspruchslose Aufnahme seiner Werke selber zu zerstören. Nun wird er Reformer, der bis zu einem gewissen Grade seinen eigenen bisherigen Werken die Daseinsberechtigung abspricht, jedenfalls in ihnen keine Erfüllung seines Wollens sieht. Während zweier Jahrzehnte tritt er mit keinen neuen Werken vor das Publikum. Dafür sagt er diesem Publikum, daß es keine Ahnung habe von dieser Kunst, daß überhaupt die ganzen Kunstzustände umgewandelt werden müssen. Dabei erscheint dieser Mann selber als lebendig gewordener Widerspruch. Er haßt die Öffentlichkeit, das ganze Theater mit seinen Begleiterscheinungen; jede Berührung mit dieser Öffentlichkeit ist ihm seelischer und körperlicher Schmerz; aber er schafft und muß schaffen Werke, die durchaus Öffentlichkeitswerke sind, die nur in dieser Öffentlichkeit lebendig werden können; er schafft sie anderseits in der Überzeugung, daß diese Öffentlichkeit diese Werke niemals wird aufnehmen wollen noch können. Und nun kommt hinzu, daß dieser Mann als steckbrieflich Verfolgter im Auslande lebt; daß er sich nur durch die Unterstützung seiner Freunde erhalten kann; es kommt hinzu, daß das Publikum, da zwanzig Jahre lang von ihm kein neues Werk erscheint, den Ausstreuungen seiner zahllosen Feinde glauben muß, daß er überhaupt keine neuen Werke zu schaffen imstande sei. — Das alles nehme man zusammen und halte dem gegenüber die einzigartige Tatsache, daß man diesem verbannten, verhöhnten, gleichsam ausgestoßenen Künstler — oder war er nicht einfach nur ein theoretisierender Schwarmgeist? — nicht einfach links liegen läßt wie so viele andere. Nein, in dieser ganzen Zeit steht Wagner, der den deutschen Boden nicht betreten darf, im Vordergrunde des Interesses aller künstlerisch anregungsfähigen Kreise seines Volkes.

Zur Kriegsentschädigung.

Lieber Freund, nehmen Sie nicht gar Alles heraus. Lassen Sie zur Bestreitung meines Zukunftsconservatoriums auch noch ein paar Gulden drinnen.

Aus dem Münchener „Punsch". (Mit Genehmigung von B. Behrs Verlag in Berlin.)

J. Blaß: Zur Aufführung des „Lohengrin" in Paris. (Mit Genehmigung von B. Behrs Verlag in Berlin)

Und nun plötzlich — es ist, als ob ein Sensationsdramatiker die Regie dieses Lebenslaufes führe —, als die Not selbst diesem zähen Kämpfer undurchdringbar erscheint, als er seinem Leben ein Ende zu machen entschlossen ist, wird dieser Mann aus dem dunkelsten Elend in eine so glänzende Stellung erhoben, wie sie bei einem Künstler kaum je erhört worden. Aber, siehe da! Dieser Wagner ist nun keineswegs vor Glück außer sich und voll befriedigt. Als sei dies der Platz, auf den er gehöre — es war ja der Fall —, nimmt er diese nie gekannte Stellung als etwas Selbstverständliches hin und beginnt nun erst recht, weiterzustreben, erst recht ein unbequemer Neuerer zu werden. Man begreift, daß, wer nicht aus Neid diese Stellung in verzerrten Linien

Clara Wolfram, geb. Wagner. (Aus den „Familienbriefen von Richard Wagner". Berlin, Alexander Duncker.)

sah, aus Empörung auf diesen undankbaren und maßlosen Menschen seinen Haß warf. Und sie erreichten seinen Sturz, aber nur um die Stellung dieses Wundermenschen zu erhöhen. War es nicht möglich gewesen, daß der Sänger mit dem König ging, so schuf sich der gestürzte Künstler jetzt sein eigenes Reich, in dem er in unbeschränkter Macht herrschte. Die Verwirklichung des Baireuther Gedankens ist das Kühnste und Höchste, was ein Künstler jemals in kunstpolitischer und kunstsozialer Hinsicht erreicht hat.

Man begreift, daß ein solcher Lebensgang nicht ohne weiteres in seinen tieferen Zusammenhängen erfaßt wird. Es wäre noch eher geschehen, wenn nicht die Kunst dieses Mannes alle Empfänglichkeit des Volkes aufgebraucht hätte. Aber wir müssen bedenken, daß Wagners Kunst niemals Erfüllung eines Volkssehnens war; müssen bedenken, daß dieser Künstler, der durch vier Jahrzehnte in nie erhörter Weise die Öffentlichkeit seines Volkes beschäftigte, nicht ein einziges Mal von diesem Volke getragen wurde oder selber Träger oder Vorkämpfer einer Volksidee, eines Volkswunsches war. Nicht als ob Wagners Kunst unnational oder undeutsch wäre! Wir fühlen es ja alle, daß sie ihre Wurzeln so tief in die Urgründe deutschen Volkstums senkt wie kaum eine andere. Aber diese Kunst war so neuartig, daß Wagner erst diese Kunst schaffen mußte, bevor ein Verlangen nach ihr möglich war. Ja, Wagner selber hat als Theoretiker nicht die ganze Neuartigkeit seines eigenen Kunstwerkes erfaßt, weil es eben noch nicht da war. Die Briefe, zumal jene an Frau Wesendonck, die während des Schaffens und nach der Vollendung der Werke geschrieben wurden, geben uns viel tiefere Aufschlüsse über Wesen und Art des Wagnerischen Kunstwerkes als seine theoretischen Schriften. Aber nicht genug, daß Wagner vom vorhandenen Volkstum nicht getragen wurde, er mußte sogar sein ganzes Leben lang als Kämpfer und Bekämpfer auftreten. Als Kämpfer für das Idealbild einer Kunst, das nur aus seiner ganz merkwürdigen Veranlagung heraus als natürliche Kunstform erwachsen konnte. Bekämpfer einer längst eingeführten beliebten Kunst, Bekämpfer der geschichtlich gewordenen Kunstverhältnisse.

Heute wissen wir, daß er im Rechte war; daß er auch dort das Richtige verlangte, wo wir noch weit von der Erfüllung sind. So mußte er schließlich siegen, und mit ihm hat die gute Sache gesiegt. Gewiß! Aber dieser Sieg hatte so viel Kampf gekostet, und jeder Kampf bringt so viel Wunden, daß ein Siegesjubel nicht gut entstehen konnte. Wenigstens nicht bei jenen, die den Kampf miterlebt hatten, die selber Wunden trugen.

Es ist heute sehr billig, die ursprüngliche Gegnerschaft gegen das Kunstwerk Richard Wagners als Dummheit und Beschränktheit abzutun. Es ist unverantwortlich, der Bekämpfung Wagners gar unlautere Beweggründe unterzuschieben. Wir sind alle begrenzt, und wer sichert uns dagegen, daß wir eines Tages einer neuartigen Erscheinung nicht ebenso verständnislos gegenüberstehen werden, wie es ein und zwei Geschlechter vor uns, wie es alle Geschlechter vor uns getan haben. Aus der Geschichte der Kritik wollen wir wenigstens eins lernen: Bescheidenheit. Wenn möglich allerdings noch ein zweites, und dazu sollte gerade der Fall Wagner, wie er sich etwa in dem Buche „Wagner in der Karikatur" vor unseren Augen abrollt, verhelfen, nämlich Anstand. Innerer und äußerer. Die Umgangsformen der Kritik sollten sich nicht auf

Digitized by Google

einer Stufe bewegen, die im praktischen Leben den Ausschluß aus jeder guten Gesellschaft bedeuten würde. In der Hinsicht steht der kritische Kampf gegen Wagner auf einer erschrecklich tiefen Stufe. Es ist aber bezeichnend für den allgemeinen Kulturzustand der beiden Völker, daß die französische Karikatur bei nicht geringerer Feindseligkeit gegenüber der Person des Angegriffenen den Anstand wahrte, den die deutsche fast ständig verletzte.

Da mag man entgegnen, daß in Deutschland der Kampf erbitterter sein mußte, weil doch schließlich um deutsche Werte gekämpft wurde. Nun, auch in Deutschland wurde der Sieg erfochten. Der Triumph der Kunst Wagners war auch etwas Unvergleichliches. Ist es daher nicht verständlich, ja unvermeidlich, daß die Vielen, die diese Kunst so erbittert bekämpft hatten, jetzt nach einer Begründung ihrer Haltung suchten und diese im — Menschentum Wagners fanden? Ist nicht auch Bismarck Jahrzehnte hindurch von Millionen Deutscher geradezu gehaßt und als Mensch verkleinert worden? Gewiß, der Wandel ist eingetreten. Glücklicherweise ist er nicht nur durch die Zeit bewirkt worden, sondern durch die genauere Kenntnis des Menschen Bismarck. Diese aber danken wir wiederum zum großen Teil der Veröffentlichung der Briefe und Erinnerungen. Der gleiche Prozeß vollzieht sich jetzt im Fall Wagner. Und man darf mit unbedingter Zuversichtlichkeit die Hoffnung aussprechen, daß die hohe Einschätzung von Wagners Menschentum nicht mehr in weiter Ferne liegen kann.

Wir werden durch diese Briefe, weil sie Zeugnisse des persönlichsten Lebens sind, vor allem jene Hemmung überwinden, die darin liegt, daß Wagner in einem in Deutschland sonst unerhörten Maße Öffentlichkeitskünstler war. Seine Kunst ist so urdramatisch wie die Shakespeares, kann nur als Abspiegelung der Welt in Erscheinung treten. Mit dieser Welt aber lag gerade der Künstler Wagner in schärfstem Widerspruch. Er mußte sich erst die für seine Kunst passende Öffentlichkeit schaffen; so erstand der Reformator Wagner, der Theoretiker. Diesen Zwang zu theoretisch-lehrhaftem Wirken hat der Künstler Wagner, wie wir aus vielen Zeugnissen ersehen, als schwere Qual empfunden. In qualvollstem Zwiespalt sah er sich auch, weil seine Veranlagung ihn zu einer Kunst zwang, die nur unter Bedingungen ins Leben treten

Cäcilie Avenarius, geb. Geyer. (Aus den „Familienbriefen von Richard Wagner". Berlin, Alexander Duncker.)

konnte, die er haßte. Aus diesem Widerstreit der Gefühle ist die Idee Baireuth geboren worden, als eine Gelegenheit, Kunst zu bieten und Kunst zu genießen, die von den gewöhnlichen Bedingungen des Lebens frei war.

Von diesen Qualen und Schmerzen aber, an denen er litt, sagen die Werke Wagners dem Uneingeweihten nichts. Und deshalb wurde Wagner nicht jene Liebe zuteil, die der Schmerz, die das Märtyrertum überall weckt. Nur einzelne Frauen haben instinktiv sich in Wagner hineingefühlt. Die übrigen aber sahen hier einen Mann von unglaublicher Zähigkeit und Kampfbereitschaft, dem dieser Kampf Lebenselement zu sein schien, der den Streit suchte. Und davon ist der typische, gleichzeitig urdramatische und urmusikalische Charakter der Kunst Wagners die Ursache. Wer könnte in „Tristan und Isolde" das persönlichste Bekenntnis der persönlichsten Lebenserfahrungen eines Künstlers suchen?! Wir kennen das Werk so durch die „Briefe und Tagebuchblätter an Mathilde Wesendonck".

So sind die tausend Mißverständnisse gegenüber Wagner keine Mißverständnisse von Einzelheiten, sondern die Folge einer falschen Einstellung gegenüber seiner Gesamtpersönlichkeit. Darum sind für uns un-

entbehrlich die Dokumente von Wagners innerem Leben. Nur so lernen wir ihn allmählich kennen und damit erkennen.

In dieser Erkenntnis können uns in hohem Maße die vier Brief-, Memoiren- und Bilderveröffentlichungen fördern, die kürzlich, bald nacheinander herausgekommen sind: Familienbriefe 1832—1874, herausgegeben von C. Fr. Glasenapp (Berlin, Alexander Duncker); Baireuther Briefe 1871—1883, herausgegeben von C. Fr. Glasenapp (Berlin, Schuster u. Löffler); Angelo Neumann, Erinnerungen an Richard Wagner (Leipzig, L. Staackmann); Richard Wagner in der Karikatur, von Ernst Kreowski und Eduard Fuchs (Berlin, B. Behrs Verlag). Ich beabsichtige hier um so weniger eine kritische Würdigung der Bücher, als ich diese — jedes in seiner Art — uneingeschränkt empfehlen kann. Die „Familienbriefe" zeigen uns den Menschen Wagner im Verhältnis zur Welt, wie die Blätter an Frau Wesendonck sein Inneres enthüllten. In den „Baireuther Briefen" erleben wir den Kämpfer Wagner — nicht den Bekämpfer —, den zähen Eroberer seines Idealbildes. Die „Erinnerungen" Angelo Neumanns zeigen, wie begrenzt selbst bei einem Verehrer das Verständnis Wagners bleiben mußte, wenn dieser Verehrer vom gewohnten Verhältnis aus den Künstler Wagner nur in seinen Werken sah und diese in die ihnen wesensfremde Welt verpflanzen wollte. Das mit erstaunlichem Fleiß zusammengestellte Karikaturenwerk endlich, das eine wohl vollständige Sammlung aller irgendwie wichtigen Karikaturen auf Wagner bringt, ist das im Grunde erschütternde Zeugnis von einem wohl beispiellosen Unverstande gegenüber einer großen Erscheinung. Auch der Text ist ein „document humain", denn er spiegelt die Wut, in die der heutige Mensch durch das Schauspiel dieses Kampfes versetzt wird. Mir aber hat sich das befreiende Lachen eingestellt. Denn dieses Werk ist eine — Karikatur der Karikatur, zugleich das höchste Loblied auf die Unbesiegbarkeit aller wahren Kunst.

Rosa Bianca

Gedenkst du derer nach, die einst du kanntest —
Aus fernem, fernem Lande kam sie her —,
Die du mit süßen, fremden Namen nanntest —
Ihr wart so jung, ja rein — weißt du's nicht mehr?

Ach, wenn sie sprach — du sagtest stets, es klänge
So süß und eigen ihrer Stimme Tan,
Wie wenn zu Bethlehem Maria sänge
Ein Wiegenlied dem lieben Gottessohn.

Wenn sie dich ansah, sprachest du, sie blicke
So wie ein Kind in mandesheller Nacht,
Das selig lächelnd, in erstauntem Glücke,
Aus einem holden Märchentraum erwacht. —

Sucht deine Seele nicht durch Nacht und Sünde
Mit späh'nden Augen, voller Reu' und Leid,
Ob sie sie nirgends, nirgends wiederfinde
Und mit ihr die verlorne Seligkeit?

Wolfgang Seyffert

Theodor Storm.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Constanze Storm.
Nach einer Zeichnung von Ludwig Pietsch.

Aus Storms und Fontanes Nachlaß

Von Dr. Friedrich Düsel

So sehr man sich manchmal mit Recht über die literarische Nachlaßschnüffelei unserer Tage erbosen mag, einer Frucht am Baume dieser „entarteten Pietät" darf man sich ohne Einschränkung freuen: das ist die wachsende Schätzung der Gesamtpersönlichkeit, die immer tiefere Wurzeln schlagende Erkenntnis, daß den Schriftsteller und den Menschen ein festes, unlösbares Band verbindet, daß jeder künstlerische Ruhm nur dann echt und dauerhaft ist, wenn er auf dem Fundament einer wertvollen Menschlichkeit ruht. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, verliert die Neigung unserer Zeit, sich in die persönlichen Dokumente der Schriftsteller, vornehmlich also in Briefe und Tagebücher zu vertiefen, ihre Kleinlichkeit und wird im Gegenteil dem höchsten Ehrgeiz dienstbar gemacht, den die biographische Forschung haben kann, dem von innen heraus wirkenden Wiederaufbau eines geistigen Gesamtorganismus. Briefe und Tagebuchblätter rücken so in die unmittelbare Nachbarschaft der produktiven „Werke" und behaupten sich auch dann, wenn sie über das eigentliche literarische Schaffen der Verfasser nur weniges gelegentlich oder auf Umwegen sagen.

Um die Jahreswende ist fast gleichzeitig aus den Familienarchiven Theodor Storms und Theodor Fontanes je ein Nachlaßband hervorgetreten, beide äußerlich nach Umfang und Ausstattung einander ähnlich, nach Inhalt und Form gänzlich verschieden. Von Storm empfangen wir „Briefe in die Heimat aus den Jahren 1853 bis 1864", herausgegeben von seiner Tochter Gertrud Storm (Berlin, Karl Curtius; mit zwei Bildnissen) — also rein persönlich-familiäre Bekenntnisse des damals erst an der Schwelle seines dichterischen Ruhmes Stehenden; aus dem „Nachlaß von Theodor Fontane" (herausgegeben von Josef Ettlinger; Berlin, F. Fontane u. Ko.; mit der letzten Porträtaufnahme des Dichters und einer Originalzeichnung von Menzel) außer einer Gedichtnachlese, in der persönliche, zuweilen familiäre Töne angeschlagen werden, einen abgeschlossenen Roman, sowie eine Reihe literarischer Studien und Kritiken, die, gleichviel ob sie schon einmal in Zeitungen und Zeitschriften standen oder noch am Schreibtisch des Heimgegangenen als handschriftliche Aufzeichnungen ruhten, doch allesamt als „druckfertig" erscheinen, also literarische Arbeiten, die durchaus auf das Echo der Öffentlichkeit rechnen. Dennoch halte ich mich für berechtigt, beide grundverschiedenen Nachlaßbände hier gemeinsam zu betrachten; denn das Menschlich-Persönliche ist bei beiden das Ausschlaggebende. Nur zu denen, die schon ein Verhältnis zu den Dichtern, zu dem Märker und zu dem Schleswig-Holsteiner, gewonnen haben, wird der Inhalt sprechen, hier wie dort; nur um eine Ergänzung und Vertiefung, nicht um eine selbständige Fortsetzung ihres literarisch-menschlichen Gesamtbildes

kann es sich in diesen posthumen Veröffentlichungen handeln.

Fäden, die sich zarter oder stärker von einem dieser Bände zum anderen hinüberspinnen, sind aber auch sonst noch zu bemerken. Fontane hat, aus dem Grabe heraus, sozusagen den literarischen Geburtshelfer dieses Stormschen Briefbandes gespielt. Gleich im ersten Satze des Vorwortes bekennt die Herausgeberin, daß es die eben herausgekommenen Briefe Fontanes an seine Familie waren, die sie zu ihrer Veröffentlichung angeregt haben. An einem sonnigen Frühsommertage des Jahres 1906 las sie jene ungezwungenen Bekenntnisse eines ebenso reichen wie schlichten Herzens unter ihrem blühenden Apfelbaum, und lebhaft mußte sie dabei an Briefe denken, die ihr der Vater einst schenkte, als sie achtzehn Jahre alt war. Es waren die Briefe, die ihre Eltern in den elf Jahren der „Verbannung" liebwärts, nordwärts nach Husum geschrieben hatten. Da legte sie das Buch zur Seite, ging ins Haus und löste den Umschlag, in dem die Briefe, sorgsam in Mappen geordnet, eingeschlagen waren. „Briefe von Mutter und mir an Großvater und Großmutter Storm" stand mit des Vaters klarer, fester Handschrift darauf geschrieben. Sie las und las und kam so leicht nicht wieder los. Mehr und mehr erschienen ihr die Briefe wie ein Stück schönster Selbstbiographie, und so kam sie zu der Überzeugung, daß sie den Freunden Stormscher Dichtungen den Inhalt dieser Mappen nicht länger vorenthalten dürfe. Wir wollen ihr für den Entschluß dankbar sein, wenn wir auch manchmal vielleicht wünschen möchten, daß ein literarhistorisch geschulter und daher umsichtigerer Herausgeber durch verbindende oder vorsichtig erläuternde Worte die einzelnen Briefe noch mehr zum Sprechen gebracht hätte, etwa wie es Albert Köster in dem von ihm betreuten Briefwechsel zwischen Storm und Keller getan hat.

Es sind Briefe eines „Verbannten", die uns vorgelegt werden. Denn als Verbannten „im Elend" fühlte sich der junge Jurist, dem nach dem Thronwechsel von 1850 die Husumer Advokatur nicht bestätigt worden war, und der drei Jahre darauf den Herzogtümern notgedrungen den Rücken gekehrt hatte, während des ganzen Jahrzehntes, das er außerhalb seiner heißgeliebten Heimat zubringen mußte, um für sich und seine Familie Brot zu schaffen und sich „jenes sanfte Ruhekissen des alten Sprichwortes" zu erhalten. Er hatte sich schon zu Weihnachten 1852 nach Berlin gewandt mit einem Gesuch um Anstellung im preußischen Justizdienst; aber erst im November 1853 war die Angelegenheit so weit gediehen, daß er nach Potsdam als Assessor am Kreisgericht übersiedeln konnte. In einem ergreifenden Gedicht hat er die Gefühle geschildert, die ihn beim „Abschied" von der Heimat bewegten:

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt ...

Doch ist's das flehendste von den Gebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör' mich! — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!...

Er konnte die schmerzliche Wahrheit dieser Worte nicht verwinden, so sehr man sich in Berlin und dann in Potsdam, „dem großen Militärkasino", auch bemühte, ihm gastlich und hilfbereit entgegenzukommen, und so sehr ihm sein schriftstellerischer Name half, ein gutes Einvernehmen mit Direktor und Räten des Gerichtes herzustellen. Gleichalterige vertraute Freunde von gleichen Neigungen entbehrte er freilich in Potsdam ebensosehr, wie er sie in Husum entbehrt hatte; um sie zu finden, mußte er in Berlin einkehren, das doch aber „so gut wie aus der Welt". Dort war es namentlich der Kunsthistoriker, derzeitige Vortragende Rat im Kultusministerium Franz Kugler und seine ebenso mitdamutige wie verständnisvolle Gattin Klara, die ihm ihr gastliches Haus auftaten und wie ihn selbst so auch seine Frau Constanze, das „Dickerchen", gleich alten Freunden empfingen. Als Storm im März 1858 die Nachricht erhielt, daß Kugler, eben erst fünfzig geworden, plötzlich gestorben, schrieb er in dankbarer Erinnerung an jene Berliner Tage nach Hause: „Ich kann es noch immer nicht fassen. Der Mann gehörte noch so ganz in den hellen Tag hinein. So ist der ‚ewige Herd', wie die Freunde das Kuglersche Haus nannten, weil dort immer eine gastliche Flamme brannte, nun auch durch

den Tod, den Feind der Ewigkeit, zerstört." — Einen leidlichen Ersatz fand der wohl von Natur nicht gerade Gesellige erst in Heiligenstadt an dem ihm offenbar verwandten Landrat von Wussow, einem „wunderlichen Gemütsmenschen", der ihm zum Geburtstag die Fenster mit Geranien schmückte, mit seiner Frau in traulicher Dämmerstunde zum Tee kam und auch seine musikalischen Neigungen teilte. „Derartige zur Freundschaft prädestinierte Menschen," schreibt der darüber Beglückte einmal, „gibt es eigentlich heute gar nicht mehr, er gehört ins vorige Jahrhundert, in den Gleimschen Freundschaftstempel."

Im übrigen waren Storms äußere Lebensumstände nicht sonderlich danach angetan, ihn den Abschied von der Heimat verschmerzen zu lassen. Seine äußerst bescheidenen Besoldungsverhältnisse — von einem festen Gehalt kann eigentlich erst seit der Ernennung zum Kreisrichter in Heiligenstadt (1856) die Rede sein — besserten sich nur ganz langsam und erfuhren inzwischen immer wieder, je nach den Zufällen der Besetzung, unvorhergesehene Rückschläge, so daß der außerdem häufig durch Krankheit heimgesuchte Familienvater, dem in der „Verbannung" zu den drei schon vorhandenen Knaben drei Mädchen geboren wurden, nicht selten die Hilfe der wohlhabenden Eltern in Anspruch nehmen mußte. „Es ist hier eine zu ökonomische Wirtschaft für einen schleswig-holsteinischen Magen", das ist ein mehrmals wiederkehrender Klageruf, der daheim immer verständnisvolle Ohren findet und alsbald mit einem Beutel blanker Taler oder häufiger noch mit ein paar saftigen Schinken, einem Faß Butter, einem Sack Backbirnen oder einem halben Schock Krickenten, einer Delikatesse heimischer Spezialität, beantwortet wird. Dabei ist der weltvergessene Dichter nichts weniger denn ein schlechter Haushalter: ihn beim Zwetschenenkauf und bei den Vorbereitungen zum Museinkochen zu beobachten, erinnert lebhaft an die ökonomischen Talente, die die Schwaben Schiller und Mörike bei ähnlichen Haushaltungssorgen entfalteten, und auch auf seine juristische Würde, so wenig einträglich sie sein mag, hält er große Stücke. Der Titel „Assessor" will ihm freilich anfangs gar nicht gefallen; als sich aber herausstellt, daß Assessor so viel heißt „wie einer, der alle drei preußischen Staatsexamen bestanden hat und zu allen Ämtern befähigt ist", da sagt nicht nur Frau Constanze „Gottlob, daß Theodor erst einmal so weit ist", da tröstet und belehrt auch er selbst, im Begriff, daheim auf Besuch zu kommen, den scheinbar um die Repräsentation besorgten Vater, der Assessortitel sei ein sehr respektierter in Preußen, es gäbe viele ebenso atte und ältere als er, u. a. einen Grafen Bredow, einen ausgezeichneten Arbeiter und Vater dreier Kinder, die auch nicht mehr seien. Die juristische Arbeit dagegen mit ihrem verwickelten Mechanismus und toten Formelkram bleibt ihm nach wie vor unbehaglich. „Bei uns ist der Prozeß die Form, ja eigentlich so gut wie nichts, hier aber ist er ein Netz von Millionen Maschen, worin man sich jeden Augenblick verwirren kann." Deutlich hört man heraus, daß der aus einem behaglicheren Leben Kommende sich erst mühsam an das Tempo der „preußischen Hetzpeitsche" gewöhnen muß. „Von des Morgens acht Uhr bis abends sieben Uhr geht es meist, einen kleinen Spaziergang abgerechnet," heißt es in einem Briefe aus dem Frühjahr 1854, „in einem fort, Dekrete, Informationen, Verhandlungstermine, Relationen usw. Und nicht wie zu Hause, wo man einmal in den Garten guckt und die Spreen pfeifen hört oder zwischendurch einmal ein Bekannter kommt. Nein — es geht in atemloser Hast, ohne aufzusehen, von einem zum anderen. Neulich fielen mir an einem Tage, nachdem ich auch schon ein paar Termine abgehalten, siebenundsiebzig Prozesse ins Haus, zum Dekretieren, die bis auf den anderen Tag expediert werden mußten ... Von der schönen Ostersonne habe ich nicht viel gesehen." In Heiligenstadt, das ihm als Kleinstadt im ganzen doch so viel besser gefiel als Potsdam, wird dieser „Abscheu vor den amtlichen Geschäften" kaum geringer. „Wenn ich nur daran denke," klagt noch ein Brief vom Januar 1858, „schrecke ich innerlich zusammen. Nicht wegzuleugnen ist, daß diese mir fremdartige Beschäftigung doch mein ganzes Leben verdirbt. Es ist zwar nur ein Tropfenschauer, diese täglich ins Haus fallenden Akten, aber wenn die Tropfen immer und immer auf eine Stelle fallen, so wird es bekanntlich doch zuletzt eine Tortur, die Kräfte und Besinnung raubt. Dazu die kleinen kümmerlichen Verhältnisse um sich her. Ich werde mich aber, solange meine

Kräfte aushalten, als ein tapferer Mann gegen diese Verkümmerung zu wehren suchen und an der Fortbildung meines geistigen und moralischen Menschen fortarbeiten."

Alle diese Verstimmungen, Kümmernisse und Verdrießlichkeiten waren jedoch nichts gegen die schleswig-holsteinsche Erb- und Stammeskrankheit, die sich unseren Dichter, wie es scheint, zudem noch zu ihrem Lieblingsopfer ausersehen hatte: gegen das Heimweh. Das blieb sein Tag- und Nachtgast von der ersten Stunde in Potsdam bis zur letzten Stunde in Heiligenstadt. Vor ihm gibt es kein Entfliehen. Gebietet man den inneren Stimmen Schweigen, so fangen die Dinge ringsherum, die man aus der Heimat mitgebracht, von zu Hause zu erzählen an. „Könnte ich heute bei euch sein, hinter mir steht der kleine Teekessel und singt wie in Husum ... Ja, wäre ich in Husum und könnte zwischen der Neustadt und der hohlen Gasse (die Straße, in der das elterliche Haus stand und noch heute steht) hin und her schlendern, nach dem Garten und den Schweinen sehen und aufhorchen, ob die Spreen schon wiedergekommen." Gewiß, auch in Sanssouci ist es köstlich im wunderschönen Monat Mai, wenn alle Wasser springen und alle Nachtigallen schlagen. „Es fehlen nur die rechten Augen, das alles zu sehen." Dann fragt eines der Kinder nach dem Krammetsvogelsang daheim in Westermühlen — wo bleibt da Sanssouci! Und während des Erzählens treten jene schönen, nun so lange vergangenen Herbsttage, das Bild der lieben friedlichen Gegend, beschienen vom warmen Jugendsonnenschein, so lebhaft vor das innere Auge, daß sich der Erzähler vor Heimweh nicht zu lassen weiß. Doch keine Sorge! Der so weich ist, ist auch zähe und fühlt recht gut, daß sie, die sie hier draußen sind, nicht nur für sich, sondern auch für ihre Heimat einzustehen haben und für sich selbst keine besonderen Ansprüche mehr ans Leben machen dürfen. Wenn nur die Fest- und Feiertage nicht wären! Da kommen die Erinnerungen mit doppelter Gewalt, und mit ihnen lebendiger denn je der alte liebe, trübe Gast. Vor drei Tagen am Sonntag noch so tapfer, am Mittwoch, einem Buß- und Bettage, schon wieder so ganz in seinem Bann. Ein Gang durch die einsamen Partien des großen Parks, und er ist da. „Die Eichhörnchen saßen am Wege, richteten sich auf und guckten mich an, die braunen Baumspechte, deren hier so viele sind, waren an den Baumstämmen geschäftig, in der Ferne hörte man den Vogel Büo (Bülow?). Nur ein einziger Mensch begegnete mir. Ich dachte immer an euch und wünschte euch zu mir; bei jeder schönen Aussicht dachte ich an Mutter, bei jedem Vogel an dich, lieber Vater." Der fragt ihn dann wohl halb erstaunt und halb verbittert, wie er bei den heimischen Verhältnissen, die er doch zur Genüge kenne, Heimweh haben könne, und der Sohn erklärt es ihm in einem poetischen Bilde, das mehr sagt als lange Auseinandersetzungen in Prosa:

Am Deich

Ans Haff nun fliegt die Möwe, und Dämmerung bricht herein,
Über die feuchten Watten spiegelt der Abendschein.
Graues Geflügel huschet neben den Lachen her;
Wie Träume liegen die Inseln im Nebel auf dem Meer.
Ich höre des gärenden Schlammes geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen — so war es immer schon.

„Und so ist es noch jetzt und nirgend sonst auf der Welt; es ist eben das Geheimnis der Heimat, sie können's so toll gar nicht treiben, daß ich das Gefühl verlöre, diese Erde sei dennoch mein." Und wer weiß denn, ob die Storms die alte Storchenstadt, wo sie in einer Atmosphäre von Familientradition leben, wo fast jede Handwerkerfamilie in irgendeiner Generation einen Diener oder eine Dienerin der Ihrigen aufzuweisen hat, schließlich und in letzter Instanz mit der ganzen gens werden aufzugeben gezwungen sein! Warum soll nicht einmal der Tag, das stille, aber wunderschöne Fest kommen, wo sie mit vollen Ehren und ganzer Persönlichkeit in die Heimat zurückkehren. „Ich glaube," schreibt der bei allem Heimweh Zuversichtliche im Dezember 1854, „fest an die Rückkehr, nicht für heute oder morgen, aber zurückkehren werden wir, wenn wir nicht vor der Zeit sterben." Gerne nähme er dort oben mit der allerbeschränktesten Existenz vorlieb, die eigentlichen Adern seines Lebens, fühlt er, sind ihm anderswo ja doch unterbunden. Schleswig-Holstein ist und bleibt nun einmal die Perle aller deutschen Länder. Aber in Husum sein und das Treiben der Fremden, die Niedertracht der Heimischen anzusehen, ohne alle Kräfte da-

gegen verwenden zu können — das könnte doch nur körperlichen und geistigen Tod bedeuten.

Man sieht, so weichlich und kleinlich, wie dem aus kernigerem Holz geschnitzten Fontane unseres Storms „Husumerei" erschien, waren diese Gefühle denn doch nicht: sie waren resigniert und empfindsam, aber sie waren auch charaktervoll, aufrecht und eigenstolz. Am bittersten ist vielleicht der Gedanke, daß ihm in der Heimat, in seinem Garten, unter den Menschen, zwischen denen er aufgewachsen, in der Atmosphäre, in der die Erinnerungen der Familie leben, sein dichterisches Talent zu einer Quelle nicht bloß innerlichen, sondern auch äußerlichen Wohlseins geworden wäre, während er fürchten muß, unter Verhältnissen, wo ihm wie in Potsdam „die einfachste Behaglichkeit des Lebens abgeht", werde „der kleine Strom bald versiegen". Darin irrte er sich. Vielmehr war es gerade das Heimweh, das seine Poesie neu belebte. 1863 fand ein Freund des Hauses die Heimatsehnsucht in Storms Seele wieder in der ganzen alten Stärke lebendig geworden, in derselben Zeit aber entstanden „Abseits", „Unter dem Tannenbaum", Erzählungen, die jenes dringende, leidenschaftliche Heimverlangen, jene zärtlich-unwandelbare Heimatliebe in ergreifender Weise künstlerisch meistern. Der Dichter wußte damals noch nicht, wie nahe die Erfüllung seiner Sehnsucht vor der Tür stand. Noch den Neujahrsbrief von 1864 schließt er mit dem mehr bangenden als hoffenden Wunsche: „Das alte Jahr taugte nicht viel für uns. Möge das neue uns in die Heimat zurückbringen und somit alles vergelten." Wenige Wochen darauf, im Februar, ereilte ihn der Ruf seiner nun wieder deutsch gewordenen Vaterstadt, die Landvogtei des Amtes Husum zu übernehmen.

Heimweh ist blind wie die Liebe, und so kann man sich gar nicht darüber wundern, daß es sich bei Storm oft in die „Sehnsucht nach Natur" kleidete, obgleich doch, was Naturschönheiten angeht, Potsdam und das thüringische Heiligenstadt es gewiß mit der „grauen Stadt am Meer" aufnehmen können. Die Sehnsucht, so recht in und mit der Natur zu leben, steckte ihm als Erbteil im Blute, mit der wachsenden Aktenarbeit nahm sie von Jahr zu Jahr nur noch zu. Wie sehnte er sich von Potsdam weg nach einer kleinen Stadt, wohin er auch seinen Neigungen nach gehörte. „Gegen Abend aus dem Garten übers Feld gehen und mit dieser friedlichen Stimmung in meine stille Häuslichkeit, in eine wirklich eigene, wenn auch noch so kleine zurückkehren, das ist es, was ich im Innersten bedarf." Als ihm das dann mit seiner Versetzung nach Heiligenstadt, der kleinen Kreisstadt am Rande des Obereichsfeldes, erfüllt war, beneidet er den Schwager Otto, der als Gärtner von Beruf den ganzen Tag im Garten bei seinen Rosen tätig sein darf, und er interessiert sich so für dessen neue Anlagen, daß er bald die Geschichte jedes einzelnen Beetes zu kennen hofft, sich auch selbst zu Hause zwölf Rosenstöcke heranzieht, denen er bei dem ersten Hauch des Frühlings jeden Tag sorglich die niedrigen Fenster öffnet. Frühling und Herbst sind Poetenzeiten überall, und der Himmelsstrich soll erst gefunden werden, wo sie dem Dichter nicht die Phantasie beschwingen und die Zunge lösen. Auch unser „Verbannter" freut sich an dem durchsichtigen Maiengrün des Parks von Sanssouci und schwärmt mit den Kindern in der hell aufgeschlossenen Frühlingsgegend von Heiligenstadt umher, „die grünen Saatfelder zu Füßen, darüber aus der nahen Kirche ein Strom von Orgeltönen"; auch er ist nicht taub für den „Zauber der Einsamkeit", der an klaren Herbsttagen in den Bergwäldern des Eichsfeldes ruht, in ungeheurer Stille, die nur zuweilen auf den breiten Lichtungen der Tannen durch den Schrei der Vögel unterbrochen wird, während der Blick durch die Schneisen hinabschweift in das sonnenbeschienene Land oder auf weitere endlose, mit Wald bedeckte Bergzüge. Aber am Ende hört man doch durch all diese begeisterten Naturschilderungen immer wieder den Kehrreim läuten: Was ist das alles gegen daheim! „Die Schönheit des Landes," heißt es in einem aus Segeberg, dem holsteinischen Geburtsstädtchen seiner Frau, datierten Urlaubsbrief vom Sommer 1856, „diese Busch- und Wiesengelände, die ich ein paar Jahre nicht gesehen, verzauberten mich völlig während der Fahrt von Lübeck auf hier." Das ist kürzer, aber echter.

Am sichersten stellte sich das Heimweh stets um die Weihnachtszeit ein. Da saß es zu oberst zu Tisch, half jede Nuß mit vergolden, aber auch jede Freude wehmütig mit

verschleiern. Man ist ja weiß Gott auch in der Fremde redlich bemüht, sich das Fest in treuer Nacheiferung heimischer Bräuche traulich und feierlich zu machen, sich mit Kuchenhäusern nach Mutters Rezept, bunten Netzen, vor allem aber mit dem goldenen Märchenzweig im grünen Baum, Storms eigenster Erfindung, die Erich Schmidt auch nach zwanzig Jahren noch in Hademarschen bei ihm wiederfand, „in das so ziemlich graue Leben für einen Abend ein kleines Paradies hineinzubauen" — aber daheim war das doch ganz anders! „... Wenn in der großen Stube die Lichter angezündet waren, der Teekessel sauste, die braunen Kuchen und Pfeffernüsse standen auf dem Tisch, Vater und Kinder warteten dort auf Lorenzen und Onkel Woldsen, während drüben in der Wohnstube der Weihnachtstisch arrangiert wurde. Ich sehe noch die erleuchtete Außendiele, auf die wir immer, wenn die Haustür ging, hinausguckten. Und mir ist, als habe an diesem Abend die Dielenlampe besonders hell gebrannt. Wie oft wurden wir getäuscht, wenn statt der erwarteten Gäste eine Schar singender Kinder in die Haustür drängte. Aber dann ging's erst einmal hinunter in die Küche, wo der große Kessel über dem Herdfeuer stand, und wo schon die ersten Futjen (ein heimisches Gebäck) auf der Siebschüssel lagen. Da hörte man oben die Haustür gehen — gewiß da kommen sie — und nun wieder treppauf mit einem dampfenden Futjen in der Hand. Auf dem Wege noch einen Blick durch das Hoftürfenster nach Clausens (des Schreibers) Kontor — ja, da war's schon dunkel, der war schon mit Thomas (dem Kutscher) drinnen und half die Kerzen anzünden. Wie kommt mir das alles jetzt groß und hell und weit und ewig begründet vor! Und so ist es auch, wenigstens in meinem Herzen. Sogar Onkel Woldsen und Simon, diese gerade nicht poetischen Gestalten, sind von der wärmsten Glorie meiner Erinnerung umgeben. Jedesmal, wenn ich Onkel Woldsens mir noch erhaltene Geschenke zu Gesicht bekomme — den kleinen Globus, Körners Werke, Straß' alte Geschichte —, danke ich dem Mann für die Freude, die er mir als Kind an so manchem Weihnachtsabend gemacht hat, und jetzt, wo ich es so gern noch möchte und wo es nicht mehr möglich ist, kann ich nicht begreifen, daß ich ihm in späteren Jahren niemals wieder meinen Dank ausgesprochen habe; aber vergessen ist es nicht. Doch das ist nun vorüber und kehret nimmer so! (Mörike)" ...

Wirklich? Hat es je einen gegeben, der sich noch als ernster, vom Leben nicht immer sanft angefaßter Mann ein weiches Kinderherz und ein warmes Gemüt bewahrt hatte, so war es doch Storm. Die Briefe erzählen uns, wie er schon Wochen voraus mit einem Freund des Hauses an einem Hänsel- und Gretelhäuschen für die Kinder, einem Wunderwerk der Technik, arbeitet, wie er abends nur in Schaumgold, Knittergold und bunten Bonbonpapieren hantiert, Netze schneidet oder Tannen- und Fichtenäpfel vergoldet. Ja, manchmal bindet er sogar die Schürze vor, um Mandeln und Zitronat für die Weihnachtskuchen schneiden und Kardamom und Hirschhornsalz stoßen zu helfen, nachdem er vormittags stundenlang auf den Bergen und in den Wäldern herumgeklettert ist, um die Tannenäpfel zu suchen. „Ja, ihr hättet mich sogar in meinem dicken Winter-Surtout hoch oben in einer Tannenspitze sehen können. Freilich hatte ich mich vorher gehörig umgesehen; denn der Herr Kreisrichter durfte sich doch nicht auf ganz offenbaren Waldfrevel ertappen lassen." Und da steht es ja auch schon: „Jeden Morgen, die letzten Tage, kommt der Postbote und bringt ein Päckchen oder einen Brief aus der Heimat oder aus der Fremde von Freunden. Die Weihnachtszeit ist doch noch grad so schön, wie sie in meinen Kinderjahren war." Und wie eifersüchtig wacht er darüber, daß ihm allein der Ruhm des Weihnachtsengels bleibe! War er es, der den Weihnachtsbaum bis auf das letzte Fädchen ganz allein hergestellt hat, so leidet er auch nicht, daß ihm die Frauen, die nichts dabei getan, vorzeitig in die Herrlichkeit hineinschneien. Die Teller mit den Äpfeln, Nüssen und Kuchen werden ihnen vor der Tür einfach abgenommen ... Wer will die Nase rümpfen über all diese Gemütsinnigkeit, Hingebung, Andacht zum Kleinen? Sind sie es nicht, die ihre heiligen Spuren durch Storms schönste Dichtungen ziehen; hätte er ohne sie selbst jene männlich feste, doch mild verklärte Herbheit in sich ausbilden können, aus der ihm seine letzten Werke, auch ihrer aller Krone, der „Schimmelreiter", erwuchsen?

„Ich bin mir an den Weihnachtsabenden, trotz meiner vier Kinder, immer etwas ver-

waist vorgekommen. Denn wenn überhaupt, so bedarf man an diesem Erinnerungsfeste der Teilnahme und der Vereinigung mit der Familie." Dieses echt norddeutsche Bekenntnis gilt für Storm nicht bloß für das Christfest und die letzten stillen Tage des Jahres; es gilt für das ganze Jahr, für alle seine 365 Tage. Erst zu Hause in seinen vier Wänden ist er ganz er selbst, dort erst blüht all sein Tiefstes und Schönstes aus ihm heraus. Mit seiner ersten Frau, Constanze, geb. Esmarch, seinem „Mühmchen", verband ihn die innigste Herzensneigung, obwohl er dem selbst in diesen vertrauten Briefen an die Nächsten, die er im Leben hatte, nur selten einmal Ausdruck gab. Einmal aber findet er für ihre ihn wie am ersten Tag entzückende Schönheit Worte voll wahrhaft dichterischer Phantasie und Tönung. Es war am Vorabend eines kleinen geselligen Festes, in den Märztagen des Jahres 1862. Da schmückte er sie mit der einzigen Knospe, die von den dreizehn seiner gefüllten Kamelie zur Entfaltung gekommen war: „Ich habe nie eine Blume an einem besseren Platz gesehen. Denn wenn der Leib gleich stirbt, so singen wir jetzt im Paulus, doch wird die Seele leben. So entwickelt auch ihr Antlitz, je mehr die sinnlichen Reize der Jugend vergehen, namentlich wenn sie sich wohl und heiter fühlt, eine zarte geistige Schönheit, daß selbst gleichaltrige Frauen davon entzückt und hingerissen werden. Es ist das vielleicht jetzt mehr als in ihrem früheren Leben der Fall. Die seltene Einfachheit und Reinheit ihres Wesens umgibt sie noch immer wie mit einer Atmosphäre der Jugend." Frau Constanze war damals schon Mutter von fünf Kindern, und die Sorgen des Lebens, die ihren Mann bedrückten, werden auch an ihr nicht spurlos vorübergegangen sein: das glaubt man in ihren edlen, aber strengen Zügen zu lesen.

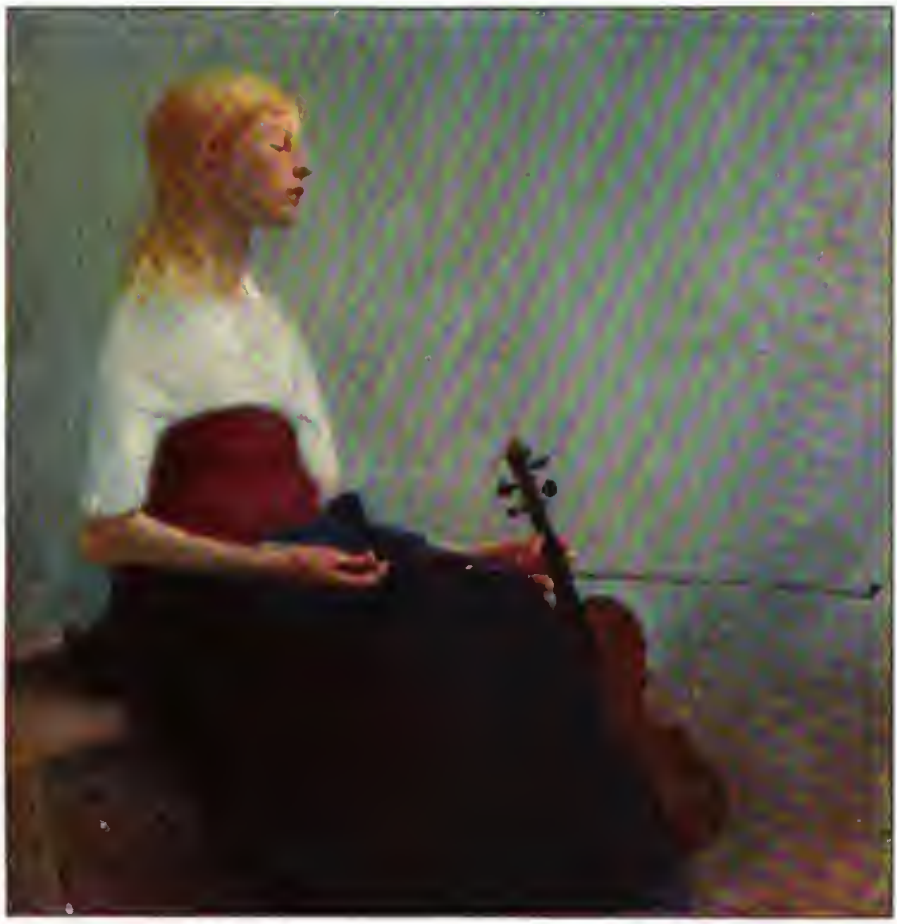
Die Frage, ob sie die Erziehung der Kinder nicht mehr, als es sonst in Beamtenfamilien wohl üblich, ihrem Manne überließ, möchte man nach diesen Briefen manchmal bejahen, so oft und so liebevoll ausführlich hören wir von Gesprächen, Unterhaltungen, kleinen Szenen zwischen ihnen und dem Vater. Dabei lag auch diesem nichts ferner als ein Abrichten und künstliches Drillen der kleinen Menschenkinder, ja er tut sich seinen Eltern gegenüber sogar etwas darauf zugute, daß er sie, wenigstens so lange sie klein, möglichst frei und ungezwungen aufwachsen läßt. Um so erquickender und anmutiger war das Kinderleben, das um ihn erblühte. Sie waren ihm alle gleich lieb, so durchaus, daß er ein anderes gar nicht begriff; aber seine Zärtlichkeit ging doch darauf aus, jedes von ihnen in seinem Wesen zu erkennen und zu lieben.

Hans, der älteste, mit seiner geistigen Frühreife und seinem brunnentiefen Gemüt voll innerlichster, wahrhaftiger Regungen, erschien ihm als ein „echtes Poetenkind", mochte er nun hinter der bibelfesten Köchin herziehen und sie beim Türklinkenputzen zwingen, ihr derartiges Wissen an ihn herauszugeben, mochte er für eine arme kranke Freundin in der Heimat den Fürbitter machen, den um die Zukunft sorgenden Vater altklug mit dem Geldbeutel des Großpapas trösten, als Vierzehnjähriger sich zum „Weihnachtsmann" und also zum Stellvertreter des Vaters aufschwingen oder bald darauf sich als werktätigen Menschenfreund bewähren, indem er einem verfrorenen Zigeunerweibe und ihrem Kinde von Bürgermeister und Rat persönlich Obdach erwirkte. Der zweite Junge, Ernst, gewöhnlich Ernemann gerufen, derb gebaut, aber ein ungewöhnlich schönes Kind mit tiefen sprechenden Augen, war zarter veranlagt. Tat er in des Vaters Abwesenheit etwas, wovon er wußte, es gefalle dem nicht, so bat er die anderen, ihn zu erinnern, daß er es doch ja zu Papa sage, wenn er wiederkäme. Abends in der Dämmerung konnte er sich stundenlang in den umständlichsten Phantasien ergehen, wie er den Papa pflegen wolle, wenn er alt sei, und wenn eine rührende Geschichte erzählt wurde, etwa von einem Gemsjäger, der sich sterbend zu seinem Mädchen schleppt, um ihr noch zu sagen, wie gut er's mit ihr gemeint, glitt er lautlos von seinem Stuhl herab und kauerte sich hinter das Sofa, wo er schamhaft seine Tränen verbarg. Man hört des Vaters Stolz heraus, wenn er mit liebevoller Ausführlichkeit erzählt, wie der Sextaner sich bei der öffentlichen Schulprüfung einen Preis für den deutschen Aufsatz holt, mag auch die ganze Schule nachher schreien: „Ja, die Storms! ihr Vater ist auch ein Dichter!" Der dritte im männlichen Kleeblatt, Karl getauft, aber lieber Losche gerufen, hat von

früh auf den Schalk im Nacken. Er verheißt tausendmal „Hageister" zu schießen, aber er schießt nicht; er singt mit seiner präzisen kleinen Stimme und klatscht sich selbst Beifall; er möchte noch mehr Wein und dreht sein leeres Glas herum, guckt in die Öffnung und sagt: „Das Glas will gern noch einen Schluck Wein trinken"; er hat Appetit auf Bratäpfel und deutet das verschmitzt mit den Worten an: „Papa, weißt du, was die gebratenen Äpfel rufen? Iß mich doch, iß mich doch, Erne und Karlemann, ich verbrenne!" Er führt mit seinem Schwesterchen Lisbeth, dem frischen Blondkopf aus Potsdam, philosophische Gespräche über Leben und Unsterblichkeit und läßt sich von einem traurigen und rührenden Ereignis aus der Nachbarschaft ganz hinnehmen. Häufiger aber noch ist er vergnügt und weiß allen Dingen die komische Seite abzugewinnen. „Von allen meinen Großmüttern," ruft er eines Tages über den ganzen Familientisch, „habe ich meine Urgroßmutter am liebsten!" — „Dummer Junge," sagt seine Mutter, „die hast du ja gar nicht gekannt." — „Aber warum soll ich sie denn nicht liebhaben?" erwidert er mit der heitersten Keckheit. Er liest gut, schreibt sogar sehr hübsch, ist aber im Rechnen ein kleiner Simpelmeier. Dafür sucht er dann Trost beim Vater und fragt: „Papa, bist du eigentlich auch so'n dummer Junge gewesen?" — „Nein." — „Hast du denn schon mal so'n dummen Jungen gesehen?" Was bleibt dem Vater da anders übrig, als ihn zu beruhigen? Hat der gelehrte Papa ihm eben die Bereitung der Lohe bei den Gerbern erklärt, so faßt er flugs ein solches Vertrauen zu dessen Weisheit, daß er meint: „Nun kannst du mir auch wohl sagen, wie Gott die Welt gemacht hat?" Was der denn trotz alledem nicht kann. Früh entdeckt der Vater an dem „kleinen Musikanten" eine ausgesprochene Begabung für Musik, der er sich denn später auch hat widmen dürfen. Er war, wie wir von Erich Schmidt wissen, ein Modell für die sanfte Novelle „Ein stiller Musikant" (1875) und der Dichter des eingelegten Liedes („Du liebe schöne Gotteswelt, wie hast du mir das Herz erhellt"); das großväterliche Prophetenwort aber, das der Vater 1860 noch so hoffnungsvoll nachspricht: „Er hat ein glückliches Gesicht", hat sich leider als ein trügerisches erwiesen. — Von Lucie, dem 1860 in Heiligenstadt geborenen „Piepchen", wie die Geschwister sie nennen, ist ebenso wie über Elsabe (geb. 1863) begreiflicherweise noch nichts anderes zu melden, als was über Nesthäkchen Liebliches und Kluges ein für allemal von zärtlichen Eltern gemeldet wird.

Geselligkeit wurde im Stormschen Hause nur in sparsamem Maße gepflegt. Aus den Potsdamer Jahren hören wir davon kaum etwas; in Heiligenstadt schlang Frau Musika einen Kreis gleichgestimmter Familien, darunter die getreuen Wussows, zu einem von Storm gestifteten Singkränzchen zusammen, das wöchentlich einmal bei einer Tasse Tee bei den Teilnehmern wechselte, und in dem Storm selbst, hocherfreut über den waltenden Ernst, den Taktstock führte. Die Musik wurde wieder wie in früheren Zeiten die Begleiterin seines Lebens. Die Besucher seines Hauses empfanden es als „goldene Stunden", wenn er ihnen Schumannsche oder Schubertsche Lieder zum Klavier sang oder Frau Constanze, deren volle, reiche Altstimme so gut zu dem ganzen Gepräge ihrer Erscheinung und ihres Wesens paßte, auf dem guten soliden Klavier, einem Geschenk des Vaters, begleitete. Später führte ein altes geistvolles Fräulein von Kaisenberg nach römischem Muster, wie es heißt, die zwanglose Sitte der „Salons" in Heiligenstadt ein. Doch wurde auch an diesen „Römischen Abenden" nicht gelitten, daß anderes als eine Tasse Tee und ein Stück Syster- oder Plattenkuchen gereicht wurde. Trotzdem schien es Storm „das hübscheste, was er an Geselligkeit seit langem gefunden".

Von literarischen oder wissenschaftlichen Privatstudien des Dichters hören wir wenig: zu umfangreicher Lektüre ließen ihm seine Geschäfte, seine musikalischen Neigungen und seine eigene poetische Produktion nur wenig Zeit. Vielleicht setzte er auch bei den Eltern nicht genug Interesse dafür voraus und überging es anderen Mitteilungen zuliebe. Nur einmal, zu Anfang 1858, läßt er plötzlich von einem lebhafteren Interesse für die Geschichte, besonders für die Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, „seine Domäne", vernehmen. Er liest Schlossers „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" und verspricht sich davon, obgleich er Schlossers polternd aufgeregten Subjektivismus und Mangel an „Sinn für das Gegenständliche" gegenüber Macaulays vornehmer Ruhe



C. J. Becker-Gundahl: Die Blinde.

Digitized by Google

übel empfindet, außer allgemeiner geistiger Förderung auch Stoff und Anreiz für seinen poetischen Schöpfungstrieb.

Kaum weniger spärlich sind anfangs die politischen Bekenntnisse. Erst gegen Ende der Heiligenstädter Zeit leiht Storm dann und wann seinem Ekel gegen die fortschreitende Reaktion und seinem Haß gegen die deutsche Feudalpartei („Sie gehen mit dem Pöbel zwar, doch nimmer mit dem Volke") ein derbes oder strenges Wort sittlicher Entrüstung. Eine Unhöflichkeit, die Frau Constanze auf der Eisenbahn von zwei Offizieren erlitt, als sie statt nach der zweiten nach der dritten Klasse geleitet sein wollte — ein Ereignis, das übrigens auch in „Heut und ehedem" (Sämtl. Werke III, 150) Platz gefunden hat —, läßt ihn einmal über den „Geist unseres deutschen Militärs" allzu vorschnell aburteilen. Reger wird seine politische Teilnahme erst wieder, als es sich nach dem Tode König Friedrichs VII. oben in Schleswig-Holstein von neuem zu rühren beginnt. Da besinnt auch er sich wieder auf seinen „Beruf, durch das poetische Wort die nationale Begeisterung zu unterstützen", zumal da er sich wohl bewußt, daß der überall unausbleibliche Kampf zwischen der alten und neuen Zeit dort oben besonders hartnäckig werden muß. „Diesen sozialen Kampf in meiner Heimat noch zu erleben und rüstig durch das begeisterte Wort mitkämpfen zu können, ist in bezug auf das äußere Leben mein allerheißester Wunsch." In den letzten Tagen des Jahres erreicht seine politische Aufregung durch die sich drängenden schleswig-holsteinischen Ereignisse ihren Höhepunkt, obgleich er „vermöge eines seltsamen Widerspruches in der menschlichen Natur" gerade in dieser Zeit durch unabweisbaren Drang zur Märchendichtung („Regentrude" und „Bulemanns Haus") getrieben wird. Dann kommt 1864: „die Rätsel mehren sich, aber die Hoffnung nicht." Selbst bei der Nachricht, daß die Dänen die Danewerkstellung aufgegeben haben, noch dazu unter Zurücklassung einer Menge Geschütze, gesteht er, daß sie das in der Freude mehr erschreckt als erfreut habe. Denn würden die Dänen eine solche Stellung aufgegeben haben, wenn sie wirklich fürchten mußten, dadurch Schleswig zu verlieren? „Diese unklare Politik, die eine Beleidigung der Nation ist, liegt wie ein Druck auf allen Gemütern, die Leute geben das Blut ihrer Kinder hin und wissen nicht, wofür. Es werden Gefechte geliefert, Vorteile errungen, und der ganze Eindruck, den das hervorruft, ist, daß man immer tiefer ins Raten hineingerät. An ein selbständiges Schleswig-Holstein scheint man kaum noch zu denken. Wenn aber doch — dann möchte ich heim; alles hier im Hause träumt und denkt schon gar nichts anderes. So gering meine Hoffnung auch ist, so kann doch immerhin und zwar plötzlich die Möglichkeit der Heimkehr gegeben sein. Und da gilt es, den rechten Augenblick nicht zu versäumen — wenn er nicht schon versäumt ist. Ich denke aber doch, man wird mich nicht vor die Tür werfen."

Die Hoffnung sollte ihn nicht trügen. In den Märztagen konnte er seine Abschiedsvisiten machen. Dabei erfuhr er, wieviel Liebe und Anhänglichkeit er und Constanze überall zurückließen; Heiligenstadt kam ihm nun fast wie eine zweite Heimat vor. Und als er dann gar im Kränzchen das Abschiedskonzert dirigierte, als aller Blicke an seinem Stäbchen hingen und die Tonwellen zum letztenmal brausend hervorströmten, da mußte er sein Herz in beide Hände fassen, um nicht in Tränen auszubrechen. „Auch ich sang noch und sang aus meinem bewegten Herzen und mit mächtiger Stimme: ‚Du wirst ja dran gedenken, denn meine Seele sagt es mir' ... Dienstag treffe ich mit Hans in Husum ein." —

Storms poetische Produktion schien im „Exil" eine Weile lang wirklich ganz versiegen zu wollen. „Ich bin müde geworden und werde wohl nicht mehr viel schreiben," klagt er im Mai 1857, und dies Jahr ist in der Tat ein völliges poetisches Brachjahr geblieben. Dann aber nahm mit der wachsenden Lebensfreude auch die Schaffensfreude langsam wieder zu. Schon im nächsten Frühling heißt es: „Ich glaube sogar, meine Seele wird wieder jung, denn — was ich in Jahren nicht vermocht — ich mache wieder Verse," während noch ein Vierteljahr vorher ein dazu ermunternder Zuruf spurlos an ihm vorübergegangen war. „Das erste Jahr in Potsdam — wenn eine gütige Macht das aus meinem Leben hätte nehmen können — das ging über meine Kräfte." Storm gehörte nicht zu denen, die der Dichtung Mal ein Rainszeichen dünkt; er war sich wohl bewußt, daß ihm die Poesie

außer der Freude des Schaffens und der größeren Empfänglichkeit für das Schöne, wodurch sie bedingt, auch an Freuden, Freunden und Lebensstellung noch manches gegeben habe, was er ohne sie nicht erreicht hätte. „Sternberg vergleicht den Dichter mit dem vornehmen Manne, der im schlichten Kleid in die Gesellschaft tritt, der aber nur den Rock aufzuknöpfen braucht, um den darunter befindlichen Stern zu zeigen. Auch bei mir hat der unsichtbare Stern auf meiner Brust seine Wirkung nicht verfehlt." Wie freute es ihn, wenn er, etwa aus einer Zeichenmappe Meister Richters, den Beweis erhielt, wie seine Poesie ihre stillen Spuren zog, und wie dankbar war er, wenn er von der Kritik bei aller Zurückhaltung einmal ein so „anmutiges Kompliment" hörte, wie das in der Nationalzeitung von 1862, seine Dichtung habe etwas von der Salbe des Derwisch, die ihm, wenn er sein linkes Auge damit bestriche, den Blick in die geheimnisvollen Schätze der Tiefe eröffne.

Von allen seinen vor Potsdam und Heiligenstadt entstandenen Werken begleitet Storm am treuesten und lebendigsten der Ruhm von „Immensee", der Jugendnovelle von 1849. Darum möchte er auch am liebsten, daß die Verlegerspekulation nur bedeutende Zeichner wie Geiger und Menzel an die Illustration heranlasse. Als ihm dann das erste Autorenexemplar der tatsächlich von Ludwig Pietsch illustrierten Immensee-Ausgabe ins Haus kommt, legt er es der kleinen Lisbeth „in Hoffnung künftiger Stunden" auf den Weihnachtstisch (1856), obgleich ihn die technisch ganz verunglückten Holzschnitte wenig erfreuen:

Aus diesen Blättern steigt der Duft des Veilchens,
Das dort zu Haus auf unsern Heiden stand,
Jahr aus Jahr ein, von welchem niemand wußte,
Und das ich später nirgends wieder fand.

„Dieses Veilchen," fügt er hinzu, „ist keine poetische Fiktion, ich habe es auf der Heide des Schobüller Berges (nördlich von Husum) gefunden, es ist unscheinbarer in der Farbe als das Gartenveilchen und hat ganz den aromatischen Duft des Heidekrautes." Wie fern liegt die Zeit und die Stimmung, da er das schrieb! Und doch steht sie, beim geringsten Anruf geweckt, in schmerzlicher Gegenwart vor ihm. Und auch jetzt noch erkennt er deutlich, daß dieses kleine Buch eine Perle deutscher Poesie ist und noch lange nach ihm alte und junge Herzen mit dem Zauber der Dichtung und der Jugend ergreifen werde.

Die erste dichterische Frucht, die in der Fremde gereift, ist die novellistische Stimmungs- und Erinnerungsskizze „Im Sonnenschein" (1854), eine Gabe des Heimwehs, darf man wohl sagen, wenn man (aus dem Briefwechsel mit Keller) weiß, wie viel dafür aus heimatlichen Kindheitserinnerungen, namentlich aus dem urgroßmütterlichen Rokokogarten und von Großtante Fritzchen (Fränzchen), gewonnen worden ist. Aber auch Sanssouci, „wo vor der Gemäldegalerie noch die alten Buchsbaumschnörkel der Rokokozeit schimmern und duften", hat mitgeholfen. Dort hat der Dichter das Stück auf seinen Mittagsspaziergängen bienenartig zusammengelesen, froh, mit seinen Gedanken aus der peinlichen Wirklichkeit flüchten zu können. Mit der zweiten Potsdamer Novelle „Angelika" (1855) war der Dichter selbst nicht recht zufrieden. Er gab der Mutter und dem „aufrichtigen Kugler" recht, daß er hier der Gefahr, ganz ins Subjektive zu geraten, bedenklich nahegekommen sei, und versprach reumütig Besserung. Außer diesen beiden Stücken ist in Potsdam nur noch die romantisch-humoristische Skizze „Wenn die Äpfel reif sind" (1856) entstanden. Mit Gewichtigerem und Wertvollerem wußte Heiligenstadt für die Ehre zu danken, daß es den Genius bewirten durfte. Die im Januar 1858 vollendete Novelle „Auf dem Staatshof", als erste ausgeführte Ich-Novelle die Führerin einer langen Reihe von Nachfolgerinnen, kehrte wieder bei frühen Kindheitserinnerungen aus der Marsch ein und fand, wie wir hier erfahren, an Probst Feddersens Buch über Eiderstedt einen sehr guten Stab. „Außer einer dunklen Anschauung des alten Eiderstedtschen Staatshofes," teilt Storm später für den Vater erläuternd mit, „aus der Zeit, wo er noch verödet stand, und wo wir einmal von Friedrichsstadt mit jungen Leuten beiderlei Geschlechts eine Tour dahin machten, ist alles darin reine Dichtung. Doch muß ich hinzufügen, daß die Stamp mir einmal erzählt hat, wie in ihrer Kinderzeit eine alte Frau van Overs in Friedrichsstadt gelebt habe, die letzte einer großen Familie, welche noch an hundert Häuser besessen habe." Andere novellistische Arbeiten der Heiligenstädter Jahre, wie „Späte Rosen" (1859)

und „Veronika“ (1861), werden nur flüchtig einmal erwähnt. Wie hübsch und sinnvoll aber ist die Notiz, daß der mit der preußischen Korvette „Amazone“ im November 1861 untergegangene, eben zum Offizier beförderte Walther von Kaisenberg, ein Duzfreund des Dichters, ein frischer, lebensübermütiger Jüngling und liebevoller Sohn, es gewesen, der ihm die letzte Zeile von „Drüben am Markt“ (1860), der „Doktorennovelle“, inspiriert hat: „Jan Ohm, ein Glas Grog! Aber ein blasses, für den Doktor!“ So oder ähnlich pflegte der Schlagodobro hinter seinem steifen Schiffergrog nämlich den Dichtersmann zu verhöhnen, wenn dessen Mischung gar zu zahm ausgefallen war. An der Novelle „Im Schloß“ (1861) fand des Dichters treue Freundin, Landrätin Wussow, das Gegenteil von Zahmheit auszusetzen. Als sie den Inhalt witterte, bat sie den Freund in aller Treuherzigkeit, doch nichts gegen den Adel zu schreiben. Da mußte der ihr freilich erklären, daß der Dichter wie jeder Künstler dahin gedrängt werde, seine Persönlichkeit auszuprägen, und daß insbesondere zu seinen eigenen tiefsten Überzeugungen gehöre, „Adel und Kirche seien die zwei wesentlichen Hemmnisse einer durchgreifenden sittlichen Entwickelung unserer wie anderer Völker.“ Daß aber die besorgte Dame mit ihren Bedenken nicht allein stand, beweisen zwei Tatsachen, von denen Storm bald hernach berichten muß: sein bisheriger Verleger und „reaktionärer Freund“ Duncker wies den Buchverlag der Novelle mit Abscheu zurück, und selbst die Redaktion der liberalen „Gartenlaube“ fühlte sich u. a. bewogen, ein großes Gesprächsstück durch die schamhaften Worte „böse, böse Dinge“ zu ersetzen, was Storm zu einer geharnischten Erklärung veranlaßte. Denn er hielt große Stücke darauf: „Diese Arbeit bin ich selbst, mehr als irgend etwas, das ich sonst in Prosa schon geschrieben hätte.“ Von der Novelle „Abseits“ (1863) und der Weihnachtsidylle „Unter dem Tannenbaum“ (1864) war als von bittersüßen Früchten leidenschaftlichen Heimverlangens schon die Rede.

Was sonst Novellistisches in Heiligenstadt zum Abschluß kam, beschränkte sich auf die beiden gleichfalls schon erwähnten Märchen „Regentrude“ und „Bulemanns Haus“, die fast gleichzeitig (1864) entstanden, und mit deren zweiter der Dichter zuerst bei „Westermanns Monatsheften“ anklopfte. Freilich nicht ohne sofortige Bedenken, ob sie „Courage“ haben würden, „ihren Lesern dieses grauliche Phantasma aufzutischen“, das er in dem Begleitbrief selbst nicht recht zu bezeichnen weiß: „ein Märchen oder nach Belieben: eine seltsame Historie — es dürfte zwischen beiden in der Mitte liegen.“ Die Redaktion hatte wirklich nicht die „Courage“, wußte den Dichter aber von dem Wert, den sie auf seine Mitarbeit legte, trotzdem so zu überzeugen, daß er bald nach seiner Rückkehr in die Heimat die noch in Heiligenstadt begonnene, aber erst in Husum vollendete Novelle „Von jenseit des Meeres“ (1863—64) sandte, die dann, mit Freuden willkommen geheißen, an der Spitze der Nummer 100 (Januar 1865) erschien und Storms innige Verbindung mit unserer Zeitschrift und dem Westermannschen Verlage so würdig wie möglich einleitete. Dabei soll übrigens nicht verschwiegen werden, daß sich der Dichter bei den Verhandlungen über die Honorarfrage vom ersten Augenblick an als ein ebenso selbstbewußter wie geschäftskundiger Kaufmann erwies, ohne darüber die Gemütsseite der Angelegenheit aus dem Auge zu verlieren. Wo er Gast sein sollte, wollte er auch mit Schwelle und Haus vertraut sein. So erbat er sich, halb als gutes Recht, halb als homerische δοσις ὀλίγη τε φίλη τε, die bis dahin erschienenen Bände der „Monatshefte“ und legte Wert darauf, daß ihm auch die ersten, schon damals fast vergriffenen Jahrgänge zuteil würden. „Der Besitz der ganzen Serie Ihres vortrefflich redigierten Blattes,“ heißt es in seinem abschließenden Briefe vom 14. November 1864, „würde mir eine wirkliche Lebensfreude sein ... Auch dürfte, da Sie meine Teilnahme an Ihrem Blatte wünschen, zu der ich auch mit Freuden bereit bin, ich einen etwas größeren Anspruch als andere an dem Besitz dieser Blätter haben.“ Ein Wunsch, der ihm denn auch erfüllt wurde.

Schließlich noch ein kurzes Wort über die literarischen Freundschaften, Begegnungen und Neigungen Storms, von denen unsere Briefe berichten. In Potsdam-Berlin waren es, wie schon erwähnt, außer dem Kuglerschen Haus mit seinen Getreuen (der Rauch Biograph Friedrich Eggers, der Kammergerichtsrat und Lyriker von Merckel, Fontane und viele andere) lose Beziehungen zu den lite-

rarischen Vereinigungen „Tunnel über der Spree" und „Rütli", die derartige Brücken ins Engere und Weitere schlugen. Dort bei Kuglers begegnete unserem Dichter einmal noch der alte, schon ganz weiße Eichendorff, „ein Mann von mildem, liebenswürdigem Wesen, viel zu innerlich, um was man gewöhnlich vornehm nennt an sich zu haben." Aus seinen stillen blauen Augen grüßte ihn mit verwandten Zügen noch die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt. „Es war mir ein eigenes Gefühl, einen Mann persönlich zu sehen und zu sprechen, mit dessen Werken ich seit achtzehn Jahren im intimsten Verkehr gestanden, und der neben Heine schon in meiner Jugend den größten Einfluß auf mich gehabt hat. Ich sagte ihm das auch, und er war sehr herzlich und lieb. Fontane brach in die Worte aus: ‚Es ist doch etwas Famoses um einen alten Poeten, wenn er ein Echter ist.'" Und neben dem Alten, der in einem entlegenen Teile Berlins in der Stille seine letzten Tage lebte, zeigten sich die Jungen: Geibel und sein Schützling Paul Heyse, Kuglers eben (1854) mündig gesprochener Schwiegersohn, der kurz zuvor in der „Argo", dem von Fontane und Kugler herausgegebenen belletristischen Jahrbuch, neben Storms „Grünem Blatt" seine „L'Arrabbiata" („die Krone des Buches" nach Storms Urteil) veröffentlicht hatte, als Vierundzwanzigjähriger vom König Max nach München berufen und mit einem Jahrgehalt von tausend Gulden ausgezeichnet worden war. Die teuerste Hand streckte sich Storm aber doch aus Süddeutschland entgegen. Es war die Eduard Möriles, zu dem ihn seit den Kieler Studentenjahren eine tiefe Wahlverwandtschaft des Gefühls und der Begabung zog, und von dem er schon ein Jahr zuvor für sein Erstlingsbuch mit dem „Hutzelmännlein" einen ebenso herzlichen wie verständnisvollen Gruß empfangen hatte. Fast noch größer aber war seine Freude, als der Dichter des „Maler Nolten" auf die Bitte um einen Beitrag für Constanzes Album hin den „lieben Freunden aus Schleswig-Holstein" im April 1854 gleich ein ganzes Bündel sinniger Gaben sandte, darunter Altes und Neues aus seinen Gedichten, Schattenrisse von sich, seiner Frau und seiner Schwester Klärchen, nicht zu vergessen einen „über alles lieben und freundlichen Brief, acht Seiten lang". Wie lebendig dieser neu gewonnene Freund, den er dann mit den Eltern im August 1855 in Stuttgart besuchte, um ihn war, dafür spricht ein in den Heimatsbriefen erzählter Traum vom Dezember 1855, der Storm in Möriles Häuslichkeit und in das Stimmungsreich seiner Dichtung entführte.

Storms Beziehungen zu Ludwig Pietsch, dem Illustrator von „Immensee", sind bekannt und von diesem selbst mehrmals literarisch verwertet worden (unter anderem in diesen Monatsheften, 25. Band, ausführlicher in seinen „Lebenserinnerungen"). Besonders herzlich wurde das Verhältnis seit Pietschens mehrwöchigen Besuchen in Heiligenstadt 1861, 1862 und 1863, „sonnigen, schönen, erfüllten Tagen", die den Freunden unter gemeinsamer Lektüre, namentlich Reuters, unter Musik und gemeinsamen Spaziergängen anmutig verrannen. Loser waren Storms Beziehungen zu dem Zeichner Otto Speckter, den er 1860 und 1863 wiederholt in Altona und Hamburg besuchte; Bande alter Erbfreundschaft verknüpften ihn mit dem Maler Hermann Schnee, dem „großen Pflegesohn", seinem Gehilfen bei den kunstfertigen Weihnachtsbasteleien, dem eifrigen Skizzenjäger in der bergbekränzten Umgegend von Heiligenstadt und späteren Schüler Oswald Achenbachs. Einmal (Januar 1858) taucht, von wehmütigen Erinnerungen und noch trüberen Ausblicken in die dunkle Zukunft umschleiert, auch das Bild seines (und Geibels) unglücklichen Jugendfreundes Ferdinand Röse (Magister Antonius Wanst) auf, des Dichters und Individualitätsphilosophen. In treuem Gedächtnis an die gemeinsam verlebte Jugendzeit sucht Storm mit anderen dem „armen alten Lazarus" das Elend seiner letzten Tage zu lindern, wie er ihm auch in der Einleitung zu seinen neuen Fiedelliedern ein Denkmal gesetzt hat.

Storms Verhältnis zu Fontane ist oft gezeichnet worden, am häufigsten und ausführlichsten vor zehn Jahren, als Fontanes Erinnerungsbuch „Von Zwanzig bis Dreißig" erschien. Doch durfte man bei aller Liebe, die hier dem Menschen, und allem Respekt, der dem Dichter, besonders dem Liebeslyriker, erwiesen wurde, immerhin den Wunsch hegen, es möchten jene anschaulichen, aber doch einseitigen Erinnerungen, deren Leitmotiv stets das unverblümte Wort von der „lokalpatriotischen Husumerei"

bleiben wird, gelegentlich eine Ergänzung von der anderen Seite her erfahren. Die Heimatsbriefe erfüllen diese Hoffnung leider nicht. Was Storm über „Freund Fontane" einfließen läßt, beschränkt sich auf gelegentliche, meistens recht flüchtige Bemerkungen. „Wollt ihr ihn liebgewinnen," heißt es bald nach den ersten Begegnungen, „so lest die Novelle „James Monmouth" (in der „Argo" für 1854), und mehrmals wird der Vater expreß auf die „prächtigen Percyballaden" aufmerksam gemacht. Dann hören wir vor Fontanes erneuter Abreise nach England (1855) nichts mehr von ihm; nur ein „sehr liebenswürdiger Brief" aus London „in Veranlassung des Stormschen „Hinzelmeyer'" wird erwähnt.

Um so dankbarer sind wir für die freilich auch nur spärlichen Gedenkzeilen, die der Fontanische Nachlaßband dem schleswig-holsteinischen Freunde hier und da widmet. Vor allem das Gedicht zu Storms sechsunddreißigstem Geburtstage (14. Sept. 1853), zugleich ein Willkommensgruß an den eben eingetroffenen Gast, verdient wenigstens teilweise herangezogen zu werden, obgleich es nur eine gemütliche, wenig kunstvolle Paraphrase des berühmten Stormschen Oktoberliedes ist:

Der Herbst ist da, und Storm ist da,
Schenkt ein den Wein, den holden,
Wir wollen diesen goldnen Tag
Verschwenderisch noch vergolden ...

Was sind denn sechsunddreißig Jahr?
Sie sind ein bloßes Veilchen.
Doch vierzig, fünfzig, sechzig hin,
Da blühen erst die Veilchen.

Mit siebzig und mit achtzig erst
Erschließen sich die Rosen,
Mit neunzig Jahren schrieb Hafis
Von Freundschaft, Wein und Rosen.

Bis dahin aber jeden Tag
Sollst du wie heut' genießen,
Und statt des Tods ein Lorbeerblatt
Dir deine Augen schließen.

Der die lyrische Weise Storms so behaglich zu kopieren verstand, saß schon im übernächsten Jahr zu Weihnachten selbst in der Fremde, fern von Frau und Knaben, „am Londoner Strand, in Simpsons stolzer Taverne". Und auch ihm wurde „das Herz weihnachtssentimental und feuchter die Wimpern". Dann aber ein Ruck, und der ganze Unterschied zwischen Storms und Fontanes Heimwehstimmung steht vor uns:

Theodor Fontane. Nach einer Aufnahme aus seinem letzten Lebensjahre.

Doch zwischen die Tränen tritt Freund Humor,
Ein gemütlicher, lustiger Lerse,
Und nur ein leiser Trauerflor
Legt sich um die lachenden Verse.

Da spürt man denn freilich deutlich, wie kräftig sich die altpreußische Art in dem Märker sofort gegen wehleidige Anwandlungen auflehnt, und es wird wohl zu Recht bestehen bleiben, was Fontane in seinen Erinnerungen als Grund aufführt, weshalb sich zwischen ihm und Storm trotz beiderseitigen besten Willens kein volles herzliches Verhältnis herstellen lassen wollte: „Wir waren zu verschieden. Er war für den Husumer Deich, ich war für die Londonbrücke; sein Ideal war die schleswigische Heide mit den roten Erikabüscheln, mein Ideal war die Heide von Culloden mit den Gräbern der Camerons und MacIntosh. Er steckte mir zu tief in Literatur, Kunst und Gesang, und was ein Spötter mal von dem Kuglerschen Hause gesagt hatte, man beurteile da die Menschen lediglich in Hinblick darauf, ob sie schon einen Band Gedichte herausgegeben hätten oder nicht — dieser Satz paßte sehr gut auch auf Storm." Mehr noch als dies

stand die grundverschiedene Betrachtung und Wertung des alltäglichen Lebens zwischen ihnen: Storm hielt alles Poetische und Literarische für etwas weihevoll über den Dingen Schwebendes, Fontane für etwas, das drinnen sitzt, und das man hat, sobald man es, um mit Dürer zu reden, „heraus kann reißen".

Dabei darf man nun aber nicht etwa wähnen, Fontane habe auf das Idyllisch-Romantische, das Simple und Kleinfreundliche, wie Storm es zu Zeiten pflegte, überlegen herabgesehen. Ging ja doch im Grunde der Weg seiner eigenen Entwickelung zu demselben Ziele, wie auch unser neu veröffentlichter Band in mehr als einem Bekenntnis wieder verrät. Namentlich unter den Gedichten, für die übrigens vorwiegend nur das im autobiographischen oder charakteristischen Sinne Wertvolle ausgelesen, finden sich seit dem Ende der siebziger Jahre solche Ehrenrettungen des Kleinen und Stillen, des Häuslichen, Lauschigen und Junigen. In einer plattdeutschen Epistel an Klaus Groth z. B. von 1878 wird recht despektierlich von dem früheren „spektakulösen Balladenkroam mit all de groten schottschen Roam" gesprochen: lauter Sachen, die jetzt pêle-mêle wie ein Puppenspiel in den Rumpelkasten gepackt sind. „Dat richtige Leben, dat fung nu ihrst an." Noch deutlicher sagt ähnliches ein Gelegenheitsgedicht mit der Überschrift „Auch ein Stoffwechsel":

Im Legendenland, am Ritterbronnen,
Mit Percy und Douglas hab' ich begonnen;
Dann hab' ich in seiner Schwadronen Mitten
Unter Seydlitz die großen Attacken geritten
Und dann bei Sedan die Fahne geschwenkt
Und vor zwei Kaisern sie wieder gesenkt.
In der Jugend ist man eben dreister,
Mag nicht die Zunft der Handwerkermeister;
Jetzt ist mir der Alltag ans Herz gewachsen,
Und ich halt es mit Rosenplüt und Hans Sachsen.

Überhaupt: diese köstlich resignierte Reife der letzten Jahre, dieses — nicht erst Vergolden, nein, dieses Goldensehen all und jeder, auch der winzigsten und unscheinbarsten Dinge. Wahrlich, es ist nicht zu verwundern, daß den Jungen von 1889 dieser Siebzigjährige als der Jüngsten einer erschien, und daß ihre sonst so raufluftige Kritik vor ihm stumm den Degen senkte.

Und das ist nicht bloß in den hier neu oder erneut mitgeteilten Gedichten so; auch die prosaischen Arbeiten, die literarischen Studien und Kritiken, ausschließlich aus den siebziger und achtziger Jahren, werden von Jahr zu Jahr reifer, aber zugleich empfänglicher und unbefangener, herzhafter und — jünger, möchte man sagen. Was schiert diesen Praktiker ästhetische Theorie und literarischer Regelkram. „Respekt vor dem Wollen, Bewunderung für das Können, ein scharfes Auge für wunde Punkte, für Schiefheiten und technische oder psychologische Entgleisungen" — das sind, wie der Herausgeber treffend hervorhebt, die alleinigen Berater dieses schablonenlosen Kritiker-Causeurs. Denn „Causerie" ist mehr oder weniger alles, was Fontane über Kunst, Theater Literatur und Reisen geschrieben hat. Niemals ist er mehr er selbst, als wenn er, an keine Marschroute gebunden, seinen Gaul so frei wie möglich traben läßt, querfeldein, durch dick und dünn, über Stoppel und Rasen, Feldweg und Chaussee. Dann atmet alles Fülle des Lebens, Empfindung, Wahrheit. „Wem sich das Leben erschließt, dem erschließen sich auch die Zeiten. Denn zu allen Zeiten wurde gelebt." Und wenn er sich dann gar, was häufig geschieht, das Herz faßt, einen derben Griff ins unmittelbare alltägliche Leben zu tun, so sagt einem ein einziges Bild, ein einziger Vergleich oft mehr als bei anderen seitenlange gelehrte Abhandlungen. Was tut es, daß sich die Studie über den ihm doch mannigfach verwandten Willibald Alexis mehr zu einem Ruhmeskranz auf seinen Liebling Walter Scott als auf den Altmeister des märkisch-historischen Romans auswächst; was tut es, daß die „Goethe-Eindrücke" meistens über den bescheidenen Wert schnellfertiger Tagebuchaufzeichnungen nicht hinauskommen; was tut es, daß die „Romanreflexe" von zu engen Gesichtspunkten beherrscht sind, um zum Teil so grundverschiedenen Naturen wie Freytag, Scheffel, Keller, Spielhagen, Lindau, Turgenjew und Kielland jedem nach seiner Eigenart gerecht werden zu können; was endlich tut es, wenn in der Studie „Die Märker und das Berlinertum" eifernde Liebe gelegentlich zu scharf urteilt — diese und andere Mängel werden durch die Vorzüge solcher Betrachtungen und Ergüsse aus dem Vollen mehr denn aufgewogen.

Zunächst durch das Menschlich-Persönliche, das Fontanische, das überall durchblickt, dann durch die resolute Anerkennung des Gesunden

und Natürlichen, des Tüchtigen und Reinen, die sich durch keine ästhetischen Erwägungen irremachen läßt. „Ihre Werke," heißt es von Scott und Alexis, „darf jedes Kind lesen. Was Sünde ist, wird als Sünde gezeigt. Sie haben keinen Schlaf und keine Unschuld gestört. Mancher wird über dieses Lob lächeln; es ist aber dennoch ein Lob." Ähnlich heißt es von Freytags „Ahnen": „Alles Niedrige schweigt, und die unsere Literatur beherrschende krankhafte Sehnsucht nach immer neu gewürzten Schnittchen aus Evas Apfel, die fehlt hier durchaus." Ohne das Milde, Heitere, Natürliche ist ihm das Bild des Lebens nicht voll. Dem Pessimismus und der Mesquinerie in der Kunst gesteht er keine besondere Berechtigung zu; Trostlosigkeitsapostel wie Kielland („Arbeiter") haben in seinen Augen kein Recht, sich in ihrem sonnigen Reiche anzusiedeln. Wie erquicklich klingt uns das auch heute wieder in die Ohren, die wir fast schon von dem Mut entwöhnt sind, in der Literatur das Ehrliche, Gerade, Gesunde und Naive zu lieben und zu bewundern! Auch sonst verteidigt Fontane wie in seinen Theaterkritiken gern die Ansprüche des Publikums auf Unterhaltung; das „Literarische" erscheint ihm längst noch nicht als ein Freibrief auf Langweiligkeit, selbst bei Goethe nicht. Wenn der Dichter der „Effi Briest" dann freilich an dem „Werther" den Mangel an Diskretion tadelt, woraus die Dichtung sich nähre, so lächeln wir wirklich ein wenig. Hier hat die Honnêteté dem Alten einmal das Konzept verwirrt. An Keller ärgert den Mann der reinlichen Scheidungen, des Ja oder Nein, Hott oder Hü das Kapriziöse, die krause Vermischung von Phantastik und Realistik und das Partikularistische, ihn, der „doch alles Sensationelle hasse und eine Vorliebe für das Genrehafte und die Stifterische Kleinmalerei habe".

Am lebhaftesten interessiert ihn, wie begreiflich, die Psychologie und Technik des modernen Romans. Was soll der moderne Roman? fragt er zu wiederholten Malen. Der moderne Roman soll ein Zeitbild sein, ein Bild seiner Zeit; seine Aufgabe kann nur die sein, ein Leben, eine Gesellschaft, einen Kreis von Menschen zu schildern, die ein ureigenstes Widerspiel des Lebens sind, das wir führen. „Das wird der beste Roman sein, dessen Gestalten sich in die Gestalten des wirklichen Lebens einreihen, so daß wir in Erinnerung an eine bestimmte Lebensepoche nicht mehr genau wissen, ob es gelebte oder gelesene Figuren waren, ähnlich wie manche Träume sich unser mit gleicher Gewalt bemächtigen wie die Wirklichkeit." Die Rettung kommt dem modernen Roman nicht durch den Naturalismus, nicht durch das Reportertum à la Zola, auch nicht durch die geschickte Komposition — „diese Rettung kommt erst, wenn eine schöne Seele das Ganze belebt. Fehlt diese, so fehlt das Beste".

Nach diesem Rezept der Gesundheit hat er nun auch selbst als alter Praktiker zu handeln gewußt. In dem Roman „Mathilde Möhring", der den Nachlaßband eröffnet, empfangen wir keine überholte Jugendarbeit, kein Stiefkind aus unfruchtbarer Zeit, sondern ein Stück aus der besten und reichsten Schaffensperiode und mit allen Kennzeichen der Edelreife, die den spätesten Fontanischen Werken eigen ist. Wäre es üblich, meint der Herausgeber, dichterische Schöpfungen gleich musikalischen mit Opuszahlen zu zeichnen, so müßte dieser Roman in der Folge der erzählenden Werke als Opus 15 zwischen die „Poggenpuhls" und den „Stechlin" eingereiht werden. Von den Stadien, die Fontanes Romanwerke gewöhnlich zu durchlaufen hatten, hat die „Mathilde Möhring" freilich nur die anfänglichen überwunden. Sie existiert nur in der ersten, ersichtlich noch mehrfach überarbeiteten Niederschrift, die nach einer Tagebuchnotiz Mitte August 1891 bei einem Sommeraufenthalt in Wik auf Föhr begonnen und Ende September in Berlin abgeschlossen wurde. Dann schob sich anderes dazwischen, und so kam der Tod, ehe der „Mathilde" die letzte Liebe getan war. Doch wird uns ausdrücklich versichert, daß der Dichter seine Absicht, auch dieses Werk an die Öffentlichkeit zu geben, durch mehrfache Äußerungen an die Seinen zweifelsfrei bestätigt habe. Formaler Vollkommenheit kann unmöglich die letzte Entscheidung über die Frage: Herausgeben oder nicht? eingeräumt werden; am allerwenigsten bei einem so ausgesprochenen „Gehalt"-Dichter wie Fontane.

So hat die posthume Veröffentlichung auch äußerlich ihr Recht. Innerlich erkämpft sie es sich allein schon durch den wertvollen Zuwachs, den die Fontanischen Frauengestalten durch die der Titelheldin erfahren, dieser reizlosen und herben, aber nicht harten

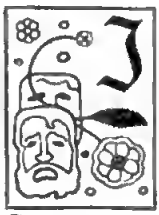
self-made girl mit dem „Gemmengesicht", einer echten Tochter des praktischen, unsentimentalen Berliner Kleinbürgertums, der das zielbewußte „Höherhinauswollen" im Blute steckt, wie ihrem Stande und ihrer Vaterstadt, die sich am Ende ihres kurzen Nüchternheitsglücks aber vom Leben doch belehren lassen muß, daß so mächtige Herren wie Herz und Leidenschaft sich nicht ignorieren lassen, mag eine auch noch so „helle" und tüchtig sein. Resolut wie sie ist, nimmt Thilde ihr Schicksal in die eigenen sicheren Hände und erheiratet sich nicht bloß den titulierten Mann, der ihrem praktischen Sinn und ihrem gesellschaftlichen Höherdrang gefällt, sondern führt ihn, den Lenkbaren, an sanftem, aber festem Willen die Bahn, die sie seinen mit kühler Menschenkenntnis abgeschätzten bescheidenen Fähigkeiten für angemessen hält. Weiter aber geht der Weg nicht. Gelassen läßt das Schicksal den Schlagbaum fallen, indem es den Mann, das unentbehrliche Mittel ihrer immer ehrsamen Aspirationen, durch einen schnellen Tod hinwegnimmt. Sie flennt, jammert und verzweifelt nicht. Sie weiß, daß sie an einem neuen Punkte neu anfangen muß. Sie wird sich als so tapfer, pflichttreu und taktvoll dabei bewähren wie zuvor. Das letzte Wort ihres Vaters wird ihr nicht verloren gehen: „Mathilde, halte dich propper", aber auch sein anderes wird recht behalten: „Laß man, die beißt sich durch." Angerührt hat sie es aber doch einmal, was ihr zur Fülle des Lebens und Schicksals fehlt — wenn auch nur in einem nächtlichen Selbstgespräch. In dieser überkargen Sparsamkeit des seelischen Ausmünzens sehe ich den Mangel, besser wohl die Lücke des Romans, das Unfertige, das ihm anhaftet. Hier hätte der Dichter, meine ich, beim letzten Übergehen, so sehr er das Verhaltene und Gedrungene liebte, die Linien noch weitergeführt, führen müssen. Doch ob nun ein paar Grade näher an der Vollendung oder nicht — was kann das für ein einzelnes Werk bei einem so reichen und reifen Alter bedeuten? Es bleibt gesegnet so wie so: mit und in allen seinen Gaben.

Ein Kuß unter dem Mistelzweig. Nach einer Originalzeichnung von Adolf Menzel zum siebzigsten Geburtstage Theodor Fontanes.

Dramatische Rundschau

Von Dr. Friedrich Düsel

Von den Schwabinger Schattenspielen und dem Tiroler Krippenspiel — Vollmoeller: „Catherina von Armagnac und ihre beiden Liebhaber" — Rudolf Herzog: „Auf Nissenshoog" — Oskar Blumenthal: „Zwischen Ja und Nein" — Hermann Bahr: „Die gelbe Nachtigall" — Adalbert Matkowsky als König Ödipus — Zwei Theaterschriften von Eugen Zabel und Hermann Kienzl



Ich weiß nicht, ob das Aperçu schon in unseren Witzblättern gestanden hat; wenn nicht, dediziere ich es ihnen hiermit: eine „Bewegung" liegt in den letzten Zügen, sobald die erste „Umfrage" darüber ergeht. Das ist so gut, wie wenn der Meister Schreiner Maß zum Sarge nimmt. Eine solche Umfrage hat kürzlich eine unserer bedeutendsten Tageszeitungen über die moderne Inszenierungskunst, ihre Auswüchse und Grenzen veranstaltet. Was schon die Fragestellung leise vorwegnahm, das scheinen ihr denn die meisten der eingelaufenen Antworten von Dramatikern und Bühnenleitern auch bestätigt zu haben: nach anfänglichen überspannten Hoffnungen hat heute fast schon wieder ein allgemeiner Überdruß an der dekorativen Ausstattung Platz gegriffen. So hat sich denn in unserem schnelledigen Theatergeschmack über Nacht sozusagen die Lücke aufgetan, durch die die lange wie Aschenbrödel auf dem Herde gehaltene, aber nie gestorbene Primitivität der Mittel hereinschlüpfen konnte. Nach einer Zeit der Überkultur haben ja seit jeher entgegengesetzte Bestrebungen der Natürlichkeit, Schlichtheit und Einfalt eingesetzt. So braucht es denn gar nicht wunderzunehmen, daß dasselbe Jahrfünft, das uns die vielbesaunderten Reinhardtschen Inszenierungen und die zum Teil nach kostbareren der „Komischen Oper" in Berlin brachte, uns im Süden des Reiches vor den Toren der alten Kunststadt München die „Schwabinger Schattenspiele" bescherte. Einer der produktiv Beteiligten, der feinfühlige junge Lyriker Willy Vesper, hat sich kürzlich in den „Kulturfragen" näher über Plan und Ziele des Unternehmens ausgelassen. Danach sollen die Vorstellungen zunächst nur selten, zweimal monatlich, stattfinden, dagegen werden die Leiter, an ihrer Spitze Alexander von Bernus, bemüht sein, recht viele und verschiedene Stücke wie auch Dekorationen zu zeigen, um so vielleicht schon in diesem Winter alle Möglichkeiten und Anregungen der Schattenbühne zu erproben. Es soll also zunächst einmal die noch recht unvollkommene Technik dieser Kunst ausgebildet, ihre Wirkung erprobt und ein Grundstock von Stücken und Dekorationen geschaffen werden. Die schwierigste Aufgabe ist die Schaffung eines Repertoires, da unsere Literatur im Gegensatz zu der orientalischen nur wenige und, wie sie vorliegen, praktisch meist unverwendbare Schattenspiele aufweist. Freilich haben sich schon die Romantiker und nach ihnen Werner und Mörike um die Wiederbelebung der alten, vornehmlich wohl in Indien wurzelnden Kunst bemüht, sobald aber solche literarischen Versuche zur Darstellung übergingen, irrte die Praxis bald vom Wege ab, um sich teils der „Zauberlaterne", teils dem Kasperletheater zu nähern. Eine Ausnahme machte allenfalls nur der altmodisch behagliche Münchener Zeichner, Dichter und Kinderfreund Graf Pocci, dessen liebevoller Biograph Aloys Dreyer denn auch diese Seite seines vielgeschäftigen Wirkens nach Gebühr gewürdigt hat, obgleich auch Pocci vorgeworfen werden kann, daß er die Grenzen des Schatten- und Marionettenspiels nicht genau genug beobachtet und das bloß Andeutende, Visionäre und Traumhafte zu wenig gepflegt hat (Franz Pocci; mit zahlreichen Illustrationen; München, Georg Müller). „Ein Bild des Lebens für den Denker" nennt ein orientalischer Schattenspieldichter die Gebilde seiner einfältigen und doch tiefsinnigen, unbehaltenen und doch graziösen Kunst. „Wenn der Zuschauer, der selbst ganz im Dunkeln sitzt," so schildert Vesper die ästhetischen Wirkungen der heute natürlich mit elektrischem Licht arbeitenden Spiele, „auf der kleinen, erhellten Wand die Schatten vorübergleiten sieht, die in einer seltsam schattenhaften Landschaft ein eigenes wesenhaftes Leben führen, sich

verneigen, sich grüßen, einander zürnen, einander lieben, werden sich ihm von selbst das einfache Bild, die einfachen Gespräche und Verse der Schatten zum Bedeutenden steigern. Eine gewisse gezierte Vornehmheit, eine gewisse steife Grazie wird der Schattenspieler nur auf Kosten der Wirkung vernachlässigen. Und doch ist dem Schattenspiel nicht etwa kräftige Sprache und Handlung versagt, vielmehr kann ihm leicht ein grober Holzschnittstil und eine kabaldartige Beweglichkeit gegeben werden. Ja, der kräftige ‚Pater Brey' Goethes, mit dem die Schwabinger Schattenspiele eröffnet wurden, ist besser zur Wirkung gekommen als das traumhafte Spiel Kerners ‚Der Totengräber von Feldberg'." — Wie einst vor dem Hinübergleiten ins Reich der Laterna magica und der Marionetten, so wird sich heute das Schattenspiel vor dem Mechanismus des Kinematographen zu hüten haben. Tut es das aber und hält es sich auch bei seiner weiteren Verbreitung auf der feinen Linie, die ihm die Schwabinger in ihren schon in stattlicher Anzahl vorliegenden, zum Teil allerliebsten Texten, etwa dem „Don Juan" und dem „Pan" von Alexander von Bernus, dem „Walsdietrich" von Karl Walsskehl oder dem Narrenspiel „Der Blinde" von Will Vesper (München, Verlag der Schwabinger Schattenspiele), vorgezeichnet haben, so braucht es nicht ausgeschlossen zu sein, daß, wie auch Prof. Georg Jakob in seiner kürzlich erschienenen „Geschichte des Schattentheaters" (Berlin 1907) hofft, eine fortschreitende Vergeistigung des Dramas mehr und mehr (sagen wir bescheidener: gelegentlich) auf die Schattenspiele und deren leitenden Grundsatz: innerlichste Vereinigung von Bild und Dichtung, zurückgreifen wird. Dann mag sich allmählich allerlei Verwandtes und Ähnliches darum kristallisieren.

Einer Nachbarschaft brauchten sich die Schwabinger Schattenspiele schon heute weder zu erwehren noch zu schämen: das sind die eben gleichfalls wieder zu unerwartetem Leben erweckten Tiroler Krippenspiele, wie wir jüngst, zur Zeit der Zwölf Nächte und der Heiligen drei Könige, eins in der Bearbeitung des Innsbrucker Dichters Rudolf Greinz über die Bühnen Süd- und Norddeutschlands ziehen sahen. Gewiß, sein Bestes hat auch dieses „Krippenspiel von der glorreichen Geburt unseres Heilands" aus alten süddeutschen Volksüberlieferungen. Daher die herzinnige Naivität, die kindliche Einfalt, der gesunde, fröhliche Humor, die derbkernige Holzschnittmanier, deren sich die heilige Geschichte, von Mariä Verkündigung bis zur Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, zu ihrer Darstellung bedient. Um Geographie und Zeitrechnung kümmern sich derartige volkstümliche Ausläufer der mittelalterlichen Misterien blitzwenig: Bethlehem liegt für sie in Tirol, und die Hirten auf dem Felde, zu denen die gute neue Mär zuerst dringt, heißen

Goethes „Pater Brey" (erste Szene) auf dem Schwabinger Schattentheater. Bild und Figuren von Ralf van Haerschelmann.

Alexander van Bernus' „Dan Juan" auf dem Schwabinger Schattentheater. (Van links nach rechts: die Tugend, der Pfaff, Danna Anna.) Bilder und Figuren aan Dara Palster.

Jackl, Hansl, Ferdl, Loisl, Jörgl und Sepherl, was nicht hindert, daß ein tunikageschmückter römischer Zensor alles Volk zur Schätzung lädt und Mario und Joseph wiederum in einem Stall unter dem Berge Isel das neugeborene Kindlein betten. Wer etwas von unseren alten Krippen- und Paradeisspielen kennt, wird trotzdem oder erst recht zu schätzen wissen, was Greinz als Bearbeiter und Neudichter geleistet hat. Die alten Überlieferungen, so zart sie sein können, kümmern sich doch im allgemeinen wenig darum, ob ihr Humor nicht gelegentlich ins Rüpelhafte oder gar Unflätige ausartet, gleichviel ob auf Kosten des heiligen Joseph, der Gottesmutter oder des Christlindleins selber. Das ist ein Punkt von vielen, wo Greinz mit behutsamer Hand eingegriffen hat. Er läßt die Hirten, die Herbergswirte, den Nachtwächter und den Marktschreier unbehelligt ihre Späße machen, so saftig und unverfraren, wie man sich's nur wünschen mag, aber er sorgt auch dafür, daß zwei so lieblich rührende Szenen, wie die Auswahl und später die Darbringung der Hirtengeschenke für den Jesuslnaben ihre reingestimmte seelische Innigkeit und ihre enge Gemeinschaft mit dem Naturleben der Tiroler Alpenwelt bewahren. Genug, wir haben hier einmal wieder ein Weihnachtsspiel, das des heiligen Anlasses vollkommen würdig, dabei durch und durch deutsch empfunden und gestaltet ist. Das ist inmitten der seichten und süßlichen Märchenstücke, die unsere Bühnen sanft wahl ums Christfest aufzutischen pflegen, etwas so Seltenes, daß die Freude darüber ebenso herzlich wie die Pflicht, darauf hinzuweisen, zwingend sein muß. —

Für das ernste Stildrama, das sich langsam mehr und mehr Baden auf unseren großen Bühnen erobert, sind noch immer die Renaissancezeiten und ihr in der Lebensstimmung verwandte Geschichtsperioden die begehrteste Weide. Der junge Schwabe Vallmaeller in seinem Drama „Catherina von Armagnae und ihre beiden Liebhaber" (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin), mit dem uns letzthin die Kammerspiele des Berliner Deutschen Theaters, doch erst nach Stuttgart und Elberfeld, bekannt machten, wählt sich zum Schauplatz die von wilden Parteileidenschaften und rücksichtslaser Lebensgier aufgewühlten Zeiten des geistesumnachteten Königs Karl VI. van Frankreich und seiner Gemahlin, der jungen Königin Isabeau, während sanft das Italienische Qualtrocento beliebter ist. Die karge, aber um so blutigere Handlung ist durchaus zeitgerecht. Die schöne Catherina van Berry, Gräfin von Armagnae, eine Base der Königin, sucht ihren Geliebten, den knabenhaft jungen Prinzen Jehan von Orleans, vor der Rache ihres Gemahls, eines kalten, rücksichtslosen und ehrgeizigen Gewaltherrn,

dem sie durch Traumreden alles verraten, im letzten Augenblick dadurch zu retten, daß sie einen anderen bisher hoffnungslos in sie verliebten Edlen, Sir Tristan de l'Orme, zu sich ins Schlafgemach und damit, wie sie glaubt, in die Todesfalle lockt, während der andere, der von ihr Geliebte, verschont bleiben werde. Doch die grausame List mißlingt in doppelter Weise: der Prinz wird dennoch von den Wachen aufgefangen und getötet; sein Ersatzmann, der Catherina um der Seele, nicht des Leibes willen liebt, nimmt den Liebeslohn, den sie ihm vor dem Sterben für seine Aufopferung zugedacht hat, nicht an, vermag sie aber auch nicht zur Flucht zu bewegen, nachdem ihr das Haupt des erschlagenen Geliebten, das ihr Gemahl inzwischen kaltlächelnd auf das Kaminsims gesetzt, ins Gedächtnis gerufen hat, zu wem sie in Wahrheit gehört. Während der verschonte Geliebte die Vorkehrungen zur Flucht treffen zu können glaubt, stürzt sie sich mit dem Haupt des Prinzen im Arm in die dunklen Fluten des unten vorüberfließenden Stromes ...

Mochte es bis zu solchen Höhepunkten des Geschehens erlaubt sein, in lyrischen und malerischen Stimmungen zu schwelgen, auf diesen Gipfeln mußte das Gewitter der dramatischen Energie sich entladen, mußte der Blitz letzter tragischer Notwendigkeiten herniederfahren, oder der Dichter erwies sich als dramatischer Bastard, dessen eigentliche Begabung auf anderem Felde, lyrischem oder epischem, am wahrscheinlichsten auf dem der bildhaften Ballade liegt. Nun setzt aber gerade an diesen Stellen die üppigste, worttrunkenste Lyrik ein: Tristan, der bleiche, traurige, entrollt ein langes Panorama landschaftlicher Herrlichkeiten unter dem Vorwande, Catherina zur Flucht hierhin oder dorthin zu bewegen; diese selbst, allein gelassen, apostrophiert den Kopf ihres ersten Liebhabers in einer langen Strophenreihe gereimter fünffüßiger Jamben, die ihre Netze auf den Grund der Dinge hinabsenken und manche erlesene Perle dichterischer Sprachkunst heraufbringen, den Schleier des Fernen, Abstrakten und Kühlen, der um sie und ihre beiden Buhlen gehüllt ist, aber nur noch dichter weben. Schon aus einer kurzen Probe wird erhellen, wie gänzlich undramatisch diese wohlgedachten und noch wohler tönenden Vierzeiler sind:

(Catherina schreitet langsam quer durchs Zimmer nach dem Kamin. Sie hebt das Tuch vom Haupt des Prinzen und steht, den Arm auf den Kaminrand gestützt:)

Mein zarter Freund! Ich hab' um Euch gerungen
Gekämpft, mein zarter Freund, getobt, gerast
Euch selbst erniedert durch Erniedrigungen ..
Ihr seid sehr blaß, mein Freund, und lachelt fast!

Jehan, Gott spielt mit uns! Mein süßer Knabe,
Denn da ich lebte, war ich nie so weise
Als jetzt wo alles ich beschlossen habe
Und bald mit Euch, Jehan, ins Dunkle reise

Und in sich selbst verlächelte das Geschick.
Mein zarter Freund, fast hatt' ich Euch vergessen.
Gott spielt mit uns! Es war ein Augenblick
Wo mich der andere so tief besessen

Daß ich Euch fast vergaß .. Jetzt ist das Schweigen
Ringsum erfüllt von großer Einfachheit,
Und alle Weiser meiner Seele zeigen
Nach einem Ziel —

So geht das noch in zehn gleichen Strophen, alles in allem in sechsundsiebzig Versen, weiter, bis sich die Monologistin, den mit einem Mantel zu einer Art gliederloser Gestalt drapierten Kopf des Geliebten im Arm, in die Tiefe gleiten läßt. Und wenn wir bei all dem Aufwand an schönen Bildern und Worten noch irgendwo warm würden! Aber das alles rührt uns nicht mehr als ein altes fremdes halberstarrtes Lied aus fernen, fernen Zeiten oder ein seidengestickter Gobelin an dunkelgetäfelter Wand. Wer weiß, daß der Dichter zu dem esoterischen Kreise derer um Stefan George gehört, deren Organ die preziösen „Blätter für die Kunst" sind, wird sich darüber freilich nicht wundern. Denn er weiß dann auch, daß allen diesen Formkünstlern der äußere Schmuck der Sprache zu wichtig ist, als daß sie Lust und Kraft genug übrigbehielten, der inneren Resonanz des Geschehens in den Menschen, ihren Gefühlen, Kämpfen und Leidenschaften nachzugehen. Keinen Augenblick wird man bei Vollmoellers balladenhaftem Drama die Empfindung los, daß er alles nur aus zweiter Hand empfängt, daß er zu den Menschen und Dingen gar kein unmittelbares Verhältnis hat. Was Hofmannsthal von ihrer beider Meister d'Annunzio sagt, das paßt auch auf Vollmoeller: „Sein Lebens- und Weltgefühl hat sich nicht am Leben und an der Wirklichkeit entzündet, sondern an künstlichen Dingen, an dem größten Kunstwerk Sprache, an den großen Bildern." Dabei hat Hofmannsthal selbst erkannt, daß der Glaube an Charaktere der Ausgangspunkt für jedes wirkliche dramatische Schaffen sei. Gehandelt haben die Neuromantiker und Symbolisten bisher nicht nach diesem Glauben, können es wohl auch kaum, solange sie das A und O der romantischen Weltanschauung bewahren, die Überzeugung von der tiefen Ohnmacht des Einzelnen innerhalb der ungeheuren Gesamtheit des Lebens, in die er verschlungen. Traum und Phantasie sind ihre Gottheiten, nicht aber des Dramas Urgewalten: Ringen und Handeln. Bedeuten könnten Geister wie Vollmoeller für unsere lebendige Bühne nur dann etwas, wenn das Drama sich aller aktiven Leidenschaften begäbe und sich in eine Bilderkette verwandelte, die Steine für Brot gibt ... Dennoch war der Abend der Kammerspiele nicht verloren: eine Bühne literarischen Vorkämpfertums, wie diese es doch ist, hat am Ende auch die Aufgabe, einmal den Feldmesser zu spielen und festzustellen, wo die Grenzen der Kunstgattungen laufen, was

Kurt Wolfskehls „Wolfdietrich und die Rauhe Els" (erste Szene) auf dem Schwabinger Schattentheater. Bild und Figuren von Rolf von Hoerschelmann.

die Bühne noch verträgt, und was sie aus sich selbst heraus ablehnt.

Rudolf Herzog, der sympathische und beliebte Romanschriftsteller, dem niemand seine ehrlich erarbeiteten Erfolge neiden wird, ist gegen Ästhetengefahren, wie sie Vollmoeller drohen, ein für allemal gefeit. Dafür hat er viel zu viel Respekt vor dem Stück tüchtigen Handwerks, das in jeder Kunst steckt. Sein neuestes Drama „Auf Nissenskoog" spielt auf einem Gutshof Südschleswigs zu Anfang der fünfziger Jahre, also in der Zeit, die mit manchem anderen einen Theodor Storm aus dem Lande trieb. Alles, was damals aufrecht und tüchtig war im Lande, reckte sich auf gegen die Dänen, die Hannemänner, und suchte in Wort oder Tat unter der Asche des faulen Friedens das Feuer des Hasses und des Widerstandes glimmend zu erhalten, von dem die europäische Politik, in ihrem Gefolge auch Preußen, nichts wissen wollte. Wo es ging, wurde weiter geschürt und zugleich für eine kommende günstigere Zeit die bewaffnete Rebellion vorbereitet. Auch der alte Kai Nissen auf Nissenskoog ist so ein von brennender Heimatsliebe erfüllter, leidenschaftlicher Dänenhasser, der, koste es, was es wolle, die Rechte der ungeteilten Herzogtümer durchzusetzen entschlossen ist. Was wird geschehen, fragt sich Herzog nun, wenn in diesen Kreis querköpfiger, naiv-egoistischer Sonderpolitiker ein Junger, Freier tritt, der „draußen" über die Deiche der kleinen Heimat hinweg in die Zukunft eines großen einigen deutschen Vaterlandes zu schauen gelernt hat, dem deshalb politischer Weitblick und vaterländisches Gewissen zu gleicher Zeit gebieten, der Realpolitik des Augenblicks zuliebe das schleswig-holsteinische Gewehr bei Fuß zu nehmen, um das Pulver für die größere gemeinsame Sache trocken zu halten — was wird geschehen, wenn ein solcher dem Trotzkopf Kai Nissen auf den Hof kommt, was vollends, wenn er Jens Nissen heißt und Kais einziger Sohn ist? Ein politisches Konflikts- und Generationsdrama in der gepreßten Enge eines altvererbten Gutshofes, verschärft durch das Gefühlsmoment, daß auch Kai Nissens Nichte, des alten Freiheitsschwärmers Professor Carlsens blonde Tochter Helge, mit ganzem Herzen zu der „Rebellion" steht:

Szene aus dem Tirater Krippenspiel aan Rudalf Greinz. (Nach der Aufführung am Bertiner Thaliatheater aufgenommen aon Zander u. Ladisch in Bertin.)

es müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn da nicht alsbald die dramatische Saat in erntereifen Ähren wagte. Leider, es geht mit dem Teufel zu. Er sät nämlich Unkraut unter den Weizen, Unkraut der Idylle und der Gefühlchen. Nachdem im ersten Akt Vater und Sahn gleich Hadubrand und Hildebrand grimmig aneinandergerannt sind, zieht sich das eigentliche Drama, um das es sich auf der Bühne einzig und allein lahnte, in den Schmallwinkel zurück, und statt dessen macht sich im Vardergrunde auf dem Kanapee der Selbstzufriedenheit die Sentimentalität breit. Großmutter, eine van den bekannten Theatergraßmüttern, die wie das leibhaftige Schicksal durch die Stücke gehen, spielt mit dem alten Reisläufer Oberst Riggersen, ihrem übergangenen Liebhaber aus ferner, ferner Jugendzeit, eine Partie Whist aber Lamber, schanzt dabei dem alten verwahrlosten Knaben heimlich einen Lauisdar nach dem anderen zu, und was dergleichen Gefühlseligkeiten mehr sind. Gewiß braucht auch das Drama salchen Dekar, sall es Fülle und Wahrheit des Lebens widerspiegeln, aber all das muß mit strenger, energischer Hand dem einen graßen Ziele untergeordnet und dienstbar gemacht werden: wie der Bundestagsgesandte Bismarck es in der deutschen Patitik auch schan damals tat. Sanst wird bestenfalls ein dramatisierter Raman mit ein bischen bewegterer Handlung daraus.

Das dramatische Thema, das ansangs stalz wie eine Standarte auf eraberter Schanze aufgepflanzt wurde, verflüchtigt sich denn auch bei Herzag mehr und mehr. Denn daß Jens einen van den Dänen gesangenen Knecht aus der Patsche heraushaut, dadurch aber Vater, Onkel und Kusine zwingt, eiligst zu Schiff mit ihm nach Hamburg zu entwischen, während die beiden ungefährlichen Alten, Graßmutter und ihr einstiger Anbeter, allein auf Nissenskoag zurückbleiben, um in Seelenruhe die Herren Dänen zu erwarten: das wird dach niemand als Lösung jenes Konfliktthemas gelten lassen wallen! Ja, das Drama ist ein strenger und eifriger Herr, der sich nicht spotten läßt. Durch Abstecher, wie sie hier der schwache Dramatiker Herzog dem stärkeren Bruder Romanschriftsteller abschmeichelt, läßt es sich den Segen nicht entringen. Nicht einmal im Berliner Königlichen Schauspielhause und mit drei so tüchtigen, durch und durch sympathischen Schauspielern, wie es Nuscha Butze (Graßmutter Nissen), Arthur Kraußneck (Kai Nissen) und Max Pahl (Oberst Riggersen) sind.

Über alles andere können wir uns kurz sassen. Am kürzesten über Oskar Blumenthals vam Neuen Schauspielhause aufgeführte Komödie „Zwischen Ja und Nein", opus Blamenthalii 2 des gesegneten Jahres 1907, wenigstens wenn man sa höflich ist, ihm das zwei Monate zuvar mit Kadelburgs Hilfe verfaßte Lustspiel „Der letzte Funke" vallgültig anzurechnen. Das neue Werk ist die ebensa gleichgültige wie harmlase Geschichte des Zögerns und Zagens, Bejahens und Verneinens, die ein redlich verliebtes ungleiches Paar, Reichsbaran und Malerin, vor dem herzhaften Entschluß zur „Mesallience" durchzumachen haben. Ein deus ex machina in Gestalt eines alten fadenscheinigen Redakteurs van dart unten irgendwa in Schwaden bringt endlich die Lösung, indem er dem Baran das Mandat eines freisinnigen Reichstagsabgeordneten anträgt, was der denn auch mit Freuden ergreift, nachdem er sich mit seiner kleinen Malerin von der ahnenstalzen Familie für immer los-

gesagt hat. Was das schmale Gericht einigermaßen schmackhaft macht, sind ein paar Atelierszenen, die etwa in die Sphäre der Witbrandtschen „Maler" gehören. Auch von dessen milder Liebenswürdigkeit haben sie etwas, und das, dieses Friedlich- und Versöhnlichwerden — ohne einen kleinen Rückfall ins Satirische geht es freilich auch hier nicht ab —, ist vielleicht das erfreulichste und überraschendste an dem Stück. „Blumenthal wird alt," hieß es im Foyer während der Zwischenpause. Mir scheint, er wird jung, wenn er sich auf seine alten Tage so zum Menschlichen bekehrt.

Ein Stück endlich wie Hermann Bahrs Komödie oder Burleske — über die zutreffende Bezeichnung ist er sich selbst nicht klar — „Die gelbe Nachtigall" (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin) sollte uns eigentlich hier überhaupt nicht kümmern, denn es gehört zu drei Vierteilen jenem literarisch-theatralischen Freimaurertum an, das nur die Leute vom Bau interessiert. Bahr soll aufs heftigste bestritten haben, er habe für seine Personen irgendwelche lebenden Modelle, sei's aus Wien, sei's aus Berlin, benutzt, noch etwas anderes im Schilde geführt als künstlerische Absichten. Wohl! wir glauben ihm, obwohl es vielleicht gescheiter und geistreicher wäre, sich an Herders Spruch aus der morgenländischen Blumenlese zu erinnern: „Des Menschenfreundes Lüge in der Not ist edler als des Menschenhassers Wahrheit." Dichter tun manchmal etwas in Trancezuständen, wovon sie nachher selbst nichts mehr wissen. So kam es wohl, daß die Hauptperson, der verhätschelte Schauspieler, verwöhnte Kunstfreund und Ästhet, leidenschaftliche Fechter und berühmte Darsteller des Hamlet und Tasso, in der Buchausgabe Korz (nicht Lorm, wie bei der Aufführung) heißt und in seinem exzentrischen Sichhaben und -gebahren so merkwürdige Ähnlichkeit mit Bahrs Wiener Duzfreund Kainz aufweist. So kam es wohl, daß gewisse Menschlichkeiten, die dem Theaterbetrieb seines „lieben, herzlich bewunderten und verehrten Freundes" Max Reinhardt, bei dem Bahr bis kurz vor dem ersten Schlage der Nachtigall im Lessingtheater, dem Gegenlager der Reinhardtschen Bühne, Dramaturg war, im Stücke herumspuken, und daß man in dem großmächtigen Theaterdirektor Jason (eigentl. Jakobsohn) bald Brahm, bald Reinhardt, bald Angelo Neumann, bald Pallini, bald Sigmund Lautenburg zu erkennen glaubt. Von derartigen halbverhüllten, halb aufstrumpfenden Anzüglichkeiten strotzt das Stück, damit hat es aber auch — abgesehen von einem im Dialog und in der Replik höchst witzigen und geschickten ersten Akt — die größere Hälfte seines Ruhmes dahin. Der Rest, der eigentliche Komödiengehalt, ist arm wie Hiob. Eine ist nämlich unter den eitlen, verblendeten, in sich selbst vernarrten Herrschaften der weltbedeutenden Bretter, die sich aus dem Leben der

Adalbert Matkowsky als König Ödipus in der Tragödie von Sophokles. (Nach einer Aufnahme von E. Bieber, Hofphotographen in Berlin W.)

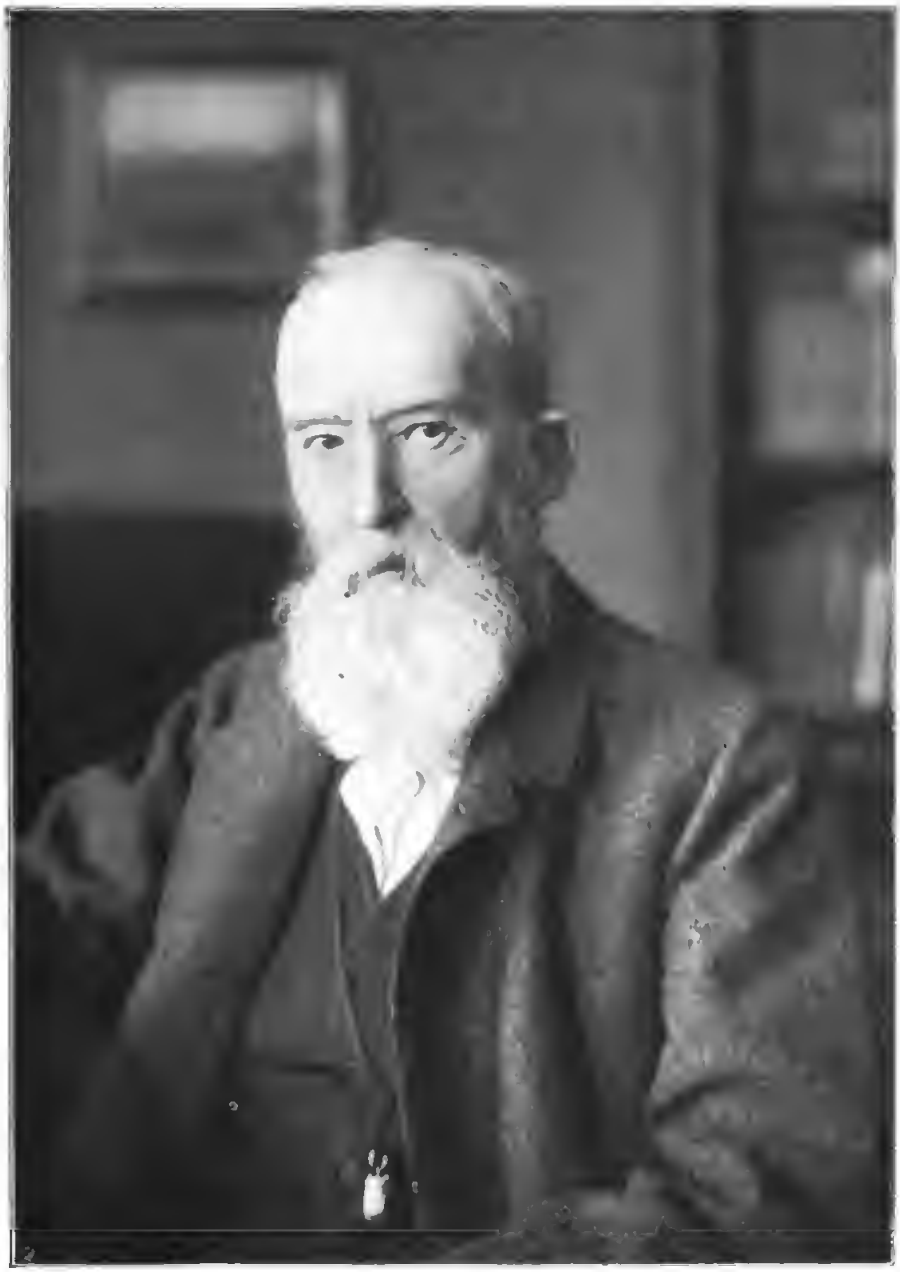
Wirklichkeit noch eine kleine Partian Natürlichkeit und Überlegenheit mitgebracht hat, einfach weil sie ehrlich genug ist, die Welt des Scheins als eine Welt des Scheins zu nehmen, und weil ihr Ehrgeiz in der redlichen Absicht gipfelt, Geld zu verdienen. Schlecht und recht: Geld. Karz-Larm-Kainz soll die Jugendfreundin protegieren. Er sträubt sich zunächst ein Weilchen und schimpft weidlich auf den Satan Kunst und den Beelzebub Publikum. Tut's dann aber doch. Gibt sie, alldieweil eine simple Fanny Hodichler nicht „ziehen" würde, für die berühmte Japanerin Inasa aus, und der Herr Direktor geht auf den Leim und fährt im Triumph mit der „gelben Nachtigall" auf Gastreisen, ohne auch nur einen Ton aus ihrer Kehle gehört zu haben. Japan—Inasa — die gelbe Patti: mehr braucht es nicht! Der Coup glückt, und das Glück bleibt dem kleinen frechen Mädel auch treu, als sie durch die Presse den Trug aufdecken und verkünden läßt, daß sie das Land der Kirschblüte nie gesehen, sondern Fanny Hadichler aus Arad in Ungarn sei. Beschämt steht ihr Herr Protektor zur Seite. Wie kann sich jemand unterstehen, ohne seinen Segen und seine Hilfe etwas zu werden! Er hatte sich's ja schön gedacht, sie vor der rasenden Wut des Publikums und der Raheit des Direktors zu retten und sie zu sich emporzuziehen, ja, am Ende ihr sogar seine Hand anzubieten, wie ein Souverän seinem Günstling einen Orden schenkt

Nun ist der schöne Traum dahin. Mit Menschen, die mehr sind als Folie seines lieben Ich, weiß er nichts anzufangen. Der große Hans glaubt mit den anderen zu spielen, aber die anderen spielen mit ihm. Er möchte heraus aus dem ganzen Komödiantenkram und kann doch nicht. „Denn was wir verachten, ist unser Element. Darin leben wir doch erst auf. Wir schimpfen den ganzen Tag, und abends sind wir selig, den Leuten zu gefallen, über die wir schimpfen. Es muß ein Fehler im Gehirn sein." ... Dies ist das Mäuschen, das zuletzt aus dem kreißenden Berg schlüpft. Lassen wir es selig werden in seiner Ridikulität!

Während alle diese Stücke dem tiefer schürfenden und höher strebenden Darsteller kaum eine Gelegenheit zu ernsteren und bleibenderen Leistungen boten, fand Adalbert Matkowsky, der elementare Feuergeist des Königl. Schauspielhauses, in dem König Ödipus des alten Sophokles (nach der Bearbeitung von Wildrandt in dessen Übertragungen von Sophokles' Ausgewählten Tragödien, 2. Aufl.; München, Beck) einmal wieder eine hohe tragische Aufgabe, die dem ungestümen Riesenmaß seiner in jeder Beziehung außerordentlichen Begabung entspricht. Das scheinen Eigenschaften zu sein, die der edelgebändigten Harmonie Sophokleischen Wesens von vornherein widerstreiten. Man darf aber nicht vergessen, daß Wildrandts Bearbeitung vor allem darauf aus ist, die alten Meister wieder lebendig zu machen, ihren Werken außer Natürlichkeit und Verständlichkeit, dem ersten und wichtigsten, die Wärme des Augenblicks, sowie Schwung und Pfeilkraft des Wortes, kurzum: das dramatische Feuer zurückzugeben, das im Laufe der Jahrhunderte, allein durch Verschiebung in unserem Gefühls- und Phantasieausdruck, notwendig erkalten mußte. Nur langsam hat dieser Grundsatz sich Bahn gebrochen. Nachdem der „König Ödipus" in Wildrandts Übersetzung schon Mitte der sechziger Jahre in Meiningen Triumphe gefeiert hatte, vergingen zwanzig Jahre, bevor er ans Wiener Burgtheater, weitere zwanzig Jahre, bevor er ans Königl. Schauspiel in Berlin vordrang. Um Matkowskys willen hätte das schon längst geschehen müssen. Denn für das große Pathos und das vesuvische Feuer eines realistisch gewordenen, aus seiner mythologischen Erstarrung ins unmittelbare Leben unseres Tages übertragenen Sophokles ist er der berufensten einer. Was einmal war und Tausende erschütterte, denkt er mit Wildrandt, das muß auch heute noch sein und erschüttern. Eure Schmerzen sind unsere Schmerzen; der an einen uns unverständlichen Schicksalsbegriff gebundene Anlaß darf uns gleichgültig sein. So stellt er den Ödipus — nicht ganz mehr den Sophokleischen — und sein Geschick auf die Spitze zweier scharfer, brennender Kontraste: erst der heitere, lichte, milde König, der gütige Vater seines Volkes — dann zu Schluß das von sonniger Höhe in den Abgrund der Qual geschleuderte Opfer der erzürnten Götter, ein zerschmetterter, aus all seinen Fugen gerissener, all seiner Würde entkleideter Mensch, ein Elender und Verlassener, der sich wie ein hilfloses Kind an die Knie seiner Kinder schmiegt. Wenn man den Künstler auf diesen höchsten Graten der Tragik so sicher den Weg der dramatischen Gliederung und Steigerung schreiten sieht, begreift man, daß seine überall große Maßstäbe fordernde Kunst in der Enge bürgerlicher Dramatik leicht das Gefühl für Wahrheit und den Blick für Distanzen verliert. —

Da der Raum es gerade leidet, in aller Kürze noch der Hinweis auf zwei unlängst erschienene Theaterschriften, die beide mehr zu geben haben als die landläufigen — soll ich sagen vom Verfasser oder vom Buchbinder zusammengehefteten Theaterkritiken. Eugen Zabels „Theatergänge" (Berlin, A. Hofmann u. Ko.; Preis M. 3.50) sind mehr ein elegisches Erinnerungsbuch als eine aus dem Tage für den Tag geschriebene kritische Meinungsäußerung, wenn die meisten der hier vereinigten Essays auch vorwiegend von irgendeinem theatralischen Ereignis der jüngsten Zeit ausgehen. Geschichte als Lehrerin der Gegenwart verbindet sich mit dem Reiz des Selbsterlebten. Zabel gehört zu denen, die — etwas zu früh, scheint mir — die Postille der Erinnerung mit dem Schwert des Augenblicks vertauscht haben; wenn man aber, wie hier wieder, sieht, mit welcher Andacht er sich in den Geist der Vergangenheit versenkt, so muß man doch wohl annehmen, daß diese nachdenkliche Praxis mehr seinen persönlichen Neigungen und Begabungen entspricht als ein resolutes oder gar leidenschaftliches Für und Wider des lebendigen Tages.

Sein literarischer Antipode in dieser Hinsicht ist Hermann Kienzl, den erst kürzlich das Schicksal nach Berlin verschlagen, der aber zum Drama und Theater hier alsbald ebenso entschlossen Partei ergriffen hat wie zuvor ein Jahrzehnt lang in seiner Vaterstadt Graz. Und wie dort, so ist ihm auch hier in zwei, drei Jahren aus älteren Einzeldetrachtungen sowie neuen Rundblicken ein dramaturgisches Buch von fast vierhundert Seiten erwachsen (Berlin, Concordia; geb. M. 7.80). Es nennt sich „Die Bühne ein Echo der Zeit (1905 bis 1907)", und dieser Titel, so anfechtbar seine allgemeine Behauptung im Augenblick sein mag, ist für seine system- und dogmenlose, lebendig, geschmack- und temperamentvoll aus dem unmittelbaren Erlebnis heraus ins Weite und „Ewige" hinüberschweifende Betrachtungsart recht bezeichnend.



Wilh. Busch

geb. den 15. April 1832, gest. den 9. Januar 1908.

Digitized by Google

Literarische Rundschau

Jahrbücher und Kalender — Aus der Erzählungsliteratur — Zu unseren Kunstblättern (Carl Johann Becker-Gundahl; Paul Thiem; Josef Uphues)

Jahrbücher und Kalender

Man soll das Hausbackene und Alltägliche nicht vernachlässigen: auf solchem Wege kann das Gute am leichtesten gepflegt und verbreitet, ebenso leicht aber auch die Wirkung des Schlechten ins Endlose gesteigert werden. Gegen diesen Erfahrungsgrundsatz hat das Kunstgewerbe lange genug gesündigt; um so eifriger bemüht es sich neuerdings, das Versäumte und Versehene durch doppelte Sorgfalt wieder gutzumachen. Die Kalender und Jahrbücher, unsere Begleiter durch Winter und Sommer, sind nicht die letzten, die davon profitieren. Schon mehrmals haben wir in unserem ersten Heft nach der Jahreswende auf die erfreulich wachsende „Kalenderkultur" hinweisen können; diesmal tun wir es mit besonderer Freude. Sind doch unter den hierher gehörigen Erscheinungen einige, die sich ihrer Aufgabe mit ebensoviel Geschick wie Geschmack unterziehen.

Einen überraschenden Aufschwung haben namentlich die modernen landschaftlichen Kalender genommen. Der Leipziger Kalender (Leipzig, G. Merseburger), der jetzt schon im fünften Jahrgang steht, war einer der ersten. Er ist auch diesmal wieder rüstig zur Stelle und durchpflügt mit Hilfe einer weitverzweigten Mitarbeiterschaft aus den Kreisen der Lokalgelehrten, aber auch der Lokaldichter und -belletristen alle historischen, künstlerischen und ästhetischen Interessen, von denen das Leipziger Leben bewegt wird. Das Chronikartige der Kalenderform ist gut gewahrt, aber überall mit Frische und Anschaulichkeit erfüllt. Darf man einen Wunsch aussprechen, so könnte es nur der sein, in Zukunft etwas weniger mannigfaltig zu sein, dafür aber desto zielbewußter auf eine Politik der örtlichen ästhetischen Kultur hinzuarbeiten. Dieses Haupterfordernis eines wirksamen Jahrbuches hat der jetzt zum erstenmal auf dem Plan erscheinende Frankfurter Kalender (Frankfurt a. M., Diesterweg) von vornherein fest erfaßt. Seine Herausgeber E. Ktotz, Fr. Kurz und Th. Schäfer sind sich darüber klar, daß nur von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus für die Veredelung örtlicher Kultur gewirkt werden kann. Ein „Podium" wollen sie errichten, von dem aus Künstler, ihre Ideen entwickelnd, zu den Frankfurtern sprechen. „Ein Podium in Frankfurt. Wir brauchen und dürfen nicht über Frankfurt hinaus in die Weite wandern. Wir müssen nur in die Höhe steigen, Stufe für Stufe, Absatz für Absatz! immer höher über dem Gedränge, über dem Streit der vielen Meinungen: auf der höchsten Stufe wenige klare, alles beherrschende Stimmen! ... Gegen die Unfähigkeit und Geschmacklosigkeit, gegen die Unkultur!" Das ist, wie sich fast von selbst versteht, einstweilen mehr ein Programm geblieben als eine Erfüllung geworden. Doch wird auch in dem ersten, mit altdeutschkernigen Monatsbildern Fritz Boehles geschmückten Bande in dem angedeuteten Sinne schon mancher Hieb geführt und mancher Stein gelegt. Namentlich auf dem Gebiete der kunstgewerblichen, künstlerischen und literarischen Kultur. Insbesondere freut es uns — um nur eins hervorzuheben —, daß den Frankfurtern statt honigsüßer Schmeicheleien z. B. in dem Rückblick auf ihr Theaterjahr deutlich gesagt wird, welch weites, reiches Feld zum Bessermachen da noch vor ihnen liegt. Das Schlagwort von der „ästhetischen Kultur" schreibt das gleichfalls zum erstenmal hervortretende, von Johannes Mummenhauer herausgegebene Trierische Jahrbuch (Trier, Fr. Lintz; Preis 5 M.) gleich auf sein Aushängeschild, schon um zu betonen, daß seine Bestrebungen sich nicht auf die alte Augusta Treverorum beschränken, sondern von hier aus in die Nähe und Weite ausstrahlen sollen. Dies Jahrbuch ist ausdrücklich nicht nur für das Trierische Land berechnet. Das sagen die Beiträge nicht weniger deutlich als die Mitarbeiter. So spricht Karl Scheffler über „Stil und Mode" und berührt in seinen geistvollen, mehr noch politisch zielsicheren Ausführungen die lebendigen Prinzipien, die den neuen Reformbestrebungen, gleichviel ob in West oder Ost, Süd oder Nord, zugrunde liegen; so handelt Hermann Muthesius nicht minder fundamental über das „Moderne in der Architektur", während der Münchener Kunstschriftsteller Dr. Jos. Popp höchst einleuchtend das Thema „Gegenwart und Zukunft der

kirchlichen Kunst" erörtert. Das sind natürlich nur ein paar Stilproben aus dem reichhaltigen, doch, wie gesagt, durch eine einheitliche Gesinnung und Auffassung straff zusammengehaltenen Inhalt: ideal sind überall die Ziele, praktisch die Mittel und Wege. Das bestätigt schließlich auch der andere noch erwähnenswerte Leitsatz des Unternehmens: alle konfessionalen Gegensätze sorgsam zu schonen, vielmehr Brücken zu schlagen, wo es irgend geht, Brücken des gegenseitigen Verständnisses und der gegenseitigen Hilfe. — Andere landschaftliche Kalender, wie „Der Heidjer" (Hannover, M. Jänecke) oder „Hessenland" (Marburg, O. Ehrhardt), sind teils bekannt, teils zu eng an ihren landschaftlichen Interessenkreis gebunden, als daß wir näher auf sie eingehen könnten. Auch Spemanns Alpenkalender, von einem unserer besten, jedenfalls frühesten Alpenkenner und -freunde, Hauptmann M. Wundt, herausgegeben (Berlin, W. Spemann), und Meyers Historisch-Geographischer Kalender (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) haben sich so viele treue Freunde erworben, daß wohl nur an sie erinnert zu werden braucht, um ihnen überall da wieder die Tür zu öffnen, wo sie einmal heimisch waren. Der Meyersche Kalender kommt jetzt schon zum zwölften Male. Aber — das sei ihm von einem eifrigen, doch auch kritischen Benutzer ausdrücklich bestätigt — er hat sich dieses duodecimum prematur in annum nicht zum sanften Ruhekissen genommen, sondern seinen 365 Blättern von Jahr zu Jahr neuen und frischen Lebensatem zugeführt. „Wissen Sie," sagte neulich ein gleich mir drauf eingeschworener Benutzer, „im Vertrauen: der Meyersche Wandkalender ist mein Repetitor. Ein bedeutsames Geschichtsdatum, ein dazu passendes oder eng damit zusammenhängendes historisches Wort und als drittes im Bunde ein Bildnis, die Ansicht einer Örtlichkeit — Sie glauben nicht, wie das die Erinnerung auffrischt!" Dabei betonte er denn ausdrücklich die Sorgfalt, die die Redaktion auf das Abstimmen der drei gerühmten Dinge (Datum, Zitat, Bild) legt, und nun freute es mich wieder, daß ich zur möglichst sorgfältigen Befolgung dieser Praxis von jeher angeregt und ermahnt habe.

Der Historisch-Geographische Kalender bringt uns an die Schwelle der Geschichte, aber auch gerade nur an die Schwelle. Um in ihre ernsten Hallen selbst vorzudringen, brauchen wir ernstere Geleiter. Etwa das Biographische Jahrbuch und den Deutschen Nekrolog (Berlin, Georg Reimer; geb. 14 Mk). Unter der ständigen Mitarbeit zahlreicher Historiker und Philologen (Brandl, Friedjung, Geiger, Guglia, Schlenther, Erich Schmidt u. a.) von Anton Bettelheim begründet und herausgegeben, bringt das Jahrbuch in seinem neuesten Bande, der den berühmten Toten aus der Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1905 gewidmet ist, zahlreiche Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten aus der Wissenschaft, der Kunst und dem öffentlichen Leben. Doch glaube man nicht, daß es auf diesen Blättern immer und überall akademisch feierlich und leichenbitterlich zugehe. Man lese Eloessers Nekrolog auf Hartleben, und man wird sehen, wie gut sich manchmal auch ein legerer Feuilleton-Ton, wenn er nur charakteristisch bleibt, in dem ernsten Konzert ausnimmt. Daneben stehen dann so schwergediegene Nachrufe wie die auf den Jenaer Professor und Leiter der Zeiß-Werkstätten Ernst Karl Abbe, auf Bastian, Richthofen und auf den Wiener Germanisten Heinzel oder ein so feinsinniger und eleganter wie Hevesis Würdigung des Wiener Malers Rudolf von Alt. An manchen Stellen tritt Material zutage, das man sonst nirgends findet und das wohl auch meistens nicht früher zu beschaffen ist, als diese Biographien zu erscheinen pflegen. Andernfalls wäre es schwer, den Wunsch nach einem schnelleren Arbeiten zu unterstützen. Im Herbst des Jahres 1907 auch den wissenschaftlich stichhaltigen Nekrolog dessen zu lesen, der in den letzten Stunden des Jahres 1906 dahingegangen, müßte sich doch allenfalls erreichen lassen. — Der Geschichte des Hauses Brandenburg widmet sich das von Professor Paul Seidel, dem Direktor des Hohenzollernmuseums und Dirigenten der Kunstsammlungen des Königlichen Schlosses, herausgegebene Hohenzollern-Jahrbuch (Leipzig, Giesecke u. Devrient). Wie nun schon seit zehn Jahren, bringt es auch in seinem uns vorliegenden jüngsten Band eine Fülle neuer wichtiger Forschungen und Bilder zur Geschichte der Hohenzollern, jene aus den berufensten Federn preußischer Historiker, diese, die Bilder, darunter zahlreiche in Großfoliaformat gedruckte farbige Kunstblätter, aus dem unerschöpflichen Schatz in den Königlichen Sammlungen. Wie begreiflich, steht die Genealogie in der Geschichte fürstlicher Beziehungen im Vordergrunde. So eröffnet den zehnten Band ein Aufsatz Reinhold Kosers über „Hohenzollern und Oldenburg-Schleswig-Holstein" mit Konsanguinitätstafeln der Häuser Hohenzollern und Schleswig-Holstein von Georg Schuster. Ihm folgt ein sehr ausführlicher, kostbar illustrierter Beitrag des Herausgebers über das Marmorpalais im Neuen Garten zu Potsdam, ein anderer über die preußischen Jägermeister — genug, es bleibt diesmal wenig Raum übrig für Aufsätze und Mitteilungen aus der großen öffentlichen Geschichte. So steht der Band hinter dem vorjährigen, der wichtiges Material zur Geschichte des Jahres 1906 veröffentlichen konnte, an allgemeinem Interesse weit zurück.

Schnell hat sich das Münchener Jahrbuch für bildende Kunst, herausgeg. von Ludw. von Duerkel (München, Callwey), seinen Platz in der periodischen Kunstliteratur zu erobern ge-

wußt. Der Verein der Kunstfreunde (Museums-Verein) und die Kunstwissenschaftliche Gesellschaft in München haben es zu ihrem offiziellen Organ ernannt, das bayerische Kultusministerium hat es den Direktoren der Kunstgewerbeschulen zur Anschaffung empfohlen, und was dergleichen Auszeichnungen mehr sind. Wertvoller noch scheint mir, daß sein Inhalt so viel allgemein Anregendes und Fesselndes enthält, daß die Wirkung des Unternehmens keineswegs auf jene Kreise beschränkt zu bleiben braucht. Dem letzten Jahrgang ist nach Furtwänglers Mitarbeit zugute gekommen, u. a. in einem meisterhaften, in schwerer Gelehrtenrüstung doch höchst anmutig einherschreitenden Aufsatz über das „Mädchen von Antium", die neuerdings vom italienischen Staat um 450000 Lire angekaufte antike Statue aus dem Kreise des Lysippos; aber schon im zweiten Halbbande mußte dem Lebenswürdigen der Nekrolog geschrieben werden. Zum Glück bleiben dem Werke auch nach seinem Scheiden Mitarbeiter von wissenschaftlicher Bedeutung und schriftstellerischen Fähigkeiten genug übrig. Namentlich der zweite Halbband enthält einige Beiträge, die ihm viele neue Freunde auch unter den bloßen Kunstliebhabern werben werden. Ich denke dabei zunächst an Dr. Walther Riezlers Aufsatz über Fritz Boehle, den Frankfurter Maler, Radierer und Bildhauer, der berufen scheint, mit seiner altmeisterlichen Tüchtigkeit und elementaren Kraft eine neue „deutsche" Epoche in der deutschen Kunst heraufzuführen; dann aber auch an Karl Volls Studien über die Landschaft von Rubens in der Münchener Pinakothek u. ä. Auch von diesem „Münchener" Jahrbuch gilt die allgemeine Erfahrung: früher waren solche Jahrbücher lokal und lokalpatriotisch, heute senden sie ihre Wasser alle in denselben großen Strom neudeutscher Kultur, die sich langsam, langsam zu bilden beginnt. — Ein allgemeines, gleich dem Münchener reich illustriertes Jahrbuch der bildenden Kunst läßt seit einer Reihe von Jahren der Verlag von Fischer u. Franke in Berlin erscheinen (geb. 6 M.). Früher gab es Max Martersteig, jetzt gibt es Willy Pastor heraus. Der reich ausgestattete Quartband zerfällt in zwei Abteilungen: die erste bringt Berichte über alle wichtigen künstlerischen Ereignisse des jüngstverflossenen Jahres, voran natürlich die Darbietungen der großen Ausstellungen (reich illustriert), sodann aber auch über Schöpfungen der Architektur, der Gartenkunst, des Kunstgewerbes, der religiösen Kunst wie des graphischen und des Buchgewerbes. In der zweiten Abteilung herrscht das praktische Hilfsmaterial vor: Verzeichnisse der Museen, der Kunstsammlungen, Akademien, Künstler-, Kunst- und Kunstgewerbeverbände Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Hier wahnt der Zwang, das Buch jahrüber zur Hand zu haben, um sich dann gelegentlich immer wieder einmal zur Lektüre dieses oder jenes Artikels verlocken zu lassen.

Die künstlerische Photographie hat sich längst ihre eigenen Jahrbücher gegründet. Unter ihnen pflegt das von F. Matthies-Masuren herausgegebene („Die photographische Kunst im Jahre 1907"; 6. Jahrgang; Halle, Wilh. Knapp) als vornehmste Aufgabe die Sammlung und künstlerische Wiedergabe bemerkenswerter photographischer Kunstaufnahmen. Unter den immer in saubersten Technik wiedergegebenen Landschaften und Bildnissen ist manches Blatt, das dauernden Wert hat und aufgehoben zu werden verdient. Der Text beschäftigt sich diesmal vorzugsweise mit dem Problem der farbigen Photographie, nicht einseitig, sondern von den mannigfaltigsten Gesichtspunkten aus, in der richtigen Erkenntnis, daß ein Jahrbuch zunächst einmal den verschiedenen Strömungen einer solchen noch mit sich selber ringenden Neuerung zu folgen hat, ehe es für diese oder jene Auffassung und Wertung Partei ergreift. Jedenfalls bürgen die Namen der verschiedenen Verfasser für Sachlichkeit so gut wie für sachmännische Urteilskraft. Ein eigener Abschnitt ist den Ausstellungen des Jahres gewidmet. Der Photographische Abreißkalender desselben Verlages wird in gewohnter illustrativ-praktischer Weise fortgesetzt (Preis 2 M.). — Der Deutsche Kamera-Almanach (Berlin, Gust. Schmidt; geb. 5 M.), den jetzt Fritz Loescher zum vierten Male hinaussendet, ist in ein neues Stadium seiner Aufgaben und hoffentlich auch seiner Wirkung getreten: er steht unter der Überzeugung, „daß die Photographie mehr und mehr das ganze Leben durchdringt." So zeigen uns denn auch die zahlreichen Bilder nicht nur Fortschritte in der Technik und dem künstlerischen Erfassen der Motive, sondern sie führen uns zugleich in das Leben des Menschen und in die Natur hinein.

Die Literaturgeschichte taust ihre Kalender und Jahrbücher nach wie vor gern auf einzelne Dichter. Als eine jüngere, aber gewiß nicht unwürdige Schwester des Goethe-Jahrbuches wächst seit der Feier des hundertsten Todestages Schillers das Marbacher Schillerbuch heran (im Auftrage des Schwäbischen Schillervereins herausgegeben von Otto Güntter; Stuttgart, Cotta). War der erste Band ein schmetternder Herold, so ist der zweite ein frommer Ährenleser der lang nachhallenden stolzen Nationalfeier von 1905. Diesen Stempel gibt ihm namentlich der Leitaufsatz von Dörrfuß: „Die Schillerfeier 1905", worin unter großen Gesichtspunkten das Fördernde, Bleibende und Entscheidende jener Feier und ihrer Bekenntnisse zusammengefaßt wird. Das ist aber nur ein winziger Teil des reichen Inhaltes. Andere Beiträge bringen neues biographisches Material in Briefen von und an Schiller (mit Abbild.), behandeln sein Verhältnis zum

Theater, besprechen eben entdeckte Jugendäußerungen u. a.; genug, Schillers Werk und Persönlichkeit werden von mannigfachen Seiten neu beleuchtet. Zu rühmen ist an dem Jahrbuch seine volkstümliche Haltung (im Gegensatz zu dem „gelehrten" Goethe-Jahrbuch): sie öffnet ihm von vornherein weitere Kreise und entspricht der Bedeutung seines Helden. — Der Goethe-Kalender erscheint jetzt, mit allerlei Neuerungen und Verbesserungen, schon zum dritten Male, hat sich also wohl durchgesetzt (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung; 1 M.). Als sein um ein Jahr jüngerer Bruder wirbt ein Fritz-Reuter-Kalender desselben Verlegers um die Gunst zumal der niederdeutschen Leser. Seinen wertvollsten Inhalt bilden diesmal die von Gaedertz herausgegebenen Briefe, die Luise Reuter vom April 1856 bis August 1874 an ihre Freundin Marie Peters, geb. Ohl, geschrieben hat, und die nicht nur ein Selbstporträt der Schreiberin, sondern auch eine intime Schilderung des Reuterschen Haus- und Familienlebens liefern. Dagegen gehört eine Polemik wie die gegen Seelmann gerichtete des Essays über die Entstehung der „Läuschen un Rimels" nicht in einen Kalender. — Als Kuriosität sei endlich noch der Oskar-Wilde-Kalender (Berlin, Herm. Seemanns Nachf.) aufgeführt. Hier beginnt der Unfug und endet unsere Übersicht.

Aus der Erzählungsliteratur

fordern zunächst ein paar Bücher von Mitarbeitern dieser „Monatshefte" einen kurzen Hinweis oder ein paar eilige Striche der Charakteristik. „Kurz" und „eilig" dürfen wir wohl schon deshalb sagen, weil wir in der Annahme schwerlich fehlgehen, daß die Mitarbeiter und die Leser dieser Hefte ein Band gegenseitigen Verständnisses und Vertrauens umschlingt. So werden die, die dies lesen, keine lange Überredungskünste fordern, um, sei es für sich selbst, sei es für andere, zu den Büchern derer zu greifen, bei denen sie hier von Monat zu Monat zu Gaste gewesen sind. Von zwei größeren Romanwerken der letzten Jahrgänge, Werken zweier grundverschiedener Schriftsteller, sind inzwischen die Buchausgaben erschienen: von Wilhelm Fischers „Sonnenopfer", dieser warmblütigen, empfindungstiefen und weisheitsvollen Dichtung voller Menschenliebe und Lebensfreude, bei Georg Müller in München, von Felix Hollaenders Liebesgeschichte „Charlotte Adutli", die ihren Wert vornehmlich in der Zeichnung der unschuldig schuldigen Titelheldin hat, in dem neuen Verlage von Dr. Wedekind u. Ko. in Berlin (geb. 5 M.). „Sie ist wahrhaftiger gewesen als das Leben, darum allein konnte sie seine Bürde nicht tragen" — dieses Wort des unglücklichen Gatten könnte als Motto vor dem Buche stehen: nur weil sie keinen feigen Kompromiß kennt, aber auch das „neue Gewissen der Robusten" verschmäht, geht die tapfere, herzensschöne Charlotte zugrunde. Für Geijerstams kürzlich zu Ende geführten Roman „Die Brüder Mörk" bereitet S. Fischer in Berlin die Buchausgabe vor.

Außerdem sind kürzlich noch eine ganze Anzahl zuerst in diesen Heften erschienene kleinere Erzählungen und Novellen in den Hafen der Buchausgabe eingelaufen. Ein eigentümliches Experiment hat Ilse Frapan-Akunian mit ihrem neuesten Hamburger Roman „Erich Hetebrink" (Berlin, Gebr. Poetel; 2 Bände, 6 M.) gemacht: sie hat ihn gleichsam in zwei Novellen zerlegt und vor dem Erscheinen die eine hier, die andere, wenn wir nicht irren, in „Über Land und Meer" veröffentlicht. Auf den ersten Blick mag das verwundern und befremden; setzt man aber hinzu, daß die Geschichte eigentlich von selbst in zwei Teile zerfällt: Erich Hetebrinks Schicksale vor und nach der Hochzeit, als Junggeselle und als „Familienvater", so verliert das Experiment seinen Stachel. Jedenfalls dürfen die „Monatshefte" sich noch nachträglich Glück wünschen, daß sie bei der Teilung die letzte Hälfte, die Schilderung des Hetebrinkschen Familienlebens, seiner großen Sorgen und kleinen Freuden, erwischt haben. („Der Familienvater", Juli- bis Septemberheft 1906.) Verdient die Verfasserin dafür einen Dank, so läßt sich der wohl am besten in der Weise abstatten, daß wir ihr von Herzen wünschen und raten, sie möge nun auf die Dauer für ihre herzhafte und erquickliche Erzählungskunst das Hamburger Milieu wiedergewonnen haben, das sie eine Weile — nicht immer zu ihrem Vorteil — lockenderen, aber auch trügerischeren Schauplätzen zuliebe verlassen hatte, in dem aber doch nun mal die Wurzeln ihrer Kraft ruhen. Wir lesen die Entschlossenheit dazu nicht allein aus diesem heimatstolzen, wenn auch heimatswahren und heimatsernsten Buche, sondern auch aus einer Selbstanzeige der Verfasserin, worin es zutreffend heißt: „In diesem Roman, der gefühlt und erlebt ist, ohne anderes Pathos als das der Ereignisse, sind die bekannten Gesichter aus dem alten Hamburg nicht aus der Vogelperspektive gesehen, nein traulich oder hart unsere Schulter berührend, mit den Spuren unserer eigenen Freuden und Kämpfe in den Zügen ... Hamburg wäre nicht Hamburg ohne das Wissen von ‚drüben', ohne die lebendigen Beziehungen zu ‚drüben'. Es sind nicht die schlechtesten Hamburger, die nach ‚drüben' gehen und sich dort selbständig entwickeln. Erich Hetebrink wird sich nie losreißen, Dinchen Poppinga geht nach ‚drüben', aber Hamburgerin bleibt sie auch als Weltbürgerin, so gut wie Ilse Frapan-Akunian in Genf."

Julius R. Haarhaus' Märchennovelle „In der großen Seestadt Leipzig" wird noch in fri-

scher Erinnerung sein — wenn nicht mehr in allen Zügen der Handlung, so doch mit dem ihr eigentümlichen Tenor liebenswürdiger Schalkhaftigkeit. Sie gehörte zu einem Zyklus historischer Märchen aus Leipzigs Vergangenheit und hat sich denn nun auch mit ihren Geschwistern zu einem Bande zusammengefunden unter dem ebenso hübschen wie bezeichnenden Titel „Wo die Linden blühen" (Leipzig, Joh. Schalscha-Ehrenfeld). Doch nennt sie sich hier „Der goldene Brunnen", wohl um den Hinweis auf das Klein-Paris, der ja schon im Buchtitel steckt, nicht unnötig zu wiederholen. Was sich mit ihr zusammengefunden hat, steht ihr an glücklichem Humor und anmutiger Schelmerei kaum nach; so, die „Haselnuß" und der „Antiquar" sind fast nach reifere und süßere Früchte am Baum einer Erzählungsgabe, der das feine Maas der Altertümlichkeit so wohl kleidet.

Paul Heyse lockt es in seinem neuen Roman „Gegen den Strom" (Stuttgart, Cotta; geb. 5 M.), allen, auch den gefährlichsten und verderblichsten irdischen Leidenschaften und Wirrnissen im Gehege der Phantasie ein Refugium peccatorum zu bauen, an dessen Mauern sich alle Begriffe von Schuld und Sühne ohnmächtig brechen müssen. „Wär's nicht zu wünschen," fragt einer der zu Schluß dieser „weltlichen Klostergeschichte" glücklich Befreiten seine frische junge Frau, „daß für Menschen, die so wie ich ihren inneren Halt verloren haben, solche Stätten auch heute noch beständen, wo sie, auch ohne Tonsur, sich selbst wiederfinden und dann frisch und gesund ins schöne freie Leben zurückkehren könnten?" Wer möchte darauf nicht ja antworten, auch wenn er an die Möglichkeit, geschweige denn Wirklichkeit solcher Friedensstätte auf dieser Erde nicht zu glauben vermag. Nach fraglicher erscheint es, ob die „Entgleisten", die Heyse uns vorführt, dort wirklich alle so leicht zum Frieden kommen werden, wie seine heitere Zuversicht es sich träumt, zumal wenn zu diesem Frieden auch die Erreichung dessen gehört, was sie „gegen den Strom", d. h. gegen den Willen der kurzsichtigen, schablonenhaften Gesetze und Konventionen der Welt angestrebt haben. Doch was verschlägt das? „Märchen, noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr." So glauben wir, solange uns Heyses Phantasie am Bande hält, auch an dies Stück Paradies in einem verlassenen Nonnenkloster, darin sich die von der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen zu einer stillen, sündlosen Gemeinschaft zusammenfinden, während kein Hauch der Welt in ihre Einsamkeit dringt. Aber kann sich damit zufrieden geben, wer einst die „Kinder der Welt" schrieb? Nein, nicht in den Klostermauern — draußen in der freien, sonnigen Welt endet auch diese Geschichte. Mag des Klosters Pforte noch so fest verschlossen sein, Frauenliebe dringt doch hindurch und trägt neuen Lebensmut auch in die scheinbar toten Herzen der Männer. Wie ein böser Traum fällt alter Kummer und alte Schuld von den Befreiten ab; weit öffnet das Leben von neuem seine warmen Arme den neuen Menschen ...

Wie Ilse Frapan eine Zeitlang, so, scheint es, hat sich auch Helene Böhlau in ihren dichterischen Neigungen und Ansprüchen ein wenig „verstiegen". Eine „neue Kultur des schaffenden Herzens" ist ihr aufgegangen und hat sie aus den ruhigen Bahnen ihrer alten weimarischen Tüchtigkeit gelockt, aber zu dem Licht der neuen Erkenntnis ist ihr nicht auch zugleich die Kraft gegeben worden, sie zu gestalten. So blickt auch in ihrem großen Roman „Das Haus zur Flamm'" (Berlin, Fleischel u. Ko.; 5 M.) fast alles in einem trüben Dämmern des Ahnens und Fühlens befangen. Es geht uns mit diesem Haus zur Flamm', dieser „kleinen, warmen, leuchtenden Welt mitten in der großen, kalten Welt", wie mit Heyses weltlichem Friedensklster: es scheint uns eine Stätte, in der nur Gedanken und Feder, nicht aber lebendige Menschen von Fleisch und Blut zu wahnen vermögen. Für das eine, die so ganz dem Alltag enthobene Heldin des Romans, Marianne Gamander, mag solche Entrücktheit aus der Wirklichkeit ja wohl angehen; daß aber der Segen ihrer Freiheit, ihrer sonnigen Heiterkeit und Überlegenheit wie ein Funke auch auf alle die überspringen soll, die sich ihrer Herdflamme nahen, will uns nicht so bald einleuchten. Für die ganze Schar, die sich dort oben in ihrem Tiroler Berghaus zusammenfindet, ist sie „gleich einem alten, silbernen Madonnenbild, dem die Glutstrahlen wie goldene Kornähren bündel aus den Händen wachsen" — welch schönes Bild! Aber aus dem „Bildhaften" kommt die Geschichte leider nicht heraus; nirgendwo verlieren wir recht das Gefühl, auf einem imaginären Boden zu stehen. Nur dieser und jener Typus der von unten herauf Steigenden gewinnt ein lebendigeres und individuelleres Gesicht, zumal Baumgarten, bevor auch er ganz „seelischer Höhenmensch" wird. Auch hier scheiden wir mit einer rückwärts gewandten Sehnsucht, mit der Sehnsucht nach der Helene Böhlau des „Rangierbahnhofes", noch mehr der „Ratsmädelgeschichten".

J. D.

C. J. Becker-Gundahl: Kaffeetrinkerin.

C. J. Becker-Gundahl: Rauchender Bauer.

Zu unseren Kunstblättern

Auf den ersten Blick werden die beiden Bilder, die als Kopfleiste diese Schlußrubrik unseres Heftes schmücken, den Lesern verraten, daß es ein Münchener Genremaler ist, der sie schuf, einer von denen, deren spezielles Kunstgebiet einst nicht bloß das beliebteste und geschätzteste, nein auch das herrschende in München und damit in Deutschland war, das dann aber nicht weniger einseitig übertrieben fast der Verachtung anheimfiel. Jetzt scheint auch dafür allmählich der Tag der ausgleichenden Gerechtigkeit gekommen zu sein. Seit ein paar Jahren fangen wir wieder an, uns darauf zu besinnen, welche Gemütswerte in der „Defreggerei" und „Düsseldorferei" verborgen liegen, und daß manches vielleicht ungleich besser gesehenes und gemaltes Bild unserer Symbolisten, Impressionisten und Neoimpressionisten mit all seinen artistischen Vorzügen Bilder wie jene Sennerinnen, Geißbuben, Pfeifenraucher und meinetwegen auch Kaffeetrinkerinnen doch noch nicht ohne weiteres aussticht. Carl Johann Becker-Gundahl, ein Pfälzer von Geburt (geb. 4. April 1856 in Ballweiler), ein Schüler der Münchener Akademie, meist aber auf autodidaktischem Wege das geworden, was er ist, gehört künstlerisch etwa zu der Gruppe Defregger, Kurzbauer, Matthias Schmid, Harburger, wenn ihm von diesen auch keiner das Stück phantastischer Romantik geben konnte, das namentlich in seinen gern mittelalterliche Motive verwendenden Illustrationen zu den „Fliegenden Blättern" und dem „Jungbrunnen" hervortritt. Auch der Vergleich mit dem romantisierenden Märchenillustrator Hermann Vogel geht nicht an, schon weil Beckers Art ungleich kerniger und männlicher ist als die jenes immer etwas kleinlich-idyllischen Richter-Epigonen. Becker-Gundahl ließ sich früh in München nieder und malte Landschaften, vornehmlich aber Genrebilder, von denen als eins seiner bekanntesten und besten (neben der „Strickerin" und der „Wahrsagerin") die von uns in einem farbigen Kunstblatt wiedergegebene „Blinde" gilt. Eine scharfe Charakteristik und eine saubere und sichere Technik zeichnet alle seine Bilder aus. Neuerdings widmet sich der in Solln bei München lebende Künstler vornehmlich der kirchlichen Kunst. Nachdem er schon für die Maximilianskirche in München und die Kirche zu Fremdingen bei Nördlingen Wandausschmückungen aus der biblischen Geschichte und der Heiligenlegende geliefert hatte, beschäftigen ihn neuerdings ähnliche Arbeiten für St. Anna am Lechel in München.

k.

* * *

Es wäre nicht gut um die deutschen Künstler bestellt, wenn ihr Schicksal ganz in den Händen der Kunstkritik läge; denn diese Kunstkritik wird ausgeübt von einer der Masse der bildenden Künstler gegenüber geradezu lächerlich kleinen Anzahl von Kritikern, und zwar oft nach Gesichtspunkten, als gäbe es bloß l'art pour l'art. Doch hat der Kunstmarkt daneben auch seine eigenen Gesetze, und diese sind meist ziemlich unabhängig von den Fachkritikern. Auch findet das Publikum nicht selten selbständig seine eigenen Lieblinge.

Hierin wird es unterstützt von den besseren deutschen Zeitschriften. Wer gut beobachtet, findet in Wochen- und Monatsschriften jedes Jahr eine ganze Anzahl Künstler, an denen der Fachkritiker

vorübergegangen ist; Künstler, die darum nach lange nicht „zweiter Ordnung“ sind. Der geheimnisvolle Grund für diese Tatsache liegt in den verschiedenen Gesichtspunkten. Die Tageskritik betont aktuelle Interessantheit und macht Modegrößen; periodische Blätter dürfen nach dauernden Werten suchen und nach nicht bloß ästhetischen. Selten z. B. wird man in einem Kunstausstellungsbericht etwas über die deutsche Landschaft lesen. Man wird viel über deutsche Landschafter finden und ob sie mit guten oder schlechten Landschaften vertreten sind. Aber das, worauf es ankommt: die Landschaft selber und das Wesen der Landschaftsmalerei und wie verschieden die Landschafter sind, das alles wird mit eiligen Schlagworten abgemacht, wohl weil man es als bekannt voraussetzt. Wir bezweifeln, daß diese Dinge bekannt sind. Kunst ist immer neues Schauen. Auch die Art, Landschaften zu sehen und zu malen, wandelt sich.

In dieser offensichtlichen Lücke setzten wir unter anderem jüngst ein, wenn wir in Christian Meyers Aufsatz „Das Ries“ (vgl. das Dezemberheft letzten Jahres) unseren Lesern eine interessante deutsche Landschaft beschrieben, und wenn wir im Anschluß daran nun einen Künstler würdigen, der mit dieser Landschaft eng verknüpft ist: Paul Thiem, den Maler des schönen Dinkelsbühl.

Zuerst aber noch einige kurze Andeutungen, wie sehr „Landschaft“ und „Landschaft“ in der Malerei Verschiedenes bedeuten kann. Max Liebermann gilt mit Recht als einer unserer besten Maler. Er hat auch Landschaften geschaffen. Diese sind nicht das, was wir, gestützt auf die Kultur deutscher Landschaftsmalerei, deutsche Landschaften nennen könnten. Es sind landschaftliche Impressionen, Bilder von malerischer Schönheit; aber Meer, Ebene, Wald sind nicht gerade deutsch, meist auch mit undeutschen Mitteln, nach französischer oder holländischer Art dargestellt. Walter Leistikows jetzige meisterliche Reise liegt gerade darin, daß er z. B. nunmehr deutsche Buchen, märkische Landschaften so prächtig zu schildern versteht. Richard Pietzsch, der herrliche Schilderer des Isartales, hat sich auf diese Gegend so eingestellt, daß er den Lokalcharakter restlos ausschöpft, dabei jedoch das ein wenig verliert, was ich allgemeines deutsches Landschaftsgefühl nennen möchte. Und endlich gibt es noch eine Art deutscher Landschafter, herkommend aus alter, guter Schule, die ganz ehrlich und bescheiden vor der deutschen Landschaft stehen, aber mit heißem Ringen um ihr Wesen. Gerade im Gegensatz zu den zahllosen impressionistisch und sezessionistisch einseitigen Studien sei es einmal betont: zur deutschen Landschaftsmalerei gehört kongeniales Versenken in die deutsche Natur; nicht subjektive Vergewaltigung, aber individuelle Auffassung. Und es gehört dazu unermüdliches Studium der Wolken und Wasser, der Gegenden und Gelände, der Bäume und Sträucher, der Gebäude und Menschen, der Lichter und Stimmungen, um nach zahlreichen Skizzen und Studien in vollen Bildern und Gemälden Meisterwerke deutscher Landschaftskunst geben zu können. Paul Thiem hat das für Dinkelsbühl und Umgebung — um von seinen Bildern aus Starnberg und anderen Gegenden hier zu schweigen — erreicht: er hat die Schönheiten dieses Erdenfleckes für alle Zeiten malerisch lebendig gemacht.

So sehr dieser Maler von alter Kultur herkommt, er ist modern. Seine Straßen- und Städtebilder sind ohne die Requisiten der alten Städtebilder, ohne den alten Theaterzauber von Mauerzinnen, Rittern und Handelsherren. Ein moderner Maler und Poet, hat er das Städtchen in zahlreichen Bildern dargestellt, wie etwa das Volkslied von Menschen und Städten der deutschen Lande singt.

Das Beste in der Kunst läßt sich nicht sagen; es muß „unbeschreiblich schön“ wie ein geheimnisvoller Fund darinnen liegen. Wenn man sich ein Bild an die Wand hängt, und es hat einem nach Monaten nichts mehr zu sagen, dann war es für uns nicht das rechte Werk; wenn es jedoch immer wieder Auge und Herz anlockt, die Tiefen unseres Wesens verwandt berührt und sinnierlich wirkt, dann hat es das, was wir alle haben, was die Natur hat und was gerade die Kunst gestalten soll: tiefgründiges Leben. Auch in den Bildern Thiems klingt viel Unsagbares mit — wir wollen es das Poetische nennen, l'art pour l'art unterscheidet sich ja von echt deutscher Kunst durch das Fehlen dieses gefühlsmäßigen poetischen Elements. Wir wollen nun versuchen, den Künstler zu belauschen, durch welche Mittel seiner Kunst und seiner Persönlichkeit er diesen Eindruck der gehaltvollen Meisterwerke erreicht.

Die Titel der beiden Bilder lauten „Dinkelsbühl“ und „Abendlicht“ (Motiv aus Dinkelsbühl); dieser zweite deutet bereits auf etwas, das mit dem Zeichnerischen dieser Architekturbilder — das gediegen wie ein selbstverständliches Können zugrunde liegt — weniger zu tun hat, das den Wert auf die Farben legt. Doch scheint mir in diesem Titel noch mehr zu liegen. Ich kenne ein weiteres Straßenbild aus Dinkelsbühl von demselben Maler; das nennt er nicht „Morgenlicht“, sondern „Morgensonne im Städtchen“. Dies zeigt ganz deutlich den Gesichtspunkt, von dem aus der Maler sich seine Aufgabe gestellt hat: die ganze Morgenstimmung einer kleinen Straße dieses alten malerischen Städtchens wollte er geben. Das Geheimnisvolle und das Öde, das Melancholische und das Weichverschwimmende dieser Stunde. Wir konnten das Bild leider nicht bringen. Es malt, wie mit weichem Schimmer das Licht in die Straße hineingleitet, wie es mit dem taufrischen Duft des Morgens kämpft, und hält die einsame

Stimmung der Frühe fest. Also nicht nur eine Farbenstimmung, sondern gleichsam einen künstlerisch festgehaltenen Vorgang aus dem Leben eines solchen Städtchens.

Wir bringen aber das Gegenstück dazu, „Abendlicht", das kräftiger, lebensvoller ist. Ist es Zufall, daß die Straße hier steigt, und daß das Licht in ihr steigt, wie am Abend die Sonne tut? Ist es Zufall, daß die Straße gegen das Licht gesehen ist, daß vorn ein breiter Schatten liegt, oder hat beides seine malerischen Reize, sind es Feinheiten eines Meisters? Morgenlicht hat den Charakter des Verschwimmenden, des Duftes; Abendlicht hat die Eigentümlichkeit, daß es die Distanzen weitet, daß es Fernstes klar umleuchtet und alle Dinge seltsam weich und deutlich mit Ätherwellen umspielt: es macht hellseherisch. Kein Künstler kann das darstellen, wenn nicht sein Geist die Dinge so hellseherisch erfaßt hat, ehe die meisterlichen Finger es zart und sicher malen. Dann aber gewinnt alles unter seinem Können Leben, wie hier die malerischen alten Häuser, die Winkel und Ecken, die Mauern und die Giebel, die Fenster und die Türen, das Pflaster und der Himmel. Nein, das sind keine bloßen architektonischen Straßenbilder, das gehört unter die deutschen Landschaftsbilder. Gedichte sind diese Straßen. Man möchte irgendein altes Volkslied summen. Und doch wieder, alles Altromantische, aller falscher Stimmungszauber ist vermieden. Was uns beim Volkslied fehlt: neue deutsche Städtelieder, die der Bürger der Provinz statt der aus der Großstadt bezogenen Couplets singen könnte — die Malerei besitzt das, wie man sieht, in solchen Bildern, wie ja überhaupt die moderne Kunst der Dichtung überall vorangeht.

Es muß ein liebes schönes Städtchen sein, dieses Dinkelsbühl im Ries. Noch rein in der architektonischen Überlieferung und voll intimer Traditionen in den Sitten seiner Bewohner, noch voll Heimlichkeit und Heimgefühl, voll trauter Ruhe und hergebrachter Ordnung. Hier weiß man, scheint es, noch, was ein deutscher Herd ist; hier lebt noch ein gut Stück Bürgertums und deutschen Städtewesens, das in den großen modernen Städten sich wandelt, noch weiß man nicht, zu was. Und unter dem süddeutschen lichten Himmel erscheint alles Altertümliche nicht mittelalterlich, sondern nur malerisch schön und ehrwürdig. Und in den bunten Gefilden der schönen Umgebung liegt es wie eine friedliche Insel.

So zeigt es unser Vollbild, welches zugleich einen mustergültigen Begriff eines landschaftlichen Stadtbildes gibt. Hier kann der Beschauer verfolgen, wie Paul Thiem es versteht, Architektur und Landschaft in ein großes deutsches Landschaftsgemälde zu einen. Breitgestreckt liegt hinten die Stadt in reizvoller Folge von Häusern, Tortürmchen und Kirchtürmen. Von vorn schlängelt sich hinein das Wasser der Wörnitz. Die Stadt liegt in träumender Ruhe. Sonne durchbricht das Gewölk. Und nur dieses Sonnenlicht gibt gleitend hier Schatten, dort Leben. Still und schlicht paßt die Melodie der Farben sich dem Charakter des Landes und der Stadt an, fein und ehrlich tritt alles Gelüsten noch subjektiven Akzenten zurück in eine innere Kraftentfaltung, in die innerliche Stimmung des ganzen Bildes. Natur und Leben ist, Kunst bedeutet noch etwas. Ein solches Bild sagt besser als viele Worte, daß eine deutsche Stadt für die darstellende Kunst noch etwas mehr sein soll als ein malerischer Wert, daß sie auch im Bilde noch etwas bedeutet: ein stimmungsvolles Gebilde kulturfroher Menschenhand, ein Herd deutschen Volkstums, eine Stätte für Generationen.

Still fließt der Fluß durch die Felder und Wiesen; Wolken und Sonne geben Schatten und Leben ... Wahrlich, Paul Thiems Bilder aus Dinkelsbühl sind Landschaften im deutschen Volksliedtone. Georg Muschner.

* * *

Die Marmorstatue des Großherzogs Friedrich I. von Baden, die jüngste Schöpfung des Berliner Bildhauers Professor Josef Uphues, die wir in Doppeltondruck wiedergeben, ist eine für die Stadt Mannheim bestimmte Stiftung. Sie soll den Magistratssitzungssaal des Rathauses schmücken, der jetzt nach einem Entwurf des inzwischen verstorbenen Charlottenburger Stadtbaurats Professor Otto Schmalz im vornehmsten Rokoko hergerichtet wird. Professor Uphues hatte noch zu den gesunden Tagen des Großherzogs in Baden-Baden dessen jetzt in Bronze gegossene Büste nach dem Leben modellieren können. Diese Arbeit hat ihm gleichsam als Zwischenmodell für das Standbild gedient, das, von etwa anderthalbfacher Lebensgröße und aus karrarischem Statuario gemeißelt, den Fürsten in einfacher und würdevoller Auffassung zeigt. Er trägt die Interimsuniform mit den Abzeichen des Generals; der Blick mit dem Ausdruck jener milden Güte, die den Fürsten auszeichnete, ist mehr nach innen als nach außen gekehrt und gibt der Statue etwas Edel-Verklärtes.

L.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Leonhardi's Tinten

Spezialität: Staatlich geprüfte u. beglaubigte Eisengallus-Tinten, Klasse I.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Das Beste für Schule und Haus, für Bücher, Akten, Dokumente und Schriften aller Art.

Buch- u. Kopiertinten: Alizarin-Schreib- u. Kopiertinte / Anthracen-Schreib- u. Kopiertinte

Buch-Schreibtinten:
- Alizarin-Schreibtinte . . . .
- Anthracen-Schreibtinte . . .
- Beste deutsche Reichstinte . .
- Schwarze Eisengallustinte . .
- Aleppotinte . . . . . .

Staatlich geprüft u. beglaubigt, tiefschwarz werdende Eisengallustinten, Klasse I.

Spezielle Kopiertinten:

Violettschwarze Kopiertinte. Leichtflüssig. Das damit Geschriebene gibt nach Monaten u. Jahren sicher noch schöne kräftige Kopien.

Deutsche Reichs-Kopiertinte, blauschwarz. Nach acht Tagen kopierfähig.

Schwarze Doppel-Kopiertinte, schwarz fließend. 2—4 Kopien.

Non plus ultra Kopiertinte, für überseeische Korrespondenz. 4—8 Kopien.

Farbige Tinten: Rot, blau, grün, violett etc.

„Atral" (flüssige schwarze chinesische Tusche, vollkommener Ersatz für chinesische Stücktusche). Stets fertig zum Gebrauch.

Garantiert **unverwaschbare Ausziehtuschen** für Architekten, Geometer, Zeichner, Schüler etc., in 42 Farben.

Flüssiger Leim und Gummi in den verschiedensten Füllungen.

Stempelfarben, Stempelkissen. Wäschezeichentinten.

„Carin", Fleischstempelfarbe, giftfrei, schnell trocknend, wasserecht.

Autographie- und Hektographen-Tinten. Hektographenblätter und -masse.

Trichtertintenfässer. Patenttintenfässer.

Schreibmaschinen-Farbbänder vorzügl. Qualität, mit gewebter Kante, für alle Systeme in allen Farben; schwarz für Urkunden, vom Königl. preußischen Justizministerium genehmigt.

Aug. Leonhardi, Dresden

Chemische Tintenfabriken, gegründet 1826.

Goldene Medaillen, Ehren- und Verdienst-Diplome

Erfinder u. Fabrikant der weltberühmten Alizarin-Schreib- u. Kopiertinte, leichtflüssigste, haltbarste und tiefschwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I.

Überall erhältlich!

Druck von George Westermann in Braunschweig.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT
FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART

52. JAHRG.
HEFT 6

MÄRZ
1908

GEORGE WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG

Für folgende Bezirke ist die Generalvertretung noch zu vergeben:

Bremen, Oldenburg, Osnabrück, Münster, Bielefeld, Eisenach, Gotha, Göttingen, Gießen, Darmstadt, Kaiserslautern, Dortmund, Bautzen, Minden

Damenbildnis. Dreifarbendruck nach einer farbigen Original-Aufnahme von Nicola.

Digitized by Google

Für folgende Bezirke ist die Generalvertretung noch zu vergeben:

Bremen, Oldenburg, Osnabrück, Münster, Bielefeld, Essen, Gotha, Göttingen, Gießen, Darmstadt, Kaiserslautern, Dortmund, Bautzen, Minden

Damenbildnis. Dreifarbendruck nach einer farbigen Originalaufnahme von Nicola Perscheid in Berlin W.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Digitized by Google

aushalten," murmelte er. „Und der Junge ist ja auch noch jung." Alle im Hause waren stolz darauf, weil sie der menschlichen Natur bei Truges gehörig Hilfe geleistet hatten, und zwar auf die Art, wie man es in der guten alten Zeit verstand, und nicht wie die Neumodischen es wollten, zu denen wohl auch der Doktor zählte.

Ja, Truges war jung, und so genas er langsam, trotz all dieser Pflege. Und wie es besser mit ihm wurde, betteten sie ihn tagsüber auf dem Sofa in Großvaters Stube. Da war es viel wärmer, und er hatte die nette Unterhaltung, wenn die Kunden kamen und mit dem Meister ein vernünftiges Wort über die politischen Verhältnisse wechselten. Er konnte auch zusehen und zuhören, wie sein Großvater schusterte. Das gab wahrhaftig für einen kranken Jungen eine angenehme Zerstreuung ab.

Das Kopfweh, das Truges bekam — o, das rührte nicht etwa von den Gesprächen und dem Klopfen oder von dem Pech- und Ledergeruch und der Glut im eisernen Ofen her — nein, daran waren seine schlechten Säfte schuld. Die stiegen vom Hals aus ins Gehirn und mußten erst durch die Haare verdunsten. Dann war Truges wieder ganz gesund.

Die Leute, die zu Schuster Brammer kamen, hatten viel Freundlichkeit gegen den Knaben, und weil gerade Markt zu Kieler Umschlag war, so brachte ihm der eine eine Schachtel Zinnsoldaten, der andre einen Tuschkasten, der dritte einen braunen Kuchen mit. Das waren schöne Sachen, aber Truges konnte sich wenig damit beschäftigen. Die Arme schmerzten ihn, wenn er spielte, und der braune Kuchen brachte ihm Hitze. Er baute seine Herrlichkeiten neben sich auf dem Tisch auf und weidete sich an ihrem Anblick. Tusche! Wenn er erst auf war, wollte er die gedruckten Bilder, die er sich gesammelt hatte, alle anmalen. Die Damen sollten rote Kleider und gelbe Hüte bekommen, und die Herren erhielten schwarze Röcke und grüne Hosen. Das mußte prächtig werden!

Er träumte vor sich hin und blieb bei den Besuchen teilnahmlos. Nur dann richtete er sich mit aller Anstrengung auf, wenn sein Lehrer, Herr Fischer, eintrat, um sich nach ihm zu erkundigen. Schuster Brammer räumte mit dem Fuß schnell das Leder beiseite, und Tante Franziska wischte mit der Schürze über einen Stuhl und stellte ihn mitten in die Stube. Da saß nun Lehrer Fischer auf dem Ehrenplatz, und der alte Brammer und das Fräulein von Siem standen links und rechts von ihm. Alle drei sahen nach Truges hin.

„Nun," fragte Lehrer Fischer, „wie ist es? Schläft er gut?" Dabei wandte er den Kopf zu Meister Brammer empor, indem er gleichzeitig seinen Stock aus rotem poliertem Holz und mit rundem Knochengriff seitwärts auf den Fußboden stemmte.

„He slöppt binah ümmer," war die Antwort.

„Appetit?" war Fischers nächste Frage. Er drehte sich nach der andern Seite zu der Mademoiselle. Dabei rückte er seinen Hut so, daß er über das Knie zu hängen kam.

„Ach," erwiderte Tante Franziska, „Herr Lehrer, er hat schon Grünkohl und Wurst gegessen."

„Hm," meinte der Lehrer und sah nach vorn zu Truges, der die Hände gefaltet hielt, als säße er auf der Schulbank. „Also kann er mit Schiller rühmen:

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht."

Tante Franziska knickste. Ordentlich Gedichte wußte der Herr Lehrer. Brammer wunderte sich, daß man so was behalten konnte. Ja, ja, die Lehrer heutzutage! Sein Lehrer war ein ausgedienter dänischer Korporal gewesen. Der hatte keine Gedichte gekannt.

„Das ist wacker, Truhs Brammer," fuhr Lehrer Fischer fort. „Da wollen wir bald wieder zur Schule gehen, was?"

Viel Güte lag bei aller Pedanterie des Sprechens in der Weise, wie er das Wörtlein „was" sagte. Sein Auge war warm auf den bleichen Jungen gerichtet.

„Ja, Herr Lehrer," antwortete Truges mit lauter, eintöniger Stimme, als ob er den Katechismus hersagen sollte.

„Und dann wollen wir Nachhilfe im Rechnen geben. Das ist unsere schwache Seite. Wir lesen gern in den Büchern, das habe ich gemerkt, und können gut schreiben und uns verständig ausdrücken. Es ist eine merkwürdige Tatsache" — nun redete er mit dem Eifer des Schulmannes und bewegte die Hand belehrend in jener Art, wie man jemand ein kostbares Gut zeigt und hin-

reicht — „eine merkwürdige Tatsache, daß gerade die Jungen, die ihren deutschen Aufsatz richtig schreiben, mit der Mathematik in Rückstand sind. Ich bin geneigt, das mit etlichen andern Psychologen auf das Überwiegen der Phantasie zurückzuführen, wodurch die Exaktheit des Denkens, ich meine die strenge Logik, zu leiden hat. Damit ist natürlich nicht behauptet, daß es für den Aufsatz der Logik nicht bedürfe. Im Gegenteil. Aber ich bin zu der Ansicht durchgedrungen, daß die Mathematik eine andre Tätigkeit des Verstandes beansprucht, sozusagen eine andre Art von Logik als der deutsche Aufsatz."

Brammer und seine Nachbarin nickten stumm. Einzuwenden hatten sie gegen diese Ansicht durchaus nichts.

Lehrer Fischer stand auf. Tante Siem trug seinen Stuhl in die Ecke, damit er freie Bahn hatte.

„Also gute Besserung, Truhs Brammer," sagte er und gab dem Jungen die Hand.

Truges streckte ihm die seine mit dem Ruck entgegen, den der Schulgehorsam verlangt.

Der Krankenbesuch war damit beendigt, und man konnte noch ein bißchen über Politik sprechen.

„Na, Meister? Was sagen Sie zu Uwe Jens Lornsen? Jetzt liegt er schwer krank in Genf."

Brammer war grimmig. „Den haben die Hannemänner behandelt, als wenn er 'n Mörder wär'!"

„Solche Märtyrer muß es geben, Meister, hat es noch in jeder Freiheitsbewegung gegeben. Die Zeiten sind eben schlimm, und wir sprechen mit dem Dichter: Freunde, es gibt glücklichere Zonen als das Land, worin wir leidlich wohnen. Leidlich. Für uns müßte es eigentlich leidvoll heißen. Guten Abend."

Als Truges wieder ausgehen und lernen konnte, bestellte ihn Lehrer Fischer zu sich in seine Junggesellenwohnung in der Schloßstraße und holte mit ihm nach, was versäumt worden war. Beim Alleinsein mit dem freundlichen Mann entwickelte sich Truges rasch und begriff viel schneller als in der Klasse, wo ihn mancherlei von der straffen Aufmerksamkeit abhielt. Im Gefühl seines geistigen Wachsens wurde er munter, und sein Lehrer gewann ihn immer lieber und setzte die Privatstunden fort, auch als Truges seinen Mitschülern längst nachgekommen war. In den Augen des hochaufgeschossenen Jungen lag mehr Seele, als sonst bei den Schulknaben zu finden war.

„Truhs Brammer hat etwas Ideales in seinem Blick," sagte Fischer zu seinem Kollegen, mit dem er in der Pause auf dem Schulplatz auf- und niederging, während die Jugend um sie herum tobte. „Das will ich pflegen. Mal sehen, was dabei herauskommt."

Ein harter Winter war es im Jahre 1838, als das Kieler Schloß brannte, am 16. März. Da mußte man erst Löcher in das Hafeneis schlagen, um Wasser zum Löschen zu bekommen, und die Leute standen mitten auf dem Hafen und sahen der großen Feuersbrunst zu, die dem jungen Brautpaar, dem Herzog Karl von Glücksburg und der Prinzessin Wilhelmine, das Heim vernichtete, das sie nach ihrer Vermählung beziehen wollten.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die beiden Prophetinnen in der Haßstraße den Schloßbrand nach den Wahrsagekarten und nach dem Kaffeesatz längst vorausgewußt hatten. Nur den einen Fehler begingen sie wieder einmal: sie erzählten ihre Weisheit nicht vorher, und deshalb glaubte ihnen nachher kein Mensch, daß sie wirklich etwas von der Zukunft erschaut hätten. Da waren sie in einem bösen Zwiespalt. Was sie kommen sahen, das traf natürlich nur dann ein, wenn sie es nicht erst verrieten; sprachen sie darüber, so kam alles anders.

Sie klagten einander ihr Leid, denn wenn auch die eine von den Mitteln der andern nichts hielt — ihr Kummer, weil niemand vor ihren nachträglichen Offenbarungen Achtung fühlte, war ein Band zwischen ihnen.

„Ich bin froh, daß das Unglück nicht hier im Hause passiert ist. Ich hatte schon solche Angst. Eigentlich dachte ich, einer sollte sterben. Aber nun ist es bloß das Feuer gewesen," meinte Tante Franziska.

„Ja," entgegnete Mutter Mordhorst, „Gott Loff un Dank, nu is dat Mallör vörbi."

Wirklich, Mutter Mordhorst? Wirklich, Mamsell von Siem? Wenn eure Karten und euer Kaffeesatz nur nicht tiefgründiger sind, als ihr sie zu lesen und zu deuten versteht!

* * *

Noch immer war es kalt. Truges hatte sich den Tisch nahe an den Ofen gerückt und las. Großvater war ausgegangen Die Uhr

mit dem langen Pendel und den zwei schweren Bleigewichten knackte langsam.

Truges war müde vom Lesen und stützte die Wangen in die geballten Hände. Er sah in das Talglicht und beobachtete die Flamme. Das Licht war schief gebrannt, denn der Docht neigte sich mit einem glühenden Punkt oben zur Seite. Über ihm erglänzte das schmale Dreieck der Flamme mit dem blauen Kern und der rötlichen zerfaserten Spitze.

Die Flamme war ruhig; nur bisweilen wogte sie hin und her, auf und ab, blähte oder verjüngte, schlängelte oder duckte sich. Es sah aus, als habe sie Angst vor etwas, was ihr Leben gefährdete, als wehre sie sich unhörbar keuchend wider diese Gewalt, oder als spähe sie umher nach einem Schlupfloch, wohinein sie ihr Haupt bergen könne vor der Vernichtung, die jeder Hauch aus des Knaben Mund ihr drohte.

Truges blies sacht auf die geschmolzenen Tropfen, die vom Licht herabträufelten, da blieben sie in halber Höhe des Lichtes stehen. Ein Tropfen erstarrte über dem andern, und es entstand ein Gebilde, wie Truges es oft draußen an der Röhre sah, die von der Dachrinne abwärts führte. Da saß genau solche Eiswulst wie hier am Licht die Talgmasse.

Truges hatte seinen Spaß daran, die Tropfen festzumachen, und achtete nicht darauf, daß sich die Flamme vor seinem Mund an dem Strick des Dochtes wand, der sie unlösbar auf dem blanken Talgsee festhielt. Am Rande des Sees wuchs allmählich ein Gebirge auf. Truges hielt den Blechleuchter schief, die Erhöhung knickte ein, und drei, vier Tropfen fielen auf die Wachstuchdecke. Der Knabe wurde satt von dem Spiel. Er las wieder, die Hände an die heiße Stirn gedrückt. Das blonde Haar fiel über die Zeigefinger. Das Buch hatte sich verschoben, aber Truges war zu träge, um es zurechtzurücken. Er hielt lieber den Kopf schräg, so daß er die Zeilen doch gerade vor sich hatte, und achtete nicht des ziehenden Schmerzes, den er von der gezwungenen Haltung in der einen Nackenseite bekam.

Das Licht erholte sich langsam von seiner Angst und brannte still. Nur manchmal zuckte es mißtrauisch, als sei es doch von einer inneren Unruhe beseelt, oder als habe es Träume von vergangenen Gefahren. Truges las. Die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen, sein Kopf wurde dumpf von dem Dunst aus dem eisernen Ofen, und er begriff schon nicht mehr, was auf den Blättern stand.

Schuster Brammer kam heim. Die Lampe hinter der Schusterkugel wurde angezündet, und das Talglicht mußte ausgeblasen werden, denn zwei Lichtquellen in der Stube wären Verschwendung gewesen. Truges konnte nicht mehr lesen. Er trat ans Fenster. Draußen war es hell vom Mondschein. Den Knaben überkam eine Lust, noch am Hafen entlang zu schleudern. Heine war mit seinem Schlitten auf dem Eis, das wußte er.

„Dörf ick, Grotvadder?"

„Loop to, Jung."

Das gestrickte Halstuch zweimal umgeschlungen, die Hände in den Hosentaschen und die Mütze tief über die Ohren, so ging Truges quer über den Markt und nach dem Hafen hinunter. Am Fischerleger war alles still. Die Ellerbecker Fischfrauen mit ihren Einbäumen warteten drüben, daß das Eis aufbrechen sollte, damit sie Mutter Mordhorst wieder Leber und Rogen bringen konnten. Truges spähte über das Eis, das im Mondschein blinkte, aber er entdeckte Heine nicht. Am Ende war er weiter drinnen im Hafen, wo die „Dorette Nybö" und die andern drei Schoner verankert lagen. Da drinnen war das Eis am glattesten.

Am Bootshafen vorbei gelangte Truges zu der Stelle, wo die Schiffe eingefroren waren. Ja, und hinten bei der „Dorette Nybö", die fast auf der Dorfgardener Seite ihren Platz hatte, peekte ein Junge seinen Schlitten hin und her.

„Heine!" rief Truges.

Der Junge stoppte den Schlitten und rief zurück: „Kumm röber!"

„Hölt hier nich."

„Is fast noog!"

Aber Truges traute sich nicht vom Bollwerk herunter. Gerade beim Mondenlicht konnte man nicht sehen, wo Löcher und dünne Stellen im Eis waren, und das Eis war alt, und im Alter wurde Seeeis mürbe, das wußte Truges als Kieler Junge. Deshalb warnte er seinen Freund und schrie ihm, beide Hände hohl am Munde, zu: „Wohrschu! Paß up! Fohr achter rümmer!"

Denn zwischen ihm und Heine war eine Stelle, die sah seltsam grau aus; da war sicher das Eis schon morsch. Heine ließ sich

auch abschrecken. Er wandte den Schlitten und fuhr kreuz und quer am Schiff herum. Truges sah ihm zu. Das Peeken ging schön. Warum hatte er nur seinen Schlitten nicht mitgebracht? Hell genug war es.

Dann und wann zogen Wolken wie weiße Federn vor den Mond, aber sie verdunkelten ihn nicht. Über dem Hafen lag ein ganz leichter, durchsichtiger Schleier, wie man ihn oft sieht, wenn der Abend kälter ist als der Tag. Die Schiffsrümpfe ragten schwarz auf, aber die Masten waren blank von der Eiskruste, die sie einhüllte. Rote und weiße Lichter saßen am Bug und in den Takelagen der Schoner. Und drüben in Dorfgarden schimmerte es aus den niedrigen Fenstern der Bauernhäuser. Fast nichts regte sich. Auf dem Eis in der Hörn spielten noch ein paar Jungen. Die huschten Schatten gleich hin und her. Nur Heines Schlitten war zu hören, wie er polterte, wenn er an einen Eisknuppen stieß. Sonst war kein Mensch da.

„Achter rümmer!" rief Truges seinem Freund noch einmal besorgt zu. Er sollte seinen Weg hinter der „Dorette Nybö" nehmen und dann versuchen, ans Ufer zu kommen.

„Ick kaam gliels," entgegnete Heine.

Er stieß die Peeke mächtig zwischen die Beine hindurch ins Eis. Das splitterte. Der Schlitten kam in Schwung und war im Augenblick hinter dem Achterteil des Schiffes verschwunden. Gleich mußte er am Bug wieder herauskommen.

Da — ein dumpfes Krachen und ein gellender Schrei! Was war das? Auf der „Dorette Nybö" wurde es lebendig. Matrosen stiegen auf Deck, Laternen wurden über Bord gehalten. „Hoi! Hoi!" erscholl es. Leitern, Stangen stießen aneinander, die Schiffsleute riefen sich hastige Worte zu. Noch ein Schrei! Auf den andern Schiffen rührte man sich jetzt auch. Matrosen stiegen aufs Eis. Am jenseitigen Ufer erschienen Menschen mit Windlichtern. Ein dritter, schon mehr gurgelnder Schrei! Auch an dem Ufer, wo Truges stand und noch nicht wußte, was vor sich gegangen war, sammelten sich die Leute.

Auf dem Eis wurde es immer lauter. Man rief sich „Wohrschu!" zu, das hieß, „Wahrt euch! Hier brecht ihr ein!" Die Stimmen wurden immer wirrer, immer heftiger. Von den Ufern aus versuchte man auch, aufs Eis zu kommen, aber das war ein gewagtes Beginnen. Behutsam ging es vorwärts. Bei jedem Schritt wurde erst tastend die Stärke der Eisdecke mit dem Fuß und der Stange geprüft.

„Inbraken?"

„Wer?"

„De verdammten Jungs!" schollen die Reden am Ufer.

Von der Hörn eilten die andern Knaben herbei. Truges begriff noch immer nicht deutlich, was geschehen war, aber um Heine, ja, um Heine mußte es sich handeln, denn der kam gar nicht wieder zum Vorschein mit dem Schlitten. Und das Schreien? Das war Heine gewesen. Heine war eingebrochen! Er mußte Heine helfen.

Die Angst um den Freund raubte ihm alle Furcht vor dem Eis. Ehe ihn jemand zurückhalten konnte, war er vom Bollwerk herunter und lief auf die „Dorette Nybö" zu. Ein Gemurmel war zu hören. Leitern schurrten über das Eis, Peeken wurden aufgestoßen, Äxte hieben in die Decke. Rufe erschollen: „Hier?" — „Nee, nix!" — „Wohrschu!"

Truges, dem das Herz oben in der Kehle klopfte und der die Hände vor die Brust gepreßt hielt, kam endlich bei den Schiffern an. Man wollte ihn zurückscheuchen, aber er witschte zwischen den Männern hindurch, und man ließ ihn. Die Unruhe der Leute hatte sich fast gelegt, sie standen im Kreis um ein großes Loch, und ihrer drei waren am Werke, mit Bootshaken suchend unter dem Eise längs zu fahren.

„Wo is Heine?" fragte Truges. Es trieb ihn, die fürchterliche Gewißheit zu erhalten.

„Heine? Wat för'n Heine weer dat?"

„Heine Papius."

„Wa wahnt he?"

„In de Haßstraat bi mi."

„Den kriegt wi nich lebennig wedder rut."

„O doch! O doch!" wimmerte Truges, als könne sein Flehen die Männer erweichen, daß sie Heine das Leben schenkten.

„Nee, lebennig nich."

„O, haalt em doch rut, haalt em doch rut! He is nich dot!" jammerte Truges. Er klammerte sich an einen Schiffer an, er hängte sich ganz an ihn, und der alte Mann war nicht so kalten Herzens wie die übrigen.

„Ja, min Jung, dat helpt nix mehr. De is all to lang ünner't Is."

Immer mehr Menschen wagten sich aufs Eis. Die Schiffer drängten sie zurück, aber trotz aller Gefahr wurde der Ring um die offene Stelle immer dichter. Jetzt rief einer von denen, die mit den Stangen im Wasser herumfuchten: „Hier is wat!"

Er zog. Die Schollen bäumten sich auf — da kam Heines Schlitten hervor. Unwillig warfen ihn die Männer beiseite und fuhren fort, das Wasser mit den Bootshaken zu durchforschen. Truges stand bei ihnen. Er zitterte, er schlich vom einen zum andern, er spähte über das Eis, ob Heine nicht irgendwo gesund und munter zu sehen wäre. Heine konnte und konnte nicht da unten liegen in dem kalten Wasser und tot sein!

„Hoi!" hieß es wieder. „Treckt an!"

Der Bootshaken hatte von neuem gefaßt... etwas Schwereres. Zwei Männer zogen langsam und vorsichtig, und alle starrten in das Wasser. Die Schollen gerieten ins Wälzen, das Wasser spritzte auf und dann ... ja, dann hoben sie den armen Heine Papius heraus. Truges schrie, er war wie irre. Die Männer legten den Körper hin, versuchten allerhand, ob nicht doch noch Leben in ihm sei, ließen das Wasser aus seinem Munde laufen, rieben ihm die Brust und taten, was sonst Schiffer tun, um den Atem wieder zu erwecken. Aber alles war vergeblich.

Die Leute blieben stumm bei dem Anblick der triefenden Knabenleiche, deren Gesicht im Mondenlicht fast grün erschien. Truges schluchzte. Niemand kümmerte sich um ihn. Zuletzt faßten zwei Männer Heine an und trugen ihn Schritt vor Schritt ans Land. Murmelnd gingen die andern hinter der Leiche her. Etliche Schiffer begaben sich wieder an Bord, die Fußtritte der Leute klappten dumpf über das Eis, Truges aber hatte sich noch immer nicht vom Fleck gerührt. Da dachte er an die zu Hause, an Linde und Frau Papius. Mußte er nicht mit dabei sein, wenn sie Heine brachten? Unwillkürlich griff er nach dem Strick von Heines Schlitten und zog ihn mit sich. So folgte er seinem toten Freunde ans Ufer.

Eine Tragbahre wurde gebracht, und eine alte Frau legte aus Erbarmen ihr Umschlagetuch auf den Leichnam. Man befragte Truges. Der war eine wichtige Persönlichkeit, denn er allein konnte Auskunft über Heine geben, und in all seinem Schmerz fühlte er wohl die Wichtigkeit und erzählte jedem, wo Heine wohnte und was sein Vater war.

O, Buchhalter Papius? Den kannten die Schiffer, und zwei von ihnen gingen voraus nach der Reederei. Zwei andre hoben die Tragbahre auf. Eine Menge Volks sammelte sich und geleitete den Toten. Dicht bei ihm stolperte der weinende Truges mit Heines Schlitten. Längs dem Hafendamm bewegte sich der Zug bis zu dem Hause, wo das Kontor war. Da setzten sie ihre traurige Last nieder, und die zwei vorausgegangenen Männer, die noch gezögert hatten, dem Vater die schlimme Botschaft zu bringen, schritten hinein, um dem Buchhalter zu künden, daß sein Sohn draußen sei, daß er ihn aber nimmermehr lebend sehe.

Die Menge blickte ihnen mit Neugier und Mitleid forschend in den Hausflur nach. Sie hätte gern gesehen, wie Buchhalter Papius die Nachricht aufnahm. Man traute sich kaum zu sprechen. Endlich öffnete sich die Tür, und der Vater, von den beiden Männern und dem Reeder gefolgt, trat heraus. Er war tief gebeugt. Seine Stirn war gefurcht, sein Gang unsicher. Er hielt die Hände auf der Brust gefaltet. So kam er auf die Straße.

Man machte ihm mit der Ehrerbietung Platz, die das Unglück heischt, und nun stand er vor der Bahre, wo sein lieber Sohn regungslos unter dem grauen Umschlagetuch lag. Da stöhnte der Mann auf und sah mit einem verzweifelt fragenden Blick gen Himmel. Dann aber nahm er sachte das Tuch von der Leiche und schaute lange auf seinen toten Jungen, leise das Haupt schüttelnd, als sage er nein zum Herrgott. Eine unendliche Trostlosigkeit sprach aus seinen Zügen. Der Handelsherr legte ihm stumm die Hand auf die Schulter — Buchhalter Papius regte sich und flüsterte: „Nun laßt uns ihn nach Hause bringen."

Wieder faßten die Männer an die Tragbahre, und neben ihnen schritt Buchhalter Papius im bloßen Kopf, den Rock offen. Er hielt Heines schlaffe Hand in seiner Rechten und hatte die Linke aufs Herz gepreßt, als wolle er das Weh erdrücken, damit es nicht übergroß werde. Dann und wann wurde sein Gesicht fahl und faltig, und es schien, als ob er umsinken wollte. Aber er richtete sich mit Gewalt auf und schleppte sich weiter. Hinter ihm her zog Truges den Schlitten.

Im trüben Mondschein ging es durch die Schuhmacherstraße und über den Markt bis zu dem Haus in der Haßstraße. Die wurde ganz voll von Menschen. Auf dem Hausflur sagte Buchhalter Papius: „Hier setzt ihn erst hin, bis nachher."

Und nun trat der Mann seines schwersten Ganges schwerste Strecke an, hinauf zu seiner Frau und zu seiner Tochter, um ihnen das Traurigste von der Welt zu sagen. Mutter Mordhorst machte Anstalten, ihm zu folgen, aber er winkte ihr, zurückzubleiben. Tante Franziska und Schuster Brammer waren bereit, ihn zu begleiten — er winkte ihnen. Ganz allein wollte er sein. Und je weniger Stufen ihn von seiner kleinen Wohnung trennten, desto bleierner wurden ihm die Füße.

Seine Frau und Linde standen oben am Treppengeländer in angstvollen Ahnungen. Was war das da unten? Buchhalter Papius faßte Frau und Tochter bei den Händen und zog sie in die Stube. Und da hat er zu ihnen mit seiner leisen Stimme, aus zuckendem Munde Worte gesprochen, wie sie nur das Herz findet, das seinen Gott und Heiland kennt. Er hat mit den Seinigen geweint aus tiefsten Nöten, aber er hat sich doch durchgerungen zur Ergebung in den unerforschlichen Willen des Herrn und hat die zusammenbrechenden Seelen seiner Frau und seiner Tochter aufrecht gehalten mit jener wundersamen Kraft, die in einer gotterfüllten Brust wohnt und gerade dann gewaltig aufsproßt, wenn das Glück der Welt vergeht wie eine abgefallene Blüte auf dürrem Sande. Er hat Weib und Kind umschlungen und zu ihnen geredet von der Güte Gottes, wo ihn doch alle Grausamkeit des Geschickes traf. Er hat zu ihnen gesagt: „Wir sind weniger geworden, so muß unsere Liebe mehr werden."

Ja, er hat die Macht Gottes in sich und aus seinem Geiste heraus walten lassen. Aber geweint hat er dennoch, der arme Mann, mit den Seinigen, bis so etwas wie Ruhe über alle drei gekommen ist. Dann ist er wieder hinuntergegangen und hat gebeten: „Nun tragt ihn hinauf, damit wir ihn zum letzten Male betten."

In der kleinen Stube stand die Tragbahre. Frau Papius war darüber hingesunken. Ihr Tuch verhüllte ihr das Haupt, und nur ein leises Zittern ihres Körpers zeugte von dem Mutterweh, das sie durchschnitt. Buchhalter Papius kniete bei ihr. Er hatte ihre eine Hand in seine beiden Hände genommen, und unsagbar traurigen Auges hing er an den toten Zügen seines lieben Sohnes.

Linde stand, die Stirn in die Hände und gegen den Schrank gepreßt, und an der Tür lehnte Truges, fröstelnd und unablässig weinend.

Leid, tiefstes Leid in den Herzen dieser Menschen — auf dem Korridor und sonst im Hause flüsternde Stimmen — und über dem Hause Gottes Hand.

* * *

Erst als Truges in dieser Nacht in seiner Kammer lag, kam er allmählich zur Besinnung, was denn nun eigentlich geschehen war. Heine hatte vergnügt gepeckt, dann war er, weil Truges ihn rief, um die „Dorette Nybö" herumgefahren, und Truges sah noch im Geist, wie Heine mit einem tüchtigen Stoß hinter dem Schiff verschwand.

Jetzt hatten sie ihn oben auf sein Bett gelegt und zugedeckt, wie gewöhnlich des Abends, aber die Decke wärmte ihn nicht mehr. Er war kalt geworden unten im Wasser für alle Zeit. Seine triefenden Kleider lagen in einem Haufen auf dem Korridor. Heine war ertrunken. Tot.

Truges grübelte über das Rätsel nach, wie plötzlich ein Leben erlöschen könne. Ihm schauderte in dem Gedanken an den Tod, der zum erstenmal in sein Bewußtsein eintrat. Da fiel es ihm auf die Seele: wenn er nicht gerufen hätte „Achter rümmer!", und wenn Heine diesem Ruf nicht gefolgt wäre, so lebte sein Kamerad am Ende noch. War Truges also schuld an diesem Tod? Aber er wollte den Freund ja gerade vor dem Verderben bewahren, und er konnte nicht wissen, daß hinter der „Dorette Nybö" eine gefährliche Stelle im Eis war. Dennoch, dennoch — hatte er nicht schuld?

Er wälzte sich im Bett, um dem Grübeln zu entfliehen, er sprach fast laut, um sich zu trösten, um sich immer wieder zu versichern, daß ihm niemand etwas vorwerfen könne; aber das half nichts. Es blieb ein stechender Schmerz in ihm. O, hätte er niemals „Achter rümmer!" gerufen.

Die Nacht wurde schrecklich lang. Wenn doch jemand bei ihm gewesen wäre, der ihn beschützte, wenn doch nur eine Menschenseele

sagte: Du hast es gut gemeint, du kannst nichts dafür. Er hörte Heines Schreie, hielt sich die Ohren zu und vernahm sie trotzdem gellend laut. Ach, warum war er heute nachmittag ausgegangen!

Der Knabe bohrte sich in den Zusammenhang der Dinge und suchte die letzte, eigentliche Ursache für Heines Tod zu ergründen. Er dachte immer wieder rückwärts, er plante nachträglich so vieles, damit Heine überhaupt nicht aufs Eis kam. Wenn er ihm nun heute nachmittag vorschlug, mit den Soldaten zu spielen? Oder wenn er Linde bat, ihm und Heine das große Einmaleins abzuhören? Oder er hätte schließlich Frau Papius erzählen sollen, daß neulich ein Junge auf dem Kleinen Kiel eingebrochen und ums Haar ertrunken war. Dann wäre Heine überhaupt nicht hinausgelassen worden.

Truges sann und sann und ließ die Phantasie so lebhaft spinnen, daß es ihn beinahe dünkte, er könne noch alles Unheil abwenden. Aber die Kraft der Phantasie wurde rasch matt, und dann trat das Unabwendbare, das Unabgewendete wieder vor seine Augen: Heine war tot.

In die Kissen wühlte sich Truges ein, um nur das Bild des aus dem Wasser tauchenden Freundes nicht zu sehen. Umsonst. Er mußte die ganze Furchtbarkeit des Todes auskosten, und sein Gewissen pochte unablässig: Warum hast du „Achter rümmer!" gerufen?

Truges hielt es im Bett nicht mehr aus. Er stand auf, setzte sich auf die Lederliste und starrte zum Fenster hin. Das war wenigstens ein heller Fleck in all der Dunkelheit. Der Lichtschimmer tat ihm wohl, und sein Gewissen ward ruhiger. Nach und nach dachte er nicht mehr so sehr an sich und an Heine als an Linde und ihre Eltern. Was hatte Frau Papius für traurige Augen gehabt, als sie sich endlich von Heines Bahre erhob. So konnten gewiß nur die Augen einer Mutter blicken, die um ihr verlorenes Kind Jammer trug.

Wenn sie ihn, Truges, ertrunken nach Hause gebracht hätten, wäre kein Auge so traurig geworden. Der Knabe sah hinter sich. Da hing früher das Bild seiner Mutter. Es war verschwunden, und auch der Nagel war weg. Vielleicht hatte Großvater es während seiner Krankheit abgenommen. Nein, seine Mutter sang und tanzte und wußte nichts von ihm. Er konnte sterben, ohne daß sich ihre Augen trübten.

Truges kroch wieder ins Bett, und nun war es ihm eine Lust, sich vorzustellen, daß er statt Heine ertrank. Großvater sagte dann vielleicht: Dat treckt sick all torecht. Tante Franziska und Mutter Mordhorst und die andern im Hause weinten, und Linde legte ihm Blumen auf die Brust. Ja, und Heine? Ob der so viel Besinnung hatte, den Schlitten mit nach Hause zu nehmen?

Aber wieder sanken die Vorstellungen schnell ab. Heine war tot, der besann sich auf nichts mehr, fühlte nichts mehr, wußte nichts von den traurigen Augen seiner Mutter. Truges arbeitete mächtig weiter. Wäre es also nicht viel besser, nicht viel — vernünftiger gewesen, er selbst, Truhs Brammer, kam im Wasser um, weil ja doch nun einmal keine Mutter ihm Tränen nachweinte? Warum mußte Heine sterben, den seine Mutter so liebte, daß Truges ihn auch jetzt noch um diese Liebe beneidete? Ihm kam ein Lied in den Sinn, das in Tante Franziskas altem Singebuch stand:

Mutterliebe, hehrstes Gut,
Das dem Herzen köstlich tut,
Holde Lebenssonne.
Ach, wer auch ein Greis schon ist,
Mutterliebe nicht vergißt,
Was er ihr dankt Wonne.

Ein Greis ... Truges konnte so alt werden, wie er wollte, das Lied paßte nicht für ihn, aber für Heine hatte es gepaßt, und doch mußte gerade Heine sterben. Das war das Ungerechteste, was es geben konnte.

Von neuem malte sich der Knabe Bilder aus. „Truges Brammer ist ertrunken," raunten sich die Leute in der Haßstraße zu, und er lag im Sarg. Tante Franziska hatte schnell an seine Mutter geschrieben, und der Brief kam an, als die eben tanzte und sang. Da überfiel seine Mutter eine bittere Reue, daß sie sich gar nicht um ihren Sohn gekümmert hatte alle die Jahre hindurch, und sie reiste Tag und Nacht, aber sie kam zu spät, ihr Sohn war schon begraben. Zu spät! Das war die Strafe, die wohlverdiente Strafe!

Begraben! Nein, begraben sein war zu schrecklich. Er wollte lieber noch leben, wenn sich auch keine Mutter an ihn kehrte. Er wollte gut sein gegen Frau Papius und für sie tun, was Heine getan hatte. Auf die Weise ersetzte er ihr den Sohn so viel als

möglich, und sie war nicht mehr so traurig wie heute abend. Und er selber bekam etwas von der Liebe ab, die sie bisher auf Heine gehäuft hatte, etwas Mutterliebe, freudige oder schmerzliche. Truges sank endlich in Schlummer ... Hehrstes Gut ... das dem Herzen köstlich tut ... Greis schon ist ... Mutterliebe nicht vergißt ... ihr dankt Wonne.

Tief war der Schlaf, der Truges umfing nach dem Tage, da er erfahren hatte, wie wehvoll Mutteraugen blicken können.

* * *

Wie war das Haus an der Haßstraße jetzt weit und leer, und doch war Heine nur ein kleiner Junge gewesen. Wie war es still, und doch hatte Heine wenig Lärm gemacht. Wie dachten alle, die in dem Hause wohnten, unablässig an Heine, und doch war er bei Lebzeiten ziemlich unbeachtet seiner Wege gegangen.

Buchhalter Papius hatte seinen Trost in sich. Er war blaß und gebeugt, aber seine Seele war nach der Prüfung friedlicher denn je, und er stützte seine Frau so, wie eine Mutter, die um ihren toten Sohn weint, gestützt werden muß. Die Hausgenossen hielten sich von den Eltern zurück, nicht weil sie mitleidlos waren, sondern mehr im verlegenen Gefühl ihrer Unbeholfenheit. Was konnten, was sollten sie sagen?

Unten auf dem Hausflur stand noch immer Heines Schlitten. Zu Papiussens hinauf wollte ihn niemand schaffen, um nicht die Erinnerung aufzureißen, und wohin sollte der Schlitten sonst? Truges sah ihn wohl an, und dann war ihm, als stände Heine hinten drauf und peekte sich vorwärts. Aber das war Einbildung. Heine peekte nicht mehr, der lag auf St. Jürgens, und ihn kümmerte auch das blankste Hafeneis nicht.

Der Schlitten blieb da. Fast jeder, der zum Hof hinaustrat, stieß im Halbdunkel gegen ihn, aber selbst Mutter Mordhorst, die so sehr auf Ordnung hielt, konnte es nicht über sich gewinnen, zu Papiussens von dem Hindernis zu reden. Da kam eines Tages Linde herunter. „Willst du mir helfen, Truges?"

„Was denn, Linde?"

„Ich will aus dem Schlitten Kleinholz machen. Darauf fährt doch keiner mehr." Und mit ihrer entschiedenen Art nahm sie den Schlitten auf, trug ihn in den Holzstall, und während Truges ihn festhielt, zerspaltete sie ihn mit kräftigen Beilhieben. „So. Der braucht uns nicht immer im Weg zu stehen." Sie mischte die Holzstücke unter die übrigen Splitter, die Eisen bog sie zusammen und warf sie hinten in die Ecke.

Truges hatte ein Empfinden, das aus Bewunderung und Zweifel gemischt war. „Hättest du den nicht lieber aufbewahren sollen?" fragte er. „War das nicht ein Andenken?"

Linde entgegnete: „Jetzt denkst du, ich habe Heine nicht recht liebgehabt, wie?"

„Tante Franziska hat noch die letzte Medizinflasche von ihrem Vater."

„Ja, siehst du, Truges! Die hätte ich auch längst weggeworfen und darum meinen Vater gewiß nicht weniger lieb. Und erst recht den Schlitten. Darauf ist Heine in den Tod gefahren — warum soll er bei Mutter immer alles wieder aufrühren? Ich muß mehr für Mutter sorgen, als du glaubst, und das ist auch gut für mich. Nein, weg mit dem alten Kram!" Sie rührte die Hölzer durcheinander. „Das gibt Luft. Kannst du deinen Katechismus schon?"

Sie also war es, die das Leben in die gewohnten Gleise bringen wollte, und Truges ließ es sich gefallen, daß sie ihm ihren Beistand wieder anbot. Die Hausbewohner sahen auf den Fleck im Korridor, wo der Schlitten gestanden hatte, und freuten sich, daß er weg war. Frau Papius brach, als sie das erstemal an der leeren Stelle vorüberging, in Weinen aus. Aber beim nächstenmal blieb sie schon ruhig, und da sie jenes Andenken an Heine nicht mehr zu Tränen brachte, wurde sie auch oben in ihren Stuben weniger leicht traurig. Linde rechnete geschickt.

„Sei nur recht gut gegen Mutter," sagte sie zu Truges. „Jetzt kannst du ihr Junge werden."

„Ja, Linde, das will ich auch," antwortete der Knabe und richtete sich mit einem gewissen Stolz auf. Er konnte sich nicht genug darin tun, ihr Gefälligkeiten zu erweisen, und fragte vier-, fünfmal des Tages: „Soll ich was vom Markt holen? Soll ich Torf heraufbringen? Soll ich die Wäscheleine aufziehen?"

Madame Papius streichelte ihm das Haar und mußte dabei in die Höhe reichen, denn Truges war schon größer als sie.

„Ach, du bist mein guter Junge, Truges."

Dann kam das Weinen, dieses leise Weinen der schwächlichen Frau, das einem Winseln gleicht, und wobei die Tränen so zahlreich und lange fließen, ohne daß es zu einem wirklichen, heftigen Ausbruch des Leidens kommt. Ein sachter Landregen, der die Luft langsam abkühlt, ohne sie sonderlich zu erfrischen. Kein starkes, kurzes Gewitter mit erlösendem Regenschlag.

Buchhalter Papius litt ihr Weinen nicht gern, er nannte es sogar aufsässig wider den Willen Gottes. So konnte er freilich nur sprechen, weil er trotz des langen Zusammenlebens seine Frau nicht recht kannte. Sie war keiner Aufsässigkeit fähig, ihr Weinen war meist Mitleid mit ihr selbst.

Da sie aber ihrem Manne willig gehorchte, so linderte sich auch die Trauer, sie ergab sich in das Schicksal, und es kam jene kleine Eitelleit in ihr auf: was hatte sie nicht durchgemacht! Keine andre Frau in der ganzen Haßstraße und am Klosterkirchhof und in der Faulstraße war so hart betroffen worden wie sie. Sie setzte eine hübsche schwarze Haube auf und ging in die Nachbarschaft, und auf der Straße meinte sie, ein jeder, der ihr begegne, müsse ihr Geschick kennen. Wenn sie irgendwo einkehrte, wurde das Unglück mit vielen Worten besprochen, und überall, draußen oder daheim, ward die kleine Frau nicht müde, ihren Sohn zu preisen.

„Nie hat er mir Kummer gemacht. Wenn ich irgendwas sagte, gleich tat er es. Nie hatte er Schläge verdient."

Linde nickte zu solchen Reden. Sie erinnerte sich zwar, daß Heine ab und zu störrisch sein konnte; ja, es war da noch irgendwo eine Rute, die ihre Mutter für ihn anschaffte, aber wozu davon reden? Heine war ein guter Junge gewesen.

„Nie hat er mir was vorgelogen. Und so ehrlich, wie er war," fuhr Madame Papius fort.

„Ja," sagte Linde, „das war er, das kannst du glauben, Truges."

„Wenn ich mal einen Sechsling liegen ließ," schwärmte Madame Papius weiter, „und er wußte, daß ich nicht mehr daran dachte — nie hat er ihn genommen."

Linde konnte darin kein Verdienst sehen.

„Das wäre ja auch gestohlen gewesen," meinte sie. „Wie sollte er auf so was Schlimmes kommen?"

„O," entgegnete Madame Papius, „Frau Knall erzählte mir noch vorgestern von Hannes ..."

„Ach, Hannes Knall," warf Linde hin, „das ist ein gräßlicher Bengel! Mit dem kannst du unsern Heine gar nicht vergleichen."

Truges hörte das Lob, womit Heine erhoben wurde, und war bestrebt, es Heine an Artigkeit und Wahrhaftigkeit gleichzutun. Heine war im Leben kein Muster für ihn gewesen, jetzt nach seinem Tode wurde er dazu, und Linde ließ es ruhig geschehen, denn Truges hatte ja nur Vorteil davon. So sehr sich indes Truges an Madame Papius anschloß, ein Verhältnis wie von Mutter zu Sohn, von Sohn zu Mutter wurde es doch nicht zwischen den beiden. Truges behielt seine Sehnsucht.

Mehrfach mußte er Buchhalter Papius genau schildern, wie es in Heines Unglücksstunde zugegangen war.

„Ja," berichtete Truges, und seine Gewissensbisse kamen, „da dachte ich, da war 'ne warme Quelle, und da rief ich, er sollte achter rum um das Schiff peeken. Wenn ich es man bloß nicht gesagt hätte." Er blickte angstvoll auf den Buchhalter, aber der schüttelte den Kopf zu dieser Selbstbezichtigung.

„Wenn von einer Schuld die Rede sein soll, dann müssen wir Eltern uns hart verklagen, denn wir haben ihm erlaubt, daß er zu Eis ging."

Truges erstaunte. Das war auch wahr, Heines Eltern hatten wohl die meiste, ja, wohl überhaupt die ganze Schuld.

Also wurde Truges von Gewissensbissen frei. Aber auch der innige Trieb, Madame Papius das Verlorene zu ersetzen, schwand ihm dahin, denn er hörte eines Tages die kleine Frau hell auflachen, als Linde ihr — im Scherz oder aus Versehen — die Haube falsch aufsetzte. Truges staunte wieder: Madame Papius konnte wirklich lachen?

Von dieser Stunde an war Heines Tod und die Mittrauer für Papiussens in Truges' Herzen überwunden.

* * *

Linde wurde konfirmiert und lernte nun das Putzmachen bei Madame Lehment in der Kehdenstraße. Das war eine junge Witwe.

Ihr Mann hatte als Kapitän gefahren und war bei Kap Horn mit seinem Dreimaster untergegangen. Die Kieler Damen ließen gern bei Madame Lehment arbeiten, weil sie einen so guten Geschmack besaß. Linde war voll Freude beim Lernen. Sie arbeitete mit ihren flinken Fingern in den zarten und feinen Stoffen herum und wußte, welche Blume und welche Rosette zu einer jeglichen Spitze und Rüsche paßten. Duftig wurde alles, was sie in die Hände nahm. Die Fichus, die sie fertigte, saßen reizend, und die Stickereien darauf waren himmlisch, wie die Damen sagten.

Linde selbst ging adrett gekleidet, und die Studenten und die jungen Kaufmannsherren sahen dem stattlichen Mädchen schon nach. Das merkte sie wohl und ließ es sich gefallen. Sie konnte auch dem einen oder andern einen kurzen schelmischen Blick zuwerfen, aber wenn einer dreist wurde, bekam er ein Paar Augen zu sehen, daß er zurückfuhr.

Da Linde den Tag über aus dem Hause war, konnte sie sich nicht mehr so viel um Truges kümmern. Als erwachsenes Mädchen war sie ihm jetzt auch weit überlegen und behandelte ihren Jugendgespielen bei aller Freundlichkeit etwas von oben herab. Truges, der immer Achtung hegte, wenn man sie von ihm verlangte, hielt sich von ihr zurück, und da er des Abends meist noch eine Stunde bei Lehrer Fischer hatte, sah er Linde oft die ganze Woche kaum. Aber am Sonntagnachmittag lud sie ihn häufig ein, zu ihnen hinaufzukommen, und dann zeigte sie ihm künstliche Blumen und Federn, die sie für die Hüte verarbeiten sollte.

Er war nicht ohne Verständnis für die Dinge des Frauenschmucks, und so stand Linde mit ihren Fertigkeiten erhaben da vor ihm, der immer noch auf der Schulbank saß und mühselig in den Wissenschaften, die keinerlei Phantasie duldeten, mit den Kameraden Schritt zu halten suchte. Er meinte: „Ja, du darfst werden, was du wolltest. Das möcht' ich auch."

„Was willst du denn werden?"

„Weiß nicht. Bloß nicht Schuster."

„Das verdenk' ich dir nicht, Truges. Aber wenn du selbst nichts andres weißt? Möchtest du denn Bildhauer werden wie dein Vater?"

Truges verneinte.

„Das stäubt so, und dann krieg' ich auch eine schlimme Brust. Aber wenn ich das könnte ..."

„Was?"

Er wurde rot und stotterte: „So ... wie Lehrer Fischer ..."

„Hm, ja," meinte Linde. „Aber ob du da klug genug zu bist?"

„O, dann würde ich lernen. Jetzt hat es ja gar keinen Zweck. Was brauch' ich denn, wenn ich Schuster bin? Das sagt Großvater auch."

„Ja," wiederholte Linde. „Aber das wird wohl nichts, das kostet zuviel."

„Ja," entgegnete Truges und ließ die Schultern sinken, „deshalb hab' ich auch keine Lust zu Schule."

Der Junge sprach mit niemand außer mit Linde über seine Wünsche, und ach! die Entfernung zwischen ihm und dem Schusterschemel wurde immer geringer. Da kam ein kleiner Umstand, der sein Leben in eine andre Bahn brachte.

Truhs Brammer hatte eine wunderschöne Kugel Pech, so groß, wie der Knopf von Mutter Mordhorstens Haustürklinke. Die Kugel sah Hannes Knall und entbrannte in feuriger Begierde nach dem köstlichen Gut. Er umschmeichelte Truges und forderte ihn sogar auf, am Kleinen Kiel, wo es recht sumpfig war und sich sonst kein Mensch hinwagte, Blutsbrüderschaft mit ihm zu machen. Das taten nämlich die Kieler Jungen nach alter germanischer Gewohnheit, wenn sie sich in ewiger Freundschaft zusammenschließen wollten. Dieses aber war die Zeremonie: Die zwei Freunde gruben eine tiefe Kuhle in dem Morast, streiften die Jackenärmel zurück und piekten sich mit dem Messer in den Oberarm, bis Blut kam. Dazu gehörte Mut, aber den hatten sie und zuckten nicht mit den Wimpern beim Stechen. Die Tropfen ließen sie in die Grube rollen. Dort vermischte sich das Blut der beiden Bundesbrüder, und um die Feierlichkeit vollzumachen, wurde die Kuhle nachher mit Papier gefüllt. Das steckten sie an, und über der Flamme reichten sich die unlösbar Verbundenen die Hand.

So weit ging Hannes Knall, der der stärkste in der Haßstraße war, aus Sehnsucht nach dem Klumpen Pech. Truges wußte das Anerbieten zu schätzen, denn wenn Hannes für ihn war, konnten die andern ihm

seinetwegen Feindschaft schwören: er besaß einen mächtigen Schutz, wovor sich alle fürchteten.

Truges hatte nur Scheu, sein Blut fließen zu sehen, und hielt Hannes Knall hin. Der aber war ungestüm und überbot sich in Versprechungen, nur um das Pech zu bekommen.

„Ick schenk di ock noch wat Feines."

„Wat denn?"

Hannes holte Luft und sprach weihevoll: „Bookstab'n."

„Wat is dat?"

„Wo se de Zeitung mit drücken."

Truges hatte nie darüber nachgedacht, wie die Zeitung hergestellt wurde, jetzt regte sich seine Neugier. „Wies mal!"

„Denn muß du mit to mi kamen."

Truges ging mit zu Hannes Knall. Der holte eine Pappschachtel hervor, und darin lagen lauter schwarze Bleistücke, die an der einen Seite Erhöhungen trugen, und wenn man damit auf die Hand drückte, blieb in der Haut ein A oder ein N zu sehen.

„De heff ick vun min grooten Broder," erklärte Hannes, „de is bi de Druckers." Hannes holte eine Handvoll Buchstaben heraus und hielt sie Truges hin: „Giffst mi nu dat Pick?"

„Nee," sagte Truges. Es waren noch zu viele Buchstaben in der Schachtel und zu wenig in Hannes Knalls Hand.

Hannes griff tiefer in seinen Schatz und hielt die Faust seinem Freunde hin: „Nu?"

„Nee," sagte Truges. „De anner Hand ock noch vull."

Hannes ging es wie allen Liebhabern von seltenen Gegenständen: trotz des Bewußtseins, einen übermäßigen Preis zu bezahlen, trieb ihn sein Verlangen dazu, der verständigen Wertschätzung zu entsagen und auch die zweite Hand mit den Bleidingern zu füllen. Der Tausch wurde gemacht. Truges lief heim und ließ die Buchstaben in der Tasche durch die Finger rollen. Er war leichten Kaufs zu einer Sache gelangt, die er bisher nicht kannte, und seine Freude war deshalb ungetrübt. Hannes aber besah sich den halbleeren Buchstabenlasten und dann den Pechklumpen. Eigentlich hatte er sich den Klumpen größer vorgestellt. Er fühlte den Schmerz des Liebhabers, der vor dem teuer Erworbenen stets eine gewisse Enttäuschung verspürt, wenn die Spannung der Begierde und des Kaufes vorüber ist. Doch er tröstete sich: wohl hatte er seine halben Buchstaben hingegeben, aber die Blutsbrüderschaft würde er Truges nicht noch dazu schenken. So entging Truges zwar der Unannehmlichkeit, sich am Kleinen Kiel über dem Sumpfloch die Adern öffnen zu müssen, aber sein Instinkt leitete ihn richtig: er vermied es in den nächsten Tagen, bei Hannes Knall vorüberzugehen. Hannes Knall war eben eine eigentümliche Natur, er hatte etwas so genial Sprunghaftes, daß es immer am sichersten blieb, man hielt sich einigermaßen fern von ihm.

Der Austausch von Pech und Lettern brachte Truges und Hannes indessen doch innerlich näher aneinander. Hannes machte Truges seinen Besuch und schätzte dabei die Leder- und Pechvorräte Meister Brammers mit den Blicken des Mannes ab, der daran gewöhnt ist, das Terrain, das er erobern will, und die Stärke des feindlichen Lagers rasch zu übersehen. Sie spielten mit den Bleisoldaten, und Hannes brach manchen Säbel und manches Gewehr dabei ab, denn das dünne Zinn war für seine Hand nicht recht anfaßbar. Truges strebte deshalb danach, seine Armee bald wieder in Sicherheit zu bringen, und da Hannes Knall, wie alle vielseitigen Menschen, schnell seine Neigungen wechselte und ein Vergnügen bald ausgekostet hatte, konnte Truges auch ohne Widerspruch zu den Bauklötzen übergehen. Daran war nicht so viel zu zerbrechen.

Truges baute eine Brücke über das Eis, ließ den Zeige- und Mittelfinger wie einen Mann darüber marschieren und einbrechen. Das war spaßhaft. Aber für Hannes, den hochfliegenden Geist, hatte solch ein niedriger Bau keine Reize. Er wollte einen Turm bauen von der Diele womöglich bis über die Tischkante hinauf.

Dieser Ehrgeiz war löblich, wenn nur Hannes Knall auch noch eine andre Tugend besessen hätte: die Geduld. Aber die mangelte ihm. Er setzte die Bauklötze aufeinander, wie es gerade kam, und weil die armen Dinger nicht ihm zuliebe die Gesetze vom Schwerpunkt und von der Anziehungskraft der Erde aufheben konnten, stürzte der Turm schon mit dem zweiten Stockwerk ein. Hannes Knall, weit entfernt, sich selber die Schuld an diesem Unfall zu geben, behauptete, die Klötze wären krumm. Truges verteidigte sein Spielzeug und erbot sich, den

geplanten Turm auszuführen, aber Hannes Knall wollte nichts davon wissen. Er mußte recht behalten, und darum wäre es von ihm verkehrt gewesen, wenn er Truges die Gelegenheit gab, ihn durch die Tat zu widerlegen.

„Ick heff keen Lust mehr," sagte Hannes und gab den Klötzen ein paar Fußtritte, daß sie unter das Sofa flogen. Truges kroch den Hölzern nach und legte sie eins bei dem andern in den Kasten. Mit verächtlichem Spott um die hochgeschürzte Lippe sah Hannes der plebejischen Bemühung zu; er hatte noch nie etwas ordentlich in einen Kasten gelegt.

Was nun? Soldaten und Bauklötze waren abgetan; die Sandmühle, die Truges einst von Buchhalter Papius bekommen hatte, ging nicht mehr, weil das Wellenrad keine Stufen mehr besaß. Kasperle spielen war nur im Holzstall möglich; aber es regnete, so daß die Zuschauer nicht auf dem Hof sitzen konnten. So blieb nur noch eins: Truges holte sein Märchenbuch hervor und zeigte dem Freunde die bunten Bilder. Da aber Hannes Knall nur dann Verständnis für die bildende Kunst fühlte, wenn sie blutige Szenen darstellte, war es auch damit bald zu Ende. Schließlich fiel Truges ein: sie konnten ja drucken mit den Buchstaben, die er schon alle auf seiner Hand und auf dem Papier versucht hatte.

„Du hest man keen Farw," sagte Hannes. „Ick heff well."

„Giff mi wat aff," bat Truges.

„Oha! Ja — för 'n Stück Ledder!"

„Wenn ick wat vun min Grotvadder krieg," entgegnete Truges. Schuster Brammer war ausgegangen und hatte wie immer seine Vorräte offen liegen lassen. Hannes machte einen Schritt auf die Ecke zu. Truges stellte sich vor ihn hin. Er fühlte, hier gab es was zu beschützen. „Wenn ick wat krieg," wiederholte er nachdrücklich.

Hannes sah an ihm vorbei; seine Augen funkelten. Wer da in dem Haufen sich das beste Stück aussuchen könnte! Aber er war hier auf umfriedetem Gebiet, das Räuberrecht der offenen Straße galt hier nicht, und also mußte er auf andre Weise zum Ziel kommen.

„So 'n Stück mutt dat sin," sagte er und maß in der Luft ein tüchtiges Geviert ab. „Denn kriegst du Farw. Abers blot hüüt noch."

Um die Wirkung dieser Bedingung nicht abzuschwächen, verließ er das Haus. Der Zwang, den er sich alle die Zeit über sehr gegen seine Natur hatte antun müssen, bewirkte, daß er auf der Straße den ersten besten Jungen hernahm und gehörig durchprügelte. Das tat ihm wohl. Nun war er wieder er selbst, ganz Hannes Knall.

Truges blieb in seinen Zweifeln zurück. Was nützten ihm die Buchstaben, wenn er nicht damit drucken konnte? Hannes war imstande, ihm das Mittel zu geben, das sein ertauschtes Gut erst fruchtbar machte. Bloß ein Stückchen Leder war dazu nötig. Großvater hatte ja so viel davon. Ob er ihm heute noch was abgab?

Truges hatte in der letzten Zeit öfters um Abfälle gebettelt, heute durfte er seinem Großvater nicht schon wieder damit kommen. Und doch lag da solche Menge! Der Junge ging zu dem Schustertritt hin. Das Stück, das da unter dem Stiefel hervorsah, war gerade so groß, wie Hannes es haben wollte. Truges wich zurück. Aber es zog ihn wieder vorwärts. Er zupfte an dem Leder. Der Stiefel polterte auf den Fußboden nieder. Truges erschrak. Der Flicken lag frei da. Wie wenn seine Hände gebunden herangezogen würden, kam Truhs Brammer dem Leder näher und näher. Ob er es nahm?

Er strich darüber hin. So weich, so glatt war es. Dafür bekam er gewiß viel, viel Farbe, und dann konnte er drucken, seinen Namen. Jetzt hielt Truges das Leder in der Hand. Die Schläfen pochten ihm. Langsam, langsam ging er rückwärts. Ihm war, als sei die Schusterkugel eine große Sonne, die seine Tat beleuchtete.

Wenn er es gleich zu Hannes hinbrachte, war er wieder hier, ehe Großvater heimkehrte. Dann war alles geschehen. Noch einmal mußte Truges an den Tritt heran. Jener Stiefel sollte ganz so liegen, wie er auf dem Lederstück gelegen hatte. So, jetzt sah man nichts, und er hatte das Leder. Er preßte es an seine Jacke. Horch! Draußen war jemand. Truges flüchtete in die Ecke beim Sofa. Er hätte das Leder am liebsten hingeworfen, aber dann sah man, daß jemand beim Tritt gewesen war, denn er glaubte in seinem bösen Gewissen fest, daß sich Großvater die Lage der einzelnen Stiefel genau gemerkt hatte. Nein. Es kam niemand.

Truges kroch aus der Ecke hervor und steckte das Leder unter die Weste. So, nun hatte er beide Hände frei. Nur den Leib mußte er ein bißchen vorstrecken, damit das Leder nicht herabrutschte. So konnte er über die Straße. Kein Mensch würde ihn in Verdacht haben, daß er ein Stück Leder bei sich trug. Die Freude an der Heimlichkeit überrieselte ihn; er spazierte in der Stube auf und ab. Nein, zu sehen war nichts. Nur bisweilen mußte er hingreifen und nachfühlen, ob das Leder noch richtig saß, und schließlich, als er sich einen harmlosen und freien Gang angewöhnt zu haben glaubte, verließ er die Stube und wollte die Treppe hinab, möglichst rasch.

Da, entsetzlich! kam Schuster Brammer nach Hause. Er sprach noch unten ein paar Worte mit Mutter Mordhorst, aber Truges wagte nicht, an ihm vorbeizuschlüpfen. Sein angelernter freier Gang war vergessen. Er zitterte und flog. Und als Brammer seine Witterungsnachrichten für Mutter Mordhorst beendet hatte und die Treppe hinaufschritt, floh der Knabe in seine Schlafkammer.

Wenn nun Großvater hier eintrat, wohin mit dem Leder? Großvater sah ja durch die Weste! Nein, Truges konnte das Stück nicht mehr an seinem Leibe behalten. Er riß es heraus, stand damit und lauschte, wohin Großvater sich wendete. Schuster Brammer trat in die Wohnstube. Nun würde er es sicherlich gleich entdecken, welches Stück Leder fehlte. Aber sollte Truges es jetzt hinüberbringen? Oder sollte er lieber erst so hineingehen und nachsehen, ob Großvater wirklich das Stück suchte? Ja, das war das beste. Wohin nur mit dem Leder? Unter das Bett? Das war zu offen für solch heimliches Gut. Da fiel ihm ein, er konnte die Lederkiste von der Wand schieben und das Stück einstweilen dahinter aufbewahren.

Rasch handelte er. Die Kiste war lange nicht von der Stelle gewesen. Mit einem Ruck löste sie sich von ihrem Platz, und es raschelte etwas hinter ihr. Truges griff in den Staub und zog ein Stück Papier hervor — die Silhouette seiner Mutter.

Das Stück Leder in der einen, das Bild in der andern Hand — so stand er da. Jetzt war er ertappt. Auf furchtbare Art. An das Bild hatte er kaum noch gedacht, hatte sich daran gewöhnt, daß es verloren sei. Jetzt lauchte es auf, gerade in der Stunde, wo er ein Dieb geworden war. Nein, nein, noch nicht geworden! Das Leder war noch im Hause — er hatte es Hannes Knall noch nicht hingebracht. Aber er wollte doch ein Dieb werden. Das war ebenso schlimm, als ob er es schon geworden wäre. Seine Mutter hatte ihn beim Stehlen ertappt.

Es schoß ihm durch den Kopf. Was sagte Frau Papius etwa? „Hier konnte ein Sechsling liegen, ohne daß ich daran dachte, und Heine hat ihn nie genommen." Und was sagte Linde dazu? „Ach, Mutter, das versteht sich von selbst." Ja, so war Heine. Und er, Truges Brammer, stahl seinem Großvater etwas von den Vorräten, die dieser ruhig offen liegen ließ, weil es sich von selbst verstand, daß Truges nicht daran rührte. Wie mußte er sich vor Großvater schämen, und noch viel mehr vor seiner Mutter, wenn er je zu ihr kam! Er nahm die Silhouette und legte sie, das Bild nach unten, auf die Kiste. Seine Mutter sollte ihn nicht ansehen.

Dann brach der Kampf zwischen Scham und Reue aus. Scham davor, sich seinem Großvater zu offenbaren, und Reue, daß er nicht schon längst drüben war und ihm alles gestand. Und Schritt vor Schritt, es dauerte eine lange Zeit, ging Truges auf den Korridor hinaus und wagte endlich, in die Stube zu treten. Meister Brammer hämmerte, sah eben auf und nickte seinem Enkel zu. Der kam mit schweren Füßen näher und hielt das Leder vor sich. Seine Augen waren starr auf den Großvater gerichtet, und es klang seltsam trocken, als er zuletzt begann: „Großvater, hier ... das Leder ..." Er streckte es stoßweise von sich. „Das hab' ich ... ich wollte bloß .." am liebsten hätte er gesagt: gefunden, oder: damit spielen. Aber erst stehlen und dann noch lügen? Nein. Alles wollte er eingestehen. Da nahm ihm der Alte das Leder aus der Hand, prüfte die Narbe und gab es ihm zurück. „Kannst beholl'n."

Wie war das? Er kriegte das Leder geschenkt? Die neue Wendung machte den Knaben schwindlig, so daß er nicht mehr die Worte zu seinem Geständnis fand. Er faßte das Leder wieder an, und hundert Gedanken kreuzten sich in ihm. Jetzt war die ganze Angst umsonst gewesen. Aber das war

einerlei. Zuerst hatte er es doch weggenommen, ohne Großvater zu fragen. Das Unrecht war geschehen, und er mußte alles erzählen, wenn er sein Gewissen rein haben wollte. Der Großvater ließ ihn nur nicht zu Worte kommen. „Kannst nah Bäcker Lassen hengahn un de Stäbeln afhaln."

Das war ein Befehl, den Truges schnell auszuführen hatte. Aber das Leder? Ja, nun konnte er es im Vorbeigehen zu Hannes Knall bringen und die köstliche Druckerfarbe dafür eintauschen. Nein, das ging doch nicht. Wenn er schon kein Geständnis ablegte — eine Sühne mußte er auf sich nehmen. So schob er das Leder zwischen die andern Flicken: „Ich brauch' es nicht, Großvater. Danke vielmals."

Schuster Brammer hatte sein Lebtag nicht in Augen gelesen, und ihm blieb auch die Bedeutung des Blickes verborgen, womit Truges ihn bei diesen Worten ansah. Und doch sprach so viel aus diesem Blick: die Bitte um Verzeihung, der Dank für Großvaters Güte, die Entsagung und die Freude über die Selbstüberwindung. Schuster Brammer kehrte sich nicht weiter an den Enkel. Wenn er das Leder nicht wollte — gut.

„Maak, dat du henkümmst."

Truges eilte. Als er an Hannes Knalls Hause vorbeitrabte, war ihm schmerzlich und stolz zugleich zumute. Auf zwiefache Weise hätte er sich die Druckerfarbe erwerben können, einmal mit unrechten und einmal mit rechten Mitteln. Schade war es, daß er sie nicht bekam, schön aber war es dennoch, daß er das Leder nicht bei sich trug, einerlei, ob er es auf heimliche oder ehrliche Weise erhalten hatte.

Ohne Hannes Knall zu beachten, der am Fenster saß und eine Tasse ohne Griff hochhielt, worin gewiß die Farbe war, begab sich Truges zu Bäcker Lassen und ließ auf dem Rückweg die Stiefel frei an den Ohren hängen. Jeder konnte sie sehen. Truges schämte sich nicht, denn er hatte ja ein leichtes Herz. Das Leder lag, wo es liegen sollte.

Daheim nahm er ohne Scheu die Silhouette. Auch seine Mutter konnte ihm nichts mehr vorwerfen. Auch von ihm verstand es sich von selbst, daß er nichts wegnahm, was ihm nicht gehörte. Er beschnitt das Bild an den Rändern und paßte es so ab, daß es in seinem Sammelkasten Platz fand. Da lag es zu unterst, darüber kam Papier, um es zu schützen, und oben drauf kramte er die übrigen Sachen. So war das Bild gut geborgen und doch immer bei ihm.

* * *

Bis Truges aber Druckerfarbe sein eigen nannte, das dauerte lange. Um Leder und Pech bat er seinen Großvater fürs erste nicht mehr, und Hannes Knall war ein viel zu gefestigter Charakter, als daß er sich durch andre Anerbietungen von seiner ersten Forderung abbringen ließ. „Ledder oder nix," war seine Rede. Truhs Brammer wäre also wohl nie in den Besitz der Schwärze gelangt, wenn nicht in Hannes Knalls Leben eine jener Epochen eintrat, wie sie sich im Leben aller großen Männer ereignen. Hannes fühlte sich einsam. Er hatte im Bewußtsein seiner Stärke die gesamte Haßstraße erst beherrscht und dann, von den Göttern mit Blindheit geschlagen, seine Untertanen schlecht behandelt. Nun taten sich die Schwachen zusammen und waren ihm gewachsen.

Hannes Knalls Herrscherthron wankte. Er hatte keinen, auf den er sich verlassen konnte. Er war seines Sturzes gewärtig und sah kein Mittel, um wieder zu der früheren unbeschränkten Macht zu gelangen. In solchen Stunden wird das Herz bedeutender Männer weich, und sie suchen nach wahren Freunden, mögen es auch schwächliche Charaktere sein, die sie ehedem tief mißachtet haben. Hannes Knall erblickte verkniffene Gesichter und geballte Fäuste. Er war nicht mehr sicher, wenn er die Straße entlang ging, ob nicht im Hinterhalt der Verräter lauerte. Er war nicht mehr der Feldherr in den Schlachten gegen die Bodderlicker; ja, das deutlichste Zeichen, daß man ihm bald offenen Widerstand leisten werde, bestand darin: man schloß ihn aus, wenn es zum Segeln ging, und doch hatten sie, die Aufrührerischen, sonst nie gewagt, über den Hafen zu kreuzen, ohne daß Hannes am Steuer saß.

Ach ja, man wurde alt, und der Absolutismus wurde nicht mehr verstanden. Das Volk strebte nach einer Freiheit, die ihm schädlich werden mußte. Hannes Knall war nachdenklich. Und in dieser Stimmung war es ihm lieb, daß wenigstens Truhs Brammer zu ihm hielt. Ein Getreuer also war ihm geblieben. Die Treue mußte belohnt werden, und so sagte der einsame Herrscher:

„Dor heft du wat," und verlieh seinem Vasallen die Tasse mit der Druckerschwärze. So war das Schicksal, das den Hohen von seinem Platz verdrängt und in die Hilflosigkeit zwingt, mächtiger als Leder und Pech.

Ganz umsonst gab Hannes freilich das begehrte Gut nicht hin. Truges mußte ihm mancherlei Dienste leisten. Vor allem hatte er auszuspionieren, ob die andern — „de annern" waren alle die armseligen Geschöpfe, die sich vereinigten, um das aus eigener Kraft begründete und daher rechtmäßige Königtum zu brechen — ob die andern an den Ecken oder hinter den Haustüren standen, wo Hannes vorbei mußte. Truges tat ihm gern den Gefallen.

Das Drucken machte ihm Freude. Er sortierte seine Buchstaben in kleine Schachteln, dann setzte er, wie er es von Hannes gelernt hatte, Wörter zusammen, band einen Faden um das Blei, und nun druckte er auf diese uranfängliche Weise, und sein allererstes und auch einziges, leider aber nicht einmal vollendetes Werk war ein Kalender auf Büttenpapier, das er aus alten Büchern riß. Das Werk ist noch erhalten und stellt einen kostbaren Schatz und eine einzigartige Zierde für eine Sammlung alter und seltener Drucke dar.

Bei den geringen Hilfsmitteln, die Truges für seine Druckerei hatte, erlahmte indes bald sein Eifer, aber er wurde neugierig, wie denn eine richtige Druckerei aussähe, und verstand es, sich an Hannes Knalls älteren Bruder heranzumachen, der Setzer war und im Gegensatz zu dem andern, tyrannisch veranlagten Sohn seiner Eltern eine sanfte und besinnliche Natur hatte.

„Kannst mal mitkamen," sagte der Bruder, und um die Mittagszeit, als die andern Gehilfen zum Essen waren, führte er Truges in die Offizin, wo das Korrespondenzblatt gesetzt und gedruckt wurde. Hannes schloß sich an. Allerdings waren ihm das längst bekannte Dinge. Es fesselte ihn ja überhaupt nichts mehr am Lande — er wollte zur See, sobald er seinen Konfirmationsschein in der Tasche hatte, denn nur auf dem freien Meere konnte der freie Mann die freie Brust den Stürmen darbieten.

Die drei gingen an den Setzerkästen herum, und der ältere Bruder erklärte Truges alles. Hannes streckte die Hand aus und nahm sich ein paar Lettern.

„Kannst geern 'n poor insteeken," meinte er sachtmütig zu Truges. Aber der wich ängstlich von den Kästen zurück. Er dachte an das Lederstück. Der ältere Bruder hatte gesehen, was Hannes tat, und gehört, was er Truges riet. Da überkam sein Gemüt der Zorn des Gerechten, er langte aus und gab Hannes eine Ohrfeige. Der holte achselzuckend die Lettern wieder aus der Tasche und legte sie weg, freilich in ein verkehrtes Fach. Für seine Anschauungen war die Welt eben noch nicht reif.

Truges paßte auf. Er bewegte den Hebel an der Handpresse, nahm den Winkelhaken und besah die verschiedenen Sorten von Buchstaben. Ja, das war was andres als schustern. Hier hätte er sein mögen und mithelfen, das Korrespondenzblatt zu setzen.

„Sieh zu," sagte der ältere Bruder, „wir brauchen zu Ostern einen Lehrling. Aber denn mußt du dich rasch melden, da sind noch zwei, die gern her wollen."

Wäre es möglich?

Als Truges sich von den Gebrüdern Knall getrennt hatte, schob er längs den Häusern wie nachtwandelnd. Konnte er am Ende Setzer werden?!

„Truges!" rief eine helle Stimme. Das war Linde, die ins Geschäft ging. „Komm, bring' mich ein Stück." Er kehrte mit ihr um. „Warum bist du bloß so heiß?" fragte das junge Mädchen. „Hast du Ausschelte in der Schule gekriegt?"

Truges schüttelte den Kopf. „Ich bin mit Hannes und seinem Bruder in der Druckerei gewesen."

„Na, und was denn?"

Truges hielt still, obschon sie mitten auf dem Markt standen. „Linde, weißt du, Setzer ... Setzer ... das wäre das einzige, was ich werden möchte. Und sie können grade 'n Lehrling brauchen."

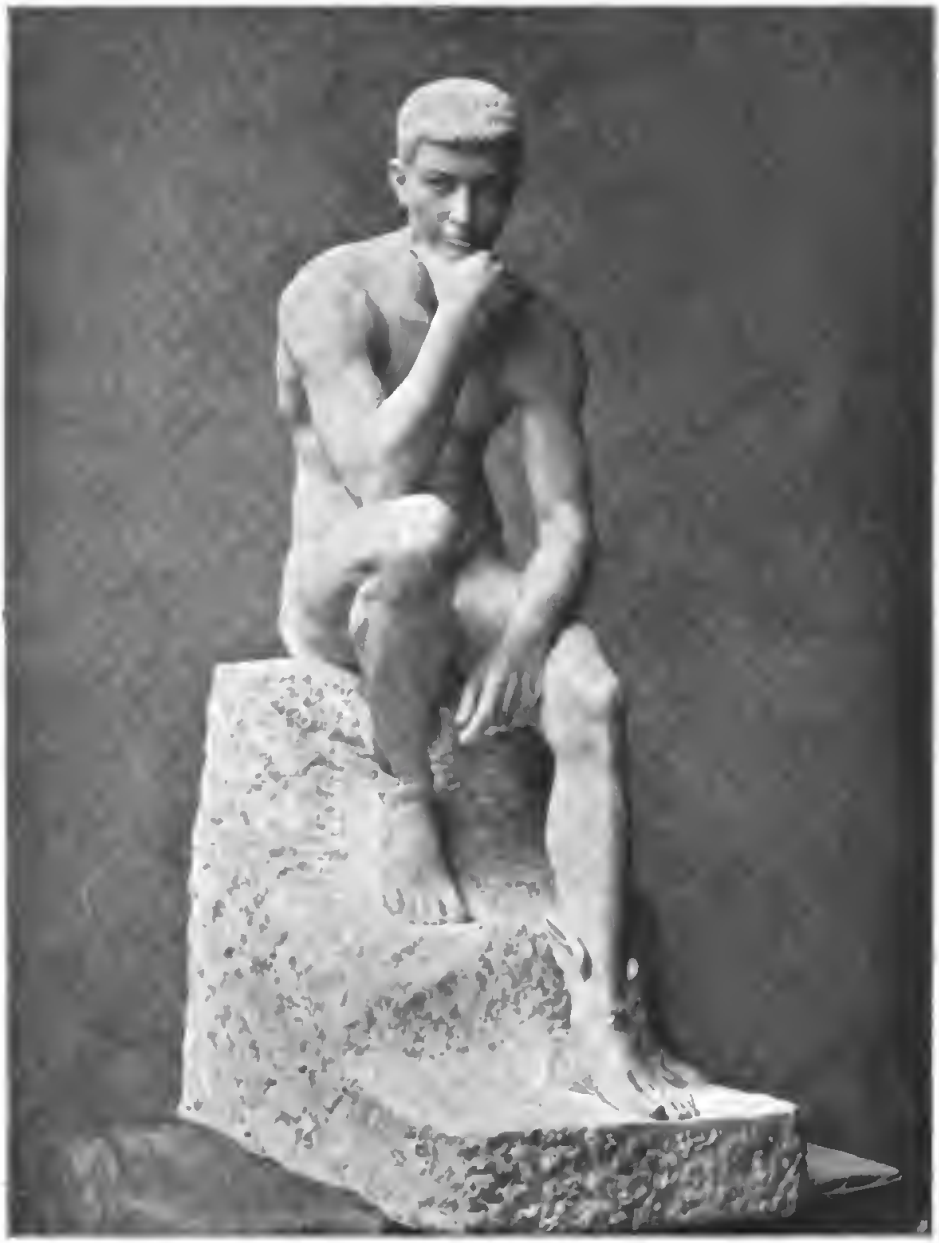
Linde wurde ernst. „Aber ob dein Großvater das erlaubt?"

„Ich glaub' nicht. Ich mag es ihm gar nicht sagen."

„Sonst," meinte Linde, „gefallen täte mir das. Schuster brr! da geh' ich nicht mit dir zu Tanz. Ich will dir was raten, geh' zu Lehrer Fischer und bitt' ihn, daß er es Großvater sagt."

„Aber wenn der nicht will?"

„Dann komm' ich noch," antwortete Linde tapfer. „So, jetzt laß mich man, ich muß



Fritz Klimsch: Hermes. Marmor. (Aufgenommen in der Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin von Hermann Ball, Hofphotographen.) Zu Ewald Bender: Die bildenden Künste.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Digitized by Google

laufen, es ist schon fünf Minuten über eins."

Sie verließ Truges, der hin und her grübelte, mit welchen Worten er sein Anliegen bei Lehrer Fischer vorbringen könne. Er nagelte den Nachmittag über an einer Kiste herum und baute ein Gestell darauf. Das sollte eine Druckerpresse werden. Dabei vergaß er, seine Aufgaben für die Privatstunde zu lernen. So saß er abends stotternd da, bis Fischer fragte: „Junge, was steckt dir denn im Kopf? Heraus damit, eher kann die Weisheit doch nicht hinein."

Truges fing an zu schluchzen: „Ich will nicht Schuster werden, viel lieber ... viel lieber ... Setzer ... Buchdrucker ..."

„Ach so," meinte Fischer und paffte nachdenklich aus seiner Meerschaumpfeife. „Und Großvater?"

„Der weiß das noch nicht."

Truges sah seinen Lehrer flehend an, und dieser verstand sehr wohl, in Augen zu lesen.

„Du magst ihn nicht bitten, wie?"

„Nein," antwortete Truges, und sein Blick wurde noch flehender.

Fischer erhob sich. „Was sein muß, das geschehe, doch nichts drüber," sagte er mit dem feierlichen Ton, den er immer hatte, wenn er seinen Lieblingsdichter Schiller zitierte. „Ich komme Sonntagmorgen mal bei deinem Großvater vor, aber vorher wird es notwendig sein, daß ich mit Herrn Mohr rede, damit wir wissen, ob er dich überhaupt in seiner Druckerei haben will."

Truges befiel eine tiefe Bangigkeit. Was war Herr Mohr für ein mächtiger Mann! Truges fühlte, sein ganzes Leben hing davon ab, ob Herr Mohr ja oder nein sagte, denn Großvater würde wohl einwilligen, wenn Herr Fischer ihn bat.

Aus dem Repetieren wurde an diesem Abend nichts. Truges war zu zerstreut, und auch sein Lehrer dachte mehr an das, was aus dem Jungen werden sollte, als an die Regeln, die er herzusagen hatte und nicht konnte. Es war nicht nur die Überzeugung, daß Truges eine gute und der Pflege würdige Anlage besaß, sondern es war auch das Mitleid mit dem Elternlosen, was Fischer zu dem Knaben hinzog.

„Geh nach Hause, mein Sohn, und schlaf aus. Und verlaß dich auf mich."

Truges packte seine Bücher und schlenderte heim, aber mit dem Schlaf war es nicht recht was. Wenn nun Herr Mohr schon einen andern Lehrling angenommen hatte? Wenn Großvater doch darauf bestand, daß er Schuster würde? Aber vielleicht glückte ihm doch alles! O, wenn er es erreichte, daß er am Setzerpult stehen durfte, was würde das für ein Stolz! Dann wollte er nicht eher ruhen, als bis er erfuhr, wo seine Mutter war, und dann setzte er einen Brief aus Buchstaben und druckte ihn: Liebe Mutter, ich bin jetzt Buchdrucker geworden, und wenn ich ausgelernt habe und Geselle bin, komme ich bald zu dir.

Die ganze Nacht hindurch lag Truges im Halbschlummer und setzte immer einen Buchstaben an den andern und druckte, druckte ganze Haufen von Papier voll, bis Papier und Lettern von einem gewaltigen Wirbelwind in die Höhe gerissen wurden und Truges, im vergeblichen Bemühen, sie zu halten, vorwärts lief und in einen Abgrund stürzte. Er erwachte, verfiel aber wieder in seinen Traum und war wieder dabei, Letter an Letter zu fügen.

Mittwoch, Donnerstag, Freitag — die Woche nahm kein Ende. Truhs Brammer saß in der Schule und paßte aufs genaueste auf. Er antwortete, indem er sein Gehirn mit Gewalt zwang, alles Gefragte zu wissen. Er achtete ängstlich auf sein Benehmen, denn alles kam darauf an, daß Lehrer Fischer ihm jetzt gut gesonnen blieb. Truges blickte ihn forschend an. Hatte er schon mit Herrn Mohr gesprochen? Fischer aber ließ sich nichts merken. Truges stellte sich absichtlich in der Pause auf dem Schulhof in die Nähe seines Lehrers hin, der aber ging ruhig an ihm vorbei, redete mit einem Kollegen und tat, als sähe er gar nicht, wie Truges die Mütze zog. Nur einmal trat er auf den Jungen zu. Der bebte: nun würde er wohl irgendwas erfahren. Fischer aber sagte nur: „Du kannst mal nach meinem Hause gehen und das Naturgeschichtsbuch holen, das auf der rechten Ecke am Schreibtisch liegt."

Truges schoß davon. Er war enttäuscht, aber das durfte er sich nicht merken lassen, sondern mußte durch seine Eile das Wohlwollen Fischers womöglich noch festigen. Keuchend kam er mit dem Buch an.

„Na," meinte Lehrer Fischer, „so zu rennen hättst du nicht nötig gehabt."

Das war alles. Von Herrn Mohr kein Wort.

Donnerstag, Freitag, Sonnabend. Truges hielt an sich. Er strich an Tante Franziska vorbei. Er hatte den Aberglauben: sag' ich was davon, dann wird es nichts. Tante Franziska hatte ihm einmal von ihren Prophezeiungen erzählt, die sie auch nicht vorher verraten dürfe. Er übertrug die Vorsicht auf seine Hoffnungen.

Sonnabendmorgen, -mittag, -abend. Endlich war es Sonntagmorgen, und als Schuster Brammer und Truges aus der Kirche kamen, schloß sich ihnen wie zufällig Lehrer Fischer an.

„Truhs, trag mir das Gesangbuch nach Hause, wie?"

Damit reichte er seinem Schüler den altväterischen Lederband hin, und Truges war froh, sich auf die Art entfernen zu können. Er war froh und angstvoll zugleich.

„Na, Meister?" begann Fischer. „Noch nicht bald zur Ruhe setzen?"

„Geht man nich, Herr Lehrer. Unsereiner muß schustern, solange als er noch 'n Reester aufsetzen kann. Den Jungen muß ich erst aus der Lehr' haben, nachher hab' ich ja meine Stube im Kloster."

„Ja, den Jungen. Aber ob der für die sitzende Lebensweise ist?"

„Gewöhnt sich all, Herr Lehrer."

„Mit der schmalen Brust?"

„Ach, wenn ich denk', ich war auf der Brust hohl wie 'n Backtrog. Na? Und nu sitz' ich doch schon bald meine fumfzig Jahr auf 'm Schemel."

Fischer schauderte es. Fünfzig Jahre auf dem Schusterbock! Sie schwiegen beide. Es war, als ob auch Meister Brammer ernster würde, als ob auch er erschrak über die lange Zeit, die ihm beim Scheine der Schusterkugel hingegangen war.

So kamen sie an die Ecke von der Haßstraße. Meister Brammer erwartete, daß der Lehrer nach der andern Seite abbiegen werde. Aber der ging mit ihm und sagte, als sie vor dem Hause standen: „Wenn wir mal was besprechen wollten? Wegen Truhs ..."

„Hett he wat utfreten?"

„Nein. Das ist ein Muster von einem Schüler, aber —"

Nun traten sie in den Hausflur, und das Gespräch stockte, bis sie in Brammers Stube saßen.

„Sehen Sie, lieber Meister, ich bin der Ansicht, man soll Truges nicht zwingen, was zu werden, wozu er keine Lust hat."

Was Lehrer Fischer sich vorgenommen hatte, war nicht so leicht durchzuführen. Er mußte sich hüten, das Schusterhandwerk im Vergleich zu andern Berufen herabzusetzen. Nur die Neigung, die in Truges wohnte, durfte er wirken lassen, und auch die nur so, daß Brammer darin keinen Undank von seinem Enkel erblickte.

„Der Junge hängt an Ihnen, Meister, aber damit ist nicht ausgeschlossen, daß er was andres werden möchte."

„Ick kann anner Lüüd keen Liehrgeld betahln."

„Ja, das ist die Geschichte. Aber wenn sich das nun sonst machen ließe? Dann hätten Sie vielleicht nichts dagegen, wenn Truhs hier das Geschäft nicht fortsetzte?"

Brammer wiegte den grauen Kopf. Er war daran gewöhnt, sich Truges auf dem Schusterschemel zu denken.

„Will he denn wat anners?" fragte er. Das mußte doch erst festgestellt werden.

Fischer empfand die Frage als Befreiung. „Ja, er hat es mir gebeichtet. Nicht, als ob er kein kindliches Vertrauen zu Ihnen hätte, aber es geschieht oft, daß wir Lehrer von den Jungen mehr erfahren als die eigenen Angehörigen. Er will gern Buchdrucker werden."

„Aha," meinte Großvater Brammer. „Dorüm sitt he und smeert dat Papeer vull." Er holte das unvollendete Kalenderwerk des jungen Schwarzkünstlers hervor.

Lehrer Fischer prüfte es. „Talent steckt am Ende drin, Meister, warum wollen Sie ihn nicht lassen? Es ist besser, wir bekommen einen zufriedenen Buchdrucker als einen unzufriedenen Schuster."

„Dat Liehrgeld."

„Gewiß, das ist eine schwierige Geschichte. Aber da traf ich neulich Herrn Mohr, der das Korrespondenzblatt ..."

„Ach nee!" Jetzt wurde Schuster Brammer wach. Wenn es sich um die Druckerei handelte, wo sein Leibblatt herauskam, konnte man der Angelegenheit schon nähertreten.

„Wir sprachen beiläufig über Ostern, und da sagte er, einem tüchtigen jungen Menschen, der mit Lust und Liebe bei ihm eintrete, würde er gern mit dem Lehrgeld entgegenkommen. Und, Meister Brammer, so viel haben Ihnen die Reester und Sohlen doch auch eingebracht, daß Sie Ihrem einzigen Enkel seinen Lieblingswunsch nicht zu

versagen brauchen, wie? Sie sind ein angesehener Mann und haben für sich selbst genug auf der Achterkante liegen."

Die Schmeichelei tat dem Alten wohl, und er sah die Sache milde an. Tante Franziska huschte in die Stube. Sie konnte es vor Neugierde draußen nicht mehr aushalten. Fischer fühlte, daß sie seine Bundesgenossin war. „Ja, Mademoiselle, Setzer in der Druckerei will er werden."

Das Fräulein schlug die Hände zusammen. „O, das wäre herrlich!"

Der Alte murmelte: „Liehrgeld!"

„Das kriegen wir leicht, Nachbar, da geb' ich was zu."

Nun kam auch Truges herein. Der Lehrer sah ihn aufmunternd an. Tante Franziska hüpfte auf ihn zu.

„Und dann druckst du lauter Märchen- und Legendenbücher und auch Bilder. Ja? Ich weiß es: Bilder werden auch gedruckt!"

Truges blieb stumm. Hatte sein Großvater eingewilligt? Der brummte: „Wüllt tosehn, wat sick maken lett."

Das klang verheißungsvoll. Truges eilte zu Linde herauf: „Du! Ich glaub' bestimmt, ich komm' in die Druckerei."

Tante Franziska bereitete in der Küche das Mittagsmahl, und Lehrer Fischer drückte dem Alten die Hand: „Gönnen Sie sich man bald Ruhe, Meister. Ich pass' mit auf Truges." Damit ging er.

Meister Brammer blieb allein in dem Raum, der ihm Stube und Werkstatt zugleich gewesen war, fast so lange er denken konnte. Wie die meisten, die den ganzen Tag nichts andres tun, als den Leuten auf die Sohlen schauen, so gehörte auch Meister Brammer zu den nachdenklichen Männern, und er hätte wohl einen kleinen Philosophen hergegeben, wenn ihm nicht ein einziges Wort all sein Denken und inneres Streben lähmte — das war sein Lieblingswort: Dat treckt sick all torecht! An diesem Wort war er hasten geblieben, es war sein Schicksal geworden.

Sachtmütig war er seine Wege gegangen. Kam etwas Schweres, das andre betraf, so hatte er das Wort bereit: Dat treckt sick all torecht. Fiel auf ihn selbst etwas hernieder, was ihn wirklich hätte zu Boden drücken sollen, damit er sich mühsam aufrichtete und dann stärker war: er blieb gebeugt und wartete, bis die Last von selber wieder von ihm abfiel.

Reichte sein Geld nicht — nun, er arbeitete wohl, aber er hatte doch keine großen Sorgen, die ihn anspornen konnten, Kunden zu suchen und sein Geschäft zu vergrößern. Nein, alles mußte von selbst kommen. Auch seine Liebe zur Politik und sein Räsonieren über das Stadtregiment waren nur kleine Regungen. Es ging ja doch, wie es gehen sollte, es wurde besser, oder es wurde schlechter. Auf jeden Fall zog sich alles zurecht, wie es am besten paßte.

Das war seine ganze Weisheit. Unter diesem Worte wurden seine Gedanken stumpf. Er war in eine Ergebenheit, in einen Schicksalsglauben versunken, der von keinem eignen Bewegen wissen wollte.

Schuster Brammer war ein gesunder Mensch gewesen, solange man ihn in der Haßstraße kannte. Aber er hatte seine Kräfte ungenutzt vergehen lassen und es nicht weiter gebracht, als er an dem Tage war, wo er mit seiner jungen Frau hier einzog. War es schon sein trübes Geschick gewesen, daß er diese Wohnung zu seinem Heim wählte? Die Sonne kam nie hierher. Frühmorgens hätte sie freilich Lust gehabt, in die engen Fenster zu schauen, aber die Häuser gegenüber hielten sie ab von ihrem wohltätigen Werk, und sie wandelte um die Stadt herum, ohne jemals ihre Fröhlichkeit dahin gebracht zu haben, wo die kleinen Seelenkeime saßen und nicht vorwärts kamen. Des Abends fiel bisweilen ein Widerschein der untergehenden Sonne in Brammers Stube hinein und spiegelte sich in der Schusterkugel. Aber das war ein Licht, das schon andern Menschen gedient hatte, es wärmte nicht, es leuchtete nicht, es war ein schwacher Abglanz der Herrlichkeit, die außerhalb der Haßstraße lebte.

Weit über vierzig Jahre, Tag für Tag, hatte Schuster Brammer an ein und demselben Fleck gesessen. Seine Frau war verhungert in dem Mangel an Licht. Brammer hatte sie begraben. Er hatte ehrlich und redlich um sie geweint, denn es war nun niemand mehr auf der Erde, dem er sich vertraut fühlte. Aber als er sein Leder wieder klopfte, da kam das böse, böse Trostwort: Dat treckt sick all torecht, und aus der Trauer wurde ein immer leiseres Entbehren, ein immer dumpferes Sichhineinfinden in das Unabänderliche.

Sein Sohn, ein Mensch voll unbewußter Sehnsucht, hatte an Stelle des Lichtes, das

er nicht hierher verpflanzen konnte, Gisela in diese düstern Räume gebracht. Er selbst aber war krank gewesen vor Sonnendurst. Und Gisela verließ ihn, weil sie nicht mit verdursten wollte. Der Sohn, allmählich entkräftet in der Dunkelheit und an der schweren Seelenwunde blutend, die ihm sein Weib geschlagen hatte, war seiner Mutter gefolgt.

Ja, das Schicksal hatte Meister Brammer nicht mit Leid verschont, und es wäre menschlich gewesen, wenn er bei den harten Schlägen tief geklagt und diese Stuben verlassen hätte. Aber nichts von alledem. Er wischte sich an den Gräbern die Augen aus und ging heim zu Leder und Pech.

Das Leben gehorchte — es zog sich zurecht. Das Schicksal ließ Schuster Brammer beiseite liegen, nachdem es vergeblich daran gearbeitet hatte, ihn aufzurütteln. Knapp, knapp, sagte der Schusterhammer. So trotteten die Jahre hin, so ganz und gar eintönig.

Schwarzbrot, Speck, Klöße, Dünnbier, 'n lütten Köhm, die Pfeife und der Priem: Brammer hatte sein lebelang dafür geschustert, daß er diese Dinge so reichlich habe, wie er sie brauchte, und mehr bedurfte er nicht.

Und doch überkam den alten Mann an diesem Morgen, als ihn die andern verlassen hatten, eine Ahnung: es gab wohl sonst noch etwas, wofür man schaffen konnte. Auch für ihn selbst lag dies andre wohl bereit, wenn er sich nicht immer in seine Schickung ergeben, sondern einmal etwas gefordert, einmal wider den Stachel geleckt hätte. War das Leben denn des Lebens wert gewesen? Er blickte auf den Haufen Stiefel um ihn herum. Die Menschen, denen er hier ihr Schuhzeug in Ordnung brachte, machten damit vielleicht tüchtige Schritte — er selbst hatte sich damit begnügt, das Zeug immer wieder zu flicken, wenn sie es auf ihren Wegen durchschlissen hatten. Er selbst war niemals mit ihnen hinausgegangen; er wußte nicht, wie es war, wenn man ein Ziel erreicht. Nun war es bald damit zu Ende, daß er andern Leuten half, heilen Fußes emporzuklimmen, aber dann bekam eben einfach ein andrer Schuster die Arbeit, der flickte ebenso gut, und niemand vermißte den alten Brammer. Niemand. Nicht einmal sein Enkel, der das Leben nicht da beginnen wollte, wo der Großvater aufhörte.

Brammer blickte traurig zum Fenster hinaus. Hatte Truges nicht recht, wenn er sich vor dem Platz fürchtete, auf dem er nichts weiter werden konnte, als was sein Großvater geworden war: ein müder, gleichgültiger Greis, der sich nicht erinnerte, daß er je auf etwas gehofft, daß ihm je vor etwas gebangt hatte?

Schuster Brammer stand auf und suchte seinen Enkel. Der saß in der Kammer und las. „Jung, treck din Stäbeln an. Ick will mit di hengahn, un wenn he di in sin Drückerie hebben will, denn man to."

„Grotvadder!"

Truges sah zu dem alten Mann auf, der ein mildes Gesicht über ihn herabbeugte. Und es geschah in dieser Stunde zum erstenmal, daß Truges seinem Großvater die Arme um den Nacken schlang. Dem Alten tropfte eine Träne in den griesen Bart. Ja, Truges umarmte ihn. Aber in seiner Scheu vor dem Ungewohnten, vor dieser Zärtlichkeit, die er längst nicht mehr kannte, in dieser Scheu, die einer Schämigkeit gleichkam, machte sich der Schuster los, wandte sich ab und fand auch in dieser Stunde, wo die Sehnsucht und die Liebe noch einmal wie mit leisen Schwingen an sein Herz streiften, kein andres Wort als das, was ihm für alles gegolten und weswegen er alles verpaßt hatte: „Lat man — dat treckt sick all torecht."

(Fortsetzung folgt.)

Juana

Die schlanken Mädchen mit den Tamburinen
Und Kastagnetten funkelten im Tanz.
Es flüsterten die süßen Mandolinen,
Und tausend Sterne, die durchs Dunkel schienen,
Versilberten das Tal mit haldem Glanz.

Und, rote Rosen in den schwarzen Haaren,
Das dieichste Kind an des Duero Strand,
Gadst du mir fern den bunten Tänzerscharen
Die leisen Hände, die wie Märchen waren,
Und sahst mit Lächeln in dein Heimatland.

Hans Bethge

Viterbo: Palazzo Pubblico on der großen Piazzo. Fünfzehntes Jahrhundert.

Von Rom nach Viterbo

Eine italienische Frühlingsfahrt. Von Therese Leo

Mit der Trasteverebahn nach Südetrurien zu fahren, das war seit langem unser Wunsch. An einem Frühmorgen, als die Sonne schön vom Himmel strahlte, beschlossen wir den Ausflug zu machen und bestiegen den Zug. Bald liegt Rom hinter uns. Quer durch die unendliche, einsame Campagna geht die Fahrt. Hier und dort ein Gehöft, sonst nichts als welliges Wiesenland bis zum fernen Horizont. Einige wenige dicht zusammenstehende Pinien, die in die blaue Luft hineinragen, bringen einen dunklen Fleck in die bräunliche Öde.

An den Abhängen, in den Bodensenkungen weiden Schafe in großer Zahl. Im Vorüberfahren wirlen sie gleich verstreuten Steintrümmern. Das weite Landschaftsbild ist umschlossen von den wunderschönen Bergen, die zerfallenen Tempelunterbauten ähnlich sehen. Staffelförmig aufsteigend, türmen sie sich zu lichter Höhe. Die zackigen Gipfel der wilden Abruzzen, verschneit, umflossen von rosigem Licht, strahlen, als seien sie selbst die Lichtquelle. Das unendliche Schweigen der großen Vergangenheit tönt lautlos in die Seele. Gräber, Trümmer überall.

Im Vorübereilen trifft unser Blick das einzig Moderne, die Errungenschaft der jüngsten Zeit. Die winzigen Stationshäuschen sind ringsum mit einem käfigartigen Vorbau aus feinem Drahtgespinst umgittert. Schutzwehr gegen die Insekten, die als Erreger der tückischen Malaria gefürchtet sind.

Der Verkehr an den seltenen Haltestellen ist recht geringfügig. Bei La Storta verlassen ein paar Reisende den Zug, um die antike Ruinenstadt Veji aufzusuchen. Campagnawanderer sind ebensowenig zu verkennen wie Alpensteiger. Die Ausstattung steht ein für allemal fest. Über dem staubgrauen Lodenrock kreuzen sich auf der Brust zwei Lederriemen. Der Feldstecher hängt an dem einen, der photographische Apparat ist an den anderen geschnallt. Die Hand schwingt prüfend den derben Stock, auf dem Rücken wölbt sich der Sack mit der Zehrung. Die

Viterbo: Fontana Grande von Giovanni. 1250.

spärlich verstreuten Menschen vermögen nicht das Geringste zu liefern; wer also nichts bei sich führt, muß hungern. Ein einziges Mal ist es mir geglückt, die Frau eines Bahnwärters auf dieser Strecke zur Hergabe eines Eies zu bewegen. Wir durchstreiften im Vorfrühling die Campagna, um die Reste der vor etwa hundert Jahren endgültig des Fiebers wegen von den Bewohnern verlassenen Stadt Galéra zu besuchen. Die Ruinen liegen seitab, ungefähr zwei Stunden Wegs landeinwärts vom Bahngeleise.

Ein von blühendem Dorn bedachter Verhau führt zu dem verwunschenen Ort. Die uralten Ringmauern stehen wie einst; die Häuser des achtzehnten Jahrhunderts fallen, von Efeu umsponnen, in sich zusammen. Brombeersträucher, Kletterrosen, Blumen in unendlicher Fülle verkleiden mitleidig die häßlichen Backsteinklötze. Noch steht der vierkantige Glockenturm aufrecht, selbst das gemalte Zifferblatt der längst entführten Uhr ist deutlich erkennbar. In nicht zu ferner Zeit wird auch er sein Haupt ins Gras

Viterbo: Die Feste der schönen Galiana.

senken, und nur die antiken Quadermauern werden den rollenden Jahrtausenden Trotz bieten.

Endlich fährt unser Zug durch bebautes Land, und mit einem Schlag wird das Bild lebendig. Kegelförmige vulkanische Hügel schieben sich zur Kette und umschließen den schönen See von Bracciano. Ein bevölkertes Städtchen steigt den Berg hinan, bis es am Gipfel von einer der imposantesten mittelalterlichen Stadtburgen gekrönt wird, dem Castello Bracciano. Es gehört heute der Familie Odescalchi. — Walter Scott hat einst dieses Schloß liebevoll geschildert, hat es all den berühmten römischen Sehenswürdigkeiten vorgezogen, hat monatelang in der grünen Einsamkeit, an dem von silberigen Oliven umsponnenen Seegestade geweilt und hat das bewegte Leben vergangener Zeiten auferweckt. Heute wird hier allwöchentlich während der Jagdzeit auf Wolf und Fuchs gepirscht, und am Schluß der Hetzjagd vereint sich in Bracciano die vornehme Gesellschaft zum fröhlichen Mahle.

Digitized by Google

Weingärten, bestellte Felder, Olivenhaine umsäumen das Geleise. In Ronciglione, dem ersten an der alten etruskischen Grenze liegenden Städtchen, verlassen wir die Bahn. Es türmt sich an schroffer Felskante auf. Die steilen Gassen sind mit unregelmäßigen Tuffquadern gepflastert, und über der ansteigenden Piazza heben sich die kantigen Zinnen der alten Burg hoch in die blaue Luft.

Ein munterer Gaul wird vor ein leichtes Wägelchen gespannt, und fort geht es der Höhe zu — nach Caprarola.

Bald ist das schwirrende Sonntagspublikum, sind die lustigen, hübschen Buben, die dem Wagen eine Strecke das Geleit geben, hinter uns zurückgeblieben. Der Weg steigt an. Die von fern mit schwankem Wipfel grüßenden Zypressen schließen sich vor einer der

Viterbo: Das Haus der schönen Galiana.

Digitized by Google

Viterbo: Hof des Palazzo Pubblico mit dem Stadtbrunnen. 1624.

geheimnisvollen, grau ummauerten Villen zusammen. Über die hohen Wände nicken die Baumkronen. Rosen und Glyzinen blühen duftend in wirrem Geschling, nur hin und wieder gestatten die auseinandertretenden Zweige einen flüchtigen Durchblick bis an das auf sanfter Höhe liegende weiße Herrenhaus.

Dann umfängt uns Bergeinsamkeit. Aus der Ebene steigt inselartig der Soracte auf. Anfangs umhüllen ihn leichte Nebelschleier, die, vom Winde gejagt, in weißgraue Fetzen zerflattern. Die Landstraße umkreist den Berg in großem Bogen. Einzelne Spitzen, Felsspalten, Schluchten, in der Höhe die alte, San Oreste geweihte Kapelle, tauchen auf, verschwinden und räumen anderem den Platz. Bei jeder Wegbiegung ändert sich die Form des Gebirgsstockes. Einmal ähnelt er in verkleinertem Maßstabe dem Rigi, dann wieder ziehen sich die Massen zusammen, formen sich zum spitzen Kegel, und plötzlich sieht der Wanderer den in gestreckten Kehren zum Gipfel führenden Weg. Endlich türmt sich die Halde, wiederum von einer Stadt gekrönt. Das ist Caprarola mit dem berühmten fünfeckigen Riesenschloß, von Vignola erbaut, das uns, wie manche andere auch, veranlaßt hat, in alter Weise die schöne Straße dahin zu fahren, statt schnell mit dem Zuge nach Viterbo zu eilen.

Die übertrieben aufdringliche Feierlichkeit dieser Architektur sagt mir gar nicht zu, doch der runde Innenhof mit den überkragenden Galerien fesselt durch zweckmäßige Schönheit, und der Blick von dem breiten Altan über die herrlichen Gärten bis hinaus zu dem silbern blitzenden Gürtel des Meeres ist wundervoll. Ganz einsam haust in dem hallenden Palast der weißbärtige Kustode.

Und weiter geht es der Paßhöhe, dem Ciminischen Walde zu. Tief unter uns blaut der entzückende See von Vico, das Auge der Einsamkeit. Endlich nach zweistündiger Fahrt ist der Gebirgssattel erklommen. Vulkanische Kegel, hier und dort Kratermare, endlose Triften, auf denen spärliche Herden äsen. Einzelne hohe Pinien in der Ferne, verstreut armselige Hütten, kaum einmal ein menschliches Wesen. Die einzigen, denen wir eine Gabe reichen können, sind ein in Felle genähter Hirt, der den spitzen durch-

Viterbo: Via San Pellegrino.

löcherten Filz vom Kopf reißt, und ein altes Weiblein, das seine magere Ziege behütet. Unverdrossen trabt unser Rößlein. Wird der Weg steil, dann wandern wir eine Strecke bergan.

Auf der Scheide rasten Mensch und Tier — und noch einmal umfängt uns die Campagna in ihrer schweigenden Größe.

Purpurn leuchten im Hintergrunde die nackten Felsen des Apennin, wie ein drohend gestreckter Finger zeigt der Monte Romano bei Braeciano in die Wolken. Die Volsker-, Sabiner- und Albanergebirge, die einer Arena gleich Rom umlagern, sind rötlich von der sinkenden Sonne umstrahlt, und uns zur Seite hebt der Soracte sein zackiges Haupt. Es beginnt zu dämmern. Schneidender Nordwind durchkältet uns. Wir springen aus dem Wagen, rennen den abschüssigen Weg hinunter, treffen bald auf geputzte Spaziergänger, Wäglein mit vergnügten Menschen fahren vorüber, Gesang erschallt, wir durch-

schreiten das Tor, es rauschen die Brunnen — Viterbo!

Mein Herz ist voll von Viterbo! Eine Stadt der Grazien! Allüberall sprudelt das Wasser aus den zierlichsten und stattlichsten Brunnen. Die schönsten Mädchen schöpfen das Naß in die großfügigen Kupferconcas, tragen es, fröhlich plaudernd, stolzen Ganges auf den Köpfen die hügeligen Gassen bergan, bergab. Und überall, gleich einer Wolke von Duft, schwebt das Schattengebilde der schönen Galiana über den Häuptern. Wer war sie? Vor allem: wie sah sie aus? Und wären wir Frauen von heute noch so schön, mit allen Reizen Aphrodites geschmückt, würde unser Ruhm nach Jahrhunderten in Wort und Werk lebendig sein? Kaum.

Hier ist es anders. Im ältesten Teile der Stadt reckt trotzig ein vierkantiger Turm sein Haupt in die Höhe: „Die Feste der schönen Galiana". Dort der lieblichste Balkon, der am leicht geschwungenen Steinsims der Treppe sich aufbaut, mit reizvollen Reliefverzierungen überreich geschmückt ist, führt zum Wohnhaus der schönen Galiana. Und endlich auf der märchenhaften Piazza springt aus der Ecke des Palazzo Pubblico das Stadtwappen hervor. Ein aus Sandstein überlebensgroß gemeißelter Löwe steht dick und treuherzig unter einem unendlich komischen Palmenbaum und schaut gespannten Blickes auf das Grabmal der schönen Galiana. Ein antiker Meleagersarkophag ist neben dem Kirchenportal in die Mauer eingelassen, ihn krönt ein eleganter gotischer Spitzbogen. Auf der Marmortafel, die den Zwischenraum ausfüllt, lesen wir schwungvolle lateinische Verse, den Reizen der Unvergleichlichen zum Ruhm.

Es berichtet die Sage: um ihretwillen zogen Anno Domini 1138 die Römer wider Viterbo ins Feld, das zu jener Zeit eine blühende Handelsstadt war. Von Kampf, von Zerstörung, von Mord und Plünderung ließen sie erst ab, nachdem die schöne Galiana ihrem Verlangen gewillfahrt und von der Stadtmauer den rauhen Kriegern all ihre Schönheit in unverhüllter Pracht gezeigt hatte.

Und nirgends ein Konterfei. Kein Bild, keine Büste. Unsere Phantasie schafft ein Wunder ohnegleichen.

Viterbo: Sta. Maria della Verità. Dreizehntes Jahrhundert.

Viterbo: Loggia des Konklavesaales am erzbischöflichen Palast. Dreizehntes Jahrhundert.

Im Hofe des Palazzo Pubblico stehen in Reihen etruskische Sarkophage. Auf jedem ruht lebensgroß Mann oder Frau. Moos und kleine Blumen wuchern in den Fugen der Steinsärge. Aus dem alten schönen Stadtbrunnen in der Mitte des Gartens, dessen Spitze zwei aufstehende, am Palmenschaft eingekrallte Löwen krönen, sprudelt das klare Quellwasser; in breitem, ruhigem Glanz strahlt die Sonne, und um die Fernsicht zu genießen, tritt der fremde Wanderer auf einen Steinsarg, auf antike Säulentrommeln, und es zieht der Blick weit hinaus ins Land. Er haftet an den aufsteigenden Hügeln, an den Resten des Hohenstaufenschlosses, in dem einst Kaiser Friedrich II. Hof gehalten; von dem aus er 1243 in eigener Person die Belagerung Viterbos geleitet, das sich treulos von ihm abgewandt und sich den römischen Guelfen angeschlossen hatte. Diese Belagerung bildet einen denkwürdigen Merkstein in der Geschichte des römischen Mittelalters. Eine kleine tuskische Stadt, von einem geharnischten Kardinal verteidigt, schmückte sich mit dem Siegeslorbeer. Die Stürme des kaiserlichen Heeres wurden erfolgreich zurückgewiesen. Einmal geriet der Kaiser sogar in persönliche Gefahr. Und endlich war er bezwungen, sein Heer mußte abziehen, und die Belagerung Viterbos mußte aufgegeben werden. Dies Mißgeschick war folgenschwer. Es bedeutete des Papstes Triumph, Friedrichs Demütigung. Vor Viterbos Mauern wandelte sich das Glück der Hohenstaufen zu stetem tragischem Niedergang.

In mancher Hinsicht darf sich das kleine Viterbo mit dem großen Siena vergleichen. Ebenso wie dort, in der Hochburg der Ghibellinen, hat sich hier in dem abgeschlossenen Gemeinwesen, dem Hauptquartier der Guelfen, eine eigene Geschichte, verbunden mit individueller Kunstübung, bis zu hoher Blüte entwickelt.

Im elften Jahrhundert zog eine große Anzahl lombardischer Künstler, die geängstigt vor Friedrich Barbarossas Wut flohen, Schutz suchend nach Viterbo, und ließ sich in der festumfriedeten Stadt dauernd nieder. Die Spuren ihrer eigentümlichen, hochentwickelten Kunstfertigkeit sind an vielen Kirchen, an Portalen, an den Fenstereinfassungen der öffentlichen Paläste und an den äußerst reizvollen Verzierungen vieler Privathäuser deutlich zu verfolgen.

Digitized by Google

Viterbo: Künstlicher See in der Villa Lante (Bagnaja).

Wir schlendern durch die mittelalterlichen Gassen mit den malerischen Durchblicken, bewundern vor allem in der Via San Pellegrino die schönbogigen Renaissancehäuser, verweilen vor den Viterbo eigentümlichen Treppenaltanen am Hauseingang, die mit reicher Erfindung, vom feinsten Geschmack erdacht sind, und gelangen vor der Stadtmauer, unfern dem Torbau nahe bei der Fontana della Rocca, an die gotische Kirche Sta. Maria della Verità. Sie ist nach dem Typus der umbrischen Bettelmönchskirchen erbaut und wird dem Niccolo Pisano zugeschrieben. An die einschiffige Kirche schließt sich ein wunderschöner Kreuzgang, geschmückt mit Fresken von Lorenzo da Viterbo und abgegrenzt mit köstlichem Maßwerk.

Zurückkehrend nehmen wir den Weg zu der herrlichen Ruine des einstmals päpstlichen Palastes, der sich der berühmten Kathedrale unmittelbar anschließt. Den schönen Konklavesaal mit der Loggia hat man neuerdings der häßlichen Zutaten und der unbehilflichen Stützen entkleidet. Das feine Maßwerk der Fenster, die Simsverzierungen sind mit feiner, verständnisvoller Hand in ursprünglicher Gestalt hergestellt worden, und die Vergangenheit löst sich aus dem Schutt der jüngsten ruhmlosen Jahrhunderte.

Es sah wild aus in und um Rom im dreizehnten Jahrhundert. Ohne Ende befehdeten sich Fürsten, Adelsgeschlechter, Volksparteien und freie Städte. Das heisere Gebell der roten Wölfin der Guelfen ertönte unablässig in Rom nach Friedrichs II. Tode. An ein ruhiges Abhalten des Konklave im Lateran war nicht zu denken. So flüchtete denn ein Papst nach dem anderen nach Viterbo, suchte und fand dort Schutz gegen die Unbotmäßigkeit der Römer, die wieder und wieder das Joch der Priesterherrschaft abzuschütteln trachteten, um unter Führung selbstgewählter Senatoren eine reichsunmittelbare Republik zu gründen.

Der kluge Stadthauptmann von Viterbo, Raniero, aus der edlen Familie der Gatti, ließ damals in weiser Fürsorge um das Wohl der Stadt, die als päpstliche Residenz große Bedeutung gewinnen mußte, den Palast mit dem anstoßenden großen Saal erbauen. Andrea dei Gatti errichtete die herrliche Loggia, von deren offenen Bogenhallen aus der neu erwählte Papst, nach zwei Seiten, dem großen Kirchplatz und nach der Campagna ge-

wendet, dem harrenden Volk den Segen erteilen sollte.

Auf diese Loggia trat der französische Papst, Clemens IV., am 6. August 1268 hinaus und schleuderte den Bannstrahl gegen den jungen Konradin, den letzten Hohenstaufen, der angesichts Viterbos auf der Via Cassia dahinritt, dem Tode entgegen.

Nach dem Sieg über den edlen Kaisersohn, nach seinem jammervollen Ende in Neapel fand der grausame Karl von Anjou es angezeigt, dem Papst im mündlichen Austausch seinen Triumph über die Ausrottung der „Vipernbrut", wie Clemens das edle Schwabengeschlecht schmähend nannte, in allen Einzelheiten mitzuteilen.

Zur selben Zeit weilte der junge englische Prinz Heinrich, Richard von Cornwalls Sohn, auf der Heimreise von Tunis auch in Viterbo. In Karls Gefolge prunkte sein Statthalter und großer Feldhauptmann Guido von Montfort. Der ergrimmte beim Anblick des jungen Prinzen in maßloser Wut ob ungesühnter Blutrache, und während der Messe stürzte er sich auf den betenden Jüngling, ermordete ihn meuchlings und schleifte die Leiche des Unseligen an den Haaren auf die Gasse. Dieses Verbrechen, obgleich angesichts der Kardinäle, in Gegenwart des Königs von Frankreich und des Königs von Sizilien begangen, ist niemals geahndet worden. Wohl floh der Mörder, doch wenige Jahre später war er aufs neue der Heerführer im Sold der Kirche.

Bei dem Konklave nach Papst Clemens' Tode diente der Saal des Raniero dei Gatti zum erstenmal seinem eigentlichen Zweck. Bis dahin pflegte das Kollegium im Dom zu tagen. Als die Kardinäle zwei Jahre lang beraten hatten und zu keiner Einigung über die Person des Nachfolgers auf Petri Stuhl gelangen konnten, ließ Raniero, des fruchtlosen Haderns müde, die Ausgänge des Saales zumauern, befahl das Dach abzudecken, um die Prälaten der Unbill des Wetters preiszugeben, verweigerte ihnen jede Zufuhr von Lebensmitteln — und das half.

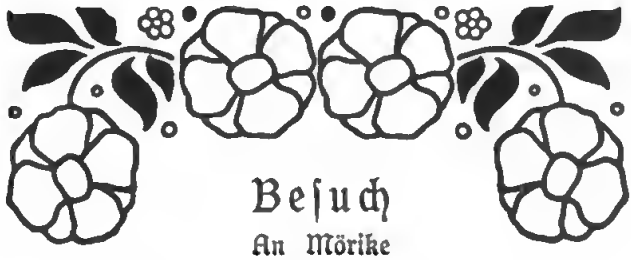
Obgleich Viterbo von der Touristenwelt erst seit kurzer Zeit entdeckt ist, so läßt es sich in dem sauberen, hübschen Ort ganz behaglich hausen. Freilich, elegant ist die Unterkunft nicht, für Anspruchslose jedoch ausreichend. Das schöne Wetter lockt die Bewohner ins Freie — eine Festa gibt es draußen zu feiern — die kleinen Einspänner rasseln über das Pflaster und fahren die lustige Menschheit hinaus nach Bagnaja.

Eine wunderschöne Klosterkirche ist draußen unser erstes Ziel. Mag sie auch nicht von Bramante erbaut sein, die Fassade ist merkwürdig und sehr eindrucksvoll. Und als sei das Quattrocento lebendig geblieben, singen und schreiten drinnen im Dämmerlicht die Mönche wie einst. Die dunklen Köpfe von der weißen Kapuze umrahmt, den Blick gesenkt, folgen sie psalmodierend dem Bannerträger mit dem goldgründigen Bildnis unserer lieben Frau. In zwei langen Reihen stellen sie sich am Hochaltar auf, und in feierlichem Tanzschritt, mit demutsvoller Beugung, bei verebbendem Gesang begegnen sich die Flügelmänner und tauschen Kuß und brüderliche Umarmung.

Weiter geht es die staubige, grünumbuschte, wellige Straße hinan, bis aus einem Hain von Zypressen und altersgrauen Pinienstämmen das Kasino der Villa Lante, von Vignola erbaut, auftaucht.

Mag einem die Kunst der Hochrenaissance, das Barock nicht liegen, die Gärten aus jener Epoche sind eine stete Freude. Wie vortrefflich verstand man das Terrain auszunutzen, zu welch merkwürdigen Wirkungen vermochte man die Wasserkünste zu bringen, wie reizen und verschönen die von den Jahrhunderten gewebten grünen Schleier. Wiegende Baumkronen auf Anhöhen, an Böschungen, breittreppige Terrassen, auf denen unzählige Statuen ein stumm-lebendiges Dasein vortäuschen, künstliche Seen, mit Moos übersponnene Gondeln aus Granit, und aus der Mitte des größten tritt, die ganze Anlage krönend, eine wunderherrliche Bronzegruppe lebensgroßer nackter Jünglinge hervor. In den hocherhobenen Händen tragen sie das Chigiwappen, die vier Kegel mit dem Strahlenstern. Alles atmet Geschmack und vornehme Freude.

Die Besitzerin, Fürstin Lante, kam, während wir im Park lustwandelten, mit Kindern und Dienerschaft aus Rom, um in dem Zauberschloß den Sommer zu verleben. Der Pförtner versicherte, daß auch bei Anwesenheit der Familie fremde Besucher ohne weiteres Einlaß fänden. Das ist nicht eben häufig in den Schlössern des italienischen Hochadels.



Besuch

An Mörike

Ein weißgetünchtes Haus, das Pastorat;
Efeuberankt, mit grünen Fensterläden.
Den Garten, der dahinter liegt, begrenzt,
Genau im Viereck angelegt, der dunkle,
Der hundertjährige Kastanienweg.
Ein himmelblauer Julinachmittag.
Wir sitzen in dem Schatten der Allee
Auf grünem Rasenplatz am Kaffeetisch.
Rings Gearginen-, Nelken-, Rasenbeete,
Hachstämmige Fuchsien, blütenübersät,
Hier Feuerbohnen, blau und weiß und rosa,
Und bart, von grünem Buchsbaum eingefaßt,
Ein dunkelblauer Teppich Heliotrop.
Und in der Mitte steht aus Spiegelglas
Auf grünem Pfahl die aufmerksame Kugel,
Die Menschen, Falter, Blumen, Himmelsblau
In blanker Einfalt blitzend widerstrahlt.
Der Pastor liest, halb singend, leicht bewegt,
Voll heitrer Andacht die Novelle vor:
„Mozart auf der Reise nach Prag."
Der Pastor ist ein arthodoxer Herr,
Recht wohlbeleibt und seinen Schelm im Nacken,
Weißseidene Babylöckchen um den Hinterkopf,
Und eine goldne Brille vor den Augen.
Frau Pastorin sitzt bei der Häkelarbeit.
Die hübsche Schwiegertochter und ihr Mann
— Er ist Reserveoffizier und Landwirt —
Schaun freundlich teilnahmlos ins Weite;
Die beiden Enkel sitzen auf der Fußbank
Und blättern brav in einem Bilderbuch.
Der zweite Sohn, ein junger Theolog
— Er ist in Jena heimlich Burschenschafter
Und liest, ehem! „Jenseits von Gut und Böse" —,
Ein spindeldürrer Mensch, krümmt sich im Stuhl
Und wirft zwei Finken Kuchenkrümel hin.
Und Lisbeth, jung und lindenblütenblond
Und hold — ich glaube, nicht unähnlich ganz
Der Kameradin, die Frieberike hieß —,

Schaut ernsten Blicks auf eine Stickerei,
Zieht mit gelenken Fingern immer wieder
Die Nadel aus dem Tuch (seit zehn Minuten,
Ich hab's gezählt, hat sie nicht aufgesehn)
Und wiegt, unmerklich fast, den Kopf im Takt,
Unmerklich so, wie sich die Blumen regen,
Reseden, Nelken, Fuchsien, Feuerbohnen,
Zu einer feinen, kleinen Melodie:
Ist's Zauberflöte, ist's der Figaro,
Ist's gar das Menuett aus Don Juan?
Und selbst die Frau Pastorin lächelt jetzt
Und lauscht ...
Wenn er jetzt käme, in dem bunten Schlafrock,
Zur Hand die Pfeife, auf dem Kopf das Käppchen,
Ein wenig schelmisch und doch würdevoll,
Ganz langsam fürbaß wandelnd, Schritt für Schritt ...:
Nur einen Augenblick ... Er tritt zu uns ...
Lisbeth sieht ihn zuerst: „Papa ... Besuch ...
Herr Pastor Mörike ..." — „Grüß Gott, Kollege!"
Der Sohn holt einen Stuhl, man grüßt, man freut sich,
Frau Pastorin bedauert „ganz unendlich",
Der Kaffee sei schon lange ausgetrunken,
Allein der Napfkuchen sei frisch und gut ...
Die Enkel geben Patschhand, seinen Bückling
Macht steif der Theolog, und Lisbeth legt
Die Stickerei beiseit ... die junge Frau strahlt auf ...
— Er kommt nicht, Lisbeth. Das ist ganz undenkbar.
Undenkbar so, als ständest du jetzt auf,
Jetzt, diesen Augenblick, da du mich ansiehst,
Und fielst mir vor den Leuten um den Hals
Und küßtest mich ... Ganz so undenkbar, Lisbeth ...
O himmelblauer Julinachmittag!
Kastanienschatten spielen auf dem Tisch,
Der dünne Theolog streut Kuchenkrümel,
Die Kinder blättern weiter in dem Buch,
Und eine schöne tiefe Stimme liest:
„Ein Tännlein grünet wo, wer weiß, im Walde ..."
Die Stimme schweigt. Das Buch ist zugeklappt.
Noch schwingt die kleine, feine Melodie.
Lisbeth schaut auf, sie sieht mich an und sagt:
„Wenn er jetzt käme, Er, im bunten Schlafrock,
Zur Hand die Pfeife, auf dem Kopf das Käppchen,
Ein wenig schelmisch und doch würdevoll ..."
„Nun, dann ...?" fragt heiteren Blicks der Vater.
Doch Lisbeth lächelt seltsam, sieht mich an
Und lächelt, staunt und spricht nicht weiter
Und beugt sich wieder auf die Stickerei.

Carl Busche

Prof. Max Theby: Bayerische Bauernstube. Ölgemälde.

Digitized by Google

Hugo von Hofmannsthal.

Hugo von Hofmannsthal

Von Julius Bab

Von der jungen Generation deutscher Dichter, die etwa vor einem halben Menschenalter hervorzutreten begann, und die man in nicht eben erschöpfender Weise mit dem Schlagwort „Neuromantiker" zusammenzufassen pflegt, ist Hugo von Hofmannsthal heute mit gutem Grund der einflußreichste. Was der weiteren Öffentlichkeit damals als das Gemeinsame dieser jungen Dichter deutlich wurde, war im wesentlichen ihre heftige Abkehr vom Naturalismus. Der Kreis, der sich in den „Blättern für die Kunst" um den Dichter Stephan George sammelte, und dem auch Hofmannsthal entwuchs, verkündete mit programmatischer Deutlichkeit diese Absage. Er schalt die Naturalisten und ihr Streben, möglichst treu „Natur und nichts als Natur" zu geben, als „eine verbrauchte und minderwertige Schule"; er betonte, daß Kunst jederzeit höchst unnatürlich planvolle Auswahl aus dem Wirklichen sein müsse, um neben und über dem Realen ein wertvolles Erlebnis zu sein, und er verkündete, daß der Dichter dieser höchsten Pflicht der Stilisierung nur gerecht werde, wenn er die Zeichen der Sprache nicht nach dem Prinzip möglichst wahrheitsgetreuer Berichterstattung aneinanderreihe, sondern sie mit sorgsamster Auswahl für den Zweck seelisch-sinnlicher Suggestionswirkung, zauberischer Wirklichkeitsüberwindung ordne.

So schneidend scharf sich also im Ästhetischen die neue Richtung von der naturalistischen Schule absetzte — sie ist doch von ihr durch keine brückenlose Schlucht getrennt. Denn was die Arbeit der Generation von 1880, die nur an einigen, freilich den sichtbarsten Punkten im Naturalismus endete, zunächst und vor allem geschaffen hatte: die Befreiung der Poesie vom spielerischen Epigonentum der siebziger Jahre, ihre Wiedervermählung mit dem ernsten Inhalt des gegenwärtigen Lebens — das war ein Gut, das die neuen Stilisten, in ihren besten klarsten Willensregungen jedenfalls, durchaus nicht aufzugeben dachten, das sie vielmehr zu mehren glaubten, wenn sie, statt die äußere Situation des neuen Lebens abzuschildern, ihren seelischen

Niederschlag, das Innere des neuen Menschen zu spiegeln strebten. Denn auch im kulturellen Gehalt boten die Jüngeren nichts absolut Neues. War nicht das Lieblingsthema der naturalistischen Lebensschilderer die vielfache Gebundenheit des modernen Menschen gewesen? Hatte sich ihr Weltsehen nicht an den Begriffen „Mitieu" und „Vererbung" entzündet? Und gerade die Begrenztheit des Menschen, sein enges Verflochtensein mit tausend sichtbaren und unsichtbaren Mächten — gerade dies ist das große Thema, dessen immerwährende Melodie alle Kompositionen Hugo von Hofmannsthals durchzieht.

Freilich, die Naturalisten suchten diesen Zustand durch möglichst genaue Abmalung der Außenmächte, unter deren Druck die einzelne Existenz steht, zu beweisen — für einen Hofmannsthal ist er eine keines Beweises bedürftige Tatsache innerer Erfahrung, und die Arbeit des Künstlers ist nur, uns dieses Erlebnis durch immer neue Symbole fühlbar zu machen. Dies verschiedene Verhältnis zum gleichen Thema gewinnt nun noch größere Bedeutung in einem Punkte, der erst den tiefsten, wirklich kulturell bedeutsamen Unterschied dieser „Romantiker" von der etwas älteren Generation offenbart. Die Naturalisten wollten den verhängnisvollen Instinkt des modernen Menschen nicht bloß darstellend beweisen, ihn womöglich auch überwinden, wollten jedenfalls einwirken auf ihn, aktiv zu ihm Stellung nehmen. Sie waren durchweg zunächst kämpferische Naturen, hatten eine dem praktischen Leben zugewandte, scharf begrenzte Tendenz, verfochten vielfach geradezu sozialpolitische oder selbst medizinisch-hygienische Thesen. Daß all das so völlig unvereinbar mit der Vorstellung von Hofmannsthalscher Kunst ist, das erst offenbart den wirklich tiefen Unterschied dieser beiden Gruppen. Im Kern ist es ein Temperamentsunterschied. Nicht umsonst haben die Älteren im rauheren Norddeutschland, die Jüngeren in der weichen Luft Wiens ihre Führer gefunden.

Auch Hofmannsthal sieht und fühlt sehr stark das gefährliche Schicksal des gegenwärtigen Menschen, der aus hundert alten, Kraft, Sicherheit und damit relativ Freiheit gewährleistenden Banden sozialer und geistiger Art in eine gefährliche Schrankenlosigkeit entlassen ist, die ihn wehrlos dem Druck der großen Naturmächte überliefert und ihn, den Scheinfreien, völlig unfrei macht. Auch er ist aufs stärkste betroffen von diesem furchtbaren Erlebnis des modernen Menschen, der hundertfach aus den Wohnstätten alter gefesteter Traditionen gerissen wurde, ehe die Kultur neue Bauten errichtet hatte, und der sich nun, ein Unbehauster, auf freiem Feld der ganzen grauenvollen Übermacht der Naturkräfte preisgegeben fühlt — ein entsetzlich Freier, ein völlig Unterworfener. Aber dieser Dichter empfindet diese Situation des Gegenwartsmenschen weder als beweisbedürftig noch als verbesserungsfähig — sie ist ihm nur eine zufällige Betonung des zeitlos ewigen Menschenschicksals. Denn seinem Blick erscheint es als das ewige Los des Menschen, ein fühlendes, erinnerndes Stückchen Raumes zu sein, in dem ganz unbekannte Mächte sich ihre Schlachten liefern, und dessen ganzer Inhalt das Ein- und Ausziehen tausend fremder — oder eigentlich nicht fremder, weil unserem Ich ja identischer — Lebenskräfte ausmacht. „Wir sind nicht mehr als ein Taubenschlag —" So wird ihm jene Empfindung, die der Geist der Zeit in den Vordergrund unseres Erlebens schiebt, nur historische Form eines zeitlosen Schicksals, das ebenso selbstverständlich als unabänderlich ist, in das man hineinschauen, aber nicht handelnd eingreifen kann.

Und dies ist nun wirklich der Gesichtspunkt, unter dem diese neuen Stilisten mit den hundert Jahre älteren „Romantikern" verglichen werden dürfen. Wie jene (nach der protestlerischen Wildheit der „Sturm- und Drang"-Dichter) als eine letzte stärkste Reaktion gegen den Geist der „Aufklärung", dies vernunftgeschwellte, höchst selbstbewußte, höchst tatenfrohe Zeitalter, in Erscheinung traten — so sind diese (nach der tendenziösen Ungebärdigkeit der Naturalisten) die letzten entschiedensten Verneiner jenes materialistisch gesättigten, kalt verständigen, von realster Politik erfüllten Geistes, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bei uns mächtig war. Bei beiden wird das stolze anthropocentrische Bewußtsein von einem übermächtigen Naturgefühl abgelöst, an Stelle des sozialen Interesses tritt das kosmische: nicht als Bürger, als Kreatur fühlt sich der Mensch vor allen — als ein ganz bescheidenes, aber mit allen anderen unlöslich verknüpftes Glied in der großen Kette des Lebens, nicht wichtiger und nicht geringer, nicht

freier und nicht gebundener, nicht wissender im Grunde und nicht weniger erhaben als der Hund und der Strauch und der Stein, seine Brüder. Zwei — dem vernünftigen Stolz des tüchtigen Naturalisten gleich fremde — Stimmungen entfließen nun diesem Grundgefühl: diesen Romantikern eignet die tiefste Demut, sie fühlen die Nichtigkeit alles menschlichen Habens und Könnens, die tiefe Ohnmacht selbst des menschlichen Wesens innerhalb dieser ungeheuren Gesamtheit des Lebens, in die sie verschlungen sind, in der sie als ein winziges Atom schweben — und diese Romantiker erfüllt zugleich ein grenzenloser orgiastischer Hochmut, ein Höhenrausch von religiöser Macht, sie fühlen, daß alle Kräfte dieses unendlichen Ganzen durch ihr Sein den Weg nehmen müssen, daß dies All so untrennbar zu ihnen gehört wie sie zu ihm, daß sie ein unzerstörbares und unersetzliches Glied sind, ohne das — so klein es sei — die große Kette auseinanderfiele. In solchen Stunden fühlt der Romantiker die mystische Wahrheit jener Worte, die Angelus Silesius sang: „Im Meer ist alles Meer, auch's kleinste Tröpfelein —", und jener anderen fast lächerlich-stolzen: „Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben —"

Zwischen diesen Polen der demütigsten Vernichtigung und der hochgemutesten Vergottung bewegt sich nun nicht, sondern wechselt mit fast zeitlosem, übergangslosem Sprunge die Lebensstimmung des Romantikers. Er fühlt sich als ein Atom oder als das All — aber er vermag nicht zu ruhen auf jener Zwischenstufe der organisierten oder gottangeähnelten Atome: im eigentlich Menschlichen, Sozialen, wo man bauen und schaffen kann. So sind sie die geborenen Feinde aller praktischen „vernünftigen" Gedanken und die Freunde jeder die Menschenwirklichkeit überspringenden Macht des Traumes und der Kunst und der Religion.

In all diesen Dingen ist Hofmannsthal wirklich ein Romantiker und ein rechter Bruder des Novalis. Aber das große neunzehnte Jahrhundert, das sich zwischen diesen zwei Dichtergeschlechtern lagert, hat natürlich auch den Typus eines Romantikers nicht ganz unverändert lassen können. Jene Auflösung des Selbstbewußtseins, jene demütige Aufgabe der Persönlichkeit ins Getriebe der unendlichen Kräfte hinein ist bei Hofmannsthal in noch viel stärkerem Grade als bei den blutsverwandten Dichtern von 1800 eine Frucht der Erkenntnis, eine Wirkung des wissenden, scheidenden Geistes. Hofmannsthal hat nicht umsonst das Jahrhundert der Naturwissenschaften mit dem ungeheuer gemehrten Wissen dieser Generationen hinter sich stehen. Die Wurzeln, aus denen ihm jenes tiefe Gefühl von der ganz geringen Eigenmacht und wesentlichen Unfaßbarkeit des Menschen-Ichs emporwuchs, die Wurzeln, aus denen ihm das tief erschreckende Wort keimte: „Wer lehrte uns den Namen Seele geben, dem Beieinandersein von tausend Leben!" Diese Wurzeln hat — Form und Farbe der Frucht zeigt es noch an — ein vielfältiges Wissen gespeist. Die Erkenntnis von der ewigen Verwandlung und Erhaltung der Kraft, die Veränderlichkeit der Arten und die Idee der Entwickelung der Organismen, die Spekulation von der Vererbung und die Lehre vom Milieu, die wirtschaftliche Geschichtsansicht und die Genealogie der Moral und die Kritik der Sprache, all dies und sehr viel mehr hat direkt und indirekt auf diesen Geist gewirkt, und alles hat in dieser Seele das Gefühl genährt, wie tausendfach bedrängt, beherrscht, bedingt, wie ungewiß, unfaßbar und unwirklich das Menschen-Ich sei. Ein Nachglanz all dieses Wissens schimmert in der Lyrik Hofmannsthals. War schon an der Demut des Novalis der erkennende Geist keineswegs unbeteiligt, bei Hofmannsthal dominiert er durchaus. Sein Ich ist sozusagen nicht im Fluß einer übermächtigen Empfindung chemisch gelöst, sondern vom Messer des Geistes mechanisch atomisiert. Das sind zwei merklich verschiedene Arten der Vernichtigung — und Hofmannsthal zahlt mit der seinen dem wissensstolzen Jahrhundert, das er Lügen strafen will, doch seinen Tribut. — Der positive Gefühlspol des Romantikers läßt sich freilich nicht auf intellektuellem Wege erreichen, und hier geht dann auch Hofmannsthal durchaus den Weg der Empfindung. Aber auch noch hier im Rausch des Allgefühls scheidet sich seine Art deutlich genug von der sanften Wärme des Novalis oder der schwüleren Glut Brentanos. Nicht nur, daß ihm, als dem Sohn einer stärker entkirchlichten Zeit, die Symbole des Christentums nicht mehr dienen, daß ihm heidnische Ekstase näherliegt, und daß seine Verzückungen noch eher an die Mysterien von Eleusis als an das Sakrament der Messe

erinnern — in jenen Augenblicken, wo das Gefühl von tausend Leben seine Seele als berauschendes Glück erfüllt, da offenbart sein Ausdruck auch im Empfindungsmäßigen wiederum den Erben des neunzehnten Jahrhunderts und eines ungeheuer reizsamen, sinnlich anspruchsvollen, nervösen Geschlechts. Eine solche Fülle so stark farbiger Bilder schüttet dann Hofmannsthal vor uns aus, daß die glühendsten Ergüsse der alten Romantik blaß daneben wirken. Es ist wiederum die Seele einer zu sehr sinnlich entwöhnten Zeit, die, um überhaupt zu sehen und zu empfinden, so starker sinnlicher Farben, so völliger Konkretisierung alles Gefühlten bedarf. Gleichsam im Negativ zeigt auch hier die Romantik Hofmannsthals das Bild des antiromantischen, des naturwissenschaftlichen Jahrhunderts, aus dem — gegen das er schuf.

Der Ausdruck „Romantiker" ist erst für die Dichter von 1800 geprägt worden — aber der geistige Typus, der sich unter diesem Wort nunmehr begreift, ist gewiß viel älter und vielleicht so alt wie die Geschichte der geistigen Kultur überhaupt. Vielleicht müssen auf ein Geschlecht wahlbegrenzter, praktisch schaffender, sozial orientierter Geister immer wieder Naturen folgen, deren Gefühlskraft die Seele über blaß Menschliches hinausspannt und sie aus der sozialen in die göttliche Ordnung hebt, wo sie sich klein wie Tropfen im Weltmeer und zugleich groß wie das Weltmeer fühlt. Menschen von solcher Grundstimmung müssen immer wieder kommen, aber jede Epache wird ihrer Art eine besondere Farm geben, um den ganz ihr geweihten Ausdruck finden zu können. Unsere Zeit hat in Hugo von Hofmannsthal ihren romantischen Typus entwickelt. Ein Mann von jener besonderen Art des Temperaments, jenem Rhythmus des Blutes, der den Romantiker ausmacht, zugleich ein Mann, dessen Gehirn die geistige Bildung der Zeit beherbergte, dessen Nerven ihrem physischen Zustand entsprachen — solch Mann mußte der Wortführer einer neuen Romantik werden. In der Tat hat der Schriftsteller Hugo von Hofmannsthal in einer größeren Anzahl von Essays*, die zumeist von literarischen Gegenständen ausgehen, stets aber durch diese Themen hindurch nach den großen Problemen unseres Lebens greifen, neue und starke Dokumente jener Weltanschauung niedergelegt, wie ich sie vorhin als die romantische zu beschreiben suchte. Die dunkelste Regung der Seele sucht hier ein überwacher Spürsinn mit einer oft erdrückenden Fülle sinnlich starker Vergleiche zu umschreiben, einzukreisen, fest, greifbar zu machen; unermüdlich ringt dieser Schriftsteller von höchster sprachlicher Empfindlichkeit darum, die Worte rein und weit genug für die Aufnahme des romantischen Erlebnisses zu machen — die ganze Schriftstellerei Hofmannsthals ist ein Schauspiel von dramatischem Reiz: der Kampf eines Geistes, der einer im Dienst des Verstandes erwachsenen Sprache den Ausdruck außerverständiger Erfahrungen abnötigen will.

Was aber für die Sprache des referierenden Schriftstellers ein selten und nur für Augenblicke erreichbares Kampfziel ist, das ist der eigenste, selbstverständliche Besitz für die gestaltende Sprache des Dichters. Ist doch das Werk der Dichter nichts anderes, als Wortordnungen zu finden, die uns ein Erlebnis von übervernünftiger Macht erschließen, in uns den Widerhall zu wecken von erschütternd tiefen, für die Sprache des Alltags und der Wissenschaft aber ganz unsagbaren Erfahrungen der Seele. Weil Hugo von Hofmannsthal neue Weltordnungen zu finden vermochte, die nicht in beschreibender Annäherung, sondern mit unmittelbarer Suggestionskraft sein besonderes Erlebnis auf uns zu übertragen vermachten, deshalb ist er nicht nur der schriftstellerische Wortführer, der Theoretiker und Erklärer, sondern der Beleber und Gestalter, der Dichter der neuen Romantik geworden.

Die Wortkunst, durch die uns Hofmannsthals Seelenwelt lebt, zu betrachten, mag uns eins seiner bekanntesten Gedichte Gelegenheit geben; ein Gedicht, das uns mit zauberischer Kraft diese Vernichtigung aller Menschendinge, diese Auflösung aller Formen in ein größeres Unbekanntes hinein, erleben läßt:

Ballade des äußeren Lebens

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
Und alle Menschen gehen ihre Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
Und fallen nachts wie tote Vögel nieder
Und liegen wenig Tage und verderben.

* Sie sind vor kurzem gesammelt in S. Fischers Verlag, Berlin, erschienen.

Und immer weht der Wind, und immer wieder
Vernehmen wir und reden viele Worte
Und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
Sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
Und drohende und totenhaft verdorrte ...

Wozu sind diese aufgebaut? und gleichen
Einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommt's, dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt der viel, der „Abend" sagt,
Ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt,

Wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Wie in diesem Gedicht die eintönige Folge ganz einfach und gleichmäßig geformter Sätze — erst aussagend, dann fragend — das Gefühl endloser Einförmigkeit weckt, wie der durch alle Strophen geschlungene breite weibliche Reim dies Gefühl zusammenhält und verstärkt im Takt dieses einfachsten stumpfhämmernden und alle drei Zeilen gleichsam ermüdet abbrechenden Rhythmus, und wie eine Fülle wundervoll verteilter Klänge diese Wirkung stützt und trägt — all das offenbart reichste dichterische Kunst, ist doch aber nur Gewaffen aus dem allgemeinen Arsenal sprachkünstlerischer Könnerschaft und umfaßt noch nicht die besonderen Mittel, durch die Hofmannsthal hier sein Besonderstes, sein nur ihm Eigenes zu geben vermag. Dies eigenste Wesen der Hofmannsthalschrn Welt blüht aus diesen frierend nackten, jeder rhetorischen wärmenden Füllung beraubten Sätzen auf. Die scheinbar unbeholfene Kindlichkeit dieser grammatikalisch kahlen, nur das Notdürftigste gebenden Satzbildung (die ganze Sprachkunst Maeterlincks geht mit dem gleichen Mittel zum gleichen Zweck) hat den psychologischen Effekt, im Hörer ein verwandtes Gefühl kindlicher Beklommenheit, tastender Scheu heraufzurufen; und dem gleichen Ziel dienen in Hofmannsthals Sprache noch viele (in diesem Gedicht zum Teil noch nicht einmal entfaltete) Mittel. Die Vorliebe für alles Junge, Knospenhafte, Unreife in den Bildern, die starke Verwendung von Artikeln und Demonstrativpronomen „dies", „jener", „es" u. a., die allen Dingen einen schweren, lastenden, geheimnisvollen Klang gibt; die scheinbar naive Art, in der Vergleiche direkt mit einem „wie wenn —" angefügt werden; die scheinbar ängstliche Mäßigung, die für den Superlativ ein „sehr" oder „viel" setzt; vor allem aber der überaus häufige Gebrauch der ganz weiten, ganz unverbindlich leeren Begriffsworte, wie Ding, Baum, Ort, Gebärde, Zeit, Wort — all dies arbeitet auf das gleiche Ziel: in unsere Seele soll das Gefühl angstvoller Losgelöstheit von allem Sicheren, hilfloser Hingegebenheit an die unbekannte Unendlichkeit gesenkt werden. Man sehe einmal, wie solche Strophen:

Dies ist ein Ding, das keiner voll aussinnt
Und viel zu grauenvoll, als daß man klage:
Daß alles gleitet und vorüberrinnt —

oder:

Wir sind aus solchem Zeug, wie das zu Träumen,
Und Träume schlagen so die Augen auf,
Wie kleine Kinder unter Kirschenbäumen

wie solche Strophen durch den eben beschriebenen Gebrauch der Sprache gleichsam einen zitternden, angstvollen Atem, eine unheimlich tönende Weite erhalten! Das ganze Leben erwacht aber in den Hofmannsthalschen Gedichten erst dadurch, daß in diese kunstvoll erzeugte Leere, diese höchst wirksame Schlichtheit, Kindlichkeit, farblose Weite des Tones urplötzlich Bilder von ungeheuer konzentrierter Farbenkraft, bestimmtester vollster Sinnlichkeit geworfen werden. Dafür ist gerade die zitierte „Ballade" ein sehr schönes Beispiel. Dies ganze Gedicht sucht das Gefühl des grenzenlosen Zerfließens, Vorübergleitens durch ganz weite, farblose, abstrakte Wortverbindungen einzufangen — aber hindurch zucken Bilder von höchster Anschaulichkeit, blutvollster Prägung: der Früchtefall in der zweiten, der nächtliche Park in der vierten Strophe (wie raffiniert steht hier das entlegene Wort „Fackeln"; es zwingt die Stimmung einer ganz bestimmten Landschaft, ja, einer bestimmten Kultur herauf!), und schließlich das überaus satte ruhende Bild der letzten Zeile. Diese so sinnlich hingebauten Konkreta lassen nicht nur die sie umspülenden Wanderungen der Leere noch viel blasser, unheimlicher, viel schemenhafter wirken — sie erst geben dem Gefühl der Einsamkeit, Haltlosigkeit, Ohnmacht, das hier gestattet werden soll, den rechten Ton. Denn diese Einsamkeit stammt nicht aus dem Mangel, sondern aus der Überfülle an „Gesellschaft"

Hugo von Hofmannsthal in seinem Arbeitszimmer.

— nicht weil er zuwenig, weil er zuviel sieht, erscheint dem Romantiker die Welt leer, weil sich ihm unaufhörlich von allen Seiten die Schar bunter Erscheinungen gesellt, weil er sie alle sehen muß, und sehen muß, wie sie alle durch ihn hindurch- und ineinanderströmen und schließlich in einem Ganzen von unfaßbarer Größe zerfließen — weil er diesem millionenfachen Schauspiel mit überwachen Augen ruhelos folgen muß, darum verliert er den stolzen Halt des Selbstbewußtseins und geht ohnmächtig unter im Meer der zusammenströmenden Sinnlichkeiten. Nur eine Sprache, die die überwältigende Fülle sinnlicher Gestalten fühlen läßt durch die jähen Wetterschläge, mit denen sie in Visionen von fast erschreckender Farbenkraft die aufgelöste Blässe der Grundstimmung durchleuchtet — nur solche Sprache wird uns das Erlebnis des Romantikers Hofmannsthal fühlbar machen.

Ein überstark entwickeltes Sinnenleben, eine außerordentliche Aufnahmefähigkeit allen irgend möglichen Eindrücken gegenüber, das ist in der Tat die charakteristische Grunddisposition des romantischen Künstlers. Hofmannsthal hat wohl einmal gemeint, dies sei der Zustand des künstlerisch Schaffenden überhaupt oder doch des modernen Dichters zum mindesten, dies seismographische Wesen, in dem sich das Beben jedes irdischen Lebens einzeichnet. Aber ich glaube nicht, daß diese unbegrenzte Reizempfindlichkeit das Wesen jedes Dichters ausmacht; ich glaube, daß es große Poeten gab und noch geben kann, deren Empfindungen nur auf die Lebensinhalte eines wohlbegrenzten Kreises reagieren, und die ihre Schöpferkraft nur aus der aktiven Leidenschaft, dem starken Willen beziehen, mit denen sie diese Inhalte ergreifen; ich glaube, daß dies grenzenlos offene und passive Wesen nur den romantischen Dichter kennzeichnet. Wie dem auch sei, dem Dichter Hofmannsthal eignet es gewiß. „Er ist der Zuseher, nein, der versteckte Genosse, der lautlose Bruder aller Dinge, und er leidet an allen Dingen, und indem er an ihnen leidet, genießt er sie ... Ihm sind Menschen und Dinge und Gedanken und Träume völlig eins, er kennt nur Erscheinungen ... Er kann nichts auslassen."

Er kann nichts auslassen — dies ist das Schicksalswort des romantischen Dichters! Er hat den Dingen des Lebens gegenüber nicht die abwehrende, ausscheidende, wählende Kraft, die aus Wirklichem sinnvolle Ordnungen, eigenlebendige schöpferische Organisationen entstehen läßt. Da sein Gefühl jedes der unendlichen Atome des Lebens gleich stark betont, so gewinnt ihm die Realität keine brauchbare sinnvolle Form, ist ihm nur ein unabsehbares Feld voll unklar verbundener Einzeldinge, dem erst ein äußerer, willkürlicher Eingriff Ordnung und Sinn geben kann. Deshalb ist das praktische Leben für den Romantiker ohne Interesse, weil die Lebensbedingungen der Praxis in jenen sozialen Ordnungen bestehen, die sich durch Auswahl aus den Lebenselementen und durch verschiedene Betonung des Ausgewählten bilden. Für den Romantiker aber entsteht eine Ordnung, ein Kosmos erst, wenn all die an sich gleich betonten Lebenselemente durch Kunst oder kunstähnliche Mächte getönt, geordnet, harmonisiert werden. „Ihm wird das Leben erst lebendig, wenn es durch irgendeine Kunst hindurchgegangen ist, Stil und Stimmung empfangen hat." Es ist deshalb ganz unsinnig, diesen Künstlern vorzuwerfen, daß sie kein Verhältnis zum Leben suchten mit ihrer Kunst, daß sie im Sinne des l'art pour l'art schüfen. Ihnen existiert ohne Kunst gar kein Leben, sie können also über den Kreis der Kunst auch nicht hin-

aus wirken wollen; ihre Devise sollte vie pae l'art heißen.

Die komplexen Erscheinungen der Menschenwelt haben für Hofmannsthal nur im Grade ihrer Kunstähnlichkeit Interesse, in dem Grade, wie sie eine große Zahl von Lebenselementen in rhythmischer Ordnung um sich versammeln. Deshalb liebt Hofmannsthal die Könige, denn die Idee des Königtums ist Beherrschung, freie Ordnung des Lebens, in Fleisch und Bein gestalten, wie der Künstler in Wort oder Farbe. Der König ist der Göttliche, ihm muß alles dienen, alles bereit sein. In seinem Ödipusdrama hat Hofmannsthal dieser Königsidee einen mächtigen Ausdruck gegeben:

Aber du, der du ein König bist,
Wo du des Weges fährst, erdröhnt die Erde,
Sie drängen sich um deine Pferde,
Alle wissen sie deinen Namen,
Und deine Väter, wohin du ziehest, wandeln neben dir.
Und aus den Flüssen heben die Götter deine Verwandten, Haupt und Hände.
Steigst du zu Schiffe, rauschen die Wellen und drängen sich üppig, dein Schiff zu tragen.
Du kannst nicht schweifen auf dem Meer,
Dein Segel bläht ein Wind und läuft als Herold vor dir her,
Sterne funkeln dir vertraulich wie dein Haus,
Und die Länder heben die Brüste dir entgegen.
Nicht Wildnis ist, wo du ziehst auf unbetretnen Wegen,
Und der Strand, wo du landest, nicht öde: weil du ein König bist!

Man sieht, nicht als eine praktische soziale Funktion, nur als eine Form göttlich-künstlerischer Naturbeherrschung reizt das Königtum diesen Dichter so oft und so sehr. In dem kleinen, sprachlich etwas zu preziösen Spiel „Der Kaiser und die Hexe", das in ziemlich allegorischer Art darstellt, wie der Herrscher von Byzanz den Dämon der Sinnlichkeit überwindet, weil er durch eine Reihe bedeutsamer Begegnungen das wahre Wesen seiner Würde erkennen lernt, in diesem Spiel wird es ganz deutlich, daß Hofmannsthal den König nur als den Verwandten des Künstlers liebt, als den, den alles angeht, auf den sich alle Dinge beziehen, der nichts auslassen kann. So spricht sein Kaiser:

Ja, den Platz, auf dem ich stehe,
Gab mir ungeheurer Raub,
Und mit Schicksal angefüllt
Ist die Ferne und die Nähe.
Von viel buntern Abenteuern
Als ein Märchen starrt die Welt,
Und sie ist der große Mantel,
Der von meinen Schultern fällt ...
Mir ist alles nah — —

Dichten, hat Hofmannsthal einmal mit Hebbel gesagt, heißt: die Welt wie einen Mantel um sich schlagen. Es ist die kosmozentrische, die künstlerhafte Stellung, die ihm einen Kaiser bedeutend macht.

Noch einen anderen Typus der Wirklichkeit liebt der Romantiker Hofmannsthal wie seinen Bruder: die Casanovanatur — den Abenteurer, dem er das schönste seiner älteren Bühnenspiele gewidmet hat: „Der Abenteurer und die Sängerin". Der Abenteurer vereinigt nicht wie der Kaiser durch seine äußere Situation, aber durch seinen Charakter, durch den Elan seiner ruhelosen Lebensgier eine solche Fülle der Dinge um sich, daß auch sein Leben fast dem Werk des Künstlers gleicht. Der Abenteurer, der in dem bunten Venedig des Rokoko einen Sommerabend verbringt so voll zauberhaft vielfältigen Lebens, „so gelungen, als wär' er eines Dichters Kopf entsprungen", und der dort Vittoria findet, die längst vergessene Geliebte, die aus einem kleinen Mädchen eine große Sängerin wurde, und der mit leichtem Gruß ihr wieder vorbeigeht, ihr und seinem Sohne, den sie, die Mutter, als ihren Bruder aufzieht — dieser Abenteurer, der durch so viel Spiel und Wagnis, Ernst und Schicksal in einem Sonnenkreislauf dahinschreitet, der Held dieses wundervoll reichen, farbenblühenden, lebendustenden Gedichts — er ist auch ein Bruder des Künstlers: er ballt nicht nur das Leben um sich her in einer fast unwirklichen Fülle, Verdichtung, er weckt auch mit dem Anhauch seiner Lebensglut jeden, an dem sein Weg vorbeiführt, zu tieferem Sein. Er schafft in künstlerischer Freiheit Menschenleben um, vielleicht ohne Wissen und Wollen, aber allmächtig.

Bin ich nicht die Musik, die er erschuf,
Ich und mein Kind —? Ist Feuer nicht in uns,
Was Feuer einst in seiner Seele war?

so fragt Vittoria dem Scheidenden nach.

Weit wichtiger aber als all diese Lebenskünstler, wichtiger auch als der große Dichter Traum, dessen lebenformende Kraft und königlich wählende Willkür Hofmannsthal doch so oft, am schönsten im Gedichte „Psyche",

gepriesen hat — von entscheidender Bedeutung wird nun für diesen Künstler die Kunst selbst, die eigentliche Kraft, die im Netze räumlicher, musikalischer oder sprachlicher Zeichen den Sinn der buntverworrenen Welt einzufangen glaubt. Eins seiner ersten größeren Gedichte, die kleine Szene, die in wunderschönen schwerreifen Versen den „Tod des Tizian" verherrlicht, ist kaum anderes als sprachkünstlerischer Widerhall eines mächtigen malerischen Anrufes. Es ist eine Apotheose unsterblichen Künstlertums:

Nein, sterben, sterben kann der Meister nicht!
Da lügt der Arzt, er weiß nicht, was er spricht.
Der Tizian sterben, der das Leben schafft!
Wer hätte dann zum Leben Recht und Kraft?

Hier wird der Künstler sehr bezeichnend als der eigentliche Former und Schöpfer des Lebens, seine Welt als die eigentliche Wirklichkeit gefeiert:

„Ein Auge, ein harmonisch Element,
In dem die Schönheit erst sich selbst erkennt,
Das fand Natur in seines Wesens Strahl.
Erweck' uns, mach' aus uns ein Bacchanal!"
Rief alles Lebende, das ihn ersehnte
Und seinem Blick sich stumm entgegendehnte.

Erlebnisse an bildender Kunst haben auch sonst noch hier und da in Hofmannsthals Dichtung Ausdruck gesucht, aber am stärksten war naturgemäß der Einfluß, den die eigene Kunst, die Poesie aller Zeiten und Völker, auf diesen höchstgebildeten Geist, auf diese höchstempfindlichen Nerven übte. „Ihn haben die Worte, mit denen wir die Lust und Schmerzen des Lebens nennen, erbeben gemacht früher und tiefer als das Leben selber." Die Zaubermacht der Sprache, die sich allen Dingen in Wahrheit nur mit unaufhörlichen Gleichnissen annähert, die aber eben deshalb in glücklicher Stunde einen über alle Begriffe tiefen Sinn aus den Dingen emporspiegelt: diese Zaubermacht erfahren zu haben, ist wohl das tiefste, dauernd wirksamste Erlebnis, das Hofmannsthal überhaupt gehabt hat. Er hat deshalb auch zu literarischen Produkten anderer ein einzig intensives Verhältnis. Ihre Worte sind ihm ein Erlebnis, das er in sein Werk hineinarbeitet, wie andere Dichter wohl die Erinnerung einer Seefahrt oder ein Liebesabenteuer. So spiegelt sich, wenn er zuweilen mit großer Kunst und leiser Koketterie die Stile ganzer literarischer Zeitalter nachahmt, auch darin ein Erlebnis und ein Bedürfnis. So ist er in vielen seiner Werke nur Bearbeiter — freilich höchst souveräner — von ganzen Einzelstücken älteren Dichtergutes. In „Elektra" und „Ödipus" hat er die Antike, im „Geretteten Venedig" den Engländer Otway, in dem schönen Fragment „Das Bergwerk von Falun" E. T. A. Hoffmann neu erlebt; in der stürzenden Wucht der Szenenballade „Die Frau im Fenster" ist der Eindruck einer italienischen, in dem breiteren Bilde des Dreiakters „Die Hochzeit der Sobeide" der einer orientalischen Erzählung aufgehoben.

Aber nicht nur ganze poetische Komplexe hat er so in sein Werk herübergenommen — der aufmerksame Beobachter findet verhältnismäßig sehr häufig einzelne Zeilen, Bilder, Wortverknüpfungen sehr bekannter Dichter in Hofmannsthalschen Schöpfungen wieder. Man hat deshalb das Scherzwort geprägt, Hofmannsthal habe „das Plagiat als Kunstform" geschaffen. Wenn es nur möglich wäre, das Wort Plagiat von seinem kriminalistischen Beigeschmack zu reinigen, so könnte dies Scherzwort als ernste Wahrheit bestehen. Denn wahr ist es, daß Hofmannsthals relativ häufige und sicherlich stets unwillkürliche Entlehnungen durchaus den Charakter einer künstlerischen Tat tragen, weil er das fremde Sprachgut dem eigenen so völlig amalgamiert, wie es nur einer kann, dem dichterische Wortgefüge als lebendige Kräfte zu einem intensiven Erlebnis und damit als Erinnerungsinhalte zu wirklich frei verfügbarem Besitz werden. Als Beispiel möge noch einmal der schon zitierte Anfang eines schönen Hofmannsthalschen Gedichtes hier stehen:

Wir sind aus solchem Zeug, wie das zu Träumen,
Und Träume schlagen so die Augen auf
Wie kleine Kinder unter Kirschenbäumen,

Aus deren Krone den blaßgoldnen Lauf
Der Vollmond anhebt durch die große Nacht.
— Nicht anders tauchen unsre Träume auf.

Die erste Zeile dieses Gedichtes stammt aus Shakespeares „Sturm" (IV, 1), wo sie in Schlegelscher Übersetzung lautet: „— wir sind solcher Zeug wie der zu Träumen, und dies kleine Leben umfaßt ein Schlaf —"

Aber es ist nicht nur, daß diese Wortverknüpfung von Hofmannsthals Instinkt als dem eigenen Sprachgeist tief verwandt ergriffen wurde; aus ihrer innersten Musik heraus spielt der Dichter nun die ganze eigenschöne Melodie seines Gedichtes, in dessen

Ganzem die fremde Zeile doch schließlich als sein eigenstes Gut erscheint. Und nicht viel anders steht es mit den Zeilen Goethischer, Hebbelscher, Lenauscher und noch anderer Abkunft, die man hin und wieder im Werke Hofmannsthals versprengt findet: es sind Erlebnisse, Teilchen des Erfahrungsstoffes, den der Dichter in seinem Werk verarbeitet hat — nicht als Formen sind sie entlehnt, sondern als Materie übernommen.

Einem Menschen, für den das Erleben der Kunst einen so absoluten Wert gewonnen hat, einem Menschen, der alle Dinge der Welt nur auf dem Wege, der durch das Formenreich der Kunst geführt hat, an sich heranläßt: solchem Menschen droht eine große Gefahr — die Gefahr, daß auf diesem langen Wege durch die Hände der Mittler das Leben jeden ursprünglichen Reiz, jede zeugende Kraft verliert. In seiner Dichtung „Der Tor und der Tod" hat Hofmannsthal von dieser Gefahr zu uns gesprochen. Der Tor, dem erst seine Todesstunde wieder ein unmittelbares Gefühl für die Wärme des wirklichen Lebens gibt, schildert sein Verhängnis deutlich genug:

Ich hab' mich so an Künstliches verloren,
Daß ich die Sonne sah aus toten Augen
Und nicht mehr hörte als durch tote Ohren:
Stets schleppte ich den rätselhaften Fluch,
Nie ganz bewußt, nie völlig unbewußt,
Mit kleinem Leid und schaler Lust,
Mein Leben zu erleben wie ein Buch,
Das man zur Hälft' noch nicht und halb nicht mehr begreift,
Und hinter dem der Sinn erst nach Lebend'gem schweift.

Die Hingabe an das Künstliche ist ja aber gar nicht die erste Ursache, ist selber nur eine Folge der romantischen Grunddisposition: der Romantiker gewinnt keine Macht über das Leben, denn er kann unter den ihn gleich stark bedrängenden Seinsinhalten nicht wählen, kann keine Lebensordnung, keine reale Gestalt schaffen. „Er kann nichts auslassen." Er muß alles sehen und kann deshalb nichts tun. Mit wundersamer Deutlichkeit ist diese tiefe Tragik schon ausgesprochen in dem frühen kleinen Akt „Gestern", den Hofmannsthal als ein Siebzehnjähriger schrieb. Andrea, der tatlose Held dieses Aktes, der Ahnherr aller Hofmannsthalschen Gestalten, ein Spieler und ein Genießer, ein Zuschauer und ein Willenloser, er ruft aus:

Ihr sollt mir raten. Denn ich taste kläglich,
Wenn mich die Dinge zwingen zum Entscheiden:
Mich zu entschließen, ist mir unerträglich,
Und jedes Wählen ist ein wahllos Leiden ...
Ich kann nicht wählen, denn ich kann nicht neiden.

So klagt dieser „Held", vor die Aufgabe gestellt, den Platz für einen Bootssteg im See zu wählen! Und als die Freunde ihm dann dies oder das vorschlagen, ruft er voll schmerzlichen Neides: „O, wie ich sie beneide um ihr Wollen!"

So wenig wie diesem Andrea die Entscheidung über einen Landungssteg, gelingt dem Hofmannsthalschen Menschen irgendein Wollen, irgendeine Tat. Er hat den leidenden, aber leidenschaftslosen Blick, der immer nur die Dinge und ihre hundertfältige Verknüpfung sieht, der nicht die selige, tatenzeugende Beschränktheit eines Wollenden unter das Seiende zu werfen vermag. Das lebendige Leben wird ihm totes Gold der Erkenntnis. „Midas bin ich, Midas, Midas, dem, was er anrührt, scheußlich sich verwandelt!" ruft eine der letzten Gestalten Hofmannsthals verzweifelt aus. Und dieser selbe Kreon fühlt die tiefe Warnung Hebbels in sich wahr werden:

Wünsche dir nicht zu scharf die Augen; denn wenn du die Taten
In der Erde erst siehst, siehst du die Blumen nicht mehr!

Kreon hat diese zu scharfen Augen:

Die Welt ist übertüncht. Ich hab' das Glück,
Daß unter meinen Augen ihre Risse
Aufklaffen und mir scheußliche Geburten
Entgegenspringen.

Diesem Übersichtigen, Allzuwissenden hat das Schicksal das Herz in der Brust

in eines Greisen Herz verkehrt und von den Händen
Die Taten abgesengt mit glüher Lust,
Daß sie wie Zunder an die Erde fielen, die unvollbrachten.

Dieser ewige Zuschauer, dieser Tatenlose ist von Andrea bis zu Kreon die Zentralgestalt des Hofmannsthalschen Werkes geblieben. Zunächst freilich fand dieser von ungeheurem Druck alles Erschauten Gelähmte seine Zuflucht in der Kunst, in der Sprachkunst vor allem, im Wort, das die Fülle der Gesichte zu gewissen Formen zusammenzuballen und so, wenn auch in einer unirdisch-fruchtlosen Region, eine Art geordneter Welt zu erzeugen vermag. Aber es mußte

der Tag kommen, wo für den romantischen Geist auch diese leidenschaftliche Hingabe an die Welt der Worte, die Literatur, keine Erlösung, keine Befreiung mehr bedeutete. Der Augenblick mußte kommen, wo sein Bewußtsein die unendliche Zahl verschiedener Lebenserscheinungen so scharf differenzierte, wo seinem Gefühl all die unzähligen Einzelphänomene so glühend selbstlebendig wurden, daß die gemeinsame Schale der Worte wegschmolz, daß die Sprache ihre zusammengreifende Kraft verlor und ihre blaß abstrahierenden Zeichen leer und sinnlos schienen gegenüber der glühenden Unendlichkeit, die den Sinnen offenbar wurde. Das Denkmal dieser tragischen Katastrophe ist ein kleines Werk, das mir unter allen Schriften Hofmannsthals die erschütterndste Kraft, die größte menschliche Tiefe, die weiteste kulturelle Bedeutung zu haben scheint. Es ist eine Beichte in Briefform, mit furchtbarer Schlichtheit überschrieben „Ein Brief", und seiner Einkleidung gemäß so bezeichnet: „Dies ist der Brief, den Philipp Lord Chandos, jüngerer Sohn des Earl of Bath, an Francis Bacon, später Lord Verulam und Viscount St. Albans, schrieb, um sich bei diesem Freunde wegen des gänzlichen Verzichtes auf literarische Betätigung zu entschuldigen." Dieses ergreifende Dokument führt mit einer in der vornehmen Ruhe des verhaltenen Tones doppelt unheimlichen Energie in die Seelenqual eines Menschen, dem sein Höchstes, sein Glaube an die Zaubermacht des Wortes, wie Rauch unter den Fingern zergeht, dem das leuchtende Medium seiner Existenz in Nacht zurücksinkt. „Mein Geist zwang mich, alle Dinge in einer unheimlichen Nähe zu sehen. So wie ich einmal in einem Vergrößerungsglas ein Stück von der Haut meines kleinen Fingers gesehen hatte, das einem Blachfeld mit Furchen und Höhlen glich, so ging es mir nun mit den Menschen und ihren Handlungen. Es gelang mir nicht mehr, sie mit dem vereinfachenden Blick der Gewohnheit zu erfassen. Es zerfiel mir alles in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen. Die einzelnen Worte schwammen um mich; sie gerannen zu Augen, die mich anstarrten, und in die ich wieder hineinstarren muß. Wirbel sind sie, in die hinabzusehen mich schwindelt, die sich unaufhaltsam drehen, und durch die hindurch man ins Leere kommt."

Die Macht der Sprache zerspringt auf diesem letzten Punkt dem Romantiker an der ungeheuren Vielfalt der sichtbar gewordenen Lebensteile — und nur zuweilen steigt ihm eine tröstende Ahnung vom einenden inneren Wesen der Dinge auf, in ganz sinnlichen Visionen, die über allem Sagbaren, allem durch Worte Begreiflichen liegen. So in den wortlosen Schauern der Mystik zu enden, in verzückter Vision das Alleine zu ergreifen, dessen zahllose Einzelformen sich jeder, der praktischen wie der künstlerischen, Ordnung entziehen, so aufzugehen in der Erwartung eines einzigen stummen Anblicks der Gottheit — das wäre wohl das eigentliche zuinnerst gesetzte Ziel aller Romantik. Es wäre aber auch ein Ende für den Künstler, und fast für den Menschen. Und hier war es, wo sich der Rest aktiver Lebenskraft in Hofmannsthal empörte, hier war es, wo seine romantische Natur einen Bruch erhielt — dieser letzten Auflösung sträubte sie sich. Nun langt sie mit jähem Ungestüm ins wirksam begrenzte Leben zurück. Dieser „Brief" war die Krisis.

Hinter ihm beginnt Hofmannsthals zweite Periode. Eine Periode, die noch nicht abgeschlossen ist, und von deren Ende nichts geweissagt werden kann. Ihren Charakter aber gibt klar ein Gefühl: die Sehnsucht nach der Tat. Am Eingang dieser Epoche steht die Elektra, eine wilde Monomania: das königliche Gleichmaß der sophokleischen Jungfrau, aufgezehrt von dem rasenden Fieber einer Begierde: Rache, Rache für den gemordeten Vater. Hofmannsthals Sprache, die früher die Seele allseitig spähender, ruhender Genießer spiegelte, verhärtet sich jetzt, um den Krampf eines Menschen zu bilden, dem die ganze Welt in einen Punkt zusammengedrängt ist: eine einzig wildgeforderte Realität, eine mit letzter Anspannung gewollte Tat.

Der ist selig,
Der tuen darf! Die Tat ist wie ein Bette,
Auf dem die Seele ausruht, wie ein Bett
Von Balsam, drauf die Seele ruhen kann,
Die eine Wunde ist, ein Brand, ein Eiter
Und eine Flamme!

So schreit durch den Mund der Tochter Agamemnons die Seele des abtrünnigen Romantikers ihre tiefste Sehnsucht aus. Im wortlosen Glück der Tat ertrinkt seine Elektra — gleich den Schaffenden Nietzsches zur stummen Tänzerin geworden:

Wer glücklich ist wie wir, dem ziemt nur eins:
Schweigen und tanzen!

Freilich nicht als ein Beherrscher, als ein Sehnsüchtiger draußen vorm Tor blickt Hofmannsthal ins Reich der Tat. Darum schuf er als Führerin seines neuen Reigens sich in der krankhaft gereckten Elektra mehr eine Tatdurstige als eine Täterin, und dies düsterprächtige Gedicht bewegt sich mehr vom heißen Atem einer lyrischen Spannung als vom Gang einer dramatischen Handlung.

In des Dichters nächster Arbeit, dem Trauerspiel „Das gerettete Venedig", ward dann ein wirklicher Tatmensch im Kapitän Pierre, dem Haupt der Verschwörer, gebildet — aber ihm zur Seite war Jaffier gestellt, der Bruder des Andrea und des „Toren", der alte Hofmannsthalmensch, der zuviel sieht und fühlt und bedenkt, um zu furchtloser Tat kommen zu können; der zugrunde geht und den lebendig Handelnden mit in seinen Fall zieht. Und ganz so ist in des Dichters letztem Werk „Ödipus und die Sphinx", das als ein mächtiges Vorspiel zur Katastrophentragödie des „König Ödipus" gedacht ist, Kreon, die letzte stärkste Fassung des Hofmannsthalschen Toren, neben Ödipus gestellt. Freilich auch dieser Ödipus, der dem Fluch seines Blutes entrinnen zu können glaubt, indem er jede Heimat, jedes Band zu Vergangenem aufgibt, um nur noch „in sein Taten wohnen" zu dürfen — auch er gelangt nicht zur Tat! Er tötet — dieses ist die wichtigste und tiefsinnigste Abweichung Hofmannsthals von der Überlieferung — die Sphinx nicht! Vielmehr stürzt sich das Ungeheuer selbst in den Abgrund, nachdem es ihn, den Schicksalgezeichneten, erkannt und mit Namen gegrüßt hat.

Der heiße Knabe —
Ich weiß es, großes Schicksal — gilt für nichts
In diesem Spiel — der Knab' und seine Taten!
— — — — — — — — — — — — —
— — — Dir ist nichts für Taten feil,
Die ganze Seele willst du, Taten lässest
Du fallen und verfaulen auf der Erde
Und höhnest, die mit Taten um dich buhlen!

So ruft Kreon, auch hierin der Wortführer des Dichters, in dessen Mund auch Hebbels bitteres Wort „Man kann sich auch mit Taten schminken!" neu auflebt. Hier erscheint das lockende Licht der Tat schon wieder stark verdüstert — es scheint, als ob in diesem Dichter, der zu tief das hundertfältige Verknüpfte aller Teile der menschlichen Wesenheit in der Natur erfahren hat, eine völlig fatalistische Weltanschauung zuletzt doch den Sieg behalten wollte. Das Mißtrauen gegen den Sinn und den Wert, ja gegen die bloße Möglichkeit von Taten tritt wieder hervor. Es ist klar, daß auf dieser Basis kein eigentliches Drama geschaffen werden kann. Hofmannsthal selbst hat den Glauben an „Charaktere" den Ausgangspunkt für wirklich dramatisches Schaffen genannt — ihm aber sind die Menschen „nicht mehr als ein Taubenschlag", Durchgangspunkt fremder Kräfte in hundertfältigen Erfahrungen und Erinnerungen. Das Wesen des Dramas ist Handlung — und ihm ist die Handlung nur eine Schminke menschlichen Witzes auf den Wangen der Notwendigkeit. So können freilich nicht eigentlich dramatische Gebilde entstehen: dialogische Dichtungen von hart gestraffter, kämpferischer Kraft, Abspiegelungen der Welt im Wechselspiel widerstrebender Willensmächte, Manifestationen tatenfordernder Charaktere. Hofmannsthals Sprache, diese verweilende, gleichsam an jedem Ding festgesaugte Sprache findet einstweilen nur selten die hart zusammengeraffte Prägnanz, die den schnellen Ablauf szenischen Lebens ermöglicht.

Aber es wäre unrecht, wollten wir uns hier durch klassifizierende Bedenken den Genuß dieser schönen und reichen Dichtungen verkümmern lassen, die — dramatisch oder nicht — uns jedenfalls mit einer Fülle eigen empfundenen und besonders geformten Lebens beschenken. Wohl wollen wir hoffen, daß unserer Zeit auch wieder jene beschränkende Kraft entsteht, deren Besitz den Meister des Lebens macht, hoffen, daß die Dichter von Taten wieder erwartet und gefunden werden. Noch aber leben wir in der Luft jener gefährlichen Freiheit, jener schutzlosen Offenheit aller Verhältnisse, von der ich sprach, noch empfinden sich deshalb viele als so schicksalgebundene, rätselhaft ausgelieferte Teilchen des Weltraumes, als fühlende Atome tatenlos, wehrlos und fast gestaltlos, aber durchglüht von allen Feuern des Universums. Und diesem Gefühl der Zeit war und ist Hofmannsthal ein Erlöser, weil er es zur feinsten und weitesten Schwingung in sich gebracht hat als ein Mensch von großen Gaben, und weil er es für alle Geschlechter in eine bleibende lebende Form gefaßt hat als ein großer Meister der Sprachkunst.

Digitized by Google

Vom Scheck und vom heutigen Geldmarkt

Von Paul Rettig

Solange der Verkehr größere Formen angenommen hat und seine Beweglichkeit erkennbar ist, war man offensichtlich stets bemüht, die Zeit und die Arbeit zu seiner Entwickelung soviel wie möglich herabzusetzen; und was damit in engstem Zusammenhang steht, den Ausgleich, d. h. die Zahlung, auf die schnellste und sicherste Art zu bewerkstelligen. An die Stelle der baren Zahlung trat daher sehr oft eine Anweisung, in der jemand einen zweiten aufforderte, eine bestimmte Summe Geldes an einen dritten zu zahlen. Solcher Anweisungen hat sich schon Cäsar bedient, und im Mittelalter haben Könige und regierende Herren ihre Schatzverwaltungen zur Zahlung durch solche Scheine beauftragt. Diese Art der Zahlung blieb jedoch in ihrer Eigenart vereinzelt. Erst das englische Volk und besonders die Londoner Kaufleute kamen durch ihre ausgedehnten Handelsbeziehungen dazu, sich des Mittels der Anweisung in größerem Maße zu bedienen. Die Kaufleute in London hinterlegten im siebzehnten Jahrhundert ihre Geldbeträge bei den reichen Goldschmieden und ließen sich durch eine Bescheinigung Geld geben, falls sie es nötig hatten. Aus diesen einfachen Scheinen entwickelte sich mit der Zeit eine Art von Scheinen, die das Versprechen des Bankiers enthielten, für seinen Kunden an den Überbringer eine bestimmte Summe Geldes zu zahlen.

So hat sich in England wie auch in Nordamerika das Wesen dieser Scheine, der Schecks, zu einer Einrichtung entwickelt, die in vollster Blüte steht, und es gibt wohl heute keinen Engländer oder Amerikaner, der, ein leidlicher Geschäftsmann, ohne sein Scheckbuch in der Tasche das Haus verläßt. Er bezahlt bis zu den geringsten Beträgen mit Schecks und ist dadurch in der Lage, seinen baren Geldbestand auf ein Geringes zu beschränken.

Diese Beschränkung des Geldbestandes hat aber nicht nur ein persönliches, sondern ein bei weitem größeres volkswirtschaftliches Interesse. Der Scheck in allen Händen bedingt ein sehr beschränktes Umlaufen der Geldmittel des Landes, Gold und Banknoten, und diese Beschränkung der Umlaufsmittel des Landes würde gerade bei uns von weittragender Bedeutung und segensreichster Wirkung sein.

Die deutsche Reichsbank ist durch das Bankgesetz gezwungen, einen bestimmten Teil ihrer umlaufenden Banknoten durch Gold zu decken. Erhöht sich in Zeiten wie den jetzigen, wo Industrie und Handel unter Anspannung aller Kräfte und Geldmittel arbeiten, der Notenumlauf der Reichsbank, so muß sie naturgemäß versuchen, durch Anziehen der Diskontschraube der Grenze der gesetzmäßigen Dritteldeckung möglichst fern zu bleiben. Tritt aber an die Stelle des Gold- und Notenumlaufs eine Vermehrung des Scheckverkehrs, so wird das Gold bei der Reichsbank frei und kann dem Kreditbedürfnis der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt werden. Die Reichsbank reguliert die Nachfrage nach Umlaufsmitteln durch den Diskont. So ergibt sich die zweite wertvolle Folgeerscheinung, nämlich: ist die Nachfrage kleiner, kann der Diskont ermäßigt werden. Deutschland leidet unter dem hohen Reichsbankdiskont, und es ist anzunehmen, daß die Ausbreitung des Scheckverkehrs dazu beiträgt, eine Ermäßigung des Diskonts herbeizuführen und unserem blühenden Handel und unserer Industrie eine Erleichterung der Zinszahlung zu schaffen.

Aber nicht das volkswirtschaftliche Moment allein ist von wesentlicher Bedeutung bei der Benutzung des Schecks. Er dient auch den Privatinteressen der einzelnen in hohem Maße, ist dieser doch jeden Augenblick in der Lage, über ein Guthaben, das er bei seiner Bank hat, zu verfügen. Natürlich muß man bei uns mit der althergebrachten Gewohnheit brechen, das bare Geld im Hause aufzubewahren und erst bei passender Gelegenheit zu verwenden. Die ungezählten Millionen, die auf diese Art in Kasten und Fächern schlummern, sind der produktiven Verwendung entzogen und bedingen dadurch für die gesamte Wirtschaft des Landes die allergrößten Nachteile. Wir müssen uns daran gewöhnen, den Bankier mehr als bisher zum

Verwalter unserer Gelder zu bestellen, sind wir doch dadurch der Mühewaltung der Kassenführung und besonders der Gefahr der Aufbewahrung enthoben. Auch die viel weniger große und fast ausgeschlossene Gefahr bei Versendung von Geldbeträgen an andere Orte ist hier in Betracht zu ziehen. Allein durch die Post werden an jedem Tage etwa zwanzig bis dreißig Millionen Mark durch Postanweisungen ausgezahlt, die am Tage vorher eingezahlt sind, deren produktive Verwendung für die Wirtschaft gleich Null ist. Die Post braucht für ihren Postanweisungsverkehr jährlich zirka zwölf Milliarden Mark. Welche gewaltigen Beträge werden außerdem täglich durch Einzahlung von Steuern, Zöllen usw. in Bewegung gesetzt. Die Gehälter der Staats- und Kommunalbeamten werden vierteljährlich ausgezahlt, für das Deutsche Reich und Preußen in einer Höhe von zirka 880 Millionen Mark. Von diesen 880 Millionen werden, abgesehen von einem Teil für die Mietszahlung, ein Drittel erst in einem Monat, ein Drittel erst gar in zwei Monaten gebraucht. Wieviel Millionen liegen hier brach! Ein großer Teil der Privatangestellten, die fast durchweg monatlich Gehalt beziehen, muß monatlich einen Teil für die außerhalb Berlins sehr übliche vierteljährliche Mietszahlung zurücklegen. Auch hier ruhen ungezählte Millionen baren Geldes, deren Zurückfließen und Umlauf zeitweise behindert ist. Die Behörden fangen in dankenswerter Anerkennung dieser Zustände schon nach und nach an, die Beamten auf die Überweisung des Gehaltes an Banken hinzuweisen. Doch ist der Schritt vom Hinweis bis zur allgemeinen Gewöhnung noch sehr groß. Die Staats- und Gemeindeeinkommensteuer wird in der Regel erst Mitte des Steuervierteljahrs eingezogen. Auch der Steuerbeamte könnte angewiesen werden, Schecks unter dem Vorbehalt des richtigen Einganges in Zahlung zu nehmen.

Hat der Empfänger des Schecks ein Bankkonto, so gibt er den Scheck seiner Bank zur Gutschrift. Hat er kein Bankkonto, so kann er den Scheck zu einer Bezahlung benutzen, oder aber er wird ihn an der Kasse der bezogenen Bank zur Einlösung bringen. Kaufe ich ein Grundstück, so kann ich die Anzahlung mittels Schecks leisten. Baue ich ein Haus, bezahle ich den Bauunternehmer mit Schecks, der sie an den Mauer- und Zimmerpolier weitergibt, und erst diese werden die Schecks zur Bezahlung der Arbeiter zur Einlösung bringen. Aus dieser Erkenntnis heraus haben auch die deutschen genossenschaftlichen Spar- und Darlehnskassen eine Scheckvereinigung gegründet, um unter sich und von Ort zu Ort die Zahlungsmethode zu erleichtern.

Es wird ja noch viele Leute geben, die aus Unkenntnis und Ängstlichkeit die Annahme des Schecks verweigern. Es liegt beim Publikum selbst, erzieherisch mitzuwirken, und zwar durch Scheckzahlung an solche Lieferanten, die sich unsere Kundschaft nicht verscherzen können und wollen, sich also damit einverstanden erklären müssen. Nehmen wir den Fall des Bäckers. Wir zahlen ihm unsere monatliche Rechnung mittels Schecks. Wie leicht kann er diesen z. B. zur Bezahlung seines Mehllieferanten benutzen, der anderseits doch sicher ein Bankkonto hat und ihn einfach seiner Bank zur Gutschrift übergibt.

Der Scheck ist eine Anweisung eines Bankkunden auf seine Bank, die unter der Voraussetzung zahlbar ist, daß der Kunde ein entsprechendes Guthaben bei der Bank hat. In der Natur des Schecks liegt es, daß er bald zur Einlösung gelangt, im Gegensatz zum Wechsel, der eine längere Laufzeit hat. Dem bisherigen Mangel der gesetzlichen und gewohnheitsmäßigen Vorlegungsfrist soll jetzt durch den Entwurf des Scheckgesetzes abgeholfen werden. Man muß beim Scheck drei Personen unterscheiden, den Aussteller, der zahlen will, den Scheckempfänger, dem gezahlt wird, und den Bankier, der zahlen soll. Der Scheckaussteller will keinen Kredit, sondern er erleichtert sich durch den Scheck eine Zahlung aus seinem Guthaben, das er bei der Bank hat. Nichts spricht gegen die Annahme eines Schecks, es handelt sich für die Empfänger höchstens um eine Kreditverlängerung von ganz kurzer Zeit, die doch wohl im allgemeinen nicht ins Gewicht fällt.

Nötig zum Gebrauch eines Schecks ist natürlich die Haltung eines Kontos bei einer Bank. Nach vorsichtiger Auswahl des Bankiers oder der Bank und nachdem ein Antragsformular zur Eröffnung eines Bankkontos ausgefüllt ist, erhält der Betreffende ein Scheckbuch mit Formularen ausgehändigt. In den Scheckformularen sind die durch den Druck offen gelassenen Stellen auszufüllen. Jeder andere freibleibende Raum ist zur

Vermeidung von Fälschungen möglichst zu durchstreichen. An der rechten Seite des Schecks befindet sich eine Zahlenreihe, die als weitere Sicherheitsmaßregel dient. Hier streicht man alle Zahlen aus, die den Betrag des Schecks übersteigen. Ist so die Möglichkeit der Fälschung schon auf ein Minimum beschränkt, so kann man z. B. bei Verlust des Schecks und rechtzeitigem Bemerken durch die Notizen, die man sich auf den in dem Scheckbuch zurückbleibenden Talon macht, die Bank hiervon in Kenntnis setzen und die Auszahlung verhindern. Will man bei der Benutzung die denkbar größte Sicherheit haben, so ist es nur nötig, den Scheck zu kreuzen, d. h. quer über den Scheck die Worte „Nur zur Verrechnung" zu setzen. Dieser Verrechnungsvermerk bedeutet, daß der Scheck nicht bar ausgezahlt, sondern nur verrechnet werden soll. Man kann so auch Schecks unbedenklich im einfachen Briefe versenden, kann doch der Finder oder Dieb nicht das geringste damit anfangen. Es wäre natürlich zu wünschen, daß der größte Teil der Schecks diesen Vermerk trägt, damit sie nicht zur Auszahlung, sondern nur zur Verrechnung gelangen und am Ende auch die Auszahlung in barem Gelde unmöglich ist. Dieser Verrechnungsvermerk ist natürlich nur dann anwendbar, wenn der Empfänger ein Banklanto hat; man überzeuge sich also vorher von dem Bestehen eines solchen. Das Berliner Adreßbuch kommt diesem Bestreben in dankenswerter Anerkennung näher, indem es aufgefordert hat, neben der Telephonnummer auch die Banlverbindung zum Abdruck zu nennen.

Könnte sich der Kaufmann und der Privatmann von der Schwerfälligkeit im Handelsverkehr und der Scheu gegen den Scheck befreien, so würde dies von segensreicher Bedeutung sein. Die Barmittel würden sich in der Hand der Banken vergrößern und der Zinsfuß würde herabgedrückt werden. Wenn man sich vor Augen hält, daß in England fast jeder Kaufmann oder Geschäftsmann sein Bankkonto hat, und daß der gesamte Zahlungsverkehr fast ausschließlich auf dem Wege des Schecks vor sich geht, so ist es unverständlich, daß sich der Scheckverkehr nicht schon lange bei uns mehr eingebürgert hat. Sagt doch Bagehot in seinem Werke „Lombard Street", daß die Konzentration des Geldes in den Banken wenn nicht die einzige, doch hauptsächlichste Ursache sei, daß der englische Geldmarkt von so großer Bedeutung und Wichtigkeit sei.

Es ist hier die Rede vom englischen Geldmarkt, und so ist es wohl angebracht, einen schnellen Blick auf die Geldmarktverhältnisse überhaupt zu werfen.

Im internationalen Verkehr hat das Silber als Zahlungsmittel an Wert stark eingebüßt, und an seine Stelle ist mehr und mehr das Gold getreten. Naturgemäß ist für die Staaten, die Kredit auf dem Weltmarkte suchen und finden müssen, dieser nur durch die Goldwährung möglich. Jede Verringerung der Goldbestände der Staaten mit Goldwährung vergrößert die Möglichkeit, daß die dem Auslande gegenüber eingegangenen Schulden, sei es durch Wertpapiere, sei es durch gegen Import gezogene Wechsel, nicht im Falle des Verlangens in Gold gezahlt werden können. Jeder Staat muß also darauf bedacht sein, den Bestand seines Goldes in ein richtiges Verhältnis zu seinem Papiergeldumlauf zu bringen, damit im Fall einer Krisis der Goldfluß nicht versiegt. Geschieht dies in ruhigen Zeiten nicht, so könnte leicht der Fall eintreten, wie es in Amerika tatsächlich geschehen ist, daß ein allgemeiner Run auf die Banken das Bargeld zum größten Teil verschwinden läßt und jeder ängstlich darauf bedacht ist, möglichst viel Bargeld an sich zu bringen und festzuhalten und es so dem Verkehr zu entziehen und die Krisis zu verschlimmern. Es muß also das Bestreben des Staates sein, die Goldwährung möglichst stabil zu erhalten.

Frankreich, das klassische Land der Sparer, braucht für seine verhältnismäßig schwach entwickelte Industrie wenig Kapital, die Schulden an das Ausland sind durch geringeren Import kleiner als bei anderen Staaten, anderseits entstehen durch den Fremdenverkehr jährlich etwa eine Million Frank Forderungen an das Ausland. Wie reich das Land ist, beweist wohl am schlagendsten die Tatsache, daß die Fünfmilliardenschuld nach dem für Frankreich unglücklichen Kriege von 1870/71 bereits sechs Monate früher als vereinbart zurückgezahlt werden konnte.

Anders bei uns in Deutschland. In Deutschland steht das Barkapital in keinem Verhältnis zu den Bedürfnissen, die von der außerordentlich gesteigerten Industrie gestellt

werden. Der Preis der Rohstoffe, der Materialien, der Nahrungsmittel ist immer höher geworden, die Arbeitslöhne sind im permanenten Steigen begriffen, anderseits verschlingen die Ausgaben für Luxus und Wohlleben immer größere Summen. So ist wohl erklärlich, daß wir bei der Hochkonjunktur des Jahres 1906 und der noch bestehenden Konjunktur unter dem Zeichen der permanenten Geldknappheit stehen. Die Reichsbank hat schon im vorigen Jahre zum Schutz ihrer Goldbestände zu abnorm hohen Diskontsätzen greifen müssen, Ende Dezember 7 Prozent und 8 Prozent, um die Industrie vor zu weiter Inanspruchnahme des Kapitals zu warnen.

Kommt zu einer solchen nationalen Schwierigkeit noch die des Auslandes, die Anspruch macht auf die Solidarität des Geldmarktes, d. h. auf die Betätigung des heimischen Geldmarktes über die Grenzen des Landes hinaus, so entsteht ein Mangel an Zirkulationsmitteln, und dieser Mangel und der Schutz der Goldbestände treiben den Diskontsatz mehr und mehr in die Höhe. Aus diesen Gründen heraus erklärt sich auch der augenblicklich hohe Zinssatz der Bank von England und der Deutschen Reichsbank, die den amerikanischen Goldgelüsten die größten Abwehrmaßregeln entgegensetzen müssen.

Haben sich die Verhältnisse in Amerika beruhigt, tritt das ängstlich zurückgehaltene Geld in die Kanäle der Volkswirtschaft zurück, so wird auch die Goldausfuhr abnehmen und sich der Zinssatz ermäßigen. Sind doch seit Mitte Oktober der Bank von England 130 Millionen Mark Gold, der Bank von Frankreich 18 Millionen Mark Gold und der Deutschen Reichsbank 50 Millionen Mark Gold entzogen worden, die zum größten Teil den Weg nach Amerika genommen haben.

Bei der Schwierigkeit der Regelung der Verhältnisse auf dem Geldmarkt handelt es sich also nicht nur darum, den Bargeldverkehr im Inlande zu beschränken, sondern man muß auch zu verhüten suchen, daß das uns wichtigste Edelmetall, Gold, zum Zweck von Zahlungen in das Ausland exportiert wird. Es lohnt sich, Gold zu exportieren, wenn die Wechselkurse entsprechend der großen Nachfrage steigen und den sogenannten Goldpunkt erreicht haben. Die Reichsbank befolgt in letzter Zeit bereits zur Stärkung ihres Goldvorrates die Taktik, ausländische Wechsel, besonders auf England, in Zeiten niedrigen Kursstandes anzukaufen, um sie beim Steigen des Wechselkurses abzugeben und den Kurs zu drücken.

Amerika exportiert nach Deutschland in großen Mengen Baumwolle und Getreide. Der Gegenwert der Getreidewechsel muß den Amerikanern wieder zugestellt werden, und bei der in Amerika augenblicklich herrschenden Geld- und Goldknappheit wird man dort natürlich versuchen, Gold selbst mit Verlust an sich zu ziehen. Die Überweisungen nach Amerika geschehen zum großen Teil über London. Versucht Amerika anstatt der Wechsel Gold zu importieren, so sieht sich die Bank von England gezwungen, zum Schutz ihrer Goldbestände wie auch die Deutsche Reichsbank den Diskontsatz zu erhöhen. Es wird so der Versuch gemacht, fremdes Kapital infolge der hohen Zinssätze zu ermutigen, Wechsel zu kaufen und der Bank Gold zuzuführen.

Die Bank von Frankreich verfügt über einen großen Goldschatz, und sie ist es auch fast ausnahmslos immer gewesen, die in solchen Fällen der Goldknappheit Gold durch Ankauf von Wechseln zur Verfügung gestellt hat. Die Bank von Frankreich schützt ihren Goldbestand nicht nur durch die Diskontpolitik, sondern auch durch die Goldprämie. Sie hat bei den Schwierigkeiten zu Ende des vorigen Jahres diese Goldprämie auf zweieinhalb bis zwei per Mille herabgesetzt und schon damals einen Goldexport nach England möglich gemacht. Auch jetzt stellte sie der Bank von England durch Ankauf von englischen Dreimonatswechseln Gold zur Verfügung.

Zur Linderung und Beseitigung der augenblicklich herrschenden Geldknappheit ist also in erster Linie eine Beruhigung und Klärung der amerikanischen Geldmarktverhältnisse nötig. Dann muß unsere heimische Industrie immer wieder darauf hingewiesen werden, durch eine weise beschränkende Wirtschaftspolitik die Verhältnisse des deutschen Geldmarktes nicht noch mehr zu schwächen, und schließlich muß durch Ansammlung von Kapitalreichtümern und durch Verbesserung der Zahlungsmethoden, wie eingangs geschildert, eine Erleichterung und Stärkung des Geldmarktes geschaffen werden.

Die Kunst und die neudeutsche Gesinnung

Von Robert Breuer

Die Zeiten liegen noch nicht so weit zurück, da alles, was irgendwie etwas mit Kunst zu tun hatte, als eine mehr oder weniger arge Sache behandelt wurde. Gestehen wir es nur ganz getrost: man hielt die Kunst für unmoralisch, zum mindesten für eine ziemlich zwecklose, wenn auch ganz amüsante Spielerei. Wenn es hoch kam, so meinte man, Kunst und idealistische Schwärmerei sei eins: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Jedenfalls: Rechtschaffene Männer, die ein reelles Tagewerk zu verrichten hatten, hielten es für unwürdig, sich mit der Kunst abzugeben. Nur die Kunsthistoriker und Ästhetiker machten eine Ausnahme; aber sie rechtfertigten sich dadurch, daß sie Geschichtswissenschaft und Psychologie trieben und die Kunst mehr totschlugen als pflegten.

Das scheint vielleicht übertrieben; man möchte es nicht recht glauben, noch vor wenigen Jahren in einem Barbarismus gesteckt zu haben, dessen man sich heute schämen müßte. Wie, wurden damals nicht Bilder gekauft, hat es nicht Sammler gegeben, hat man sich nicht in Öl malen lassen und aus Marmor meißeln? Zugestanden. Aber: wieviel Männer gab es, die sich nicht gescheut hätten, vor ihrer Freunde Augen Blumen in eine Vase zu stellen, oder eine kleine Plastik auf den Fingerspitzen zu drehen, oder ein Spitzenmuster abzutasten? Wieviel Männer gab es, die nicht alles, was Geschmack verlangte, das Aufhängen von Bildern, die Auswahl von Farben, der Frau überließen? Hätte man nicht einen Mann, der fünf Geschäfte absuchte, um eine zur Rockfarbe gutstehende Krawatte zu finden, einen Gecken genannt und den Hausherrn, der nicht nur auf Ordnung auch auf Schönheit drang, einen Schwärmer? Wie dachte man in Deutschland über Morris? Hielt man es nicht für lächerlich, die Bucheinbände selbst zu machen, wo man doch so wunderhübsche zu kaufen bekam? Wie dachte man selbst über Heinrich Seidel, der während des Spaziergangs an Hecken und Wegen Samen streute, auf daß Blumen wüchsen? Das Höchste, wozu man sich aufschwang, war eine ortsübliche Sentimentalität und ein weinseliges Schwätzen, und im übrigen begnügte man sich damit, die Fingernägel gut zu schneiden und einen tadellosen Scheitel zu ziehen. Das war es übrigens, was einem die Künstler so unsympathisch machte: diese tollen Vaganten trugen lange Haare. Ernsthaft gesprochen: niemals wurden so viele Künstlerromane geschrieben wie gerade zu jener Zeit, da man von den Künstlern am schlechtesten dachte. Die Geschichtenschreiber träumten von dem Künstler als von einem phantastischen Halbgott, die jungen Mädchen fanden den Lockenjüngling berauschend; aber nur unter Seufzern und Flüchen hätte ein anständiger Vater seine Tochter einem Künstler verehelicht. Die Künstler galten eben als unordentliche Leute, und die Kunst war eine besondere Art des Müßigganges.

Kaiserstuhl aus dem zwölften Jahrhundert. Im Kaiserhause zu Goslar

Porträtgruppe. (Aufnahme von Nicola Perscheid in Berlin W.)

Digitized by Google

Ratsstuhl. Frankreich, fünfzehntes Jahrhundert.

Das ist gründlich anders geworden! Vielleicht trennt uns nichts so sehr von dem Geschlecht der siebziger und achtziger Jahre als diese Erhebung der Kunst aus der Verächtlichkeit eines halb sündigen, halb komischen Spielzeuges zu einem notwendigen Lebenswert. Der moderne Mann begnügt sich nicht mehr damit, ausgestopfte Tierköpfe und Geweihe an die Wand zu nageln, gute Doppelsohlen zu tragen und des Abends sich von der Gattin ein paar Mondscheinlieder vorsingen zu lassen. Die Frau hat eingesehen, daß mit der üblichen „Kunst im Hause", dem Holzbrand, dem Drehen von Papierrosen und dem Sticken von Paradehandtüchern, kein großer Staat zu machen ist; auch die Frau beginnt zu ahnen, daß die Kunst mit kuriosen Tändeleien nichts zu tun hat, daß sie vielmehr ein Lebensgesetz ist, eine Art der Lebensführung, die den Alltag und den ganzen Menschen erfüllen will. Die Frau ahnt es; dem Mann aber, der klaräugig und mit wachem Sinn die kulturelle Entwickelung durchlebt hat, ist es bereits Gewißheit: daß die Kunst nicht eine Arabeske, ein bizarrer Schnörkel bleiben darf, sondern das Fundament und zugleich die Kraft der Weltanschauung, der Körperbildung, der Waffenmacht, des häuslichen Glückes und der persönlichen Würde sein muß! Rhythmus und Einheit, Vernunft und Schönheit haben das Ungefähr, den Wirrwarr, die Sentimentalität und das Niedliche abgelöst. Die Schönheit ist nicht mehr irgendein seltsames Gebilde, wodurch ein an sich unzweckmäßiger Gegenstand erträglich werden soll; sie ist nicht mehr das Gewürz, das hier und da in kleinen Dosen verabreicht wird; sie ist weder Schleier noch Illusion noch Traum. Der moderne Mensch will die Schönheit als Ausdruck des werktätigen Lebens, als Darstellung charakterfesten Bürgerstolzes. Ein schöner Gegenstand muß zunächst zweckmäßig sein, ehrlich und gerade gewachsen. Ein

Fauteuil. Frankreich, um 1750.

Steinzeugkrug. Kölner Arbeit aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Künstler soll zunächst ein tüchtiger Mensch sein und die Kunst Gesundheit und Wille zur Eroberung und Beherrschung der Natur.

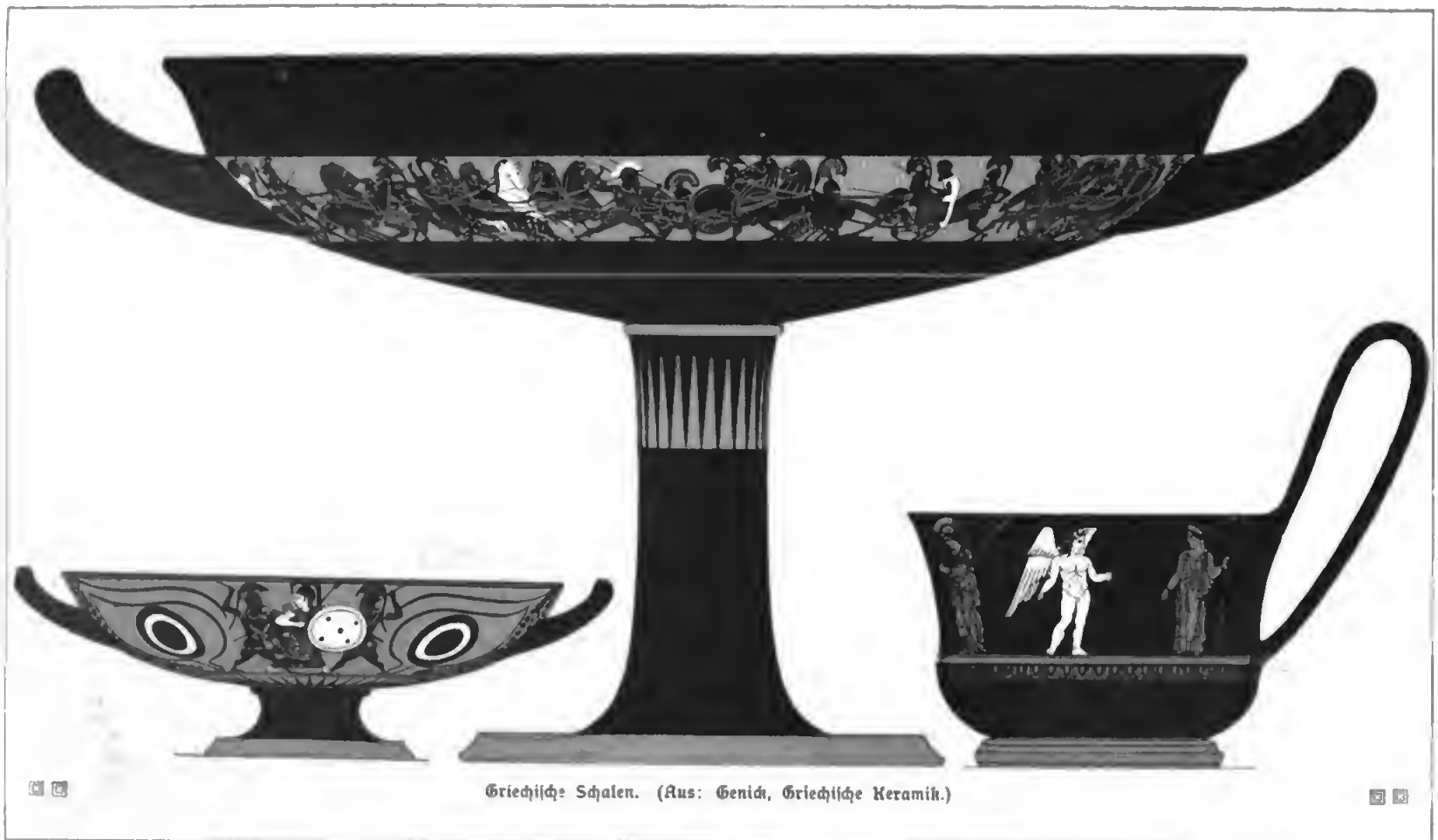
* * *

Zwei Völker haben vorbildlich gewirkt. Zwei Nationen, die abseits jeder Ideologie stehen, die mit politischer Klugheit und kaufmännischem Geschick sich in die erste Reihe der Weltmächte gesetzt haben, wurden uns Lehrmeister zu dieser modernen zweckmäßigen und klaren Schönheit: England und Japan.

Sprächen wir hier von der Malerei, so müßten wir Frankreich nennen. Was bedeutet aber ein Museum der prächtigsten Tafelbilder gegenüber einer das Leben durchdringenden Gesinnung, die sie hinter der Architektur und dem Geräte der Engländer, hinter den Gebrauchsgegenständen und den Dekorationen der Japaner lebendig ist. Gewiß, auch ein Bild von Monet ist der klare Ausdruck der modernen Art, die Welt zu sehen: ohne Voreingenommenheit, ohne romantische Verzerrungen, mit nüchterner und doch unendlicher Liebe, mit ruhiger Eindringlichkeit und klugem Temperament. Auch ein Bild von Monet ist Symbol unserer Weltanschauung, die den Menschen sich an die Natur verlieren läßt und ihn zugleich in nie geahnter Weise zu einem Herrn ihrer Kräfte macht. Ja, „Das Frühstück im Grase" oder „Das Landhaus von Bellevue" ist gewiß eine höhere, reichere und zugänglichere Form der Schönheit als ein Stuhl Van de Veldes; aber das ganze Werk Monets

Fränkisches Steinzeug aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Nassauer Humpen.



Griechische Schalen. (Aus: Genick, Griechische Keramik.)

kann niemals für die weitere Kulturentwickelung die Bedeutung gewinnen, die des Belgiers Lehre und Taten bereits heute gewonnen haben. Frankreich hat uns zu einer neuen Malerei verholfen; England und Japan aber gaben uns eine neue Art der Lebensauffassung. Der nationale Stolz mag sich noch so sehr sträuben, es ist nichts daran zu ändern: von England kam der Luftstrom, der die lichtraubenden Portieren von den Fenstern riß, der die tügenhafte Sucht nach Repräsentation, die falschen Ritterburgen, die schwerfälligen Luthersessel und die verträumten Kemenaten zum Teufel jagte. Aus England kam die erstaunte Frage: Warum wohnt ihr euch eigentlich selbst zur Qual; warum habt ihr Posen statt Anstand und warum Prunk statt Komfort? Warum betrügt ihr euch selbst; warum wollt ihr etwas scheinen, was ihr gar nicht seid; warum habt ihr keinen Stolz, kein Selbstbewußtsein, keinen eigenen Sinn, kein Heim? Aus England kam das „Made in Germany" als Charakterisierung der Arbeitsweise: billig, aber schlecht. „Englische Stoffe" sagten wir und meinten damit gute Stoffe; englische Moden waren vernünftige Moden: englisch nannte sich die Herrenkonfektion, das einzige Gewerk, das nicht alle Vernunft und alle Lauterkeit vergessen hatte. Und stets stand Japan England zur Seite; ja, England selbst hat ungeheuer viel von Japan gelernt. Freilich, daß Deutschland damit anfing, Papierfächer an die Wand zu hängen und mit imitierten Japanwaren die Paneelbretter vollzupfropfen, will nichts besagen. Aber glaubt man, daß unsere Flächenkunst (vielleicht die stärkste Seite unserer ganzen Kunstbetätigung) ohne japanischen Einfluß auch nur denkbar wäre? Das ganze moderne Buchgewerbe wurde unter englischem Einfluß begonnen und im japanischen Geiste fortgeführt. Unsere Illustrationskünste, unsere Plakate zeigen in jeder Phase der schnellen Entwickelung den Einfluß des asiatischen Inselvolkes. Man braucht nicht erst an Orlik, an Th. Th. Heine, an Strathmann und viele andere zu denken — überall, wo Geschmack, ist auch der Einfluß Japans nicht fern. Die Wiener Schule, die Leute um Kolo Moser und Klimt, der Schwede Litjefors, die Dänen, sie alle zeigen den Einfluß japanischer Formensprache. Und dann weiterhin: niemals hätte die Kopenhagener Manufaktur oder Schmuz-Baudiß so wunderschöne Porzellane fertigen

Bauten in Port Sunglith, Cheshire. (Aus: Muthesius, Das englische Haus)

Das Demmersche Haus in Braunschweig.

können, wenn nicht Japan Lehrmeister gewesen wäre. Die junge, hoffnungsfreudige keramische Bewegung, die neue Schönheit der Korbware, der Seidenstickerei, der Metallbehandlung und der Textile, überall: Asien und Japan. So unendlich reich ist Nippon an Schönheit und Formenfülle, daß es von seinem Überfluß ganz Europa sättigen könnte; und so unendlich tapfer, zäh und kühn sind die Söhne dieses feinnervigen und kunstseligen Landes, daß sie das stärkste Reich Europas im Sturm niederwarfen. Nun, wenn der schneidige Sieger über Rußland so viel Zeit übrig hat, sein Leben als ein Künstler zu führen, und durch solche Art so wenig verweichlichte, um Strapazen zu bestehen, denen der ungeschlachte und ungebildete Osteuropäer unterlag — so können wir ganz getrost ein

Holzkirche bei Stockholm.

wenig in Japans Schule gehen, ohne für Dekadenz und militärischen Verfall fürchten zu müssen. Und wenn der englische Kaufmann, dem Zeit Geld ist, dennoch Zeit genug hat, seine Wohnung und seinen Körper zu pflegen, so werden vielleicht auch wir Skatabend und Stammtisch durch Sport und Werkkunst ablösen lassen. Und vielleicht, wenn wir so nach fremdem Vorbild — aber aus eigener Kraft — ein größeres Maß von Menschenwürde und Erdenfreude darleben, werden wir auch in politischen und merkantilen Dingen jenes Maß von Selbstbewußtsein bekommen, das nur dem Volke gehört, das eine wirklich gesunde und reell gewachsene, nicht nur eine eingebildete Kultur besitzt.

Man sieht, worauf es bei unserer Besprechung von Kunst und Kunstgewerbe ankommt: auf die Gesinnung, die dahinter steht! Es handelt sich nicht um beliebige Geschmacksurteile, vage Gefühle. Es handelt sich um durchaus männliche und die ganze Nation angehende Forderungen des Charakters. Unsere Umgebung, unsere Wohnung soll umgestaltet werden durch den Geist des neuen Deutschlands; und aus den neugestalteten Bauwerken und Geräten soll jener tatkräftige Geist unaufhörlich entströmen wie die Stimme eines stets gegenwärtigen Propheten.

* * *

Wenn wir so von den uns umgebenden architektonischen und gewerblichen Formen fordern, daß sie uns nicht nur zweckmäßig dienen und uns durch Schönheit erfreuen, daß sie darüber hinaus uns auch etwas Geistig-Moralisches zu sagen haben, so setzt das voraus: daß es überhaupt möglich ist, durch Linien, Flächen, Farben, Körper und Räume Gefühle und Willensregungen zum Ausdruck zu bringen. Über dies Problem muß uns Klarheit werden.

Wir zögern keinen Augenblick, der Musik den weitgehendsten Einfluß auf unser seelisches Verhalten zuzugestehen und anzuerkennen, daß Tonfolgen und Harmonien unser Empfindungsleben sowohl zum Ausdruck bringen wie beeinflussen können. Wir werden uns bald überzeugen, daß auch die optisch wahrnehmbaren Kunstmittel das zentrale Bewußtsein beherrschen. Die Wirkungsgemeinschaft von Musik und Linie zeigt sich deutlich beim Tanz. Hier ist in der Tat jede Bewegung, jede Linienveränderung am Körper die Umsetzung einer akustischen Form in eine optische; und es ist ganz klar, daß der Tanzende die Gefühlsregung, die die Musik in ihm weckte, durch den Tanz, also durch optisch wahrnehmbare Mittel, zum Ausdruck bringen will. Da man nun aber sehr wohl den Tanz als ein flüssiges Ornament ansehen kann, so läßt sich folgern, daß fundamental

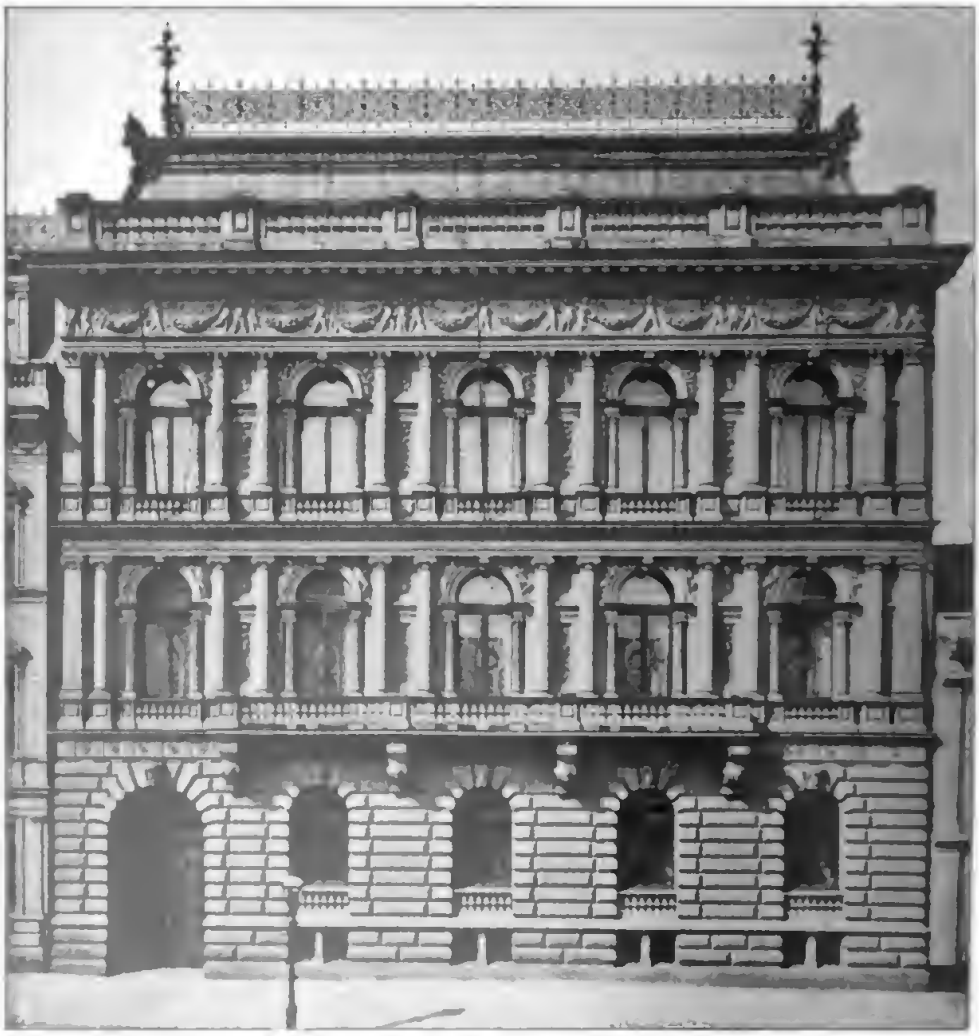
Ein Landhaus in Baden-Baden von Richard Riemerschmid. (Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.)

ein Zusammenhang zwischen Musik und Ornament existiert; daß auch das Ornament Gefühlswerte zum Ausdruck bringen will und Willensregungen zu erzeugen vermag. Wohlverstanden: das Ornament, das Nebeneinander von Flecken, von Hell und Dunkel, ein durch Linien gegebener Rhythmus, das Nebeneinander von Farben, die Proportionalität zusammengehöriger Teile. Wir sprechen nicht davon, daß Darstellungen von Naturgegenständen, von Blumen, Tieren und Menschen seelische Wirkungen auszulösen vermögen. Das ist selbstverständlich: ein Wald läßt uns träumen, ein Löwe gibt uns das Gefühl der Kraft, die runzeligen Gesichter einer Kaffeeklatschgesellschaft machen uns lächeln. Darum handelt es sich jetzt aber nicht; das Problem liegt tiefer: der abstrakten optischen Form sollen seelische Kräfte entströmen. Dann genügt es, das Experiment an einer einfachen Zickzacklinie zu machen. Man tue es. Man steige mit dem Auge eine Zickzacklinie auf und nieder, man fühle sich in diese optische Darstellung völlig ein, und man wird das Auf und Nieder nicht nur mit dem ganzen Körper, auch — soweit man derartiges trennen kann — geistig als eckigen Flug der Vorstellung empfinden. Einen ähnlichen Vorgang wird uns eine leicht schwingende Linie gewähren, wir werden an ihr durch die Luft gleiten, wie eine Spirale uns lockt, uns um die eigene Achse zu drehen. Eine Kugel wird uns das absolute Wohlgefühl der Vollkommenheit, die Ruhe des Abgeschlossenen empfinden machen. Einerlei, ob wir sie mit den Fingern oder mit den Augen abtasten: wir erleben zunächst rein nervös eine physische Zufriedenstellung, darüber hinaus durcheilt unsere Vorstellung das Universum.

Wir sehen also, daß durch optische Formen geistige Kräfte ausgelöst werden. Das ist erklärlich, denn die optische Form ist ja nichts weiter als der sichtbar gewordene Niederschlag einer geistigen Bewegung. Sagen wir: Geist in geronnenem Zustand. Der die Form betrachtende Mensch ist der Erlöser, der den auf das Papier oder in irgendein anderes Material gebannten Geist wieder zum Leben befreit. Dabei ist es gleichgültig, ob der formende Bann von der Natur und deren Kräften oder von dem Menschen und dessen freiem Willen ausgesprochen wurde. Die Form ist hier wie dort der Spannungszustand von Kräften, die, jetzt latent, jederzeit wieder flüssig werden können. Daraus ergibt sich: die Suggestion der Form.

Überlegung und Experiment zeigen, daß nur ein gewisser Bestand von Grundformen auf alle Menschen gleichmäßig wirkt. Mit

zunehmender Differenzierung wechselt das assoziative Nebeneinander von Form und Gefühl. Diese verschiedene Wirkung ist nicht nur örtlich und zeitlich bedingt, sie regelt sich überhaupt nach dem völlisch und individuell verschiedenen Assoziationsvorrat. Wir müssen besonders das große geheimnisvolle Gebiet der Symbolik berücksichtigen. Nicht eine gelehrte oder metaphysische Symbolik, die zu verstehen es bestimmter literarischer Kenntnisse bedarf; vielmehr eine Symbolik der durch Gesichtswahrnehmungen erregten Gefühle. Es ist für unsere optische Betrachtung z. B. gleichgültig, daß die Birke vom Volk eine verzauberte Jungfrau genannt wird; aber wir empfinden diesen Baum als Symbol für das Schmiegsame, das Zittrige, das Weiche und Elegante. Oder die Zypresse; sie gilt uns als Totenbaum, nicht weil mit ihr bestimmte Sagen verbunden werden, sondern weil der geschlossene Umriß, die Gedrungenheit der Masse uns zum Schweigen zwingt, weil die beinahe farblose Farbe keine Lebensmächte in uns weckt und uns apathisch macht. Man sieht also: literarische Momente sprechen bei diesen Wertungen nicht mit; es läßt sich aber anderseits nicht klar das Werden und Wachsen, der Entwickelungsgang bis zu dem letzten optisch basierten Gefühlsurteile feststellen. Es zeigt sich übrigens auch hier, daß die Auslösung geistiger Regungen durch optische Wahrnehmung von zeitlichen und eth-



Ein Renaissancepalast als Mietshaus; erbaut in Aachen 1892.

Eine Renaissancevilla aus den achtziger Jahren.

nographischen Grenzen abhängig ist, denn dem Italiener z. B. weckt die Zypresse keineswegs Kirchhofstimmung, obwohl auch dort die Form, die dem Baum entspricht, die Pilasterpyramide, neben dem Katafalk steht. Wie erklärt sich diese abweichende Wirkungsfolge? Mit dem Hinweis auf die Entwickelung ist die Frage nicht gelöst; es offenbart sich vielmehr, daß die ästhetische Psychologie immer noch halb blind umhertappt. In all diesem Wirrwarr aber behauptet sich eine Gewißheit: es gibt eine zeitlich und örtlich begrenzte Suggestion der Form, der Farbe, der Körper und des Raumes.

Wem wäre es möglich, in einem völlig auf dunkel gestimmten Raum, zwischen schwe-

Der Dom zu Berlin.

ren, den Atem raubenden Möbeln zwanglos heiter zu sein; wer käme nicht leichter in fröhliche Stimmung, wenn blond leuchtendes Kirschbaumholz die Augen kost, Weiß von der Decke strahlt und klingendes Grün aus der Tapete sprüht! Niemandem braucht man die suggestive Wirkung eines gotischen Domes, eines Kellergewölbes, eines in der Stadtmauer stehenden Bastionturmes klarzumachen; sie tritt ein ohne alle historisch literarischen Erläuterungen, durch rein optische Mittel. Wer kennt nicht die Suggestion des Salons; wer hat noch nie den Ruck empfunden, den Körper und Geist bekommen, wenn man aus dem Antichambre in einen zurückhaltend und vornehm ausgestatteten Empfangsraum tritt, selbst wenn niemand darin ist, uns zu empfangen! Wer wüßte nicht, daß man sich in gut ausgestatteten Räumen, gut angezogen, besser, vornehmer, distinguierter benimmt, als wenn man im Schlafrock und in der Wohnstube sitzt! Es gibt eben einen optisch empfindbaren Strom, der aus dem Innenraum kommt und uns die Hacken zusammenzwingt, das Rückgrat steift und die Gesichtsmuskeln disziplinniert. Dazu bedarf es keineswegs einer besonders ausgebildeten optischen Empfindsamkeit. Es gibt auch eine Suggestion der „guten Stube"; auch der kleine Mann „fühlt sich", wenn er seinen Sonntagsrock anzieht. In der Tat: Kleider machen Leute, und Räume geben Haltung und Stimmung. Goethe sagte einmal zu Eckermann: „Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven

Zustand." Das Wesentliche dieser Meinung bestätigt, was wir sagen, nämlich: daß der Raum eine Wirkung auf das geistige Verhalten der Bewohner ausübt. Wir sind allerdings inzwischen weiter gekommen; wir teilen nicht mehr Goethes Genügsamkeit, wir wollen von dem Raum Anregung empfangen. Darin freilich stimmen wir mit Goethe überein: ein Arbeitsraum soll uns weder zum Schlafen noch zum Träumen verleiten, sondern eben — zum Arbeiten zwingen.

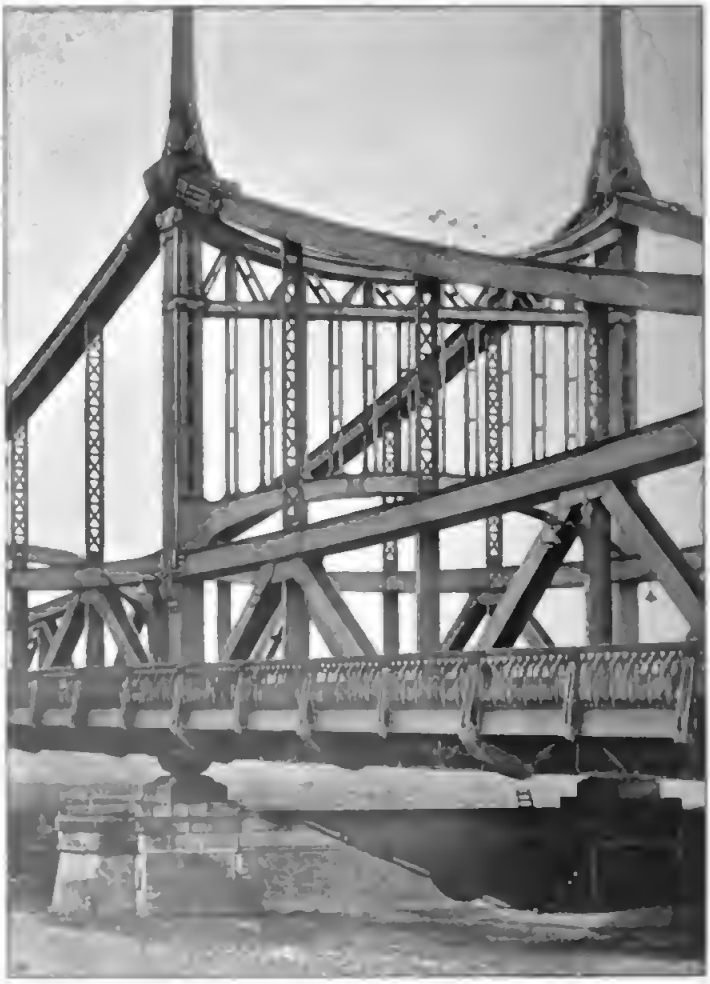
Von hier aus gelangen wir schnell zu einer sehr wichtigen Erkenntnis: alle Innenräume, die die Persönlichkeit des Architekten im hohen Grade zum Ausdruck bringen, sind ungeeignet für die alltägliche Lebensführung: sie erregen. Das in einer Künstlerpersönlichkeit lebendige Gefühl strömt uns aus den

Ein modernes Geschäftshaus: „Haus Trarbach", Berlin. (Mit Genehmigung des Verlages der „Blätter für Architektur und Kunsthandwerk" in Berlin.)

seinem Geist entsprungenen Formen intensiv entgegen.

So sehen wir, daß architektonische und gewerbliche Form keineswegs harmlose, mit mehr oder weniger Geschmack zusammengetragene Objekte sind, denen wir gleichmütig und sorglos gegenüberstehen dürfen. In diesen toten Gegenständen steckt vollwertiges Leben, das uns dauernd, wenn auch unbemerkt, zu beeinflussen vermag, uns beunruhigt oder uns beglückt. Die Möbel und Geräte sind nichts weiter als die Darstellung bestimmter Lebensarten; sie sind es um so mehr, als sie in engster Abhängigkeit stehen von der Lebensführung der Menschen, denen sie dienen wollen.

Ohne Rücksicht auf Mode und Geschmack ist etwa die Kleidung abhängig von den jeweiligen Verkehrsverhältnissen und wiederum das Sitzmöbel abhängig von der Kleidung. Nach dem Maßstab dieser Doppelgleichung ließe sich eine vollständige Entwickelungsgeschichte des Kostüms und des Sitzmöbels geben. Im Betriebe des modernen Schnellverkehrs wären die flatternden Gewänder der Griechen — man denke des Kampfes gegen die Schleppe — eine Prämie auf Unfall; die Krinoline würde von der Direktion der elek-



Die Swinemünder Brücke in Berlin. (Detail aus: Möhring, Stein und Eisen.)

Das Innere der Börse zu Amsterdam.

trischen Bahn lebhaft bekämpft werden müssen. Eine Mode, die irgendwelche verkehrswidrige Extravaganzen forderte, würde sich lächerlich machen und unbeachtet bleiben: die Mode ist nur Episode; die Anpassung von Kleid und Verkehr, Kleidung und Sitzmöbel ist Gesetz!

Ein Lehnstuhl des dreizehnten Jahrhunderts, in den der gepanzerte Ritter sich hineinschmiß, weil der Harnisch und die Beinschienen ihm nicht die Freiheit gaben, sich kunstgerecht zu setzen, mußte gar stabil und gut räumlich gebaut sein. Für die leichte Grazie des Rokokos wären solche sturmfesten Rittersitze wie schnappende Ungeheuer gewesen. Mit ihrer geraden, knorrigen Energie hätten sie die Heiterkeit des Schäferspieles gestört; an der kantigen Lehne würde der gestickte Seidenfrack argen Schaden genommen haben. Gerade am Rokoko läßt sich vorzüglich nachweisen, wie unbedingt das Möbel sich der Kleidung anpaßt, ja anschmiegt; damals wurde die Chaiselongue und der Fauteuil erfunden. Zwei Sitzmöbel, apart dazu geschaffen, richtiger: gewachsen, die Krinolinendämlein zu umfangen.

Nehmen wir ein anderes Beispiel: das Trinkgefäß. Ist die griechische Schale nicht der vollendete Ausdruck für die Elastizität und die exklusive Schönheit des griechischen Wesens? Mit wohlgeführter Bewegung, sicher und feinnervig greift der gymnastisch geschulte Hellene nach der flachen Schale, mit edler Gebärde führt er sie empor. Dieses Aufheben gibt ihm nicht weniger Genuß als der Geschmack des Weines. Leicht federnd mit elegantem Schwung setzt er das Gefäß wieder auf die Tafel. Diese aristokratische Zeremonie des Trinkens ist latent in der griechischen Schale gegenwärtig. Man könnte mit ihr gar nicht anders umgehen; behandelte man sie hart, nun, so zerbräche sie. Sie ließe sich gar nicht mit zwei Fäusten packen: selbst dem Barbaren wäre es physischer Schmerz, das köstliche Gebilde grob anzufassen, er müßte fürchten, ihm wehe zu tun. Und nun stelle man gegen die griechische Schale einen altdeutschen Humpen, eine Pinte, ein Bartmännchen oder einen Apostelkrug. Hört man aus dieser Irdenware nicht sofort die groben Stimmen der Landsknechte und den Lärm von rauschenden Bauern? Sieht man nicht sofort die gepanzerte Faust in den Henkel fassen, mit hartem Ruck den Krug emporreißen und ihn mit scharfem Schlag wieder niedersetzen? Und wie süffig sind diese Gefäße, wie durchaus auf die Quantität hin

Wahnraum aus den achtziger Jahren. Sogenannte vornehme Renaissance.

angelegt: so man sie anhebt, stürzt das Bier heraus, und man muß es in großen Zügen schlucken, recht nach guter deutscher Art.

Aber nicht nur für die Einzelheiten des täglichen Lebens ist das Gerät Symbol; der Volkscharakter in seiner Ganzheit wird durch die Raumkunst und alles, was den Raum erfüllt, zum Ausdruck gebracht.

Dies gilt besonders für die Zeiten, die wir „klassisch" nennen. Wenn vielfaches Keimen ausreift und die Konsequenz der Entwickelung zu einem Höhepunkt führt, dann offenbart sich eine neue Formenwelt, die restlos der Ausdruck für Zeit und Volk ist. Wir bestätigen dies dadurch, daß wir diesen Perioden des höchsten Stils klar umgrenzte, Volk und Zeit einschließende Namen geben. Wir kennen sehr viele und sehr verschiedene Vasen und sagen dennoch: die griechische Vase, und ebenso: der Renaissancepalast und das gotische Münster. Das heißt: in allen Spielarten, den vielfach wechselnden Persönlichkeiten und Geschmacksäußerungen herrscht dennoch ein gemeinsamer Geist, eine einheitliche Seele — eben die Seele des Volkes und der Zeit! Man glaube nur nicht, daß Willkür die Stile schuf. Gewiß, einzelne ihr Milieu überragende Persönlichkeiten gaben wohl hier und da zum erstenmal in unverkennbarer Art eine neue Formenwelt; aber sofern daraus ein neuer Stil wurde, waren diese Schöpfer doch nur die Geburtshelfer der die Zeit erfüllenden und von zahllosen Minderbegabten heiß ersehnten Formen. Ein Stil ist stets das Produkt der geistigen Arbeit eines ganzen Volkes, niemals Künstlerlaune, niemals von einem Mäcen dekretiert — stets gewachsen und immer soziologisch zu erklären. Auch technische Errungenschaften können allein einen neuen Stil nicht schaffen; und anderseits: gerade, soweit Fortschritte der Technik einen neuen Stil bedingen, hat die Intelligenz der Gesamtheit mitgearbeitet.

Der Florentiner Palast ist ebensosehr der reine Ausdruck für das kampffrohe, unternehmungslustige, schwertdurchklirrte Quattrocento, wie das Fachwerkhaus der deutschen Renaissance den Charakter des Bürgers und seiner Stadt darstellt. Die Werke der Hochrenaissance mit ihrer zügellosen Gewalt, ihrer aufrauschenden Pracht und flutenden Beweglichkeit sind nicht nur die Folgen einer allmächtig gewordenen Technik, einer Technik

Wohnzimmer von Richard Riemerschmid. [Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.)

die alles kann und souverän die Materie beherrscht, ja vergewaltigt. Das Werk der Hochrenaissance ist der Spiegel dieses furchtbaren Geschlechtes, dessen Päpste waffenkundige Feldherren und feinsinnige Gelehrte waren, eines Geschlechtes, dessen Wollen ins Unermeßliche ging, das sich selbst zur Gottheit machte und nichts Schrecklicheres kannte, als spurlos vergessen zu werden, nichts Größeres aber als Macht und Herrlichkeit.

* * *

Wir müssen noch ein wenig darüber nachdenken, daß die Technik allein einen neuen Stil nicht zu schaffen vermag. Unsere Zeit dringt wie kaum eine andere auf gesunde materialgerechte Technik, und daneben steht die Forderung, stets einen bestimmten Zweck klar zu erfüllen. Wir wollen uns davon keinen Deut abhandeln lassen; aber zu dem neuen Stil, den wir erwarten, gehört mehr! Es hat nie eine Zeit über so viel neue technische Möglichkeiten verfügt wie das Zeitalter der Maschine; und es hat niemals eine Raum- und Gerätkunst gegeben, die so wenig von dem eigentlichen Wesen des Volkes zum Ausdruck brachte wie die Epoche der historischen Imitation. Es fehlte eben an jener großen Einheit des völkischen Bewußtseins, die all die neuen technischen Errungenschaften hätte nutzen können. Es gab wohl einzelne Charaktere, aber es gab kein Bedürfnis nach einem Volkscharakter. Beurteilte man die Architektur, den Möbelbau und das Kunsthandwerk der siebziger Jahre nur nach technischen Grundsätzen, so würde das Urteil gar nicht so übel geraten. Sehr viele der fürchterlichsten Stücke jener aufgewärmten Gotik und mißverstandenen Renaissance waren respektabel, ja hervorragend gut gearbeitet. Aber sie waren dennoch Lügen; solid und nach allen Regeln des Gewerkes zurechtgezimmert, waren sie dennoch Fremdkörper in einem Volke, das erst wurde, das sich über seine Lebensbedürfnisse noch nicht klar geworden war. Die Romantiker, die der Maschine die Schuld an der Charakterlosigkeit der Zeit gaben, irrten. Die Maschine half wohl, leicht und schnell zu sündigen; aber daß überhaupt gesündigt wurde, das lag an dem Mangel eines ausgereiften Volksbewußtseins. Die Technik allein tut es nicht. Es gibt Beispiele genug, an denen sich Materialverken-

nung oder gar Mißbrauch nachweisen läßt, und die dennoch ein klarer Ausdruck ihrer Zeit sind. Die ägyptischen und griechischen Tempel sind gewiß die höchste Form, in der geistiges Leben der Zeit sichtbar wird. Dennoch lassen sich an diesen Bauwerken eine Reihe von Details nachweisen, die in Stein falsch gedacht sind, die dem Stein widersprechen, die aus der vorangegangenen Holzepoche einfach übernommen wurden. Da sehen wir am Dache des ägyptischen Tempels noch die Rundhölzer, und im ganzen Aufbau spüren wir das Rahmenwerk. Die Triglyphen und die Dachkonstruktion am griechischen Tempel sind nichts weniger als Produkte eines logischen Denkens im Material, sie sind vielmehr unverändert vom Holz auf den Stein übertragen worden. Die Porzellanfiguren und die Streublumen des Rokokos entsprechen gewiß nicht den eigentlichen Möglichkeiten ihres Materials; sie sind ihm vielmehr abgetrotzt und darum, technisch betrachtet, oft unerträglich. Aber all diese Püppchen, diese bemalten Chinesen und schwirrenden Tänzerinnen sind so sehr Ausdruck ihrer Zeit, daß wir ohne sie das Rokoko gar nicht zu denken vermöchten.

Auch eine andere Beobachtung ist interessant. Dieselben Materiale wurden hier und dort gleich richtig und konsequent, nach wohlbedachten und sehr ähnlichen Grundsätzen behandelt — dennoch weichen die Produkte der Form nach völlig voneinander ab. Technisch ist gar kein so großer Unterschied zwischen einer Kirche zu Borgund oder Gol, einem Tempel zu Nagasaki oder dem Demmerschen Hause zu Braunschweig. Schon darum nicht, weil das Holz, sobald daraus größere Bauten gefertigt werden, nur bestimmte Konstruktionen zuläßt. Dennoch, wie gewaltig unterscheiden sich die verschiedenen Bauwerke, wie energisch charakterisieren sie das Volk, dem sie angehören, und die Zeit, da sie errichtet wurden!

So sind wir denn auf verschiedenen Wegen zu demselben Resultat gekommen. Ob unsere Analyse auf das Psychologische, das Historische oder das Technische hinzielte, immer wieder ergab sich als fundamentale Wahrheit: die Außenarchitektur und der Innenausbau, die Dekoration und das Gerät; die Kunst gewinnt ihr höchstes Leben in dem Augenblick, da sie der sichtbar gewordene Ausdruck, die optische Form für das innerste Wesen eines Volkes wird.

* * *

Nach diesen theoretischen Auseinandersetzungen wären wir nun endlich da angelangt, wohin wir von vornherein wollten. Wir betrieben unsere Analysen nicht, weil sie an sich interessant sind; wir wollen damit etwas Praktisches erreichen. Wir fanden und begriffen das durch alle wahrhaft großen Zeiten der Geschichte sich bewährende Gesetz: daß Raum und Gerät Darstellungen des Volkscharakters und der gesellschaftlichen Organisation sind. Wir fragen jetzt, inwieweit unsere Zeit diesem Gesetze gehorcht, inwieweit unsere Architektur und unser Gerätebau Werke schafft, die das innerste Wesen der modernen Zeit und des neudeutschen Menschen zur Darstellung bringen. Wir sprechen diese Frage nicht ohne Bangen aus: wir wissen, daß wir das Schicksal haben, in einer Übergangszeit zu leben, in einer Zeit des Kämpfens und des Werdens, in einer Zeit, da Dogmen gebrochen und alte Werte abgetragen werden müssen, da überall neue Quellen hervorsprudeln und zahllose Fragen sich zu Problemen einen. Wir wissen, daß uns eine große, allumfassende Weltanschauung fehlt. Wir leiden genügend unter dem Durcheinander der Meinungen, um sehnsüchtig nach den Zeiten zurückzuschauen, da ein großer Zentralwille das Volk beherrschte und gemeinsame Ideale die Landgenossen emporzogen; wir blicken mit Neid auf die Zeiten der Gotik, der Reformation und der Freiheitskriege. Wir leiden genügend, um mit aller Energie aus der Wirrnis des angehäuften Stoffes, den Details der exakten Forschung zu allgemeinen Größen uns hindurchringen zu wollen; wir strecken unsere Hände nach einem geistigen Band, das all die einzelnen Teile, in die unsere Skepsis und unsere Analytik die Welt zerlegt haben, wieder eint. Wir wissen von vornherein, daß eine solche langsam und unter schweren Kämpfen aufsteigende Zeit sich auch in den optisch wahrnehmbaren Formen nicht verleugnen kann. Die Kunst ist eben auch darin Ausdruck der Zeit, daß sie deren Irren und Suchen formal darstellt. So werden wir nirgend, ob wir die Gebilde der Architektur oder die des Kunstgewerbes, die der Malerei oder der Plastik durchsuchen, Werke finden, von denen wir mit gutem Gewissen sagen könnten, daß sie es wert wären, einmal klassisch zu heißen.

Aber eben in dieser Tatsache, daß wir uns durch einen falschen Größenwahnsinn hindurch-

gearbeitet haben und unsere Unzulänglichkeit einsehen, in dieser richtigen Bewertung unserer Fähigkeiten, in dieser sich bescheidenden Erkenntnis dessen, was wir zu leisten vermögen, wurzelt die begründete Hoffnung auf das Genie und den genialen Volksgeist, die das Erbe unserer zahlreichen Talente antreten werden.

Daß es dahin komme, das ist die Aufgabe, an der jedermann mitarbeiten muß — das ist der eigentliche und alles zusammenfassende Grund- und Zielgedanke unserer Betrachtungen: jedermann möge begreifen, daß es sich bei der Beurteilung von Kunstformen, besonders von architektonischen und von kunstgewerblichen Gebilden, von Formen der Raumkunst und des Gerätes, in erster Linie nicht um den persönlichen Geschmack, nicht um die Wahrung alter Tradition noch um die Verherrlichung revolutionärer Extravaganzen handelt. Jedermann möge wissen, daß im Interesse des Vaterlandes Liebhabereien zurückzustellen sind, und daß es Pflicht ist, mit seinen Ohren auf das Wachsen des neuen Stiles zu achten. Auf das Wachsen des neuen Stiles, der heraufkommt, dem neuen Deutschland ein formales Denkmal zu setzen. Dahin muß es kommen, daß, wenn jemand noch so starke Gelüste hat, sich ein Zimmer orientalisch einzurichten oder sich ein Sommerhaus in norwegischem Stil zu bauen, er darauf verzichtet und es vorzieht, auch seine Bedürfnisse einen Bruchteil jenes großen Volkswillens werden zu lassen, der konsequent und engerisch, mitleidlos und siegesgewiß dem Neuland entgegensteuert. Alle unsere Verhandlungen wären unnütze Zeitvergeudung, wenn es nicht gelänge, die Kreise, die sich mit Recht die führenden nennen, dahin zu fördern, daß sie die Gewinnung der neudeutschen Stilformen für nicht minder wichtig halten als die vollendetste Bewaffnung des Heeres und die beste Volksschule.

Wir übertreiben nicht. Es ist in der Tat das Bewußtsein eines Volkes, das in allem, was es umgibt, den klarsten Ausdruck seines innersten Wesens zu erblicken vermag, das sich mit der ganzen Formenwelt, die sein Dasein erfüllt, seelisch verwachsen fühlt, eine Stoßkraft von ungeheurer Bedeutung. Die besten Kanonen werden erst dann zu einer unwiderstehlichen Waffe, wenn ein großer Volksgedanke die Mannschaften begeistert. Der Wunsch nach äußerlicher Einheit half das Reich gründen; jetzt kommt es darauf an, einen einheitlichen deutschen Charakter zu gewinnen. Und diesem großen Ziel dienen alle unsere Reformen, und vor allem die, deren Streben darauf geht, den suggestiven Mächten der Raumkunst typische Formen zu gewinnen.

Wie weit uns dies bereits gelungen ist, wo die Irrtümer liegen, wo die Wahrheit leuchtet, darüber braucht es nicht vieler Worte. Man halte Umschau. Man vergleiche den Berliner Dom mit einer eisernen Brücke oder dem Messelschen Warenhause. Man stelle neben ein von Karyatiden bevölkertes und mit Stuck gepolstertes „herrschaftliches Mietshaus" ein Wohngebäude, das sich dem Blocksystem unterworfen hat. Man beschaue sich die Villa „Burgfrieden" nebst deren Salons im Makartstil und flüchte dann in ein Landhaus, wie es Muthesius baut, in Innenräume, wie Bruno Paul und Richard Riemerschmid sie ausrichten. Wer auch dann noch der Erläuterung bedarf, um das Land der Zukunft herauszufinden, der wird schwerlich teilhaben an dem neuen Deutschland.

Villa im Abend

Die alte Villa mit den Zypressen
Und den Balkonen
Will sacht vergessen,
Daß Menschen lebend in ihr wohnen.
Die Fenster nach dem Westen leuchten
Dem Abend ihren Abschied nach,
Und samtne Tücher allgemach
Hängt nun die Nacht auch ihnen vor,
Daß sie die Geister nicht verscheuchen,
Die schon bewachen Dach und Tor ...

Jakob Picard

Heinrich Spiero.

Verschneite Wege

Novelle von Heinrich Spiero

Die Ebene lag in bläulichem Schneelicht weithin unbegrenzt da. Die schlecht gehaltene Landstraße von der Stadt zu dem mehrere Werst entfernten Bahnhofe war die einzige belebte Linie in dem ruhigen großen Bilde. Plötzlich glänzten in dem grauen Bahnhofsgebäude die elektrischen Lampen auf. Und fast wie wenn von unsichtbarer Hand ein riesiger schwarzer Mantel herabgeworfen würde, hüllte sich die eben noch im letzten Dämmerlicht matt glänzende Fläche in ein undurchdringliches Dunkel.

Auf dem Bahnhofe wurde es immer lebhafter. Die Schenktische in den Wartesälen wurden frisch besetzt, die dampfenden Theemaschinen hereingetragen, die Bauern mit ihren Weibern, die noch eben vor dem bunten Heiligenbilde über dem Altar in der weiten Vorhalle gelegen hatten, rafften Sack und Pack zusammen und gingen in ihren hohen Filzstiefeln, an denen der aufgetaute Schnee herniederrann, dem Bahnsteige zu.

Der Ausrufer erschien in den Wartesälen und meldete die Ankunft des Schnellzuges, der von Poltawa nach Rostow am Don die Station passiert.

Der Zug lief ein. Es war ein geschäftiges Hin und Her aus den warmen Wagen in die Speisesäle und wieder zurück. Längst hatte es zum Einsteigen geläutet, als verspätet auf einem anderen Geleise der Schnellzug einlief, der gerade von Norden nach Süden von Charkow nach der Krim läuft. Im selben Augenblicke, da der Zug hielt, entstieg ein junger Mann in Eile einem der Wagen erster Klasse, warf seine Gepäckstücke eins nach dem anderen zwei Trägern zu und strebte, so schnell es der ihn umwallende Pelz zuließ, dem ersten Zuge zu, indem er schon von weitem winkte und rief, daß er nach Rostow mitfahren wolle. Der ungewohnte Vorgang erregte einiges Aufsehen, alle Fenster beider Züge waren voller neugieriger Gesichter, und auch auf dem Bahnsteige betrachtete sich mancher mit unverhohlenem Staunen den eiligen Reisenden.

Den schien alles wenig zu stören. Er sprang in die erste beste offene Wagentür, ließ sich sein Gepäck nachreichen und warf den Trägern ein paar Münzen zu, während der Bahnhofsvorstand schon das Zeichen zur Abfahrt gab und der Zug sich in Bewegung setzte.

„Diese komischen Deutschen," sagte der Beamte zu einem Kollegen, „ein Russe würde ruhig mit dem regelmäßigen Zuge von Charkow nach Rostow fahren, und dieser läuft

und läuft, um nur sechs Stunden früher da zu sein. Als ob daran etwas läge!"

Der junge Mann, dem der Russe die deutsche Abkunft in den wenigen Augenblicken richtig vom Antlitz gelesen hatte, suchte sich ein noch unbenutztes Abteil, in dem er mit Hilfe des Schaffners seine Habe unterbrachte. Er setzte sich behaglich auf dem Polster zurecht, steckte sich eine Zigarre an und befestigte den Taschenleuchter an dem Tischchen vor dem Fenster. Dann zog er ein Buch aus einer Handtasche und las, bis ihn ein häufigeres unwillkürliches Senken der Lider darüber belehrte, daß es allgemach spät geworden sei. Er rief nach dem Schaffner, ließ die Rückenlehnen aufklappen und sich auf dem Sitz ein Bett aufschlagen. Wenige Minuten später war er fest eingeschlafen.

Gegen zehn Uhr morgens fuhr der Zug in Rostow ein. Eine schmutzige Droschke trug den jungen Deutschen nach der Großen Gartenstraße und vor das Grand Hotel. Er erbat und erhielt ein Zimmer, dessen Kleinheit und Unwohnlichkeit ihm unangenehm auffielen. Pförtner und Wirt bedauerten, heute kein besseres zu haben, und versprachen Umquartierung für den nächsten Tag. Der Reisende ließ es gut sein und trat eine halbe Stunde später wieder auf die Straße hinaus. Erst jetzt, da die Erschöpfung der langen Fahrt ganz von ihm gewichen war, merkte er mit Erstaunen, daß hier der Winter noch nicht eingekehrt war. Weich und mild umfing ihn die Luft, obwohl man sich schon im deutschen November befand. Die Bäume trugen noch buntes Laub, auf den Bänken längs der Straße und in dem schönen Stadtgarten saßen Männer und Frauen in bunten Trachten, überall wurde Obst feilgehalten, und auf dem ganzen Bilde ruhte eine Heiterkeit, wie sie Friedrich Neugebaur in Rußland noch nicht begegnet war. Als ob man in Marseille wäre, dachte er bei sich, indes alte Bilder früherer Fahrten in ihm emporstiegen.

Die Geschäfte, die Friedrich hergeführt hatten, waren nicht so rasch zu erledigen, obwohl die Handelshäuser, die er besuchte, ihre Räume alle ganz nahe beieinander in der Großen Gartenstraße und ihren Parallelen hatten. So mußte er sich, da er abends nach dem Essen wieder auf seinem Zimmer saß, auf ein längeres, wenigstens noch zwei, drei Tage währendes Verweilen hier gefaßt machen, nicht eben ohne Seufzen. Denn nachdem die erste fast rauschartige Stimmung verflogen war, empfand Friedrich wieder mit der Öde des unwirtlichen, schlecht eingerichteten Raumes die Einsamkeit solcher Abende, wie er ihrer nun auf dieser langen Reise schon so viele erlebt hatte. Einladungen, wie sie ihm auch hier zuteil geworden waren, lehnte er ab, wo das geschäftliche Interesse die Annahme nicht unbedingt nötig machte, denn sie führten meist in recht fragliche Singspielhallen und zu ungezählten Gläsern Branntwein, wenn nicht zu lärmenden Vergnügungen niederer Art. Die Bücher aber, deren Bestand unterwegs bei deutschen Buchhändlern immer wieder ergänzt wurde, konnten allein auch nicht das Heimweh und die Einsamkeit in der Fremde überwinden helfen.

So hatte Friedrich Neugebaur den Tagesbericht an das väterliche Handelshaus beendet und saß ziemlich trübselig vor dem alten Schreibtisch, auf dessen verschlissener grüner Tuchdecke der Brief noch lag. Friedrich spielte gedankenlos mit seinem Taschenmesser und empfand schließlich die kindliche Lust, seinen Namen in den Tisch einzuschneiden. Er hatte wirklich schon die ersten Buchstaben ziemlich kunstvoll hineingeritzt, als er sich lächelnd seines Tuns erst recht bewußt ward und das Messer beiseite legte. Seine Augen aber hafteten noch an der zerschnittenen Stelle. Schließlich, da seine Gedanken immer noch kein festes Ziel fanden, griff er wieder zu dem Messer, vollendete den Namen und setzte noch den Tag, 8. November 1905, darunter. Wie er den Schnörkel der Fünf auszog, fiel sein Blick auf einige Zeichen, die rechts neben den seinen standen. Ohne sich darüber klar zu werden, was ihm an diesen aufstieß, beugte er sich doch mit einem plötzlich erwachenden Interesse nach rechts hinüber. In der nächsten Sekunde entglitt das Messer seiner Hand und fiel leicht aufschlagend zu Boden.

Als ob er seinen Augen nicht traute, fuhr Friedrich zurück, freilich nur, um sogleich wieder jene Inschrift fest zu betrachten, deren Entzifferung ihm wie instinktiv längst geglückt war. Sie lautete: Georg Neugebaur, 8. November 1885.

Georg Neugebaur! Es gab sicherlich nur sehr wenige dieses Namens, noch weniger, die jemals nach Rostow am Don gekommen waren. Wenn aber Friedrich noch hätte

zweifeln können, daß er hier die Handschrift seines Vaters vor sich hatte, so belehrte ihn darüber eine noch in der Steifheit der eingeschnittenen Lettern unverkennbare Besonderheit: sein Vater verband das letzte und das erste G seines Vornamens durch eine gerade Linie zwischen den beiden Schleifen. Dieser Strich war auch hier deutlich gezogen. Es war kein Zweifel möglich, der Vater hatte vor genau zwanzig Jahren an diesem Tisch gesessen, vielleicht in gleicher Öde und mit gleichem Heimweh.

Aber schreckhaft fast fiel es Friedrich auf die Seele, daß der Vater ihm nie von dieser Stadt gesprochen, ja, daß er ihm vor der Reise auf eine Frage gesagt hatte: Von Rostow weiß ich nichts. Friedrich hatte dessen nicht sonderlich achtgehabt, denn warum sollte der Vater alle russischen Städte kennen, die der Sohn zum erstenmal in diesem Jahre bereiste? Nun aber fiel dem Nachsinnenden auf, daß der Vater ja nicht gesagt hatte, er wäre nie in Rostow gewesen, sondern er wisse nichts davon, was bei einiger Deutung schließlich auch heißen konnte, er wolle nichts davon wissen.

Welchen Grund aber sollte der Vater hierzu haben? Daß er größere Verluste an Geschäften mit Rostower Kunden erlitten hätte, war Friedrich nie zu Ohren gekommen. Wenn er auch erst seit seinem achtzehnten Jahre, also immerhin sieben Jahre, im Geschäft tätig war, so würde er über solche Vorkommnisse doch einmal gelegentlich von einem der älteren Angestellten des Hauses etwas erfahren haben. Friedrich lachte. Man merkt, dachte er sich, daß ich nichts zu tun habe und mich bange, sonst käm' ich nicht auf alle möglichen Gedanken. Der Schreibtisch kann übrigens, so ging seine Überlegung weiter, von dem Wirt des Gasthofes irgendwo anders gekauft und hierhergestellt worden sein.

Angeregt und munter geworden, ging Friedrich die schmale Stube ein paarmal auf und ab, warf durch die halboffene Balkontür einen Blick auf die schon ruhig gewordene Straße und sank nach wenigen Minuten wieder in den Schreibsessel, jetzt bereit, ein Buch vorzunehmen. Da fiel ihm wieder die väterliche Inschrift in die Augen, aber er bemerkte jetzt noch etwas Besonderes. Um die Inschrift war ein etwas schief verlaufener Kreis gezogen, und dieser umschloß nicht nur jenen Namen und jenes Datum, sondern noch ein paar andere Worte. Diese waren offenbar mit einem feineren Messer und von einer schwächeren Hand eingeritzt worden, denn Friedrich konnte sie erst entziffern, als er zu der Lampe auch ein Licht vom Bette geholt und sich kauernd vor dem Tische niedergelassen hatte.

Jetzt las er: „Elisa", und darunter: „pour toujours!"

Friedrich konnte ein merkwürdiges Gefühl nicht überwinden, das ihn immer wieder zu dem Rätsel dieser Inschrift zurückzog. Denn ein Rätsel war sie ihm. Der Name Elisa war noch nie in sein Ohr gedrungen, jedenfalls nicht im Zusammenhang mit dem seines Vaters.

Aber da langes Rätseln nicht seine Art war, hatte er sich schnell eine harmlose Erklärung zurechtgemacht, öffnete den Brief noch einmal und schrieb auf seine Karte, die er in einen besonderen kleinen Umschlag tat, folgendes:

Lieber Vater!

Eben entdecke ich, daß du schon vor mir, wenn nicht in diesem Zimmer, so doch an diesem Schreibtisch gesessen hast, und zwar genau vor zwanzig Jahren. Unter deinem Namen hat sich dann noch eine Dame verewigt, nach dem Namen zu schließen, eine Französin, die sich wahrscheinlich einen kleinen Scherz leisten wollte. Er unterhält dich vielleicht noch heute. Nochmals herzliche Grüße an dich und das ganze Haus.

Dein Friedrich.

Er steckte den kleinen Umschlag in den großen, schloß den Brief, trug ihn selbst zur Post und kehrte leichter gestimmt nach einem Gang durch die milde Nachtluft wieder in das Zimmer zurück, das ihm jetzt nicht mehr so einsam schien.

Fünf Tage darauf betrat Friedrich Neugebaur nach einem Geschäftsgang den Russischen Hof in Saratow. Der deutsche Portier überreichte ihm ein Telegramm. Friedrich öffnete und fand die Worte: „Drahte mir sofort Namen unter dem meinen in Rostow, Grand Hotel. Vater."

Friedrich mußte erst nachdenken, was der Vater mit diesem Wunsch eigentlich meine. Dann fiel ihm jene Inschrift auf dem Schreibtisch ein, und er erwiderte die Depesche sofort: „Elisa. Gruß Friedrich."

Am Abend erreichte ihn folgendes Telegramm: „Bitte dich, Woronesch reisen, dort Zentral-Hotel meinen Brief abwarten."

Friedrich war es gewohnt, geschäftlichen Anordnungen seines Vaters, und an etwas anderes dachte er auch jetzt kaum, ohne Verzug zu folgen. Und so änderte er den Weg — er hatte die Wolga mit dem Dampfer nach Norden hinabfahren wollen — und fuhr am nächsten Tage nach Woronesch hinüber. Der Brief des Vaters konnte erst ein, zwei Tage nach ihm eintreffen, und so ging er in den breiten Straßen der Stadt spazieren, sah von den hohen Ufern auf den trägen Woroneschfluß hinab und freute sich, in der einzigen Konditorei des Ortes wenigstens deutsche Zeitungen vorzufinden. Geschäfte hatte er hier einstweilen keine und war schon im Begriff, den väterlichen Wunsch unverständlich zu finden, als der erwartete Brief kam. Es war ein klarer Winternachmittag, Frost ohne Schnee. Vor seinem Fenster auf der entlaubten Promenade fuhren langsam ein paar Droschken mit elenden Pferden hin und her, viele Soldaten und andere Uniformierte, Beamte, Schüler, Popen gingen in der hellen Stunde auf und ab, dazwischen Bauern in ihren langen Röcken mit ungefügen Mützen auf den struppigen Köpfen.

Friedrich tat noch einen Blick in dies ihm durch die letzten Wochen schon gewohnt gewordene Bild einer russischen Stadt und öffnete dann den Brief des Vaters.

Danzig, den 13. November 1905.

Mein lieber Sohn!

Du wirst erstaunt über meine Bitte gewesen sein, Dich nach Woronesch zu begeben, wo geschäftliche Verbindungen für uns nicht bestehen und auch nicht anzuknüpfen sind, noch erstaunter vielleicht über meine Depesche. Und am meisten überrascht bist Du vielleicht, wenn Du hörst, daß Dein Vater Dir einmal mit vollem Bewußtsein die Unwahrheit gesagt hat. Es war kein Zufall und kein hingeworfenes Wort, als ich auf Deine Frage nach Rostow erwiderte: Von Rostow weiß ich nichts. Es war vielmehr eine wohlüberlegte Unwahrheit (ich wiederhole es).

Nun aber sehe ich, daß ich von Rostow etwas wissen muß, daß jenes geheimnisvolle Band, das mich einmal mit dieser Stadt verknüpfte, noch nicht zerrissen und verbrannt ist, wie ich es viele Jahre hindurch geglaubt habe. Und ich werde der Schickung nicht ausweichen, die Dich, mein jüngstes Kind, an denselben Platz geführt hat, an dem ich vor zwanzig Jahren gesessen habe.

Vor zwanzig Jahren war ich, wie Du leicht ausrechnen kannst, ein Mann von fünfunddreißig, Deine geliebte Mutter war drei Jahre lang tot. Ich hatte ihren Verlust nicht verwunden, auch nicht verwinden wollen. Damals erfüllten mich die Reisen, zu denen unser Geschäft mich nötigte, geradezu mit einem Grauen, entfernten sie mich doch von dem einzigen Segen, der mir geblieben war, von Euch Kindern. Als ein einsamer Mann, in dem immer wieder alle Wunden aufbrachen, fuhr ich Jahr um Jahr tiefer nach Rußland hinein, mit der Bahn so weit es ging, dann oft auf dem Schlitten oder der Telega bis tief in Gegenden, die ein deutscher Kaufmann damals selten betrat.

Im Jahre 1885 (ich erinnere mich alles dessen so deutlich, als ob es heute wäre) hatte Südrußland einen Oktober von unerhörter Schönheit. Noch nie hatte ich so oft diese Gegend mit Italien vergleichen müssen wie damals. Am 23. Oktober unseres Stils besuchte ich eine Fabrik im Taurischen Gouvernement, die einem belgischen Konsortium gehörte. Die Firma interessiert Dich nicht, sie ist wohl inzwischen eingegangen. Die Fabrik lag fünf Stunden von der nächsten Bahnstation, jeder Besucher mußte in dem Gebäude der Direktion wohnen und nächtigen. Ich wurde sehr gut aufgenommen, erzielte geschäftlich alles, was ich wünschte, und war diesen einen Abend etwas leichter gestimmt als wohl sonst in jenen Tagen. Wir, die beiden Direktoren und ich, hatten im Garten geplaudert, als der Diener uns zur Tafel rief. Überrascht trat ich in dem großen Speisesaal einem Kreis eleganter Frauen entgegen, die mir als die Gattinnen der beiden Herren und als die beiden Schwestern der einen Frau genannt wurden. Das Gespräch bei Tisch ging gut und leicht vonstatten, auch mir floß das Wort in der französischen Sprache, die ich damals sehr gern gebrauchte (ich muß mich einer zweiten Unwahrheit schuldig bekennen: ich habe vor Dir jede nähere Kenntnis des Französischen geleugnet, und Du hast nie ein französisches Wort über meine Lippen gehen hören), schneller vom Munde als seit langem. Die Damen betrachteten jeden Fremden, der zu ihrem ent-

legenen Hause kam, als willkommenen Gast aus ihrer alten Welt.

Als wir nach dem Essen auf dem Balkon saßen, von dem man in die weite Ebene hinaussah, sagte der erste Direktor: „Herr Neugebaur, wir möchten Sie bitten, meiner Schwägerin Elisa morgen Ihren Schutz angedeihen zu lassen. Sie muß unbedingt nach Rostow fahren, wo sie abgeholt wird, und ich kann sie nicht, wie ich beabsichtigte, begleiten, da ich anderen, wichtigen Besuch erwarte." —

Ich habe die Feder hinlegen müssen und bin wohl eine Stunde im Zimmer auf und ab gegangen. Seit mir Deine Depesche den Namen, den ich so lange in mir verschlossen hatte, wieder vor Augen brachte, hab' ich ihn wohl hundertmal ausgesprochen, und niemals ohne ein Beben. Aber ich muß weiterschreiben, damit Du meiner Nachricht nicht gar zu lange harrst.

Das Fräulein sah mich an, während ich mich selbstverständlich bereit erklärte, ihr nach Kräften zu dienen. Sie hatte die tiefsten dunklen Augen, die ich jemals gesehen habe, Augen, die der Oberfläche eines jener kleinen, scheinbar unergründlichen Waldseen unserer Heimat verwandt waren.

Am Morgen bestiegen wir zusammen die Kutsche ihres Schwagers und fuhren zur Bahn. Beim Abschied fiel mir auf, daß sie mit ihrer Schwester nicht einmal die üblichen Wangenküsse französischer Höflichkeit tauschte, sondern mit einem kalten Blick von ihr schied, der sich, als der Wagen schon anzog, in ein Flehen, wie voller Angst, verwandelte.

Der Reiz des abendlichen Gesprächs war verflogen. Ich saß wieder in schweren, dunklen Gedanken, und so war es mir nur recht und fiel mir nicht auf, daß auch meine Begleiterin kaum ein Wort sprach, sondern, in ihre Ecke gelehnt, sich wie mit offenbarer Willenlosigkeit dem Ziele unserer Fahrt zutragen ließ.

Dann aber allmählich bemerkte ich, daß ich unbewußt begonnen hatte, das schöne Mädchen näher zu betrachten. Wahrlich, das schöne Mädchen! Hatten mir am Tage vorher nur die Augen Eindruck gemacht, so bot sich mir jetzt in der Klarheit des hellen Herbsttages das ganze Gesicht in seinem Ebenmaß dar, das doch nichts glatt Gewöhnliches hatte, sondern durchaus zu dem besonderen Ausdruck dieser Augen als einzig passende Umrahmung erschien.

In dem Augenblick, da ich mir das sagte, empfand ich ein Gefühl wie einen elektrischen Schlag, und gleichzeitig öffnete Elisa den Mund und sprach die ersten Worte, die sich mir unauslöschlich einprägten, weil in ihnen alles Folgende lag, und weil sie dem Dritten vielleicht zuerst wie eine halb naive, halb zudringliche, weder besonders geistreiche, noch besonders feinfühlige Einleitung eines Gespräches unter Fremden erscheinen mochten. Für mich waren sie wie etwas längst Erwartetes, über das mich zu wundern mir keinen Augenblick einfiel.

Elisa also sagte: „Auch Sie sind unglücklich, mein Herr?"

Du, Friedrich, kennst mich als einen ziemlich wortkargen Menschen, der selbst seine Nächsten nicht gern in sich hineinblicken läßt.

Ich hatte seit dem Tode Deiner Mutter, der gegenüber ich solche Schranken nicht kannte, noch mit keinem Menschen von meinem Schmerz gesprochen. Diesen Augen und dieser Frage gegenüber sagte ich alles heraus — ich weiß nicht mehr, in was für Worten —, was auf mir lag. Ich hätte mir keinen besseren Hörer wünschen können. Denn wortlos lauschte sie. In ihren Augen aber las ich, wie sie mit mir lebte, und ich war ihr dankbar, daß, als ich fertig war, kein Ausruf des Bedauerns von ihr kam, daß mir nur wieder die Augen sagten: ich habe dich verstanden.

Und ganz unvermittelt sprach sie dann von sich. Sie ging von der Schwester, die so arm gewesen war wie sie selbst, fort, um sich zu verheiraten. Der Mann, den man ihr ausgesucht hatte, war ihr nicht nur so gut wie fremd, sondern durchaus zuwider, aber um sich nicht schutzlos der ganzen Familie gegenüber zu sehen, das Los ihrer Geschwister, die von dem reichen Schwager abhingen, nicht zu verschlimmern, mußte sie in die verhaßte Verbindung willigen.

Eine gewöhnliche Geschichte, wie sie tausendmal vorkommt und tausendmal ohne Herzbrechen und ohne Tragik abgeht, wirst Du vielleicht sagen — doch nein, Du sagst es nicht, weil Du fühlst, daß ich hier mit meinem Herzblut schreibe.

Und auch ich empfand nichts Derartiges. Ist es doch ohnehin etwas ganz anderes, ob uns solche Leiden von Fernstehenden noch einmal in Bausch und Bogen nacherzählt werden oder ob wir sie aus dem Munde des Unglücklichen selbst schlicht vernehmen.

Elisa war nun auf dem Wege nach Rostow, wo die Mutter des ihr bestimmten Gatten sie erwartete. Er selbst war in Geschäften noch abwesend. Alsbald nach seiner Rückkehr sollte die Hochzeit stattfinden, gleichfalls in Rostow, um der Familie des Bräutigams die weite Reise zur Fabrik zu ersparen.

Es geschieht oft, daß sich ein lange währendes Stillschweigen über Menschen breitet, die sich eben ausgesprochen haben, und geschieht um so öfter, je mehr von seinem Innersten jeder preisgegeben hat. Solches Schweigen aber ist nicht stumm. Und so fuhren wir dahin in der klaren Luft des späten Herbsttages, und um uns lag, um uns lebte alles, was wir uns gesagt hatten; und das war nicht mehr und nicht weniger als unser ganzes Geschick. Aber in mir wenigstens war nichts von dem Gefühl der Beschämung, der Entblößung, die uns befällt, wenn wir den Schleier gehoben haben von Tiefen, die wir nicht jedem Auge zu zeigen gewohnt sind. Nicht einen Augenblick hatte ich die Empfindung, getan zu haben, was ich nicht dieser Frau gegenüber in jedem Augenblicke wieder tun würde.

Sie aber lächelte nach einer ganzen Weile, ein schmerzliches, holdes Lächeln, und wir konnten wirklich, bis wir zur Bahnstation kamen, ein gleichgültiges Gespräch über dies und jenes führen — schwebte doch hinter dem allem das gemeinsame Erlebnis dieser Offenbarungen, die uns (das fühlten wir) aneinanderbanden.

Wir konnten auf der Station den Zug nach Rostow sofort besteigen. Je näher wir dem Reiseziel kamen, um so schwerer ward uns ums Herz, das ließen die vielen Stockungen in unserer nun wieder persönlicher gewordenen Unterhaltung merken. Kurz vor der Ankunft zog ich die Uhr und sagte: „Nun nur noch zehn Minuten."

Und als ich diese Worte ausgesprochen hatte, da wußte ich, was mir diese Fahrt bedeutet hatte, und sie wußte es auch, denn im nächsten Augenblick gaben wir uns die Hand, und was wir damals sprachen — es steht Wort für Wort in meinem Gedächtnis, aber ich schreibe es Dir so wenig, wie es je ein anderer Mensch erfahren hat —, das war ein Gelöbnis, das zwei geprüfte, reife Herzen fesseln sollte, fesseln mußte für das Leben und darüber hinaus.

Es wurden keine Beschlüsse gefaßt, keine Versprechungen gegeben, und nur im Augenblick der Einfahrt in die Bahnhofshalle, wo eine alte elegante Russin Elisa erwartete, verabredeten wir, daß ich sie in ihrem Quartier in Rostow am nächsten Tage gegen Abend aufsuchen sollte.

Ich fuhr ins Grand Hotel, wo ich dann also das Zimmer Nummer zwölf bewohnte, in dem Du zwanzig Jahre nachher abgestiegen bist.

Am anderen Tage sprach ich Elisa. Mein Besuch konnte nicht auffallen, da sie mich der Dame noch am Bahnhof vorgestellt und unsere gemeinsame Reise erklärt hatte. So sahen wir uns an diesem Tage und an jedem folgenden, fanden auch immer Gelegenheit, uns allein zu sprechen und nun auch die Frage zu erörtern, was aus uns werden sollte.

Mir stand es von vornherein fest, daß Elisa das Verlöbnis lösen und meine Frau werden müßte. Auch sie hatte im Überschwang des ersten Glückes nichts anderes angenommen und war auf diese Lösung des unseligen Verhältnisses, in dem sie sich befand, als ganz selbstverständlich eingegangen.

Je öfter ich aber wiederkam, je öfter ich in sie drang, mir zu offener Aussprache gegenüber ihrer Familie und der des Bräutigams das Recht zu geben, desto unruhiger und desto zaghafter wurde sie, ohne daß ich ihr den Grund ihrer Zögerung abringen konnte.

Endlich erfuhr ich ihn.

Sie und ihre verheiratete Schwester, ja ihre ganze Familie, waren schon früher den künftigen Verwandten für materielle Hilfe so viel Dank schuldig geworden, daß sie es nicht übers Herz brachte, sich nun der Abtragung dieser Dankesschuld zu entziehen, wenn sie sich auch voll bewußt war, daß sie damit vielleicht, jetzt, da wir uns kennen gelernt hatten, gewiß, ihr ganzes Lebensglück zum Opfer brachte. War doch — das sah sie klar — jene Unterstützung nur gewährt worden im Hinblick auf ihren künftigen Besitz.

Ich mußte in trübe Familienverhältnisse hineinblicken, aus denen das Bild von Elisas Eltern mit nicht eben reinen Zügen hervorging.

Auf meine leise Andeutung, ob denn jene materiellen Verpflichtungen nicht ablösbar wären, mochte sie nicht eingehen. Sie empfand in ihrer feinen Seele neben jener tatsächlichen Hilfe noch mehr, noch etwas wie eine Rettung vor Schlimmerem, für die mit der Rückzahlung von Geld nichts getan ge-

wesen wäre. Und dazu empfand sie deutlich, daß ihr Bräutigam sie liebte.

Wie sehr ich Elisa angehörte, ersiehst Du daraus, daß ich unter all diesen Schwierigkeiten, unter dem Einblick in diese wirren und nicht einmal ganz sauberen Verhältnisse, in denen eben nur ihre eigene Reinheit unantastbar blieb, den Mut nicht verlor und sich meine Neigung zu ihr nicht verringerte.

Dann aber wurde mir immer deutlicher, daß wir uns gegenseitig ein Martyrium schafften, das länger auszuhalten über Menschenkraft ging, und ich mußte Elisa endlich vor ein entschiedenes Ja oder Nein stellen.

Das war am 7. November. Ich sagte ihr in aller Zärtlichkeit und Zartheit, aber mit aller Bestimmtheit, daß nun die Entscheidung fallen müsse, daß ich nicht länger wie ein unreifer Knabe schmachten dürfe, daß ich nicht nur eine junge Frau, sondern eine zweite Mutter für meine Kinder heimzuführen habe, und daß ich nun morgen alles ins rechte bringen müsse.

Elisa sah mich ohne ein Wort der Erwiderung mit dem rührenden Lächeln, das ich bei ihr kannte, an und fragte mich nur: „Wann kommst du morgen?"

Ich nannte ihr die Stunde, und so trennten wir uns.

Am anderen Tage saß ich auf jenem Dir nun ja bekannten kleinen und häßlichen Zimmer des Grand Hotels und war eben im Begriff, zu Elisa aufzubrechen, als an meine Tür geklopft wurde und auf mein gleichgültiges Herein Elisa bei mir eintrat.

Du kannst Dir mein Erstaunen denken. Mein erster Gedanke, dem ich sofort Ausdruck gab, war, daß sie mich sogleich wieder verlassen und in ihr Haus zurückkehren müsse, um ihren Ruf nicht zu gefährden.

Elisa lächelte: „Laß das meine Sorge sein, setz' dich lieber zu mir und höre zu."

Ich ergab mich in ihren Willen — wer hätte ihr wohl widerstanden, wenn sie bat?

Noch nie war ihre Zärtlichkeit für mich so groß gewesen, noch nie erkannte ich so voll den ganzen Reichtum ihrer Persönlichkeit als in diesem Gespräch, in dem von Anfang an eine Heiterkeit herrschte, die unseren letzten Unterredungen nur zu sehr gefehlt hatte.

Sie blieb wohl eine Stunde bei mir, und damals war es, als sie froh und anscheinend glücklich ihren Namen und die Worte pour toujours! unter den meinen in den Schreibtisch grub, an dem Du mir geschrieben hast.

Mit einem Male ward sie ernst, stand auf, da auch ich mich erhoben hatte, und während in ihre Augen wieder jener geheimnisvoll traurige Ausdruck kam, der mich zuerst betroffen gemacht hatte, sagte sie: „Es ist sieben Uhr. Um acht Uhr kommt mein Bräutigam. Wir müssen scheiden. Lebe wohl, ich danke dir das größte Glück, das erste, das ich je in meinem Leben genossen habe."

Sie sagte das alles halb aus wohlerkennbarer Leidenschaft, halb wie eine einstudierte Rolle, dann faßte sie mich, der ich völlig verwirrt und keines Wortes mächtig dastand, um die Schultern, drückte mir einen Kuß auf den Mund (ich fühle noch die Eiseskälte ihrer Lippen) und hatte das Zimmer verlassen, ehe ich mich noch zu einem Worte, ja nur zu einer Bewegung aufraffen konnte.

Ich mag wohl mehrere Minuten wie in Erstarrung dagestanden haben, dann riß ich mich zusammen, konnte aber nicht den Entschluß finden, ihr nachzugehen, weil ich instinktiv mit völliger Sicherheit empfand: es ist alles vorbei.

Da tat sich die Tür noch einmal auf. Elisa kam herein, fassungslos schluchzend warf sie sich an meine Brust, daß ich das Beben ihres Körpers mitzitternd empfand.

Auch jetzt war mir gleich ihr versagt, zu sprechen. Sie küßte mich wieder und wieder, nun mit durstig heißen Lippen, und dann war sie zum zweitenmal verschwunden — für immer.

Ich ließ damals alle Geschäfte liegen, denn ich war nicht fähig, irgendeinen sachlich nüchternen Gedanken zu fassen, und kehrte auf dem geradesten Wege nach Danzig zurück. Gottlob wart ihr damals noch zu klein, um mich zu beobachten, und da ich Verkehr außerhalb meines Hauses seit dem Tode Eurer Mutter noch nicht wieder angeknüpft hatte, so ist wohl niemandem hier in der Heimat mein Schmerz kundgeworden.

Zwanzig Jahre ist das nun her und hat all die Zeit wie ein Erlebnis von gestern vor mir gestanden, aber nicht in mir geruht, sondern dies Scheitern einer Hoffnung, die mir so hell aufgegangen war, hat meine Seele bis heute stets in Bewegung gehalten, und ich übertreibe nicht, wenn ich Dir, dem einzigen, heute gestehe, daß hinter allem Leid

und Kummer, die auch nicht ausblieben, diese zwanzig Jahre lang jenes eine unselige Verhängnis stand, das mich damals traf.

Warum nun, so fragst Du, hab' ich Dich gebeten, diesen Brief zu erwarten und Deinen lange festgestellten Reiseplan zu ändern? Sicherlich doch nicht, um Dir dieses Bekenntnis zu machen, das aus meinem Herzen auch später noch zeitig genug zu Dir gedrungen wäre, daß Du vieles im Wesen Deines Vaters besser verstündest.

Ich habe eine Aufgabe für Dich, Friedrich. Du sollst mir sagen, ob Elisa noch lebt, wo sie lebt, und wie sie über diese zwei Jahrzehnte hinweggekommen ist.

Ich habe nichts mehr von ihr erfahren. Die Verbindung mit dem Unternehmen ihres Schwagers hab' ich bei der ersten Gelegenheit unter einem glaubhaften Vorwand abgebrochen, und Rostow wie das Taurische Gouvernement habe ich nie wieder berührt.

Das Gut ihres damaligen Verlobten hieß Noposchnize und lag nur wenige Stunden von Woronesch. Und nun bitte ich Dich, bringe dort in Erfahrung, ob sie noch lebt, und wie es ihr in all diesen Jahren ergangen ist. Ich weiß selbst nicht, was ich davon erwarte, aber ich meine, Du wirst mir die Liebe tun und erfüllen, was ich von Dir wünsche.

Du brauchst mir nicht wieder zu schreiben, bis Du mir Nachricht geben kannst.

Noch eins, Friedrich. Ich bin Dir schuldig, zu erklären: das Andenken an Deine Mutter hat durch all dieses nicht in mir gelitten. Nicht einen Augenblick ist meine Liebe zu ihr geringer geworden. Wenn ich wieder und wieder jenes düstere Verhängnis, denn anders kann ich es noch immer nicht nennen, als eine schwere Wolke über meinem Leben empfunden habe, so war es gerade der Gedanke an Deine Mutter und an Euch, die sie mir gegeben hat — so war es dieser Gedanke, der mir das Leben lebenswert gemacht hat und es nicht nur einfach erträglich, sondern trotz allem anderem zu einem Besitz gestaltete, für den ich Gott danken muß.

Noch einmal also, tu, um was ich Dich bat, und dann schreibe

Deinem treuen Vater.

Friedrich hatte den Brief längst zum zweiten-, zum drittenmal gelesen und saß noch immer fast unbeweglich am Fenster seines Zimmers. Er merkte nicht, daß die Dämmerung längst hereingebrochen war, und erst, als der Strahl einer gerade unter seinem Fenster stehenden Laterne ihm grell ins Auge fiel, fuhr er zusammen, raffte die beschriebenen Blätter auf und steckte sie in seine Brusttasche. Dann begann er eine rastlose Wanderung zimmerauf, zimmerab, immer längs dem schmalen Läufer, der vom Fenster zur Tür ging. Obwohl er nun das Schreiben des Vaters immer wieder mit den Augen gelesen hatte, fehlte ihm der innere Zusammenhang mit dem Inhalt. Er fuhr sich übers Gesicht, als wäre da etwas wegzuwischen, griff wieder nach der Brust, setzte sich schließlich an den Tisch und sann dumpf vor sich hin, wenn man ein willenloses Treiben in einem undurchdringlichen Nebel, ein Hineinstarren in graues Dunkel mit geschlossenen Augen Sinnen nennen kann.

Was sich endlich nach einer Zeit, für deren Dauer er kein rechnendes Bewußtsein hatte, in Friedrich zuerst loslöste, war eine Empfindung tiefsten Mitleids mit dem Vater, der nun so viele Jahre stumm getragen hatte, was der Jugend schon, geschweige denn einem geprüften Herzen unerträglich scheinen mußte. Nun erst verstand Friedrich vieles, was er bis dahin im Wesen des Vaters nicht begriffen hatte, und um so heißer stieg in ihm das Gefühl einer Dankbarkeit empor, die er bisher nicht genugsam an den Tag gelegt zu haben meinte.

Der Abend und die halbe Nacht vergingen ihm unter solchen Gedanken in wogendem Hin und Her des Herzenstaktes. Erst der nächste Morgen, der kalt und klar in Frost heraufstieg, brachte ihm die Aufgabe ins Gedächtnis, die der Schluß des väterlichen Briefes enthielt. So einfach sie schien, so schwer wurde ihm die Erfüllung. Er war ja schon öfter zu einem oder dem anderen Geschäftsabschluß auf Gütern eingekehrt und hätte leicht unter solcher Begründung auch den ihm genannten Ort besuchen können, wenn er nicht stündlich mehr eine zitternde Befangenheit empfunden hätte vor dem Wiedersehen mit der Frau, deren Handlungsweise er im ungerechten, ungestümen Urteil seiner Jugend als eine schwere Schuld gegenüber dem geliebten Vater, als einen geradezu frevelhaften, schicksalhaften Eingriff in dessen Leben fühlte.

Aber wenn ihn schon ohnehin die Ehrfurcht vor des Vaters Wunsch angetrieben

hätte, nun ohne Zögern zu tun, was ihm aufgetragen war, so mischte sich jener herben Verurteilung doch noch etwas anderes bei, was ihn nicht freudig, aber mit einer gewissen Begier der neuen Fahrt entgegensehen ließ: er wollte diejenige kennen lernen, die auf seinen, Dritten gegenüber so verschlossenen Vater einen so gewaltigen Eindruck gemacht hatte, und er wollte prüfen, ob es jener möglich gewesen wäre, über die Liebe zu einem solchen Manne hinwegzukommen, sie wieder zu vergessen, während der Mann zwanzig Jahre das Geschick im Herzen trug, dessen schwere Entscheidung damals in jener engen Stube des Gasthofes zu Rostow gefallen war.

Seine Erkundigungen ergaben, daß Roposchnize mit der Eisenbahn nicht zu erreichen war. Die Landschaft war inzwischen völlig verschneit, und so konnte Friedrich am nächsten Tage auf einem Schlitten die Fahrt antreten. Er hatte berechnet, daß er gegen Mittag auf dem Gute ankommen und es gegen Abend wieder verlassen könnte. Kaum aber lag die Stadt hinter ihm, als ein immer stärker werdender Ostwind ihn belehrte, daß seine Voraussicht falsch gewesen sei. Der schneidende Wind, der ihn zu fester Verwahrung in Pelze und Teppiche nötigte, drückte gegen den kleinen Schlitten und ließ die Pferde auf der glatten Bahn nur langsam weiterkommen. Die rote Glut einer wärmelosen Wintersonne, wie man sie über der unendlichen Ebene Rußlands an solchen Tagen zu sehen bekommt, beleckte bereits das Schneegefild, als das Gutshaus vor ihm auftauchte, ein großer Kasten, dem eine phantastische Laune eine Rokokofassade gegeben hatte. Daneben lagerten sich die niedrigen Hütten des Dorfes, aus denen nur die grüne Kuppel der Kirche mit dem großen goldenen Kreuz weithin sichtbar ragte. Der Schlitten mußte durch das ganze Dorf fahren, um von hinten herum zum Gute zu gelangen. Friedrich sah, daß ein Gasthaus hier nicht zu finden sei, nicht einmal eine elende Schenke, und so mußte er wohl oder übel beim Herrenhause vorfahren und sein Eintreffen zu dieser Stunde, so gut es ging, entschuldigen.

Dessen bedurfte es freilich kaum; er hatte eben erst durch einen ländlich gekleideten Diener seine Karte hineingesandt, als bereits ein junger Mann in studentischer Uniform eilig die Treppe herunterlam und ihn bat, näherzutreten. Er wollte Erklärungen über den Zweck des Besuches nicht erst entgegennehmen und führte Friedrich sofort in ein wohldurchwärmtes Zimmer, versprach, für den Schlitten sorgen zu wollen, und nötigte den Gast, sich nach der kalten Fahrt zu erwärmen, in einer halben Stunde würde gespeist, er bäte dann, in das Eßzimmer hinabzukommen.

In der durch die lange Reise bewirkten Benommenheit hatte Friedrich alles dessen nicht viel acht und fand sich, dadurch unbefangener gemacht, zur verabredeten Zeit in dem großen Eßzimmer zu ebener Erde ein. In dem Augenblick, als er aus dem Dunkel des Einganges in den Lichtkreis der großen Öllampe trat, die über dem Eßtisch brannte, fiel ihm der Zweck seines Besuches schwer aufs Herz, und als gleichzeitig der Student, der etwa achtzehn Jahre zählen mochte, wieder zu ihm trat und die eigentümlichen, tiefdunklen Augen auf Friedrich richtete, die von dem hellblonden Haar schön und seltsam abstachen, da durchfuhr es Friedrich wie ein Schlag: Das sind Elisas Augen ... wußte er sofort: Dies ist ihr Sohn.

Die Tür öffnete sich, und ein Greis trat herein, schritt auf Friedrich zu, sagte nur: „Ach, unser deutscher Gast!" reichte Friedrich die Hand und nötigte ihn, alle Entschuldigungen abwehrend, zu Tisch. Außer ihnen dreien nahm niemand weiter Platz, und nun erst gelang es Friedrich endlich, den geschäftlichen Grund anzugeben, der ihn angeblich hierhergeführt hatte. Der alte Herr nahm die Erklärung ohne weiteres Staunen hin, versprach, am nächsten Tage sich die Offerten des großen Handelshauses vorlegen zu lassen, und begann dann ein Gespräch, wie es sich von selbst ergibt, wenn in so abgelegene Einsamkeit ein Fremder aus Westeuropa hineingelangt. Friedrich stand Rede und Antwort, hatte dabei aber genug zu tun, sich auf dem Antlitz des Alten zu orientieren, wie vorher auf dem des Sohnes. Es war ein furchtbares Gesicht, verwüstet und zerfurcht, weit über die Jahre des Mannes hinaus, der sein Alter im Laufe des Gespräches beiläufig auf sechzig Jahre angegeben hatte.

Und während das Gespräch weiterging und der Gutsbesitzer zwischen zwei Gläsern Schnaps gelegentlich zynische Witze über großstädtische Dinge und über die Freuden

seiner eigenen Jugend einfließen ließ, saß Friedrich da in einem Schauer des Mitgefühls für die arme Frau, die sein Vater einst geliebt hatte, und die an diesen Mann gefesselt gewesen war — wie lange?

Wie lange? Denn wo Elisa, die Mutter des Studenten, des einzigen Kindes des Hauses — auch das hatte das Gespräch ergeben — war, darüber hatte er noch nichts vernommen, und obwohl eine Frage nach der Hausfrau nur taktvoll gewesen wäre, verbot eine innere Stimme Friedrich, sie zu stellen.

Friedrich empfand allmählich, daß dem Studenten des Vaters Art dem Fremden gegenüber peinlich war. Der Student hatte wohl schon öfter erfahren müssen, wie leicht es war, die Natur des Vaters, die nichts zu verstecken pflegte, zu durchschauen, und wurde stiller und stiller, nachdem er die Zurückhaltung des Gastes bemerkt hatte.

Die Tafel war zu Ende. Ein Diener trug Lichte und Zigarren in einem Nebenzimmer auf, setzte die Teemaschine daneben, und das Gespräch wurde fortgesetzt, gefiel aber offenbar dem Hausherrn, der von dem Besuch etwas anderes erwartet hatte, so wenig, daß er sich nach kurzer Zeit mit einem Gruße zurückzog, der merkbar weniger höflich war als die Bewillkommnung.

„Gute Nacht, Georg!" rief er dem Sohne zu, ohne ihm zum Abschied mehr als einen Wink mit dem Kopfe zu gönnen. Und damit war er verschwunden.

Zum zweitenmal in diesen kurzen Stunden hatte Friedrich jenes aufzuckende Gefühl voller Erkenntnis und voller Schmerzen.

Georg also hieß der Student, der junge Mann, der Elisas Augen hatte, der ihr Sohn war, und dem sie den Namen seines Vaters, des einst Geliebten, gegeben hatte.

Es herrschte ein befangenes Schweigen zwischen den beiden jungen Männern, die sich nun in der Nähe des gewaltigen Kachelofens gegenübersaßen.

Friedrich sah Georg von unten herauf an und empfand noch einmal die eigentümliche Schönheit dieses Jünglingskopfes, über dem jetzt eine Art unglücklicher Trotz und zugleich eine tiefe Schwermut lag. Und er war nicht erstaunt, als Georg trotzdem ein ganz gleichgültiges Gespräch anfing, weil er von sich, aus eigener Erfahrung wußte, daß die Seele aus dem Zwange dunkler Gewalt heraus sich zuerst lieber in gleichgültiges Scheinleben hineinrettet, als daß sie an die Oberfläche steigen ließe, was sie am tiefsten bewegt.

Aber allzulange dauerte es nicht, und wieder lag jenes beklommene Gefühl um die beiden jungen Menschen, bis Friedrich aus einem natürlichen Bedürfnis der Ablenkung heraus aufstand und zu einigen Bildern schritt, die die Wand ihm gegenüber einnahmen. Und wie er vor den großen Frauenkopf trat, der in der Mitte aus einem Rahmen von mattem Gold leuchtete, da entfuhr es ihm, ehe er das Wort bedenken konnte: „Ihre Mutter!"

Aber auch der andere, Georg, kam in diesem Augenblick nicht zu kühler Überlegung, wen er vor sich hatte. Und als ob dieses Wort „Mutter" ein Sesam-öffne-dich gewesen wäre, brach es aus ihm heraus, er schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte ohne Fassung.

Schon aber war Friedrich bei ihm. Er legte dem Weinenden, Jammernden die Hände auf die Schultern, wortlos, selbst den Tränen nahe.

Die stumme Berührung wirkte auf den jungen Menschen mehr, inniger, als es eine Frage, ein Ausdruck der Teilnahme gekonnt hätte. Er sah mit einem rührenden Blick zu Friedrich auf, der nur wieder das eine Gefühl hatte: die Augen, die Augen, dann zog er ihn auf den Sessel neben sich. Als ob er auf diese Gelegenheit nur gewartet hätte, sprach er sich aus, wie die Jugend sich noch aussprechen kann, wild, regellos, aufrichtig, aus allen Tiefen empor. Keine Silbe der Verwunderung darüber, daß jener die Mutter sofort erkannt hatte. Kein Wort des Befremdens für das Mitgefühl des heute zum erstenmal gesehenen Gastes, nur der Jammer einer unterdrückten, in ihrem Edelsten gekränkten Natur, die sich einmal offenbaren will.

„Meine Mutter war aus Belgien. Sie war hierhergekommen, weil ihre Verwandten eine Fabrik hier irgendwo im Besitze hatten, ich weiß nicht wo, denn wir sind mit der Familie ganz auseinandergekommen. Ich weiß auch nicht, weshalb sie meinen Vater geheiratet hat ..." Georg machte eine Pause.

Wie zart, dachte Friedrich, daß er nicht weiterspricht, um seinen Vater nicht anzuklagen. Er hatte aus den Zügen und dem Benehmen des Alten in Verbindung mit

dem, was sein Vater ihm geschrieben hatte, genug herausgelesen.

„Meine Mutter war sehr unglücklich hier, und wenn sie es mit wundervoller Geduld trug, so hab' ich doch, ich glaube schon als ganz kleines Kind, gewußt, wie es um sie stand. Aber trotzdem hat sie Noposchnize nie verlassen, die Verwandten nie besucht, keinen Verkehr mit der Nachbarschaft unterhalten und sich nur mit mir beschäftigt. Vor acht Jahren, als ich zehn Jahre alt war, ist sie gestorben. Sie war nicht krank, sie ist langsam dahingegangen, geschwunden. Ich weiß es noch deutlich, wie ich an ihrem Bette stand und in ihren Augen las, woran sie starb. Nur als sie mich küßte und segnete, kam es noch einmal über sie wie ein furchtbarer Jammer, und sie sagte in ihrer französischen Muttersprache zweimal leise, schluchzend, aber ich verstand es wohl: ‚Nun bleibst du allein!' — Seitdem bin ich ganz allein," schloß der junge Mensch, und die tiefe Schwermut, der echte Schmerz, der über ihn kam, stand im traurigen Gegensatz zu dieser jugendlichen Gestalt, zu dieser bunten Uniform.

Wieder lastete Schweigen in der Stube. Der Wind ging laut draußen. Im Ofen knackte es, die Teemaschine summte. Durch dies alles wurde den beiden die Stille nur deutlicher. Wortlos gingen sie auseinander.

Friedrich schlief in dieser Nacht wenig. Immer wieder ging es ihm durch den Kopf: Sie ist tot, und dieser Sohn ist unglücklich. Werde ich hier, so fragte er sich, in ein neues Schicksal hineingerissen, da ich nur Bericht bringen sollte, wie ein altes ausklang?

Am anderen Morgen war die geschäftliche Besprechung mit dem alten Herrn schnell beendet; Friedrich wußte sie so zu lenken, daß sie ergebnislos blieb. Er erbat die Erlaubnis, den Garten durchstreifen zu dürfen, dessen Wege, wie er morgens vom Fenster aus gesehen hatte, ein paar Bauern vom Schnee gereinigt hatten. Der Student schloß sich ihm an. So schritten sie durch die weiße Einsamkeit, ohne mit einem Wort auf den gestrigen Abend zurückzukommen.

Friedrich sah sich immer wieder suchend um, schließlich ließ er die Blicke über den Kirchhof streifen, der hart neben dem Park lag, aber nur armselige Holzkreuze zeigte.

Wieder war ein instinktives Einverständnis zwischen den beiden jungen Leuten. Denn Georg antwortete, bevor noch der stumme Gedanke laute Frage geworden war: „Meine Mutter ist nicht hier begraben, sie ruht auf dem römisch-katholischen Friedhof in Rostow."

Friedrich war nicht erstaunt, daß der andere seine Gedanken wußte, aber nun sprang aus ihm die Frage heraus, mit der er in der Nacht gerungen hatte: „Kann ich Ihnen helfen? Wollen Sie mit mir nach Deutschland kommen?"

Ein freudiges Licht ging über des Jünglings Züge. Er schüttelte Friedrich die Hand; aber als ob er auch darauf vorbereitet wäre, antwortete er ganz fest: „Nein, ich danke Ihnen. Dringen Sie nicht in mich, ich bleibe hier trotz allem. Meine Mutter ist tapfer gewesen und geblieben. Ich darf nicht schwächer sein als sie."

Er drückte ihm noch einmal die Hand, und es wurde kein Wort zwischen ihnen gewechselt, bis nach der Rückkehr zum Gutshaus der Schlitten vorfuhr und Friedrich mitnahm.

Mit dem nächsten Zuge fuhr er von Woronesch dem Süden zu. Er traf am Morgen in Rostow ein und fragte sich sofort nach dem Kirchhof durch. Der Wärter erzählte ihm auf sein Befragen, daß hier in der Tat jene Frau beerdigt wäre, obwohl sie, wie es das russische Gesetz verlangt, vor ihrer Ehe zum russischen Glauben übergetreten sei. Aber man hätte ihr diese Ruhestätte gewährt. Er wollte Friedrich zum Grab begleiten, dieser lehnte ab. Er fand sich allein zwischen den schneebeladenen Kreuzen hindurch, bis er vor einer schwarzen Marmorplatte stand, auf der nur das eine Wort eingegraben war: Elisa.

Er verstand den Sinn der Aufschrift, die weder den Namen, der ihr nicht mehr gehörte, noch den des Gatten wiedergeben sollte.

Beim Wegwischen des Schnees hatte Friedrich am Rande der Grabplatte ein paar Efeublätter entdeckt, die unter der Winterhülle grün und frisch geblieben waren. Von denen pflückte er eins, barg es beim Brief des Vaters und brachte es mit seiner Antwort, statt einer Antwort dem Vater nach Deutschland.

Digitized by Google

Die soziale Erziehung der Mädchen in Schule und Haus

Von Seminaroberlehrerin Marie Martin

Eines der schwierigsten Probleme der Mädchenerziehung ist: Wie helfen wir den Töchtern der gebildeten Stände zu einer klaren Einsicht in die sozialen Probleme der Gegenwart und zu einer wahrhaft sozialen Gesinnung? Wo sollen wir anfangen? Während die Daseinsbedingungen für das Frauenleben sich außerordentlich stark gewandelt haben durch den Umschwung der Kultur aus patriarchalisch gebundenen Lebensformen zu der sozialen Freiheit eines fast schrankenlosen Individualismus, blieb die Mädchen- und Frauenwelt zappelnd hängen an unbeweglichen Bildungs- und Lebensformen, die sie der Wirklichkeit gegenüber hilflos machen. Die neuen Kräfte der individuellen Freiheit vermögen sie sich schlecht anzueignen; um so größer aber wird für sie die Gefahr einer urteilslosen Hingabe an egoistische Auslebegelüste: Genießen sollst du, sollst genießen! Vor der Gefahr, daß mit dem Zerbrechen der alten Lebensformen auch gleich der wertvolle Inhalt verschüttet wird, können wir unsere Mädchen nur dadurch bewahren, daß wir ihnen die Grundwerte des Menschendaseins, die Liebe und die Pflicht, hinüberretten in das moderne Leben. Das Wort Christi: „Sehet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen. Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht; und ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist als deren eine", fällt uns oft genug ein beim Anblick unserer Mädchen und Frauen. Die Handarbeit ist fast nutzlos geworden, der häusliche Kleinbetrieb ist entwertet, und die alten Arbeitsaufgaben entgleiten ihren Händen, lassen sich nicht künstlich halten. Welche wertvolleren Aufgaben sind ihnen dafür zugefallen für ihr Leben? Nur allzusehr sind Geselligkeit, Sport und Kunstdilettantismus an die Stelle früherer häuslicher Pflichten getreten. Eine Geselligkeit, die für das Mädchen ganz anderen Zwecken dient als der Betätigung der deutschen Tugend der Gastfreundschaft und der herzlichen Dienefreudigkeit gegen die Freunde des Hauses; Sport, der das Mädchen anspornt zu einem brutalen Verbrauch von Zeit und Kräften im Dienste der Eitelkeit; Kunstdilettantismus, der mit wahrer Kunstfreudigkeit und der Pflege harmonischer Schönheit wenig zu tun hat, sondern der einen gleißenden Bildungsfirnis auflegt und hilft, die leergewordene Zeit totzuschlagen. Ein fürchterlicher, die Seele zu Staub zerfressender Egoismus wird auf diese Weise großgezogen in unseren „gebildeten" Mädchen; Werte werden kaum geschafft. Es ist aber ein unverbrüchliches Lebensgesetz: Wer nicht Werte schafft, vernichtet Werte; wer nicht Arbeit leistet, hemmt Arbeit; wer nicht Kräfte einsetzt, verzehrt Kräfte. Und das ist das Wesen der Schmarotzerpflanze, mag sie noch so lieblich in Samtfarben leuchten, noch so berauschend duften und noch so anmutig den Baum umschlingen: sie entzieht ihm Kräfte und bringt ihn zu Fall. Soll das von der deutschen Frau und Tochter gesagt werden? Was kann sie am Abend sich antworten auf die Frage: Was hast du heute geleistet? Am Schlusse des Jahres: Was hast du geschafft? Was wird sie am Ende ihres Lebens sagen, wenn der Weltenrichter fragt: „Ich bin hungrig gewesen; hast du mich gespeist? ich bin durstig gewesen; hast du mich getränkt? ich bin krank, gefangen, ein Waisenkind gewesen; bist du zu mir gekommen?"

Wenn wir den deutschen Mann mit angespannter Energie seine Kräfte einsetzen sehen für die Gesundheit unseres Volkes, so drängt sich der Frau von selbst die Frage auf: Wo ist unser Platz? Frauenarbeit ist neben den Berufsaufgaben, die ihr das Leben bietet, überall da, wo es das Kleine und Schwache zu pflegen, Not zu lindern, Wunden zu verbinden gilt. Da gehören tüchtige Frauen hin; denn mit zu lieben, sind wir auf der Welt. Darum muß unser junges Geschlecht sich gürten und seine Arme stärken, damit es eintreten kann in diesen Dienst. Die Wurzelkraft eines Volkes liegt in seinen Mädchen, Frauen und Müttern; ihre Energie, ihre Liebe und ihr Idealismus sind der Schatz, von dem die kommenden Geschlechter zehren; aus ihrem Wesen wächst das Mark und die Blüte ihres Volkes. Darum dürfen sie nicht versinken in Genußleben und dürfen nicht hilflos gelassen

werden, sondern sie sollen frohe Arbeit lernen bei allem Jugendglück, das ihnen niemand verkümmern darf. Die Welt ist kein graues Arbeitshaus, und das Vorbild der Mädchenarbeit ist der schöne knospende Frühlingswald, in dem quellende Lebensfreude sich vereint mit vorwärts drängender Kraft und schnellem, emsigem Schaffen, unter hellem Sonnenschein und jubelndem Vogelgesang. Zu freudiger Arbeit gehört gründliches Kennen und sicheres geschultes Können. In die weibliche Liebesarbeit an der Gesundung unseres Volkes wollen darum viele Veranstaltungen und soziale Kurse einführen. Am bekanntesten sind in Berlin die Kurse der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit unter der Leitung von Fräulein Dr. Alice Salomon, die längst zu großem Segen und im wahren Geiste der Liebe in weiten Kreisen wirkt. Dem gleichen Zweck dienen der Verein zur Fürsorge für die weibliche Jugend unter dem bekannten Pastor Burckhardt, sowie Kurse des Kapellenvereins, geleitet von Gräfin von der Schulenburg. Die wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande (Leiterin Fräulein von Kortzfleisch) verfolgen denselben Zweck und haben schon viel müde Stadt- und Landmädchen frisch und frei zum Dienst gemacht. Hervorheben möchte ich hier einen außerordentlich beachtenswerten Versuch eines Volkspflegeseminars in Dieringhausen (Rheinprovinz), der vom Diakonieverein ausgeht und dort in glücklichster Weise unter dem Schutz eines warm interessierten Kuratoriums (Vorsitzende Pastor Möllinghoff und Oberin Bandow) neue Wege sucht zur Einführung gebildeter Mädchen in sozialen Geist und soziale Arbeit. Ich möchte auf dieses überraschend praktische Unternehmen noch ganz besonders hinweisen, weil es in Fabrikgegenden von größtem Segen werden muß. Sodann tritt jetzt ein Landpflegeverband (Geschäftsführer Dr. phil. G. Stieger-Berlin) mit dem Gedanken hervor, Landpflegerinnen auszubilden zu ländlicher Wohlfahrtspflege, ein Unternehmen, dem wir allen praktischen Erfolg wünschen wollen. Frauenschulversuche, allerdings zunächst nur tastende Versuche, werden hier und da gemacht; ich erinnere an die Frauenschule des deutsch-evangelischen Frauenbundes in Hannover und andere Unternehmungen, die sich schnell mehren. Kurz, es regt sich überall bei uns, soziale Ausbildung möglich zu machen. Auch in die Oberklassen der Mädchenschulen wird immer bewußter der Gedanke getragen: Was hilft alles Wissen, was helfen alle Examina und Berechtigungen, wenn der soziale Trieb nicht geweckt wird, die Gaben und Kräfte in den Dienst des Ganzen zu stellen!

Allein solche soziale Unterweisung, die freiwillig aus schon erwachtem Interesse aufgesucht werden muß, kann erst einsetzen bei den Mädchen, wenn die Struktur ihres Wesens schon ziemlich fest ist. Sie kann sich nur auf Anregung und Übung beschränken. Eine wahrhaft soziale Erziehung muß früher beginnen, wenn sie das Denken, Fühlen, Wollen und Handeln unserer Mädchen bestimmend bilden will.

Da müssen Haus und Schule eintreten, und die soziale Erziehung muß mit der Geburt, ja vor der Geburt schon beginnen, indem die Mutter den sozialen Geist des Hauses in das werdende Kind hineinlebt. Das Haus hat das Kind nach der Geburt die sechs wichtigsten Jahre erst allein, dann tritt auch die Schule hinzu und schlingt ihren Einfluß in das häusliche Leben. Und wenn beide, sich gegenseitig stützend, Hand in Hand arbeiten, dann können sie eine Welt voll guter Keime in dem Kinde an das Licht locken.

Wie kann das geschehen?

Es gilt, das Kind frei, warm und stark zu machen für die soziale Arbeit. Darum muß man es möglichst unabhängig von den Dingen und Menschen halten, muß es lieben und dienen lehren und es mit gründlichen Kenntnissen ausrüsten.

Zunächst ein paar Worte über den Einfluß des Hauses.

Unabhängigkeit ist gleichbedeutend mit Bedürfnislosigkeit. Aber wie soll das zugehen in unserer mit altem Kulturschutt überladenen, mit Vorurteilen, ererbten Bedürfnissen und Genüssen dick ausgepolsterten Zeit, bei Kindern, die alle schon mit gereizten Nerven und stark gelockerten und überheizten Triebanlagen zur Welt kommen? Sie haben an Körper und Seele nicht mehr die Heilhaut eines Naturkindes, dessen Ahnenkette die komplizierten Lebensverhältnisse noch gar nicht durchgemacht hat, unter denen hier der günstige Nährboden für alle möglichen Schädlingsleime entwickelt wurde. Und doch!

Google

Jedes kleine Kind bringt auch wieder seine Daseinsbedingungen selber mit, an die man unabhängig und ohne verbohrte Theorie anknüpfen kann.

Wie einfach sind die Bedürfnisse des kleinen Kindes! Ein Lächeln der Mutter, ein Lichtchen oder ein bunter Ball, und das ganze Gesichtchen strahlt in Seligkeit. Seine Milchflasche, seine Gummipuppe — das Kind schwimmt mitten im Genuß. Diese unbewußte Selbstverständlichkeit des Daseins und diese Genußfähigkeit an kleinen Freuden müssen mit aller Sorgfalt erhalten werden. Die Nahrung z. B. beginnt dem Kind erst dann eine bewußte Rolle zu spielen, wenn sie mangelt oder wenn sie unregelmäßig gereicht wird, oder wenn sie so überflüssig ihm zur Wahl gestellt wird, daß seine kleine Seele gezwungen wird, sich dieser überaus wichtigen Angelegenheit dauernd zuzuwenden. Sie wird ihm oft geradezu protzig aufgedrängt und mit allen Zungenreizen garniert. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn das Kind bald überdrüssig und bald launisch fordernd sich gewöhnt, nicht mehr mit gesundem Kinderappetit die liebe Nahrung, sondern vielmehr den reizenden Genuß zu suchen für seine Nerven, die doch gehütet werden sollten durch ein Jugendleben hin, daß sie nicht hernach für den Zweck des Daseins versagen und den Genuß des Daseins sich mit Leidenschaft erzwingen lernen. Einfache, gesunde, behagliche Nahrung mit leicht aufgesetzten natürlichen Genüssen an Geburtstagen und Festen, die erhalten das Kind harmlos unabhängig und freudefähig. Falsch sind dagegen aszetische Unnatürlichkeiten, durch die manche Eltern das Kind vor der Zeit härten wollen für den Herbst und Winter des Lebens, ehe er da ist. Leid und Schmerz und Entbehrungen lernt man nicht tragen durch mechanische Gewöhnung, sondern durch innere, naturgemäße Kräftigung.

Ebenso wollen wir den lieben Gott, der den Himmel blau und die Blumen bunt und duftend schuf für den Frühling, nicht meistern durch trübselige Kinderkleidung. Aber Hauptgesetz: das Kind muß nicht an seine Kleider denken müssen, weil sie zu häßlich oder zu hübsch sind. Auch dürfen sie ihm seine selige Kinderaufgabe, das Spiel, nicht verkümmern. Soll ich mehr davon sagen? Jede Mutter möge es sich in ihre Verhältnisse übersetzen, dann erhält sie ihr kleines Mädchen in der Unabhängigkeit von Anzug und Putz, die ihm später im Leben einen anderen Platz als den vor dem Spiegel verbürgt.

Vom Spielzeug zu reden, heißt bald Eulen nach Athen tragen. Seht doch hin, womit eure Kinder am liebsten spielen, bei welchen Dingen sie dagegen bald weinerlich, übellaunig und bitterböse werden, so daß sie alles durcheinanderwerfen, was ihnen ihr helles Kinderbewußtsein verwirrt. Dann kriegen sie den Klaps, und verdient hätten ihn doch die aufdringlichen und eiteln Eltern. Fragt euch selbst, ihr Mütter, was ihr als kleine Mädchen wärmer liebend an das Herzchen drücktet, das Sofalissen oder die Kostümpuppe? Eigentlich müßte bei der heutigen Differenzierung aller „Wissenschaften" die Kinderspielkunde eine eigene Disziplin werden; ich glaube, die Welt würde nicht schlecht dabei fahren.

An die Spielfrage, bei der einem vor den feuchtwerdenden Augen eine versunkene Glückswelt aufsteigt in Morgensonnenschimmer, reiht sich die Besprechung der Kindergeselligkeit. Man schalte die verdorbenen Magen, die gekränkten Eitelkeiten und die Langeweile aus der Kindergeselligkeit aus, und man hält das Kind in freier Freude und einer natürlichen Unabhängkeit von Dingen und Menschen.

Zuerst ist freilich das kleine Kind in vollkommener Abhängigkeit von anderen Menschen und ihren Diensten. Und ehe man sich's versieht, sind Mutter, vielleicht sogar Vater und Geschwister, jedenfalls die Kinderfrau und die Dienerschaft in sklavischer Abhängigkeit von dem gebietenden Kinde, das, ehe es spricht, schon durch Schreien sehr wohl seinen Willen durchsetzen lernt. „Es versteht's ja noch nicht", heißt es dann wohl in scheinbarer Mutterliebe, in Wahrheit in egoistischer Bequemlichkeit. Wenn die Erziehung zu dem Bewußtsein, daß es hier nur zu bitten und zu danken und gar nichts zu fordern gibt, nicht vor dem „Verstehen" einsetzt: nachher ist es zu spät; dann wird das Kind in instinktiver Erinnerung an die schöne Zeit seiner absoluten Herrschaft immer wieder einen Vorstoß versuchen, sich die Königsgewalt zurückzuerobern. Zudem schaden die dem Kinde in bequemer Nachgiebigkeit geleisteten Dienste den anderen wohl wenig, aber dem Kinde sehr viel; es lernt sich zum

Maße der Verhältnisse setzen. Am gefährlichsten ist die skrupellose Bedienung der Kinder durch die Dienstboten, wodurch alle bösen Instinkte der „herrschenden" Klasse in der Kinderseele aufwachen und die Zügel ergreifen. Wir hätten wahrlich nicht so viel soziale Erbitterung, wenn gerade beim frühesten Alter auf diesem Gebiet nicht so viel gesündigt würde. Man kann in unseren Großstädten nicht selten den Anblick haben, daß neben einem gesunden kleinen Mädchen ein kokett uniformiertes Dienstmädchen geht und ihm die Mappe trägt. Ein solch armes Kind sehe ich dann im Geist auch schon als kokette Teilnehmerin der Wohltätigkeitsvergnügungen oder als würdige Vereinsdame unter vorteilhaftem Protektorat, wo man Bruderliebe und Barmherzigkeit vorgibt und in Wahrheit um das goldene Kalb und den Moloch irdischer Macht tanzt, wo man einzig und allein dem Egoismus und seinen Eitelkeits- und Einflußgötzen dient und mit seiner armen, in tausend Abhängigkeiten gefangenen Seele direkt in Teufels Küche fährt. Wenn die Mütter rechte Mütter sind, bei denen der Pflichtenbarometer auf die Kinderstube und nicht auf den Salon und die Vergnügungen oder die staubigen Kleinlichkeiten des Haushaltes zeigt, dann können sie die falsche, übertriebene Bedienung ihrer Kinder durch die Dienstboten wohl vermeiden und brauchen anderseits unnötige und gefährliche Vertraulichkeiten nicht zu fürchten. Da gefallen mir ein paar überängstliche Mütter noch besser, die mir allmorgendlich begegnen und ihre Kleinen selbst zur Schule führen. Der einen hängt ein Töchterchen, dem sie immer mehr Freundin zu werden scheint, am Arm; die andere zieht strahlend mit ein paar prachtvollen Jungens ihren Weg, die von weiblicher Minderwertigkeit noch nichts zu wissen scheinen, sondern sie höchst eifrig in ihre wissenschaftliche Aufgabenwelt einweihen. Eines schickt sich nicht für alle; der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig. Der Geist lebendiger Mutterliebe ist der mächtigste Schutzengel der Kinderwelt, auch gegen das kalte Gift kindlicher Herrschsucht und eines Hochmutes, der sich bedienen lassen will, statt zu dienen.

Eine wahre, gesunde Unabhängigkeit des Kindes kann nur dann entstehen, wenn es zugleich lieben und dienen lernt. Abhärtung, Bedürfnislosigkeit und Unabhängigkeit von Dingen und Menschen werden dem Kinde kein Segen, wenn es dadurch nur stark gemacht werden soll, sich selbst durch die Welt zu drängen. Das ist doch nur ein „Ausleben" lehren in besonderer Weise; so zieht man die Übermenschen groß, die sich wohl über die Masse erheben, aber nur, um die anderen aufzufressen. An solcher Kraftzerziehung muß einfach die Raubtiernatur des Menschen erwachen, und ein Mädchen, stark, geschmeidig und frei von kleinen Rücksichten gegen sich und andere, würde einer schönen Katze gleichen, wenn es diese Kräfte nur für sich und gegen die anderen Menschen verwendete. Aber wie kann man Liebe lehren? Man muß sie in das Kind hineinleben; der Geist des Hauses muß sie ihm einhauchen. Aus der vom natürlichen Egoismus diktierten warmen Liebe des Kindes gegen die, von denen es Liebe empfängt, soll sich herausentwickeln eine Liebe, die nicht das Ihre sucht. So wie sie der Vater gegen die Mutter, die Mutter gegen den Vater, die Eltern gegen die Kinder, das Haus gegen die Großeltern und alle Freunde des Hauses zeigt. Ein warmer, getreuer, pietätvoller Liebesgeist des Hauses lenkt als mächtigstes Erziehungsmittel fast unmerklich die Kinder auf dieselben Bahnen gegen die Eltern, die Geschwister untereinander usw. Das wird ganz von selbst ein Funkeln und Strahlen dienefreudiger Liebe in solchem Hause, als ob's immer Weihnachten wäre, oder doch eine heimliche Wärme, deren leiser Friedensduft von keinem Kinde je vergessen werden kann. Zu dieser warmen Liebesatmosphäre paßt dann selbstverständlicher Respekt vor dem Alter und vor allen Autoritäten; herabsetzende Worte über Lehrer und Lehrerinnen, lieblose Urteile hinter dem Rücken der Freunde werden dort nicht gehört. Es gehört dazu Ehrfurcht vor der Armut. So wenig das Kind klares Verständnis für Armut und Krankheit hat, so leicht begreift es instinktiv, daß da etwas ist, was ihm heilig sein soll. In einem solchen Hause wird in den Dienstboten nicht die Arbeitskraft, sondern der Mitmensch angesehen, und die kindliche Neigung zum Einfachen und Undifferenzierten bricht durch in heller Freundschaft für die treuen Dienstboten, deren Mangel an geistiger Bildung dem Kinde nicht zum Bewußtsein kommt. Sie imponieren ihm eher in ihrem urwüchsigen Empfinden, mit ihren Liedern und Scherzen und ihren Erzählungen,

John Lavery: Dame in Rosa. (Aufgenommen in Schultes Kunstsalon zu Berlin.) ⊛ Zu Ewald Bender: Die bildenden Künste

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Digitized by Google

die wie Märchen klingen. Über die dunkle Kluft hier zwischen Gebildeten und Ungebildeten, Herrschaft und Dienerschaft bilden die recht erzogenen naiven Kinder die lebendigen Brücken, so daß gemeinsame Freude und wohl auch gemeinsames Leid herüber- und hinüberziehen.

Und in dieser warmen Lebenslust des Hauses gilt es nun für die kleinen Mädchen, dienen lernen. Wieder knüpfe ich an die Anlagen des kleinen Kindes an. Ist schon alles Spiel ein Nachahmen der Arbeit der Großen, so ist noch ein ganz besonderer Zug im Kinderwesen, helfen wollen. Es gibt für kleine Mädchen keine größere Seligkeit, als sich unentbehrlich fühlen. Alle Unarten schweigen in solchen Stunden, alle Instinkte drehen sich dem Lichte zu, und alles Helle tritt an der Kinderart hervor. Viele sind dann außerordentlich ausdauernd und brauchen ihre kleinen Kräfte stolz, um dem hilfsbedürftigen Auftraggeber, der die Freude an solcher Hilfe nicht vergessen darf, etwas zu sein. Wer die beweglichen kleinen Mädchen gut zu beschäftigen weiß, der hat sie schon halb erzogen. Stets müssen solche kleine Pflichten auf das Kind warten, Tag für Tag, nicht nur so nebenbei gegeben werden, wenn das Kind gerade wartet; sonst geht seine Freude am Helfen verloren und die natürliche Anknüpfung für die soziale Arbeit ist dahin. Solcher Kinderpflichten gibt es eine Menge: verantwortlicher Dienst für Vater, Mutter und Geschwister, Sorge für Behaglichkeit im Hause, Pflege von Blumen und Tieren und, last not least, Dienste für die Dienstboten, kleine Gänge, regelmäßige Hilfeleistungen, was es auch sein mag. Es wird im modernen Hause für die Hausfrau nicht immer leicht sein, solche angemessene Aufgaben für die Kinder zu finden und festzuhalten. Sie selbst oder gut geschulte Dienstboten machen das ja viel schneller und besser. Allein hier gilt es nicht rationelle Vorteile für den Haushalt, es gilt nicht Ausgaben sparen oder Kräfte schonen, sondern es gilt den wichtigsten Zweck, die Kräfte der Tochter gesund üben und sie im eigenen Hause fest einwurzeln. Wer ihr durch Aufgaben zu Hause das Heimatgefühl nicht festigt, der muß sich hernach nicht wundern, wenn die Töchter so unruhig aus dem Hause streben, das für sie leer am besten ist. Welcher Mensch liebt ein Leben ohne Inhalt? Nur der halb Verkommene, der sich zersetzende Genußmensch.

Die frohe Arbeit, auch die halbspielende Kinderarbeit des Hauses, zu der bald die anstrengendere Schulpflicht kommt, muß im Familienleben noch besonders durchleuchtet werden von geistigem Zusammenhang und gesundem Genuß; denn recht eigentlich aus der naiven Lebensfreude wachsen die Fähigkeiten zu Mitleid, Mitfreude und frischer Menschenliebe als Blüten hervor und bringen ihre erquickenden Früchte. Von früh auf muß ein inniger geistiger Zusammenhang die Kinder mit den Eltern verbinden, die bald ihr Bestes mit den Kindern teilen lernen, ihre Religion und ihr Gedankenleben. Die allersicherste Wurzel der Menschenliebe ist die Liebe Christi, die von den Eltern aus in die Kinderherzen zieht. Mag dann später das Leben an dem Glauben der Kinder rütteln und mit bösen Stürmen die Krone ihres Lebens, die Gotteskindschaft, durchwühlen: das Glaubensleben sitzt ihnen im Blut und läßt sie nicht völlig los, und sie finden sich zurück zu der alten Quelle ihres Glückes; das Heimweh treibt sie stets wieder zu dem Gott ihrer Väter, mögen die Bekenntnisformeln, das äußere Kleid für innerlich Erlebtes, sich ändern. Und welchen Lebensreichtum können die Eltern ihren Kindern bieten in der Gemeinschaft der geistigen Interessen; wie knospt und schwillt das geistige Leben dabei so natürlich in den Köpfen der Mädchen, denen gar die Ahnung nicht kommt, daß man sie neben den Brüdern nicht für voll nehmen könnte. Es ist sogar für Väter ein ganz besonderer, mit nichts anderem zu vergleichender Genuß, den eigenen Geist in dem jungen frischen Mädchengedankenfluß spiegeln zu können. Ebenso bleibt die Mutter jung, wenn sie ihre geistige Entwickelung noch einmal bewußter durchlebt mit einer Tochter in glückseliger Wechselwirkung. Mit der geistigen Anregung, die ein frisches, gesundes Familienleben in seiner buntköpfigen Mannigfaltigkeit von alt und jung, Vater, Mutter, Brüdern und Schwestern, noch bereichert durch den Verwandten- und Freundeskreis des Hauses, einer Kinderentwickelung zu bieten hat, kann keine Schule konkurrieren. Aber ich möchte auch die Schule sehen, die ein Mädchen aus solchem Hause herunterdrücken könnte zu der oberflächlich eiteln Puppe, die

sich nur um sich selbst dreht und ihre eigene armselige Befriedigung. Gerade so gut könnte man einen rieselnden Waldbach einfangen wollen in ein Goldfischaquarium.

Und nun zu den Aufgaben der Schule. Auch sie hat die Kinder zunächst unabhängig zu halten von der Last übertriebener Kulturbedürfnisse, damit sie nicht einreiße, was das Haus pflegen möchte. Eine rechte Gefahr erwächst dafür in den übertriebenen, stilgerechten, mit ästhetischer Höhenkunst ausgeschmückten Schulpalästen. Gewiß soll uns nur das Beste für die Kinder gut genug sein, aber das Beste für die Bedürfnisse eines Kindes, nicht das Beste in den Augen eines Architekten für Dombauten oder eines Professors der Ästhetik. Die Gegenwart ist so stolz darauf, das Wesen des Kindes zu studieren; es will mir zuweilen aber scheinen, als stände sie den ästhetischen Bedürfnissen des Kindes noch recht ratlos gegenüber und vergewaltigte seine Kindersinne, statt sie gesund zu pflegen. Wir bedürfen luftiger, gut ventilierter Klassen mit staubfreier Luft, schlichter Farbentöne an den Wänden und ruhiger Formen an den Gegenständen. Wären da nicht zweckentsprechender kleinere Einzelhäuser mit viel Grün und Hof- und Gartenfreude drum herum? Statt dessen haben wir Paläste, die den Namen ihrer Erbauer bekannt machen, mit armseligen Höfen, wo die Kinder paarweise gehen müssen in den Pausen und nicht spielen dürfen wegen der Enge und gefährlichen Überfüllung. Ich möchte für Schulhof und Schulgarten zehnmal so viel ausgeben sehen als gebräuchlich und für die Schulbauten zehnmal so wenig. Auch der Bilderschmuck der Schulen kann übertrieben werden und zieht dann die Kinder viel zu viel ab vom ernsten, energischen Unterricht. Er bietet zudem eine naheliegende Gefahr der Gesinnungszüchterei und scheint zuweilen mehr der Eitelkeit der Leiter und Leiterinnen und ihren künstlerischen und patriotischen Bedürfnissen als dem wahren Wohl der Kinder zu dienen. Was man ihnen an derartigen Bedürfnissen angewöhnt, das bezahlt man immer mit ihrer sozialen Energie.

Die Schule ist ein Arbeitsraum. Mag er hell, freundlich, sonnig und so harmonisch zweckentsprechend sein als möglich. Aber wie wollen die Mädchen hernach freudig und entschlossen in schlichte Lebensarbeit treten, wenn sie gewöhnt werden, daß die Arbeitsumgebung sich auch an alle ihre Sinne in feinster Kultur heranschmeicheln muß? Wie werden sie vor der Hütte der Armut ästhetisch gebildet zurückbeben, selbst wenn sie von Herzen gern eintreten möchten! So etwas aber fühlt der Arme instinktiv, und der gegenseitige Segen von der Hilfe ist dahin.

Auf Schulkleidung, die unseren Mädchen brennend not täte, damit das Klingeln und Klirren der Armbänder und Ketten, das Zupfen und Streichen der Spitzen und Schleifen, das Drapieren der garnierten Röcke und das Frisieren vor den Fensterscheiben aufhörte, will ich hiermit nur hinweisen. Es brauchte keine eintönig ernste Anstaltstracht zu sein, aber schlichte, halb vorgeschriebene Form, ruhige zweckdienliche Farben, ohne Schmuck: sollte das für ein Arbeitskleid zuviel gefordert sein? Eitelkeit von Mutter und Tochter könnten sich ja nachmittags nach Gefallen ausleben. „Da siehe du zu," sagt dann die Schule. Einfachheit und Zweckmäßigkeit des Schulfrühstücks, Schlichtheit der Schulfeiern und sogar ein lehrreiches Kapitel über Schulausflüge überlasse ich diesmal der geübten Phantasie meiner geneigten Leser und mehr noch Leserinnen.

Hat die Schule auch ihre besonderen Pflichten im Lieben- und Dienenlehren? Ich meine doch wohl; was kein Familienleben ihr abnehmen kann. Das Haus ist das warme Nest, der erste Lebenskreis, in dem kindlich persönlichste Liebe herrschen muß. Wie die Natur ihre Kleinen aus dem warmen, dunklen, engen Nest bald herausführt in das kühlere freie Leben, so tritt auch das Kind aus dem Hause in die Schule als einen weiteren Lebenskreis, in dem eine kühlere Temperatur, eine schärfere Disziplin und strengere Pflichtforderungen das Mädchen kräftigen sollen für die rauhen Winde, die ihm hernach im Leben um die Nase wehen. Nichts ist verderblicher für unsere heutige Mädchenerziehung als die widerliche, halb galante Weichlichkeit, mit der manche Pädagogen die „weibliche Eigenart" an der verkehrten Ecke fassen und der Mädchenschule durchaus die gemütvolle Temperatur des Familienlebens erhalten wollen. Wo sollen denn unsere Mädchen, die keine Militärjahre usw. durchmachen, den strammen Appell lernen, den sie für die soziale Arbeit im größeren Kreise so gründlich nötig haben? Hier gilt's einzuordnen und unter-

zuordnen, und das tut einer gesunden Liebe zwischen Lehrerin und Schülerin keinen Abbruch. Unsere erregbaren kleinen Mädchen sind natürlich beim Eintritt in die Schule begeistert bereit für persönliche Liebe. Gott sei Dank! Und Gnade Gott dem, der durch Kälte eines dieser Kleinen ärgerte und zurückstieße! Allein es gilt sofort, diese herzliche, aufrichtige Liebe unter die richtige Temperatur zu bringen. Die Liebe darf in der Schule nie einen Augenblick den Charakter der genießenden Liebe annehmen, wie er doch zwischen Eltern und Kind in Zärtlichkeiten und Glück des Besitzes ganz natürlich ist. Sondern sie muß zur notwendigen Abhärtung der jungen Seelen stets den Grundzug der leistenden Liebe haben. Sie muß bei der Schülerin dahin geleitet werden, sich im freudigen Gehorsam, im unbedingten Vertrauen, im Eifer für die Pflichten, im Interesse am Unterricht zu zeigen. Sie muß die Lehrenden — und der jungen eifrigen Lehrerin besonders ist es nicht leicht, die mächtig erwachenden Instinkte der Mütterlichkeit durch die Vernunft zu beherrschen, vom zielbewußten Willen bändigen zu lassen — dahin führen, jede Kinderindividualität schnell zu erfassen, auch die Fehler zu verstehen und alle Kräfte in den Dienst des Unterrichts zu stellen. Von der Liebe der Lehrer und Lehrerinnen zu ihren Schülern muß es doppelt heißen: sie suchet nicht das Ihre. Denn ein kleiner Schritt weiter in die persönliche Liebe hinein, ein paar Prisen Eitelkeit und Ehrgeiz daran, ein bißchen sinnlich erregend gewürzt durch Augenspiel und zärtliche Berührungen — und wir sind mitten in der Schulkrankheit, dem hysterischen Schwärmen, das unseren nervösen, oft früh entwickelten und leicht erregbaren Kindern so viel gesunde Kraft stiehlt. Je mehr ernste, psychologisch und wissenschaftlich gründlich gebildete Frauen sich ihren Platz in der Mädchenschule erobern, um so mehr kann man verlangen, daß sie mit blanken Waffen gegen diesen Feind vorgehen, der in alten Winkelschulen oft bis zu Küssen und Tränenfluten, Eifersuchtsszenen tollster Art und unglaublichen Mißbräuchen verführte, ehe jemand darauf verfiel, hier reinigend einzugreifen. Schwärmen ist nichts als aufbrausender Egoismus, von dem man die Kinder befreien muß, wenn anders sie Kraft zu sozialer Liebe gewinnen sollen.

Lehrt man sie tatkräftig lieben, so lehre die Schule sie auch weiter im kleinen dienen. Und zwar untereinander in wirklicher Freundlichkeit und Herzenshöflichkeit. Ebenso den Lehrern und der Anstalt durch selbstverständliche Disziplin gegen die Schulordnung, wie durch kleine persönliche Ämter. Zu solchen Ehrenämtern und Gefälligkeiten gegen die Lehrer und Lehrerinnen sind eigentlich die Kinder stets bereit; sie machen sich ja instinktiv gern unentbehrlich, die kleinen Mädchen. Anders aber ist es mit der Abneigung für die ihnen zum Teil unverständliche Schuldisziplin. Diese muß in einer Anstalt traditionell selbstverständlich von einer Klasse zur anderen vererbt werden, sonst wird ein ewiges halb unbewußtes Auflehnen bis zu offenem Versuch der Widersetzlichkeit, wo die Gelegenheit günstig ist, stets die Folge sein. Mädchen haben von Natur wenig Appell. Was den Reichtum der Frauennatur ausmacht, das beweglich flutende Gefühlsleben und die Kraft der persönlichen Triebe, das gibt auch den Fehlern der Mädchen die Richtung. Gerade darum aber darf man in Sachen der Disziplin um Himmels willen nicht fragen, was gefällt, sondern muß sie mit festem Drill zu dem bringen, was sich ziemt. Das ist in der Schule vor allem ein strammer Gehorsam ohne Zuck und Muck. Vernünftige Eltern danken uns solche Strenge, die aus verstehender Liebe fließt; unvernünftigen — doch davon schweigt des Sängers Höflichkeit, so was gibt's ja gar nicht!

Diese Schulerziehung wird auf das kräftigste gestützt durch die Hauptaufgabe der Schule, den planmäßigen Unterricht. Je mehr dieser energisch an die natürlichen Interessen des Mädchens anknüpft, je wertvollere Ziele er der Mädchenarbeit setzt, um so sicherer wird es ihm gelingen, dem Mädchen statt einer Firnisbildung eine Kraftbildung zu geben, die es zu der Arbeit für andere befähigt. Und damit wären wir glücklich bei dem heutigen ceterum censeo aller Mädchenbildungsbesprechungen, der Mädchenschulreform. Allein in diese Frage will ich mich heute nicht vertiefen; der Worte sind genug gewechselt, wir warten nun auf Taten. Nur an einer zukünftigen Schulgattung darf ich bei der Behandlung der sozialen Erziehung der Mädchen nicht vorbeigehen: an der Frauenschule. Wenn es

gelingt, in der Öffentlichkeit und den Elternkreisen dafür ein ernsteres Interesse zu wecken, dann sind wir einen guten Schritt weiter in der Erziehung zu sozialer Arbeit. Doch gibt es noch eine Reihe „Aber" dabei, wenn wir uns dieser Einrichtung rein freuen sollen als eines gesunden Fortschrittes der Frauenbildung.

Die Frauenschule muß wirklich Frauensache bleiben in Plan, Leitung und Aufsicht, und zwar Sache gründlich und der Regel nach wissenschaftlich gebildeter Frauen. Der Mann kann da nur freundliche Helfer- und Beraterdienste anbieten. Die eingefrorenen Pläne alter, auf Schema F zugerittener Schulmänner dürfen uns für die Frauenschule nicht zugemutet werden, sonst bleibt das Ganze eine Homunkulussache, der nie wahrhaftes Leben eingeblasen werden kann.

Die Frauenschule darf von Anfang an nicht Krethi und Plethi aufnehmen, das aus irgendeiner Schule angetänzelt kommt, um in dieser modernen Einrichtung weiterzunaschen. Sondern sie muß sich aufbauen auf ganz bestimmten Aufnahmeforderungen an die Vorbildung ihrer Schülerinnen, die durch verantwortliche Zeugnisse oder eine Aufnahmeprüfung nachzuweisen sind. Sie muß sodann energische Arbeit in jedem Fach, das die Schülerin belegt, verbindlich verlangen und darf sich auf nur hörende Hospitantinnen und Halbschülerinnen im Einzelfach nicht einlassen. Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht hören. Auch hier muß durch bestimmte Abgangsberechtigungen für soziale Berufe geschützt werden gegen minderwertige Privatkonkurrenzkurse, die solche Zeugnisse nicht verleihen dürfen. Denn dort wird sich zunächst eifrig sammeln, was nicht Bildung und Lust hat, sich den Aufnahmebedingungen der regelrechten „Frauenschule" zu unterwerfen.

Die Frauenschule darf nicht auf einen uniformierten Plan festgelegt werden, sondern muß auf Grund jener energischen Aufnahme- und Arbeitsbedingungen dann freieste Entfaltungsmöglichkeiten behalten. Sie muß sich dadurch den örtlichen und sozialen Verschiedenheiten beweglich anpassen können, sei es als selbständige Oberstufe, sei es in teilweiser Anlehnung an andere Oberstufen oder als ein in wissenschaftliche Bildungsgänge eingeschobenes Frauenjahr, das dann auch für die zukünftigen Lehrerinnen segensreich in Betracht käme, obwohl es ihre Ausbildungszeit um ein Jahr verlängern würde. Jede Frauenschule aber müßte, trotz sehr freier Kombination und Ausgestaltung der Fächer, sowohl in wissenschaftlichen Fächern (Deutsch und Geschichte würden da wohl der Regel nach an der Spitze stehen) als in Fächern für das praktische Frauenleben ausbilden, und bei diesen dürfte Theorie nie ohne Einführung in die Praxis gegeben werden. So würde für die Kinderpsychologie und Pädagogik der Kindergarten und Kinderhort, für die Haushaltungsfächer die Kochschule und hauswirtschaftliche Praxis, für die sozialen Fächer die Einführung in die entsprechenden Anstalten Bedingung sein. Dann aber würden solche Frauenschulen der beste Abschluß auch für die soziale Ausbildung unserer Mädchen sein, oder noch besser: sie böten die beste Vorschule für den Fachunterricht in sozialen Kursen, die dann ein ganz anderes vertiefstes Verständnis für ihre Aufgaben fänden. Ein reiches Arbeitsfeld würde damit der deutschen Frauenwelt fruchtbar erschlossen, auf dem sie Liebe säen und, will's Gott, Glück ernten würde für sich und andere.

Die Wellen

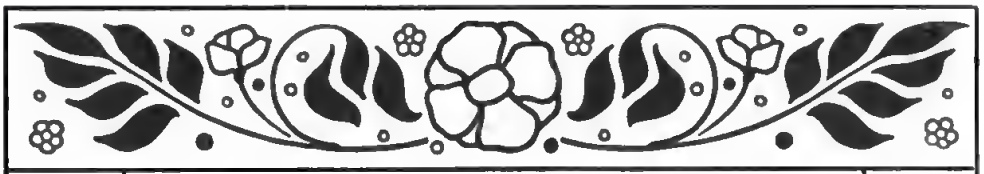
Sa schmiegt sich deine Seele in die meine,
Daß wir mit feinstem Ohr uns ganz verstehn.
Sa gießt mein Leben trunken sich ins deine,
Daß wir erschauernd in uns untergehn.

Und wie die Wellen gläsern talwärts gleiten,
Sa wandern wir mit unserm Lebensstrom.
In unsrer Klarheit spiegeln sich die Weiten,
Aus unsrer Tiefe wächst der Himmelsdom.

Wie Wellen, die ein wunderbarer Drang
Zusammentrieb. Wer kann den Grund euch nennen? —
Sie fanden sich, sie wandern mit Gesang
Und leuchten silbern — doch wer kann sie trennen?! —

Julius Berstl

Google



Naturwissenschaftliche Rundschau

Ameisenforschung

Von Dr. Fritz Gräntz

Staatenbildende Tiere, bei denen eine fortschreitende Arbeitsteilung sogar die Gestalt und die Organisation der Einzelwesen tief beeinflußt, mußten von alters her bis auf den heutigen Tag die Gedanken des Menschen beschäftigen. Sah er doch hier, je besser er beobachten lernte, immer mehr seltsame Dinge, die ihn an menschliche Gemeinschaften und an seine eigene Stellung innerhalb dieser erinnerten: eine Unterordnung vieler Wesen unter ein einzelnes, eine kastenartige Spaltung der Gesellschaft, ein Zusammenwirken zum größeren Zwecke des Ganzen. Sah er doch hier Arbeit und Müßiggang, Nahrungssorge und Auswanderung, Unterstützung und Feindschaft, Sklaverei und Gastfreundschaft, Ackerbau und Viehzucht, Krieg und Frieden, Ordnung und Gesetz. Und indem er innerhalb dieser kleinen sonderbaren Reiche die verschiedensten Kulturstufen kennen lernte, konnte ihm nichts näher liegen, als die ihm verborgen bleibenden bewegenden Kräfte dieser Erscheinungen rein menschlich zu fassen. So prägte sich ihm in den Handlungen der Bienen und Ameisen menschliches Denken und Urteilen aus. Die Beweggründe eigenen Tuns und Lassens übertrug er ohne Zögern auf die tief unter ihm stehenden kleinen Tiere.

In solchem Glauben verbindet sich unmittelbare Naturerkenntnis mit naivem Irrtum. Die kritische Wissenschaft verwirft die naiv „anthropomorphistische" Deutung, die man auch noch in manchen populären Darstellungen findet. Für sie handelt es sich nur um Analogien, um Konvergenzerscheinungen, das heißt um Ähnlichkeiten ganz verschiedener Organismen, die sich als die Folge ähnlicher Anpassungsbedingungen ergeben haben. Forel, einer der bedeutendsten Ameisenforscher, spricht, Menschen und Ameisen gegenüberstellend, von „Konvergenzerscheinungen, deren komplizierter Zusammenhang in beiden Fällen durch das Faktum der sozialen Gemeinschaft lebender Gehirne hervorgerufen wird". Damit stellt er ohne Zweifel etwas naturwissenschaftlich Tatsächliches fest. Freilich erklärt es gar nichts von diesem Zusammenhang. Lesen wir nun bei einem anderen Forscher, daß hier nur „rein äußerliche Ähnlichkeiten bestehen könnten", so bemerken wir, wie die Tatsachenforschung sich wieder vom Wesen der Erscheinung entfernt und in den entgegengesetzten Fehler fällt wie der naive Mensch, dessen Deutung sie bekämpft. Denn hier liegt sicher eins der vielen Mysterien vor, in das die Naturwissenschaft noch nicht tief genug eingedrungen ist. Es sind nicht bloß rein äußerliche Ähnlichkeiten, sondern Ähnlichkeiten, die einer gemeinsamen geheimen Gesetzlichkeit des Lebens entwachsen. Im Treiben der Ameisen liegt doch wohl, so unvergleichbar auch zunächst verschiedene Intelligenzen sind, mehr Menschenverwandtes, im Handeln der Menschen mehr Bienenmäßiges, als sich der Forscher in seiner berechtigten Abneigung gegen die alten anthropomorphistischen Deutungen gewöhnlich träumen läßt. Viel, wenn auch nicht alles, erwarten wir hier auch von der vergleichenden Psychologie, die uns schon manche schöne Erkenntnis beschert hat.

Muß der Forscher schrittweise gehen, so hat der Dichter, wenn er die Natur kennt, das Recht, ohne umständliche Vorbereitung in das Wesen der Erscheinung einzudringen. Es ist von großem Interesse, daß gerade in unserer Zeit ein Dichter, der die Einseitigkeit sachgemäßer Darstellung empfand, es versucht hat, das Mysterium künstlerisch und doch unphantastisch zu gestalten. Ich meine das schöne Buch von Maurice Maeterlinck über „Das Leben der Bienen" (Deutsche Ausgabe von Friedrich von Oppeln-Bronikowski; Jena, Eugen Diederichs). Nichts wäre törichter, als wenn ein Naturforscher dieses Buch verwerfen wollte, weil es einen anderen Weg geht, als er selbst zu gehen gezwungen ist.

Bienen- und Ameisenkunde sind zu biologischen Sondergebieten geworden, die von einer immer wachsenden Schar von Gelehrten durchforscht werden. Ist bei jener die praktische Bedeutung der Bienenzucht ein stetig wirkender Ansporn, die Kenntnisse zu erweitern, so ist es in der Ameisenkunde die ungemeine Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, die das wissenschaftliche Interesse lebendig hält und von Entdeckung zu Entdeckung steigert. Es mutet uns seltsam an und ist doch bei näherer Betrachtung so begreiflich, daß manche Männer ihr ganzes Leben der Erforschung dieses Insektenvölkchens widmen. Die Fülle von Tatsachen und Problemen, die

dieser Mikrokosmos birgt und immer aufs neue enthüllt, ist wohl geeignet, einem Denker zu genügen.

Den Grund der heutigen Ameisenforschung hat der vielseitige August Forel in seinem Werke über die schweizerischen Ameisen gelegt. Die Zahl der in den letzten Jahrzehnten erschienenen Werke und Abhandlungen über Ameisen ist legionenhaft. Eine gute und zuverlässige Darstellung, die dem gegenwärtigen Stande des Wissens entspricht, ließ K. Escherich im vorigen Jahre erscheinen unter dem Titel „Die Ameise. Schilderung ihrer Lebensweise" (Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn 1906). Im folgenden sollen im Anschluß an die neueren Veröffentlichungen einige besonders interessante Lebenserscheinungen mitgeteilt werden.

Die große Anpassungsfähigkeit der Ameisen zeigt sich deutlich und überraschend in ihrem Nestbau, der weit mannigfaltiger ist als der mehr oder minder regelmäßige Bau der verwandten Hautflügler, der Bienen, Hummeln und Wespen. Nicht nur, daß die verschiedenen Ameisenarten ganz ungleiche Nester herstellen, aus deren „Baustil" der Kenner sofort die Art des Erbauers schließen kann, auch dieselbe Art kann mitunter ganz verschiedene Nester bauen, je nach den Forderungen der Umgebung. So gibt es noch v. Ihering eine amerikanische Art, die in Überschwemmungsgebieten in Baumwipfeln nistet, während sie in gefahrlosen Gegenden alte Baumstümpfe bewohnt. Forel verpflanzte die Kolonie einer algerischen Art in die Schweiz. Sie baute ein Nest nach heimischer Sitte, merkte aber bald, daß sie es hier mit anderen feindlichen Stämmen mit geringerer Körpergröße zu tun hatte als daheim. So verkleinerte sie ihre sonst sehr große Nestöffnung und verstopfte sie schließlich ganz mit Erde. Daß manche Staaten infolge von Übervölkerung Auswanderer hinausschicken, die nun Zweignester gründen, die mit dem alten Neste durch Wege verbunden bleiben, ist bekannt. Es kommt aber auch das Umgekehrte vor, daß in einem Neste mehrere Völker zusammenwohnen. Wasmann hat bei gewissen Arten einen gelegentlichen Nestwechsel, bei einer Art sogar einen periodischen Wechsel von Frühlings- und Winternest beobachtet. Andere Ameisen wieder flachen die Nestkuppel ab, wenn Wärme und Trockenheit zunehmen, um die wärmeaufnehmende und verdunstende Oberfläche zu verringern; bei Regenwetter wölben sie die Kuppel wieder höher.

Mannigfaltig wie die Orte, an denen sie sich befinden, sind die Gestalten der Nester und ihrer inneren Räume mit den labyrinthischen, oft unterirdischen Gängen und Brutstuben, Kornspeichern und Pilzkammern. Eine besondere Form, die Ule beschrieben hat, zeigt unsere Abbildung 1. Er nennt diese Bauten, die er bei verschiedenen Arten des Amazonenstromgebietes entdeckte, schwebende Nester oder Ameisengärten. Sie liegen oben auf Bäumen, sind oft rosengallenartig, bald nuß- bald kopfgroß und werden durch die Wurzeln kleiner Pflanzen befestigt, die auf den Bäumen leben. An dem größeren Nest fallen zahlreiche Pflanzenkeimlinge auf, die aus der Oberfläche des kugelförmigen Nestes herausgewachsen sind. Sie sind nach Ules Beobachtung von den Ameisen selbst zum Zwecke der Nestbefestigung gesät und gezogen worden.

Im Inneren des Holzes, des Markes, in den verschiedensten Höhlungen, die von der Natur geschaffen werden, nisten bestimmte Arten. Die bekannteste Nestform, die kuppelartigen Haufen unserer Waldameisen, ist eine Vereinigung oberirdischer, aus zusammengeschleppten Nadeln, Stengelchen, Blättchen, Holzteilchen usw. aufgeführter gekammerter Bauwerke mit einem System unterirdisch minierter Höhlungen und Gänge. Es gibt Arten, die ihre Nester aus einer karton- oder papierartigen Masse bauen, ähnlich wie die Wespen, deren löschpapierartige Nester und Zellen bekannt sind. Diese Ameisen gewinnen ihr Baumaterial, indem sie eine von ihrer Oberkieferdrüse ausgeschiedene leimähnliche Flüssigkeit mit seinem Holzmehl vermengen, dem sie nach Bedarf auch Erde beimischen. Solche „Kartonnester", an ihren Wänden meist von nahrhaften Pilzfäden überwuchert, kommen häufig in Afrika, Indien und Südamerika vor und hängen dort in großen unregelmäßigen Formen von den Ästen der Bäume herab. Wasmann erwähnt eine madagassische Art, deren Kartonnester so groß sind, daß ein erwachsener Mensch darin Platz finden könnte.

Sehr merkwürdig sind die gesponnenen Nester, von denen Abbildung 2 eines veranschaulicht. Die betreffendenden Ameisenarten, besonders aus der Gattung Oecophylla, biegen lebende Blätter zusammen und verbinden sie an den Rändern mit einem dichten Seidengespinst. Das klingt zunächst wenig merkwürdig, denn ähnliches kennen wir von vielen anderen Tieren. Aber die Ameisen haben keine Spinndrüsen. Woher kommen also die Seidenfäden? Forels Vermutung, daß es sich um eine allmähliche Umbildung der oben erwähnten leimabsondernden Oberkieferdrüsen handle, erwies sich als irrig. Vielmehr beobachtete man die höchst sonderbare Erscheinung, die auch zuerst von unbeteiligten Forschern mit skeptischem Kopfschütteln aufgenommen wurde, daß diese Ameisen den Spinnstoff gar nicht selbst erzeugen, sondern von ihren Larven beziehen, die sie als „Spinnrocken" und „Webschiffchen" verwenden. In den letzten Jahren wurde diese wunderbare Beobachtung, die zum erstenmal 1890 in Singapur gemacht wurde, von mehreren Seiten bestätigt, so daß sie als Tatsache gelten darf. Man entdeckte nicht bloß bei den Oecophylla-Larven außergewöhnlich große Spinndrüsen, man beobachtete auch wiederholt unmittelbar den Spinnvorgang selbst. Am ausführlichsten schildert ihn Doflein

Abbildung 1. Ameisengärten. Nach Ule. (Aus der „Umschau" VIII, Nr. 45. Verlag von H. Bechhold in Frankfurt a. M.)

(Beobachtungen an den Webermeisen; Biolog. Zentralbl. 1905, 25), und wir erhalten die beste Anschauung der Erscheinung, wenn wir den Bericht des Augenzeugen selbst vernehmen. Dofflein hatte ein Nest von Oecophylla geöffnet, um den inneren Bau kennen zu lernen. „Während nun die Hauptmasse der Tiere zur Verteidigung des Nestes sich anschickte, sonderte sich von ihnen eine kleine Truppe ab, welche sich an dem von mir in der Nestwand angebrachten Riß zu schaffen machte. Sie stellten sich in ganz merkwürdiger Weise in einer geraden Reihe auf, wie dies die Abbildung 3 zeigt. An der einen Seite des Spaltes hatten sie mit ihren Mandibeln (Oberkiefern) den einen Blattrand erfaßt, auf der anderen Seite des Spaltes krallten sie sich mit allen sechs Füßen an der Blattoberfläche fest. Dann zogen sie ganz langsam und behutsam an, setzten ganz vorsichtig einen Fuß nach dem anderen etwas rückwärts, und so sah man ganz deutlich die Ränder des Spaltes sich allmählich einander nähern. Es war ein bizarrer Anblick, die Tiere alle einander ganz parallel aufgestellt bei der Arbeit zu sehen. Nun kamen andere

herbei und fingen an, den Rändern des Spaltes entlang die Reste des alten Gewebes sorgfältig wegzuschneiden. Sie bissen mit ihren Mandibeln das Gewebe durch und zerrten so lange daran, bis es in Fetzen sich loslöste. Solche Fetzen trugen sie in den Mandibeln an eine exponierte Stelle des Nestes und ließen sie im Winde davonfliegen, indem sie die Mandibeln bei einem Windstoß weit öffneten. Ich sah auch, wie eine ganze Reihe von Ameisen zusammen einen großen Fetzen des Gewebes auf eine Blattspitze hinaustrugen, und wie sie dort wie auf Kommando gleichzeitig ihre Mandibeln öffneten und so das große Stück fortflattern ließen. Das dauerte fast eine Stunde, dann kam plötzlich ein stärkerer Windstoß, entriß den am Spalt ziehenden Ameisen dessen Ränder und machte die ganze Arbeit nutzlos. Aber die Tiere ließen sich in ihrer Tätigkeit nicht beirren. Von neuem stellte sich eine lange Reihe am Spalt auf, und nach einer halben Stunde hatten sie dessen Ränder einander wieder ziemlich nahe gebracht. Schon verzweifelte ich an der Möglichkeit, die Hauptsache zu sehen, da kamen aus dem Hintergrunde des Nestes mehrere Arbeiterinnen hervor, welche Larven zwischen ihren Mandibeln hielten. Und sie liefen nicht etwa mit den Larven davon, um sie in Sicherheit zu bringen, sondern sie kamen mit ihnen gerade an die gefährdete Stelle, an den Spalt. Dort sah man sie hinter der Reihe der Festhalter herumklettern und ganz eigenartige Kopfbewegungen ausführen. Sie hielten die Larven sehr fest zwischen ihren Mandibeln, so daß diese in der Mitte ihres Leibes deutlich zusammengedrückt erschienen (Abbildung 4). Vielleicht ist der Druck von Wichtigkeit, indem er die Funktion der Spinndrüsen anregt. Es sah ganz merkwürdig aus, wenn sie mit ihrer Last durch die Reihen der festhaltenden Exemplare hindurchstiegen. Während letztere auf der Außenseite des Nestes sich befanden, führten erstere ihre Arbeit im Inneren des Nestes aus. Sie waren daher viel schwerer zu beobachten. Doch konnte ich nach einiger Zeit mit aller Deutlichkeit sehen, daß sie die Larven mit dem spitzen Vorderende nach oben und vorn gerichtet trugen und sie immer von der einen Seite des Spaltes zur anderen hinüberbewegten. Dabei warteten sie erst ein wenig auf der einen Seite des Spaltes, als ob sie dort durch Andrücken des Larvenkopfes das Ende des von der Larve zu spinnenden Fadens anklebten, fuhren dann mit dem Kopf quer über die Spalte herüber und wiederholten auf der anderen Seite dieselbe Prozedur. Allmählich sah man, während sie diese Tätigkeit unermüdlich fortsetzten, den Spalt sich mit einem feinen, seidenartigen Gewebe er-

Abbildung 2. Blattnest von Oecophylla smaragdina. Nach einer Photographie von Doflein. (Aus dem „Biologischen Zentralblatt". Verlag von Georg Thieme in Leipzig.)

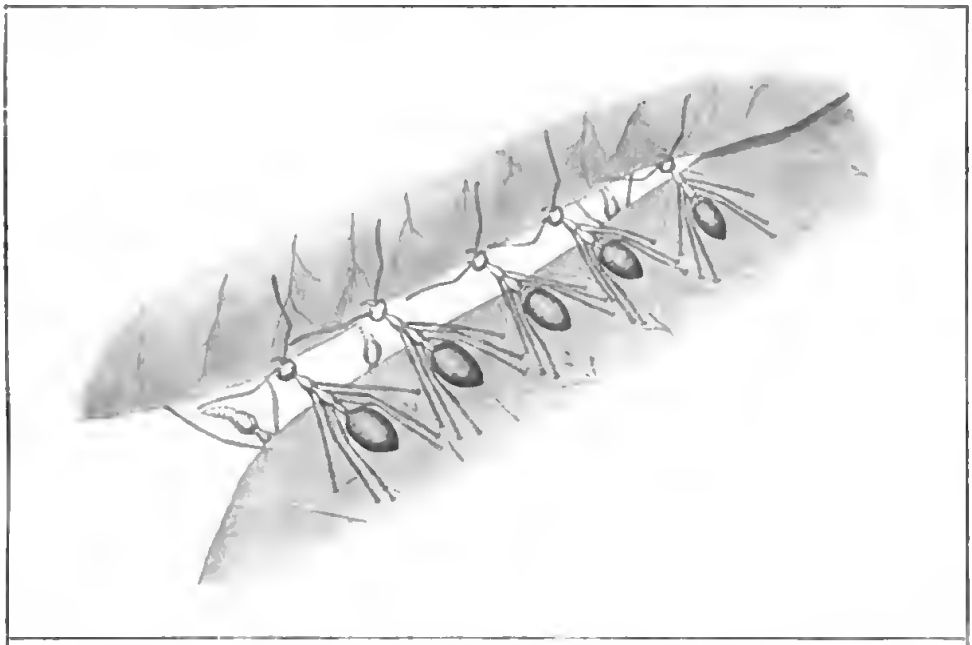


Abbildung 3. Reparatur eines Spaltes im Nest von Oecophylla smaragdina. Nach einer Photographie von Doflein. (Aus dem „Biologischen Zentralblatt". Verlag von Georg Thieme in Leipzig)

füllen. Es war kein Zweifel, die Ameisen benutzten tatsächlich ihre Larven als Spinnrocken und zu gleicher Zeit als Weberschiffchen. Indem mehrere Arbeiterinnen ganz nahe beieinander arbeiteten, konnten sie die Fäden einander überkreuzen lassen, so daß ein ziemlich festes Gewebe entsteht." Doflein untersuchte dann kleine Gewebstücke unter dem Mikroskop und sah neben seinen, sich überkreuzenden Fäden eine Anzahl strickartiger, gleichgerichteter Stränge. Escherich hebt mit Recht besonders hervor, daß wir hier den außerordentlich interessanten Fall vor uns haben, daß ein Tier sich eines Werkzeuges bedient. Wir kennen, von den höheren Säugetieren abgesehen, nur wenige solcher Beispiele aus der Tierwelt, wenn sie auch häufiger sein mögen, als wir heute wissen.

Studieren wir die Ernährungsweise der Ameisen, so treffen wir auf eine Menge nicht minder sonderbarer Tatsachen. Das Verhältnis zu den süße Säfte ausscheidenden Blattläusen, die von den Ameisen „gemolken" werden, gehört zu den bekannteren. Es gibt Ameisenarten, die ausschließlich von Blattlausausscheidungen leben. Es gibt aber auch Honigameisen, bei denen eine Gruppe von Arbeitern, die sofort durch die unförmlich angeschwollenen Leiber auffallen, wandelnde Honigbehälter darstellen. Den Honig holen sie aus gewissen Pflanzengallen. Es gibt Körnersammler, die Samenkörner ernten und aufspeichern, reinigen und schälen oder durch Befeuchtung willkürlich zur Keimung bringen, während die durch Darwin bekannt gewordene Behauptung, daß eine Ameisenart ein bestimmtes Gras direkt aussäe und alle anderen Pflanzen im Umkreis ausrotte, durch Wheelers neue Beobachtungen (1902) nicht bestätigt wird. Dagegen gibt es in der Tat Ameisen, die Pilze, deren Fadengeflecht ihnen Nahrung liefert, züchten und düngen. Ja, man fand, daß in bestimmten Fällen die Pilzfäden, welche die eingetragenen Blätter durchwuchern, infolge der Züchtung seltsame kugelige, sehr eiweißreiche Anschwellungen erhalten, die sonst nicht entstehen. Da haben wir also eine Kulturform des Pilzes, ganz analog den Kulturformen unserer Nutzpflanzen.

Wie die Ameisen durch Putzen und gegenseitige Reinigung für die größte Sauberkeit sorgen, wie sie das Nest durch ausgestellte Wachen sichern, wie sie Brut und Weibchen vor Gefahren retten, wie sie sich durch ihre Fühlersprache Mitteilungen machen, wie die Völker untereinander Kriege führen, wie Raubzüge unternommen werden, um Körner oder Blattläuse oder fremde Larven und Puppen zu holen, wie der Krieg gelegentlich mit einem Bündnis und einer Staatenverschmelzung endigt, wie große wahlorganisierte Wanderungen ausgeführt werden, ja wie sogar Krankenpflege geübt wird, das alles ist wiederholt geschildert worden. Die Forschung deckt auch hier von Jahr zu Jahr neue interessante Einzelheiten

auf. So wurden Kampfspiele zwischen Mitgliedern der gleichen Kolonie beobachtet, die höchst gefährlich aussahen, ohne daß die Ringenden zu Schaden kamen. Große Versammlungen, bei denen die Tiere viele Stunden lang ruhig zusammengedrängt bleiben, nur Fühler und Hinterleib langsam bewegend, gehören auch in dieses anziehende Kapitel.

Nicht selten ist eine soziale Symbiose, d. h. eine Vergesellschaftung verschiedener Arten in einem gemeinsamen Neste, die von gegenseitiger gleichgültiger Duldung bis zur gemeinsamen Haushaltung alle Stufen aufweist. Zu letzterer müssen wir die sogenannte Sklaverei rechnen. Der Name kann irreführen. Es handelt sich nicht um eigentliche Sklaven, die zu ihrer Arbeit gezwungen werden müssen; sie heißen nur so, weil sie im Puppen- oder Larvenzustande aus fremden Stämmen geraubt worden sind. Wheeler und Wasmann haben in der letzten Zeit für diese „gemischten Kolonien" die interessantesten Abstufungen nachgewiesen. Am merkwürdigsten sind die Amazonenameisen, die durch die Unfähigkeit zu selbständiger Lebensführung auf Sklaverei angewiesen sind, zu der sie durch die abnorme Entwickelung ihrer Oberkiefer befähigt werden. Forel schildert die erstaunlich hohe Ausbildung ihrer Kriegführung, die Instinkt und Leben dieser Tiere fast ganz auszufüllen scheint. Er beobachtete in dreiunddreißig Tagen vierundvierzig Raubzüge derselben Kolonie und berechnete, daß diese in einem Sommer vierzigtausend Larven und Puppen geraubt haben müsse. Wasmann fand bei manchen Ameisen merkwürdige Entartungsstufen des Sklavereiinstinkts. Die eine Art ist, unfähig geworden zum Sklavenraub, aber auch unfähig zu selbständigem Leben, auf die friedliche „Allianz" mit einer anderen Art angewiesen. Neuerdings hat man eine soziale Symbiose, die beiden Teilen zum Nutzen gereicht, sogar zwischen Ameisen und Termiten beobachtet.

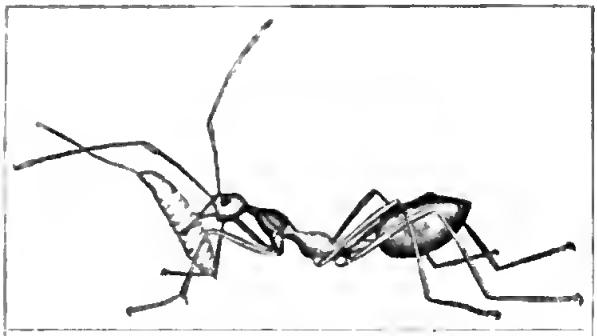


Abbildung 4. Ameise, eine Larve als Spinnrocken benutzend. Nach einer Photographie von Doflein. (Aus dem „Biologischen Zentralblatt". Verlag von Georg Thieme in Leipzig.)

Wasmann, der Jesuitenpater, ist auch der eigentliche Erforscher jener Beziehungen der Ameisen zu einzeln lebenden Insekten ganz anderer Organisation, den Ameisenfreunden oder Myrmekophilen, die das Interesse der Biologen schon lange fesseln. Nicht bloß das Nutzvieh der Blattläuse gehört dazu, sehr vielen Gästen gegenüber spielen die Ameisen eine mehr passive Rolle. Auch hier gibt es Abstufungen. Da unterscheiden wir feindlich verfolgte Einmieter, besonders Käfer, die als Räuber in den Nestern ihrer Wirte von diesen oder deren Brut leben, die Ameisen vielfach durch Mimikry, Ähnlichkeit in Größe und Farbe, täuschend. Da gibt es gleichgültig geduldete, oft von den Ameisen übersehene Mieter, die von den Nahrungsabfällen oder Vorräten des Nestes leben. Es gibt aber auch echte Gäste, Symphilen, die von ihren Wirten gepflegt, gefüttert, manchmal sogar aufgezogen, also wie die eigene Brut behandelt werden. Diese Symphilen, die sich auch vornehmlich aus Käfern rekrutieren, sind den Ameisen meist durch Ausschwitzungen angenehm; viele von ihnen haben taktstockförmig umgebildete Fühler, mit denen sie an der Fühlersprache ihrer Wirte teilnehmen können, viele haben ganz zurückgebildete Mundwerkzeuge und sind deshalb auf Fütterung angewiesen, andere wieder haben verkümmerte Flügel und sind den Ameisen durch Mimikry ähnlich geworden. Solche Symphilen zeigen sich immer in Gesellschaft der Wirte, fordern sie durch Betasten mutwillig zur Fütterung auf, äffen dabei oft die Bewegungen der Ameisen nach, lassen sich von ihnen transportieren oder klettern leckend auf ihnen herum. Escherich nennt die Symphilie eine soziale Krankheit, da sie für die Ameisen eine Kraftvergeudung, ja zuweilen sogar eine Verkümmerung bedeutet. Die Reihe der sonderbaren Eindringlinge beschließen die eigentlichen Schmarotzer, besonders Fliegenlarven und Milben, die nicht, wie jene Käfer, an der Gesellschaft, sondern an den Körpern der Einzelwesen schmarotzen. Da sehen wir das Bild des Staates nach seinen unerfreulichsten Seiten hin ergänzt.

Seit Fritz Müllers brasilianischen Beobachtungen, seit Möllers und Schimpers Arbeiten bildet das Problem der myrmekophilen Pflanzen, d. h. der Pflanzen, die gewissen Ameisenarten Wohnung und Nahrung bieten, um durch sie gegen die schädlichen Angriffe anderer verteidigt zu werden, ein reizvolles Kapitel der Biologie. Es soll hier nur gestreift werden, da es oft ausführlich behandelt worden ist. Eine von Schimper 1898 beschriebene Ameisenpflanze der malaiischen Inselwelt sehen wir in Abbildung 5.

Diese Myrmecodia besitzt einen wasserreichen, schwammartigen Knollen, in dessen vielen lufthaltigen Räumen Ameisen hausen, die, wie Schimper berichtet, durch kleine Öffnungen angriffsbereit nach außen stürzen, sobald der Knollen berührt wird. Nun fand man aber später, daß diese Knollen auch ohne Gegenwart der Ameisen entstehen, und auch die Feinde kennt man nicht, gegen die die Pflanze geschützt werden soll. Das Beispiel macht etwas skeptisch. Gerade in diesen verwickelten Dingen muß man mit Deutungen besonders vorsichtig sein, wenn man auch nicht so weit zu gehen braucht wie Rettig, der erklärt, es gäbe „wenig oder überhaupt keine Ameisenpflanzen".

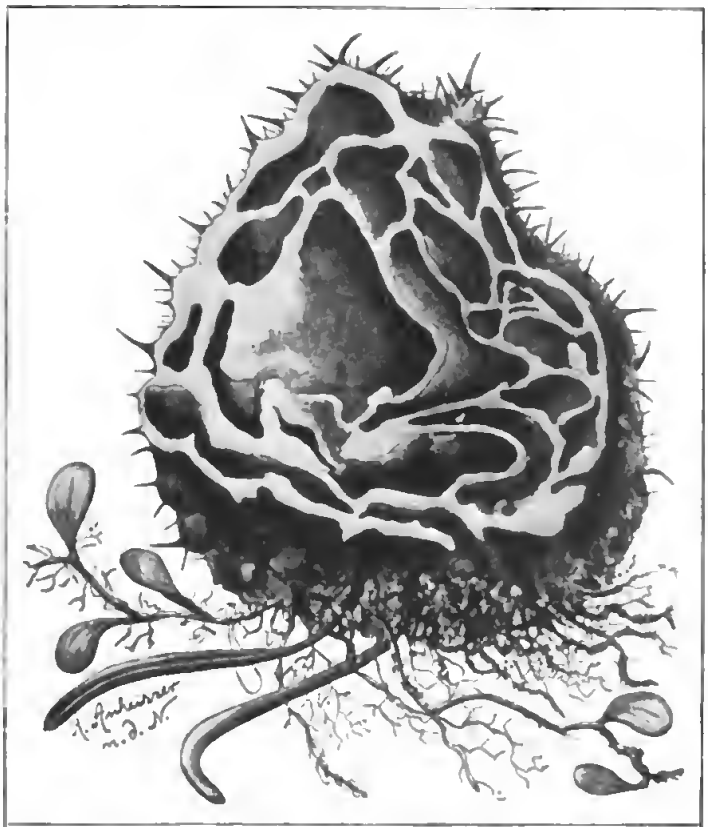


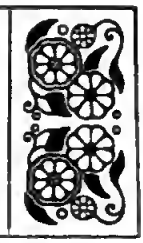
Abbildung 5. Myrmecodia echinata. Knollen der Länge nach durchschnitten. (Aus Schimper: Pflanzengeographie. Verlag von Gustav Fischer in Jena.)

Die Ameisenforschung führt, wie alle Teile der Biologie, nur rascher und eindringlicher als die meisten, zur Psychologie. Sie endet mit psychologischen Fragen. Jede exakte Tierpsychologie muß vom Studium der Sinneswahrnehmungen und Sinnestätigkeiten ausgehen. Hier liegen die erkennbaren Keime des Seelischen. Man weiß, daß der in den Fühlern sitzende Geruchssinn der wichtigste Sinn der Ameise ist, der ihr viel mehr als der Gesichtssinn zum Erkennen der Außendinge dient. Nach Forels Untersuchungen ist es wahrscheinlich, daß die Geruchsempfindung, indem sie mit einer Tastempfindung verschmilzt, auch zur Erkennung anderer Ameisen, zur Unterscheidung der Volksgenossin von der Feindin nötig ist. Vom Gesichtssinn unterstützt, spielt der Geruchssinn bei dem oft wunderbaren Orientierungsvermögen der kleinen Wesen eine Hauptrolle. Sehr wichtig für das Verständnis der Ameisenseele ist die Kenntnis der Fühlersprache. Es ist eine Zeichensprache, die durch Fühlerschläge, starke und schwache, schnelle und langsame, zahlreiche und wenige, Schläge gegen die Stirn oder gegen die Fühler, Mitteilungen zu machen vermag. Wasmann hat sogar schon ein kleines „Wörterbuch" der Ameisensprache zusammenstellen können.

Die älteren Darstellungen des Ameisenlebens werden zum großen Teil von der anthropomorphistischen, die Begriffe menschlichen Seelenlebens ohne weiteres übertragenden Anschauung beherrscht. In neuerer Zeit hoben einzelne Forscher, vor allem Bethe, den Nachweis versucht, daß die Handlungen der Ameisen lediglich Reflexerscheinungen seien, denen keine psychische Bedeutung zukomme. Die Wahrheit liegt in der Mitte. So nimmt denn auch die Mehrzahl der heutigen Ameisenforscher einen dementsprechenden Standpunkt ein. Sie sieht, wie Escherich sich ausdrückt, in den kleinen Ameisen weder „Miniaturmenschen" noch „Reflexautomaten", sondern „mit psychischen Qualitäten reichlich ausgestattete Wesen, bei denen man Gedächtnis, Assoziationen von Sinnesbildern, Wahrnehmungen, Benutzungen von individuellen (sinnlichen) Erfahrungen und somit deutliche, wenn auch geringe individuelle plastische Anpassungen nachweisen kann", während ihnen eine eigentliche „Intelligenz" abgeht.

Die Stangenjäger

Eine fröhliche Geschichte aus den Harzbergen
von Hans Ferd. Gerhard



Staatsanwälte? Fast jedermann kennt sie nur aus den Witzblättern und behandelt sie danach. Aber wahrhaftig, sie sind viel, viel besser als ihr Ruf. In meinem Heimatländchen Braunschweig wenigstens gibt es mehrere, die von ihrem wohlverbrieften Recht, sich als Halbgötter zu fühlen, keinen Gebrauch machen. Vor allem denke ich da an meinen guten alten Schulkameraden Prozelius. Der brachte es fertig, mit einem Waldläufer und ehemaligen Wilddiebe Freundschaft zu schließen, und denkt noch heute nicht daran, sie ihm aufzusagen.

Prozelius ist allerdings wohl eine Ausnahme selbst unter den Menschlichsten der Menschlichen. Er betrachtet seinen Beruf wie ein notwendiges Übel, dem man die Giftzähne ausbrechen muß. Und wenn er die Sozialdemokraten und die Redakteure des „Simplizissimus" mit seiner privaten, aber beileibe nicht offiziellen Abneigung beehrt, so verdanken das die einen, wie er es nennt, ihrer beständigen Nörgelei an dieser besten aller Welten und die anderen dem bösen Th. Th. Heine, der es nicht lassen kann, gerade den Staatsanwälten immer etwas am Zeuge zu flicken. Jedenfalls sind sie die einzigen, die mein alter Freund nicht mit dem Füllhorn seiner geradezu unentwegten Gutmütigkeit überschüttet.

Wie Prozelius dazu gekommen ist, Jäger zu werden, ist mir ein psychologisches Rätsel. Die einen behaupten, daß er unter den Tieren des Feldes und Waldes zu morden pflegte, um dort alle bösen Instinkte loszulassen und ausgetobt zum kurulischen Sessel zurückzukehren. Aber sie wissen nicht wie ich, daß Prozelius seit seiner Säuglingszeit und ihren kleinen Unarten geradezu eine Mustersammlung von nur guten Instinkten darstellt. Und auch die anderen haben unrecht, die da behaupten, daß der Herr Staatsanwalt jage, um für seinen Beruf das allzu dicke Blut ein wenig aufzupeitschen. Du lieber Gott! Bei Prozelius genügt die brave ehrliche Staatsbürgerentrüstung, um mit einer flammenden Demostheneia gegen einen Übeltäter loszuschießen. Wo er sich aber nicht entrüsten kann, da pflegt er auch aus seiner „milden Auffassung" kein Hehl zu machen. Nein, nein, die Stammtischpsychologen haben diesmal — natürlich nur diesmal! — unrecht. Prozelius, der Jäger, ist ein ungelöstes Rätsel.

Doch halt, das Rätsel ist jetzt, wenn auch nicht gelöst, so doch wenigstens aus der Welt geschafft: Prozelius jagt nicht mehr. Das heißt — er jagt noch, aber er tötet nicht mehr. Er ist jetzt, wie sein Freund Fritze Tramm, ein Platoniker unter den Nimrods.

Ja, Fritze Tramm! Bekomme ich da eines Tages im Anfang März, als ich in Quedlinburg weilte, um das Archiv durchzustöbern, ein Telegramm: „Sonnabend Okertalfahrt! Zwölf Rendezvous Vienenburg. Sollst Fritze Tramm kennen lernen. Komm, bitte! Johannes."

„Sollst Fritze Tramm kennen lernen!" Ich mußte lachen. Um diesen Waldmenschen, diesen Halbzigeuner zu sehen, sollte ich zwei Arbeitstage und einen Sonntag verlieren! Doch was ich um Fritze Tramm nicht tat, das tat ich um meines Johannes willen. Ich legte mir Pelz, Fellmütze, Fußsack und einen derben Krückstock zurecht, füllte mein Fläschchen mit altem Hennessy und studierte den Fahrplan.

„Sollst Fritze Tramm kennen lernen!" — Nun, ein wenig neugierig war ich schon auf ihn, ich will's gestehen. Prozelius hatte mir so viel von ihm erzählt, so viel von ihm vorgeschwärmt. Im letzten August hatte er seine Bekanntschaft gemacht. Tagelang hatte er damals mit Fritze die Wälder um Neuenrode durchstreift. Stundenlang hatten sie zusammen über Fritzes Sammlungen gesessen. Später waren dann ein halbes Dutzend Dornstöcke, ebensoviel Weichselpfeifen, unzählige seltene Vogeleier, ein Haufen ausgestopftes Viehzeug und weniger wissenschaftlich etikettierte Enzianpräparate aus Fritzes Werkstatt in das Haus am Bohlweg in Braunschweig

übergesiedelt. Und dafür waren allerhand gute und schmackhafte Dinge in Begleitung goldener und silberner Metallstücke in das niedrige schindelngedeckte Häuschen am Waldrand gewandert. Prozelius nannte seinen Jagdfreund mit biederem Tonfall Fritze, und Fritze sagte, wenn er besonders guter Laune war, zu Prozelius: Herr Prozelchen, was bei ihm aber wie Brozelchen klang. Denn Fritze Tramm stammte aus dem Südharz.

In Vienenburg traf ich am nächsten Tage mit Freund Prozelius zusammen. Er steckte in Stulpenstiefeln und Jagdanzug, hatte den grünen Filz mit dem dicken Edelweißbuschen über das gelbweiße Haar gezogen. Und unter seinem Walroßbart kaute er auf dem Mundstück einer Kaiser-Friedrich-Pfeife. Sein volles Gesicht hatte von den staatsanwaltlichen Beschwerden etwas Stubenfarbe bekommen. Aber die kleinen blauen Augen blinzelten vergnügt durch die goldgefaßten Brillengläser.

„Guten Tag, Hans! Ich dank' dir, daß du mitkommst!" Er drückte mir die Hand so fest und warm, daß mir ordentlich sonntäglich zumute ward.

„Aber, Johannes, ich komm ja gar nicht um deinetwillen. Ich will ja nur Fritze Tramm kennen lernen."

„Spotte nur!" lachte Prozelius gutmütig. „Nachher wirst du schon Mund und Nase aufsperren! Weißt du, über Fritze ließen sich Bände schreiben ..."

Wir rückten uns behaglich in unseren Coupépolstern zurecht. Er trank drei Viertel von meinem Hennessy aus. Ich steckte mir schicksalergeben seine Siebenpfennigzigarre an. Dann begann er mit einem ehrlichen Respekt in der Stimme und mit wahrer Andacht in den guten blauen Augen: „Du, Hans, ich habe vor Fritze Tramm wirklich eine Bombenachtung. Ja, ich will dir noch mehr sagen, ich beneide ihn. — Ja, du lächelst schon wieder so malitiös. Du meinst, weil ich ihn früher einen Zigeuner und Wilddieb genannt habe? Na, davon ist wohl nur die Hälfte wahr. Die Leute behaupten freilich, seine Mutter hätte sich mit einem Zigeunerhauptmann eingelassen, und Fritze wäre ein Mischling. Das ist natürlich Altweibergeschwätz. Aber gewilddiebt hat er — das ist richtig. Das weiß ich vom Oberförster Könnecke. Aber ist das ein Wunder? Denk' nur dran, was der für eine Jugend gehabt hat ..."

Prozelius' Stimme war jetzt ganz schmelzend und weich geworden. Er legte mir die Hand auf den Arm, nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte feierlich: „Ohne Erziehung, wie ein richtiges Zigeunerkind ist er aufgewachsen. Und kaum hatte er die Kinderschuhe ausgetreten, da ist er als Scherenschleifer in der Welt umhergezogen. Erst bei den Goslarschen Jägern ist er sozusagen Mensch geworden und hat richtig schreiben und lesen gelernt. Und dann hat ihn die hübsche Tina Langnese in Neuenrode geheiratet und hat ihm ein kleines Anwesen mitgebracht und hat ihn so als ersten Knecht in der Wirtschaft anstellen wollen. Aber das hat der Zigeuner natürlich nicht ausgehalten. Er ist ihr zuerst stunden- und dann tagelang fortgelaufen, um im Walde umherzustreifen. Und da ist die Tina von ihren Nachbarn aufgehetzt und hat gezankt und geschimpft und ist wochenlang muckelig gewesen. Na, da ist es denn schließlich zum Bruch gekommen ..."

Prozelius stockte. Der Zug pfiff. „Alle Hagel, da sind wir ja schon in Oker! Nu aber hille!"

Wir rissen unsere Siebensachen aus den Netzen, stolperten, als der Zug schon weiter fahren wollte, auf den Bahnsteig und brachen sofort, noch ehe wir Zeit gefunden, unsere Arme von dem Gepäck zu befreien, in den Ruf aus: „Donnerwetter, ist das schön!" Dicht verschneit blickten die Harzberge zu dem offenen Bahnsteig herüber. Und der Himmel glänzte, als wäre er aus Blau und Gold gewebt. Da steckte also noch der echte, unverfälschte Winter in den Bergen. Hallo, das gab eine Fahrt!

Bald saßen wir wohlverpackt im Schlitten. Die Braunen zogen an, und heidi ging's durch den Ort und dann ins Okertal hinein. Fritze Tramm und seine Tina waren vergessen. Wir sogen nur mit beiden Lungen die klare scharfe Winterluft ein und tranken mit staunenden Augen die weiße glitzernde Schönheit neben und über uns.

War das eine Fahrt! Der Schnee auf der glatten Bahn und auf den hohen Schanzen zu beiden Seiten der Straße war weiß und keusch und wie ein Lammfell weich. Selbst das Stampfen der Pferde war fast unhörbar. Nur die Glöckchen am Geschirr sangen Lust und Mutwillen in die Märzsonne hinaus. Die Schneewachten auf den

Digitized by Google

hundertjährigen Fichten lachten uns wie Kobolde zu, als riefen sie: „Ei, wir wollen den alten Mußköpfen einmal helle, lustige Farben ins dunkle Haus tragen!" Und die Oker, in deren Bett die Felsstücke und Riesenkiesel eisgläserne Kleider und weißflockige Hauben trugen, sah aus wie der Garten der Schneekönigin. Der Fluß schäumte und sprühte, und tausend kleine Regenbogen blitzten sekundenlang an den Engpässen der kleinen steinernen Welt da unten auf.

Und da: Romkerhall! Schimmernde Eisadern überspannten den hohen dunklen Felsen. Hoch oben glitt noch immer das Wasser über einen riesenhaften Eiszapfenbart. Und unten, am Fuß des Falles, quoll das Eis dick auf zu Gestalten und Drusen und glänzenden Wirrnissen.

Romkerhall! Es bedeutete nicht nur eine Märchengletscherwelt. Es bedeutete auch Peitschenknall, ein nicht mißzuverstehendes Räuspern des Kutschers, Stillhalten und sechs steife Arrakgrogs. Die alkoholübergossene Prosa des Lebens hatte uns wieder. Die Zunge fand wieder ihre Sprache und Johannes Prozelius beim Weiterfahren den abgerissenen Faden seiner Erzählung.

„Ja, was ich sagen wollte," begann er stotternd, „wenn es dich interessiert ..."

„Aber ich bitte dich, Johannes, Fritze Tramm interessiert mich immer. Vor allem jetzt, wo ich schon halb und halb in seinem Zauberbann bin ..."

Prozelius war nicht aufgelegt zu scherzen. Er war nachdenklich geworden. „Weißt du, was ich dem Umgang mit Fritze verdanke? Daß man alle edleren Freuden des Jägers genießen kann, ohne immer mit Gewehr und Jagdmesser einherzustolzieren. Ach, Hans, was für wundervolle Tage hab' ich mit ihm im Walde zugebracht! Der kennt noch die Natur! Der lebt noch wirklich mit ihr! — Und, siehst du, von ihm hab' ich das Beste gelernt, was ich überhaupt je gelernt habe. Ich habe gelernt, wie man sich eine Sache, die man liebt, wirklich zu eigen macht. Wenn ich jetzt durch den Wald schleiche, oder wenn ich unter einer Buche still und lauschend im Grase liege, dann kommt eine ganze Welt auf mich zu. Geheimnisse und Wunder tun sich auf. Liebe und Haß, Neid und Rache, Freundschaft und Mitleid erzählen mir Geschichten. Da werden Schlachten geschlagen und Kämpfe ausgekämpft, die tausendmal interessanter sind als die papiernen, die ich nur lesen, aber nicht schauen darf. Da quillt das Leben um mich auf in ungeahnter Fülle, und es drängt sich an mich und in mich. Und ich habe gar nicht das Herz, es zu töten, es mit einem Fußtritt oder einem armseligen Schuß zu vernichten. Ich erobere mir im Walde eine Welt, während der Jäger mit ein paar Gramm Pulver eine ganze Welt zerstört ..."

Ich schwieg. Entdeckte ich meinen alten Freund Prozelius erst heute ganz? Gerade wie er erst seit der Bekanntschaft mit Fritze Tramm seinen Wald wirklich entdeckt hatte?

„Und wenn ich denke, daß ich das all mein Lebtag hätte genießen können und nicht nur an Sonn- und Feiertagen! Wenn ich denke, daß ich mir dies Genießen zum Beruf und meinen Beruf zur Kunst hätte gestalten können! Ach, wie erbärmlich ist man doch in seiner Unterwürfigkeit gegen die sogenannten praktischen Konstellationen! Fritze Tramm war seiner ganzen Herkunft und seiner ganzen trostlosen Jugend nach zum Lohnarbeiter, zum Sklaven und schließlich allenfalls zum Großknecht bestimmt; und er ist ein Herr geworden. Glaub' mir, er ist der wahre Oberförster von Neuenrode. Und mehr als das: er ist der wahre Besitzer des Waldes. Ihm gehört er mit allem, was darin lebt und webt ..."

Was brach da aus einem stillen, sanften Herzen heraus! War das Johannes der Gutmütige, wie wir ihn auf der Schule nannten? War das der brave Stammtischgenosse und Aktenmensch, der die Sozialdemokraten und den „Simplizissimus" nicht leiden konnte? Ich hatte die Empfindung, als säße da ein ganz anderer, Größerer neben mir im Schlitten. Ich konnte mich zu keiner Entgegnung aufraffen. Ich drückte ihm flüchtig, halb scheu die Hand. Dann schwiegen wir beide. Und die Glöckchen auf dem Rücken der Pferde läuteten hell zur schnellen, gleitenden Fahrt unserer Gedanken ...

Am Abend saßen wir bei Rotspon und Tabak im Hotel: Johannes, Oberförster Könnecke und ich. Der langweilige Wirt mit dem blassen Bureaukratengesicht hatte uns noch sechs Fläschchen hinter den Kachelofen gestellt und war mit seinem Schnupfen und seinen Filzpantoffeln zu Bett geschlichen. Und der Oberförster erzählte. Ja, erzählte er wirklich oder sprach er in sich hinein? Wenn

er so auf seine Meerschaumpfeife niederblickte und mit seinen breiten Backen schmunzelte und die Worte unter dem dicken langen Schnauzbart hervor sich mühsam zwischen gewaltigen Rauchwolken den Weg bahnten, dann schien es mir, als hätte er uns beide vergessen, und als spräche er zu jemand, dessen Bild irgendwo da drinnen hinter dem mächtigen grünen Jägerrock aufgestellt war, und der mit guten lustigen Frauenaugen lauschte und ihm mit weichen Händen über den grauen borstigen Scheitel fuhr: das hast du gut gemacht, Adolf! Dann lachte er leise und zufrieden und fast zärtlich in sich hinein, als nickte er jemand da drinnen zu: ick denk' ook, min Lütting, ick denk' ook!

„Ja, so ganz aus freien Stücken ist er nun doch wohl kein Platoniker geworden, wie Sie ihn nennen, Herr Doktor. Ich bin, glaub' ich, ein gut Teil mit schuld daran ..."

Der Oberförster zwinkerte seinem heimlichen Zuhörer vergnügt mit den Augen zu und fuhr fort: „Als ich vor fünfzehn Jahren hierherkam, da war das mit den Wilddieben eine verdeubelte Geschichte. Der alte Maßmann hatte einfach nicht damit fertig werden können und hatte sich deshalb pensionieren lassen. Ich sollte nun die Karre aus dem Dreck ziehen. Na, wir gingen ran wie die Makkabäer. Ich organisierte ein ganzes Korps von Förstern und Waldwärtern, um die Reviere zu überwachen. Ich erreichte damit auch einiges, aber nicht alles. Die Wilddiebereien im kleinen, das Fallenstellen und Kaninchenjagen, das in Neuenrode allmählich zum Sport der Wald- und Hüttenarbeiter geworden war, hörte auf, sobald ich ein paar gar zu frechen Burschen tüchtig auf die Finger geklopft hatte. Aber der Peter Baas und der Fritze Tramm samt Anhang wilddiebten immer lustig weiter. Und zwar im vornehmsten Stil. Die prächtigsten Böcke, die kapitalsten Hirsche verschwanden spurlos. Ich wußte, daß die beiden Kerle es waren, die sie mir vor der Nase wegschossen. Ich stellte ihnen hundert Fallen, aber immer gingen sie daran vorbei. Sie waren gerieben wie die Rekrutenknöpfe und hatten augenscheinlich ihre Helfershelfer unter dem Forstpersonal. Na, Sie können sich denken, ich war außer mir. Doch mein Mißerfolg war das schlimmste noch nicht. Aber daß sich der ganze Ort daran weidete, das war der Deubel. Ich hatte so manchem biederen Familienvater die nächtlichen Jagdfreuden stören müssen. Dafür rächten sie sich nun, indem sie sich öffentlich über meine Hilflosigkeit amüsierten. Keiner verriet den vierschrötigen Rüpel, den Peter Baas, wenn er ihnen abends in der Kneipe zuraunte, daß in der letzten Nacht wieder ein Vierzehnender „von der Klippe gefallen" sei. Am nächsten Tage begegnete ich vielmehr nur grinsenden Gesichtern und versteckten Anspielungen. Ja, ich fand sogar Spottverschen an mein Gartentor geklebt.

Die Sache mußte ein Ende nehmen, so oder so. Ich streifte Nacht für Nacht in den Wäldern umher und beobachtete vor allem sorgfältig die Wohnung von Peter Baas, bei dem damals, wie ich von meiner Frau wußte, auch Fritze Tramm wohnte. Der hatte ja die rote Tina verlassen. Und die Tina hatte meiner Frau die Ohren vollgeheult.

Na, da steh' ich nun eines Abends so um zehn auf Posten vor dem hübschen Hof, den der Peter verwirtschaftete, da wird mit einemmal die Tür so weit aufgerissen, daß ich in den halb beleuchteten Flur sehen kann. Und der lange, hagere Fritze Tramm kommt mit seinem Gewehr über der Schulter heraus und die paar Steintritte herunter, und der breite Peter Baas stolpert besoffen hinterher und gröhlt: ‚Kriegst en Unnerrock, Fritze! Kriegst en Unnerrock und 'ne Slapmütz von min Großmudder!' — Und Fritze ruft in vollem Zorn zurück: ‚Du Schinder, du! Du Schinder, du! Kannst lange warten, bis ich wiederkomme!' — ‚Kummst ja doch, du Bettelsack!' gröhlt es noch einmal aus der Haustür. Dann wird sie von innen zugeworfen. Fritze seh' ich heftig, wie vor Ekel, ausspucken und die Straße zum Ort hinaufsteigen. Ich trete aus dem Schatten auf ihn zu und sage im Scherz: ‚Guten Abend, Tramm! Na, heut nacht gehen Sie mit Ihrem Freund Peter wohl nicht mehr los?' — ‚Der Deubel is sein Freund, Herr Oberförster! Ich geh' bei dem Schinder nicht wieder über die Schwelle!'

Als ich diese Begegnung noch am selben Abend meiner Frau erzählte, da fiel sie mir unversehens um den Hals und hielt mir hinterher eine lange Standrede. Und dann machte sie mir noch einen Glühwein und lachte wie ein Zeisig, bis wir unter die Bettdecke krochen.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen schickte ich ein halbes Dutzend Leute weg, um mir den Fritze Tramm zu suchen und herzubitten. Und richtig, da stand der lange hagere Kerl bald vor mir, ein wollenes Tuch unordentlich um den braunen Hals geschlungen, ein schweres, vollgepacktes Felleisen auf seinem Rücken. Sein hübsches, scharfgeschnittenes Zigeunergesicht war düster. Die dunklen blitzenden Augen, in die sich Tina verguckt hatte, blickten finster und trotzig auf mich.

‚Guten Tag, Herr Oberförster! Was soll ich denn?‘ Er schaute mißtrauisch von mir zu meinen Schreibereien auf dem Stehpult und von da wieder zur Tür. Er fürchtete augenscheinlich, daß ich einer seiner Wilddiebereien auf die Spur gekommen sei.

Offen gesagt, war mir diese Wahrnehmung gar nicht unangenehm. Ich weidete mich sogar ein Weilchen an der Angst des Burschen, der mir fast zwei Monate hindurch das Leben so schwer gemacht hatte. Dann sagte ich unbefangen: ‚Gut, daß Sie da sind, Tramm! Man sagt ja, Sie wären ein Tausendkünstler. Können Sie mir bis zur nächsten Woche zweihundert Schlingen für den Dohnenstieg machen?‘

Fritzes Unruhe steigerte sich. Er fürchtete, daß er selbst in einen Dohnenstieg geraten war. So antwortete er denn vorsichtig: ‚Das kann ich wohl, Herr Oberförster, aber ich muß ein gutes Modell haben.‘

Ich mußte lachen und drohte scherzend mit dem Finger. ‚So 'n Jesuwiter! Als wenn er nie 'ne Dohnenschlinge gesehen hätte!‘

Merkwürdig, Fritzes Angst war jetzt mit einemmal wie weggeblasen. Sein natürlicher Humor war erwacht. Er lachte fröhlich auf und sagte: ‚Na ja, Herr Oberförster, ich kann Ihnen die Schlingen machen.‘

‚Gut!‘ antwortete ich. ‚An der Bezahlung soll's nicht fehlen. Aber es scheint ja, Ihr wollt fort?‘

‚Ja, ich will wieder auf die Walze, Herr Oberförster. Aber das hat ja ein paar Tage Zeit.‘

‚Wieder als Scherenschleifer?‘

‚Ja, Herr Oberförster. Ich muß wohl.‘

‚Also nicht zu Ihrer Frau zurück?‘

‚Es geht ja nicht, Herr Oberförster.‘

Das kam so gepreßt von den Lippen des hübschen Burschen, daß ich nun direkt aufs Ziel losging. ‚Haben Sie denn Ihre Frau nicht mehr gern?‘

‚Ich? Ach, Herr Oberförster! Aber sie! Sie wissen ja, sie hat's Geld. Und nun meint sie, ich muß luschen. Das kann ich aber nun einmal nicht. Und will ich auch nicht. Ich muß meine Freiheit haben ...‘

Das klang bei aller Trübseligkeit so entschlossen, daß ich wohl einsah, diesen Zigeuner konnte man nicht in die üblichen Fesseln der guten alten Gewohnheit legen. Aber ich kannte meinen Weg. ‚Wissen Sie, daß Ihre Frau verkaufen will?‘

‚Nanu!‘ Der Wilddieb fuhr auf und sah mich mit erschrockenen Augen an.

‚Ja, ja, es ist so! Sie unterhandelt mit Ihrem Nachbar, dem dicken Kräpelin. Die Tina hat's meiner Frau gesagt.‘

‚Und warum?‘ Der Ausdruck, der jetzt in Tramms Gesicht stand, malte Angst und Bestürzung.

‚Sie will fort.‘

‚Wegen meiner?‘

Ich nickte. ‚Sie sagte zu meiner Frau, sie wollte nicht erst abwarten, bis ihr Mann ins Zuchthaus käme.‘

‚Ich ins Zuchthaus?‘ Der Bursche fuhr trotzig auf. Aber nur einen Augenblick. Dann hörte ich so etwas wie ein unterdrücktes Aufschluchzen. Und dann sah ich, wie der übermütige zähe Wilddieb, der hundertmal den schwersten Gefahren ins Auge geblickt hatte, zitternd wie ein Schulbube vor mir stand und nicht fähig war, seiner Bewegung Herr zu werden.

Und so redete ich ihm zu und stellte ihm vor, welche Schande er durch seine Leidenschaft über sich und sein Weib hätte bringen können. Und dann öffnete sich mir sein Herz. Und ich blickte hinein in ein seltsames, buntes Chaos von Trotz und Güte, Leidenschaft und Rechtschaffenheit, Leichtsinn und Naivität. Und ich sah, wie fest die Liebe zur Freiheit und zum Walde in dieser Seele verankert war, und daß nichts diesen Trieb herausreißen würde. Und ich hörte, wie er sich von dem Säufer, dem Peter Baas, losgesagt habe, weil der an einem Vieh irgendeine ekelhafte Roheit begangen habe. Na, und schließlich, da schlossen wir ein Schutz- und Trutzbündnis. Und der alberne Kerl heulte und wollte mir ... na ja, und so weiter ...“

Der Oberförster hielt inne, als schämte er sich, daß er schon zuviel gesagt. Er trank schnell sein Glas Rotwein aus und schaute

Digitized by Google

Max Slevogt: Der Tanz der Morgiane. (Ein Blatt aus den Zeichnungen zu „Ali Baba und die vierzig Räuber". Hier zum erstenmal veröffentlicht.) Zu Ewald Bender: Die bildenden Künste.

Digitized by Google

vor sich nieder. Dann kehrte aber gleich das alte Lächeln auf seine Züge zurück.

„Das war ein schöner Tag. Ja, ja ...“ Und ich sah, wie er wieder in sich hineinschaute und dem Bilde zunickte, das da aufgestellt war. „Das war ein schöner Tag und ein schöner Abend ...“

Mein Staatsanwalt aber saß da und wischte sich verdächtig lange die Brillengläser.

Nur ich selbst war nicht ganz befriedigt und wollte noch mehr wissen.

„Noch mehr?“ meinte der Oberförster. „Ja, mein lieber Herr Doktor, das ist eigentlich Dienstgeheimnis. Daß seine Tina wirklich verkauft hat, wissen Sie ja. Und daß die beiden jetzt ganz fidel zusammen in ihrem Nest da oben am Walde hausen, auch. Sie geht jetzt im Sommer als Köchin ins Hotel und spielt im Winter Kochfrau. Die macht ein Rehragout, sag' ich Ihnen, wunderbar! Na, und Fritze selbst ist so eine Art Feld-, Wald- und Wiesensaktotum von mir. Ich habe ihm mit Bewilligung der Kammer so einige Rechte zugestanden, die sonst andere Sterbliche nicht leicht bekommen. Dafür rottet mir Fritze Tramm allerlei Raubzeug im Walde aus, großes und kleines. Er gilt darin jetzt weit und breit als Autorität. Was z. B. Fuchsfallen anbelangt, so ist ihm darin nur der berühmte Fallenweber über. Im übrigen sucht er sich seinen Verdienst schlecht und recht im Walde. Er treibt einen schwunghaften Handel mit Naturstöcken, mit Vogeleiern und allerhand Naritäten. Er haut wohl auch noch mal über die Schnur, wenn er irgendwas findet, was eigentlich der Kammer gehört. Aber gewilddiebt hat er seit jenem Tage nicht wieder.“

Oberförster Könnecke blickte nach der Uhr und erhob sich. „Donnerwetter, ich muß heim. Meine Alte ist gewiß noch wach.“

„Was ist denn eigentlich aus dem Peter geworden, Herr Oberförster? Haben Sie den noch erwischt?“ Ich war neugierig und mußte dies noch wissen.

Könnecke lachte laut auf „Nee, den hat mir der Fritze Tramm weggegrault. Wissen Sie, wie? Er hat ihm eines Abends ein totes Reh in die Schlinge gelegt. Und als es der Peter zu Haus ausweiden will, findet er 'ne Nachtmütze darin. Na, wie man ihn da in den Kneipen hänselte und aufzog, können Sie sich denken. Man freute sich ordentlich, den brutalen Burschen einmal gründlich auslachen zu können. Da mochte er denn nicht länger unter den Spöttern leben. Und da er auch von den Gläubigern gedrängt wurde, so verkaufte er sein Anwesen, warf dem Fritze noch zu guter Letzt die Fenster ein und verschwand auf Nimmerwiedersehen. — Na, viel Glück morgen für Ihre Wanderung, meine Herren! Bleiben Sie nur nicht im Schnee stecken! Guten Abend!“

Wir verabschiedeten uns von dem Alten, tranken schweigend noch ein Glas von dem famosen Rotspon und stiegen dann zusammen die Treppe hinauf. Als wir uns Gutenacht wünschten, legte mir Johannes die Hand auf den Arm: „Na, morgen wirst du ihn ja kennen lernen, Hans! Er ist doch ein prachtvoller Kerl!“

— — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen um zehn Uhr hatte ich schon ein gewaltiges Stück Arbeit hinter mir. Du lieber Gott, was so einem Büchertourm alles zugemutet wird! Um halb sechs aus den Federn, obwohl mir der Rotspon bleischwer in den Gliedern lag. Dann zu Fritzes Klause am Walde. Dort führte mir Johannes — stolz, als wäre er selbst der Besitzer — das „Jagdmuseum des Herrn Tramm“ und seine „einzig dastehende Harzer Eiersammlung“ vor. Und die stramme, rotgelockte Frau Tina zog mir laut lachend den Pelz und die neuen schottischen Gummischuhe aus und schmückte meinen Korpus mit einer alten gestrickten Weste und meine Beine mit ein paar gewaltigen Ledergamaschen ihres Herrn Gemahls. Darauf mit den „Helden“ meiner Erzählung zwei Stunden im Eilschritt durch Tauschnee und Nebel. Über Chausseen und Grabenwege, Schneisen und Holzschleifen, bergauf und bergab. Fritze Tramm mit seinen langen Beinen immer voran. Im Munde baumelte ihm die kurze Pfeife, auf dem Rücken seiner abgeschabten grünen Joppe ein großer leerer Sack. Er schritt schweigsam wie ein Irokese und in einem Tempo, das mich beständig in einem gelinden Dauerlauf erhielt. Dabei sah er Tausenderlei und machte Johannes darauf aufmerksam. Der fing seine Beobachtungen auf und teilte sie mit ihm. Ich sah überhaupt nichts. Höchstens ein paar Eichhörnchen, denen die anderen gar keine Beachtung schenkten.

Kurz und gut, es war lieblich. Und ich dankte meinem Schöpfer, als die beiden Renner mit einemmal anhielten und sich

gegenseitig etwas zuriefen. „Donnerwetter, war das ein Kerl!" — „Ja, das war unser Zwölfender. Er hat nur noch eine Stange!" — „O, samos, samos! Dann werden wir sie ja bald haben."

Ich stand schwitzend und pustend dabei und machte, da ich nichts von dem allen verstand, wahrscheinlich ein sehr törichtes Gesicht, denn die beiden anderen fingen mit einemmal an laut zu lachen.

„Strengt wohl an, Herr Doktor, was?" meinte Fritze.

„Hast wohl gar nicht bemerkt, daß da soeben ein Hirsch über den Weg gegangen ist?" fragte Johannes.

Dem einen konnte ich aus vollem Herzen mit „ja", dem anderen aus sehr geknicktem Gemüt mit einem aufrichtigen „nee" antworten. Dann lachten sie wieder und erklärten mir, daß sie ausgezogen seien, um die Geweihstangen zu suchen, die die Hirsche in dieser Zeit abwerfen. Ich tat, als wäre ich darüber keinen Augenblick im Zweifel gewesen, und drückte lebhaft meine Befriedigung aus, daß wir nun bald am Ziele wären. Dann ließ ich mich behaglich auf einen Baumstumpf nieder, zog mein kaltes Hühnchen aus der Tasche und bot meinen Hennessy an.

Da lachten mich die beiden rohen Menschen zum drittenmal aus. „Ein Weilchen wird's wohl noch dauern, bis wir die Stangen haben," meinten sie, langten aber doch nach meinem Kognak und schoben selbst ein paar Bissen Brot unter ihre triefenden Bärte. Nur allzubald machten sie sich aber wieder marschbereit. Und, wahrhaftig, ehe ich noch meine Joppe zugeknöpft und meinen Stock ergriffen hatte, waren sie schon auf und davon! Und einen Eifer entwickelten sie, als wenn es gegolten hätte, das Paradies wiederzufinden. Sie teilten sich, die Blicke immer am Boden, und kletterten langsam an der Berglehne links empor. Ich stapfte ihnen nach und hielt mich näher an Fritze als an Prozelius.

Es war heiter! Das Tauwetter hatte den Schnee zu einer grobkörnig-wässerigen, quatschenden Masse umgewandelt. Bei jedem Schritt sank ich mindestens einen Fuß tief ein. Krach — patsch! krach — patsch! Wenn wenigstens die obere, noch ziemlich harte Linsendecke gehalten hätte! Aber nein, immer krach durch die dünne feste Haut, und patsch in den weichen Schmadderschnee.

Da glitt ich aus. Pfui, Teufel! Mit den Knien so tief in das halbnasse, amphibische Element, daß sich die Hosen schön kühl an die schwitzende Haut anklebten. Und mit den Händen in die graue, rauhe, körnige Masse, daß ich dachte, mich stächen tausend Nadeln und schnitten tausend Messer. Krebsrot zog ich die Vorderpfoten wieder heraus. Der Teufel hole den Zwölfender und seine Stangen! Und die beiden Stangenjäger dazu!

Die Ungetreuen aber merkten nicht das mindeste von meinem Malheur. Sie kletterten immer weiter. Ich sah ihre Umrisse nur noch undeutlich im Nebel. Fritze Tramm rechts, Johannes links. Ab und zu beugten sie sich auf den Boden nieder. Ab und zu ein kurzes Ahoi der Verständigung. Sonst immer weiter wie die Indianer auf dem Kriegspfade.

Was half's, ich mußte nach. Und so stiegen oder vielmehr patschten wir denn etwa eine Viertelstunde bergaufwärts. Da endlich verlangsamten die beiden ihr Treiben. Wahrhaftig, es geschah nicht um meinetwillen. Ich sah bald den Grund: wir kamen an die Buchen, an denen der Zwölfender gewetzt hatte. Die Borke war abgeschliffen und abgestoßen. Der Schnee rund um die Bäume war zerstampft wie in einem Kampf. Na, da waren wir hoffentlich bald am Ziel. Die beiden rannten jetzt mehr, als sie gingen. Ich schritt behaglich zwischen ihnen und nahm ab und zu einen Schluck von meinem Kognak und hatte ein reines, ungetrübtes Vergnügen daran, wie die beiden von Baum zu Baum stolperten, dabei ausglitschten, sich hastig wieder erhoben, dann wieder tief in einem Schneeloch versanken, sich herausarbeiteten und schließlich mit den Händen den Schnee beiseiteschaufelten, wo vielleicht irgendein unschuldiger Ast eingesunken war. Johannes' Gesicht war blutrot. Unter seinem Walroßbart keuchte er dicke Atemwolken hervor. Fritze Tramm arbeitete mit zusammengebissenen Zähnen und glühenden Augen. Es war mir, als sähe ich einen Schatzgräber beim Werk. Dieses verrückte Stangensuchen hatte also bei beiden die alte, scheinbar gebändigte Jagdleidenschaft entfesselt. Ja, ja, die Instinkte. Sie schlagen bei der ersten besten Gelegenheit allem Zwang und aller Kultur ein Schnippchen!

So krochen und patschten und stolperten die Stangenjäger noch etwa fünf Minuten

von Baum zu Baum. Dann ein lautes, jubelndes Hallo: der Staatsanwalt schwenkte die Stange eines schönen und starken Geweihes in der Luft. Die Blutstropfen spritzten davon kreisend umher und färbten den Schnee.

Ich sah, wie Fritze Tramm zu ihm hinstürzte. Er blickte ganz finster, nahm seinem Freunde die Stange aus der Hand und rief: „Na, also! Die haben wir! Was ist sie schön! Er strich wie liebkosend über die glatten Enden, warf dann schnell seinen Sack von der Schulter und schob die Stange hinein. „Nicht wahr, sie gehört doch mir?" fragte er Prozelius, ohne aufzublicken, und mit einem halbverlegenen Lachen. „Ich habe die Stelle ja ausgespürt, nicht wahr? Was wir sonst noch finden, bekommen Sie natürlich, Herr Prozelchen."

Er reichte Johannes bittend die Hand, die dieser auch gutmütig ergriff. „Meinetwegen!" sagte er. „Aber, Fritze, darauf rechne ich wirklich: wenn wir mehr finden als dies eine Geweih, dann krieg' ich es. Das heißt selbstverständlich gegen ... na, Sie wissen schon, Fritze."

Mit einem Schlage war Tramm wieder der alte, fröhliche Bursche. Er nahm seinen Enzian aus der Brusttasche, trank einen tüchtigen Schluck und reichte die Flasche dem Staatsanwalt, der ihr auch, ohne den Rand abzuwischen, tüchtig zusprach. Ach, es war nur ein Aufatmen! Nach wenigen Minuten waren wir schon wieder auf der Stelle, wo wir gefrühstückt hatten. Und dann ging es zur Abwechslung den Berg zur Rechten hinauf. Durch Dornen und Unterholz und lieblichen Schmadderschnee. Gesicht und Hände wurden mir zerschunden. Und in meinen kalbledernen Stiefeln richtete die Vorsehung eine gar sinnreiche Art von hydraulischer Presse ein.

Da begann ich denn schließlich doch den Kopf hängen zu lassen und beschloß, mich seitwärts in die Büsche zu schlagen und allein den Heimweg zu suchen. Als ich aber zaghaft mit meinem Vorschlag herauskam, erklärte mir Fritze ironisch grinsend, daß ich bei dem Nebel nie und nimmer nach Haus finden würde. Und Prozelius bat mich so inständig, ihm doch „den interessantesten Tag seines Lebens" nicht zu zerstören, daß ich mich seufzend fügte. Wahrhaftig, ich hatte mir den Tag ganz, ganz anders gedacht.

Aber das Glück ist die launischste aller Göttinnen. Das sollte ich noch einige Male in diesen denkwürdigen Stunden erfahren. Zunächst glaubte sie wohl, mich genug gepiesackt zu haben, und drehte mir das Rad ihrer Gunst mit einem vernehmlichen Ruck nach oben. Ich war gerade dabei, mich in blöde Teilnahmlosigkeit einzuspinnen und mit dem letzten Rest meines Geistesflämmchens zu berechnen, wie lange diese Wanderung im schlimmsten Fall noch dauern könnte, da wurde plötzlich haltgemacht. Und die beiden Spürnasen rieben sich energisch aneinander und stritten sich darüber, wohin die Fährte nun weiterführe. Hier schien eine Art Wechsel zu sein. Mehrere Fährten liefen ineinander und kreuzten sich in spitzen Winkeln. Es war unmöglich, sich mit Bestimmtheit zu entscheiden. Schließlich maß man bei jeder einzelnen den „Schrank" aus, oder wie sie den Rhombus der Spurweite nannten. Aber auch das gab bei dem Schlickschnee keinen festen Anhalt. So mußte man sich denn auf gut Glück entscheiden.

Fritze war auch bald entschlossen. „Zwei von den Fährten kommen nur in Betracht. Die eine am Bach entlang ins Tal hinunter, und die andere über die Klippen. Da wir hier auf jeden Fall wieder zurück müssen, wollen wir beide zuerst einmal das Tal hinab und dann den Doktor hier wieder abholen. Da unten am Bach ist 'ne Hütte, da kann er sich warme Strümpfe anziehen und Kaffee kochen."

Damit händigte er mir zwei Schlüssel ein, schob mich rücksichtslos in irgendeiner Richtung die Berglehne hinunter und war mit Johannes im Nebel verschwunden.

Na, da war ich also allein! Mein Herz schlug ordentlich vor Erwartung. Mutig trottete ich den Berg hinab. Und siehe da, nach drei Minuten stand ich vor einer Borkenhütte, die sich wohl Holzhauer errichtet hatten und an der Fritze ein Anrecht besaß. Kaum drei weitere Minuten waren vergangen, da hatte ich auch schon das Vorlegeschloß gelöst, hatte die Kiste im Inneren aufgeschlossen und den kleinen Holzstapel zwischen den primitiv zusammengestellten Steinen in Brand gesetzt. Die Bürstenabzüge von zwei Novellen, die ich Johannes mitbringen wollte, und die mir den Schweiß von vierzig Winterabenden gekostet hatten, gingen dabei in das lustigste Freudenfeuer

auf. Herrgott, jetzt ward es fidel! Ich schnallte die dicken Ledergamaschen der Frau Tina von den Beinen und zog die nassen Stiefel aus, um sie an den prasselnden Scheiten zu trocknen. Die nassen Socken flogen in irgendeinen dunklen Winkel der Hütte. Und die dicken, rauhen und vielfach geflickten Strümpfe meines nunmehrigen Wirtes Fritze Tramm hüllten meine Füße so warm und behaglich ein, daß ich ganz übermütig wurde. Ich zog ein paar alte Holzpantoffeln an, die ich an der Tür stehen fand, und führte um das Feuer herum einen richtigen Indianertanz auf. Die Pantoffeln klapperten auf dem festgestampften Boden. Und meine Juchzer scheuchten die Vögel aus dem heiligen Hain vor meiner Hütte.

Dann ward in einer halbverrosteten eisernen Kasserolle mit Schneewasser — wie es die Nordpolfahrer machen — ein Staatsmokka gebraut. Ein funkelnagelneues Batisttaschentuch diente als Trichter, ein Stück schwarzer Kandis als Zucker, mein lederner Trinkbecher als Schale. Nie in meinem Leben hat mir ein Kaffee so gut geschmeckt wie in dieser Wildnis, zumal ich ihn mit Kognak auffrischte und die Reste meines Brotes hineintauchte.

Ah, nun ward ich wieder Mensch und empfänglich für die Romantik des Waldlebens. Ich schürte noch einmal das Feuer an, sah nach meinen wohlriechenden Kalbledernen, die ich an den Scheiten röstete, und trat in den Klapperschuhen vor die Tür meines Wigwams. Ah, war das wundervoll! Und an all dieser Schönheit war ich wie ein Besenbinder vorübergeeilt!

Diese Buche dicht vor meiner Tür! Das helle Moos an dem gegabelten Stamm war mit einer grauweißen Eisschneekruste überzogen. Die kurze steile Böschung zur Linken trug einen dichten dunklen Moosteppich, auf dem nur in schmalen Streifen der dicke körnige Schnee sich häufte. Und darüber die niedrigen Hagebuchenstämmchen, denen der Sturm noch viel von dem braunen, gekräuselten Laub gelassen hatte! Wie zart schlugen sich die Zweige und Zweiglein ineinander! Und da, wo die Grasbüschel über einen fußhohen kleinen Abhang guckten? Hing da nicht an all den überhängenden grünen Spitzen ein winzig Tröpflein? So glänzend, so unbeweglich wie ein Diamant? Waren die Tropfen gefroren? Ich nahm ein Hälmchen auf. Wahrhaftig, es waren Eisküglein. Das Tauwetter war vorüber. Es fror. Aber der Nebel hing nach wie vor in den Zweigen. Und gerade dadurch ward es so wundervoll heimlich. Kein Lüftchen regte sich. Kaum, daß ein Vogelstimmchen und das Knistern meines Feuers die weiche, träumerische Stille unterbrach.

Nachdenklich ging ich in die Hütte zurück, steckte mir eine Zigarre an, goß mir noch einmal den Lederbecher voll Kaffee und trat dann, jeden der kostbaren Genüsse in einer Hand, wieder hinaus. Behaglich sog ich am Leder und am Tabak und ließ mich derweile vom Nebelmärchenzauber des Waldes einspinnen ...

Da ein doppeltes lautes Lachen, und die beiden Stangenjäger stolperten in meinen Frieden hinein. Sie wollten sich ausschütten über meine bis an die Knie gekrempelten Hosen, meine Holzlatschen und mein träumerisches Genießen. Ich ließ sie lachen. Auch ich hatte jetzt meine Erbauung gehabt, schöner als alle Zwölfender der Welt sie geben können.

Meine beiden Stangenjäger kamen natürlich mit leeren Händen. Und natürlich kamen sie auch in wilder Hast, gossen jeder ein paar Becher Kaffee hinein, ohne den schönen schwarzen Kandis eines Blickes zu würdigen. Und fort ging's wieder, diesmal den Klippen entgegen.

Ich fühlte mich jetzt in meinen warmen Strümpfen und trockenen Stiefeln wie ein anderer Mensch und beschloß, nun auch einmal die Jägerlust auszukosten. Ich ließ mich von Prozelius auf die Fährte führen und schritt mutig mit den anderen den kleinen dunklen Eindrücken nach, die direkt zum Klippenkopf hinaufzuführen schienen. Und wie ich jetzt mit den anderen Schritt hielt, ja, ihnen mitunter vorausging, überkam mich wirklich so etwas wie ein heiliger Jagdeifer. Auch ich schnüffelte jetzt auf dem Schnee umher, wenn sich die Spur für eine Sekunde zu verlieren schien, wenn irgendein Seitensprung sie aus der geraden Richtung gebracht hatte. Und wenn ich sie dann wiederfand, glühte es wie echte Weidmannsfreude in meinem Herzen. Und weiter stürmte ich, um die Krone, wenn auch nur die abgeworfene Krone, eines Hirsches zu erjagen. Als erster war ich am Fuß der Klippen, die an dieser Seite des Berges nur wenige Meter

Digitized by Google

aufragten. Als erster kletterte ich empor und kühnen Schrittes darüber fort. Und als erster — segelte ich an der anderen Seite, säustlich über eine Schneewacht rutschend, in die Tiefe. Prozelius schrie laut auf. Fritze Tramm aber war tollkühn wie der Teufel hinter mir. Doch ich hatte inzwischen genug von meiner unfreiwilligen Schlittenfahrt und wühlte mich auf einem Felsenvorsprung tief in die nassen weichen Schneedaunen ein. Da fühlte ich auch schon ein paar derbe Fäuste an meinen Schultern. Ich wurde emporgezogen. Ein „Gottlob, er ist heil!" hörte ich von Fritzes Lippen. Dann, während ich noch pustend den Schnee aus Mund und Nase, Ohren und Halskragen entfernte, sah ich zwei dunkle Gestalten auf ein unbekanntes Etwas zehn Schritte von mir zustürzen. Ein doppelter Schrei des Erstaunens. Und Fritze und Johannes hielten je an einem Ende das mächtige Geweih eines riesigen Hirsches empor. Hautlappen, Schädelreste und Teile des Kadavers waren noch im losen Zusammenhange mit ihm. Kein Zweifel, hier war wirklich einmal ein Hirsch — vielleicht angeschossen — von der Klippe gefallen und hatte mit gebrochenen Gliedern den einsamen Tod gefunden. Und das Raubgesindel unter den Tieren, die Raben und Füchse, hatten sich hier leichte Beute geholt.

„Der arme Bob!" sagte Fritze, der noch immer auf das Geweih niederblickte. „Da ist der arme Kerl also geblieben."

Dann ließ er mit einem Ruck das Geweih los, zog schnell sein großes Taschenmesser mit der kräftigen Feder und dem Hirschhornrücken heraus und warf sich über das Geweih, um es möglichst kunstgerecht aus dem Schädel herauszubrechen. Es war in diesem Fall keine so schwere Arbeit. Schon nach wenigen Minuten wog Fritze das Geweih auf seinen Armen.

Prozelius hatte schweigend dabeigestanden. Auf seinem Antlitz malte sich aufrichtige Bekümmernis. Ich las in seinen Augen, wie er den kläglichen Tod des edlen Tieres bedauerte. Dann aber schienen ihm andere Gedanken zu kommen. Er legte plötzlich die Hand auf das Geweih und sagte in ernstem Tone zu Tramm: „Das gehört nun aber mir, Fritze! Sie haben es mir versprochen."

Fritzes Gesicht erhielt wieder den finsteren Ausdruck, den ich heute schon einmal auf seinem Antlitz bemerkt hatte. Er zögerte mit der Antwort und brummte schließlich zwischen den Zähnen: „Ja, ich habe es versprochen."

Johannes sah, wie schwer es seinem Freund wurde zu verzichten, und er beeilte sich, ihn zu versöhnen. „Sie wissen, Fritze, Ihr Schaden wird es nicht sein. Ich bezahl' es Ihnen besser als jeder andere."

„Ach, deswegen!" brummte Tramm wegwerfend.

„Na, ich hab' doch ein Recht darauf, Fritze," suchte der Staatsanwalt zu beruhigen.

Der Waldläufer schnitt alle weiteren Erörterungen ab mit einem: „Na, denn man zu!" Er lud sich das schwere Geweih auf die Schulter und kletterte uns voran die steile Klippe hinauf, die mir in so liebenswürdiger Weise das Leben geschenkt hatte.

Nach zwei Stunden saßen wir im Korbschlitten eines Sägemüllers und fuhren schweigend unserem Standquartier zu. Die Glöckchen klangen. Der wieder gefrorene Tauschnee knirschte und knackte, und die Pferde schnoben in den leichten Nebel, den jetzt der Vollmond ganz, ganz zart durchstrahlte.

Bei Fritzes Haus hielt der Kutscher. Tramm sprang schnell hinaus und warf die Pferdedecke, die er um die Schultern gehabt hatte, in den Schlitten zurück. „Ich will man heute abend zu Haus bleiben," sagte er ziemlich brummig, „und das Geweih fertigmachen. Morgen hab' ich keine Zeit. Also auf übermorgen!" Er reichte mir kurz die Hand und war mit dem kostbaren Stück im Hause verschwunden.

Wir anderen beiden tranken beim Abendessen noch ein besseres Fläschchen auf das Jagdglück des Tages und auf meine Errettung aus den Gefahren der Berge und der Stangenjäger. Dann krochen wir gähnend in unsere Federn. Ich versuchte noch, ein Bonmot auf Fritze Tramms Charakter zu machen. Aber ich schlief darüber ein und schlief bis tief in den anderen Morgen.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage nahm ich zugleich mit dem ersten und zweiten Frühstück auch das Mittagessen ein. Dann setzte ich mich behaglich ans Fenster und blickte auf den Rauhreif, der da draußen alle Bäume und Sträucher mit glitzernden weißen Kristallen bedeckte. Mit Lächeln und Grausen dachte ich gerade an die Stangenjagd von gestern und rieb mir die Glieder, an denen von der ungewohnten Anstrengung noch alle Muskeln

Digitized by Google

schmerzten: da trat mit einemmal Fritze Tramm ins Gastzimmer, entschuldigte sich umständlich, lehnte jegliche Erfrischung, ja selbst den Stuhl ab, den ich ihm hinschob, und begann dann stockend und verlegen: „Ich hab' nicht viel Zeit, Herr Doktor. Ich komm' nur grad vorbei, und da wollt' ich Sie gern was fragen. Was glauben Sie wohl, rechnet der Herr Staatsanwalt fest auf das Geweih vom Bob?"

Er sah mich mit seinen dunklen Augen so forschend an, als wollte er aus meinen Mienen alles herausholen, was mir Prozelius über diesen Punkt gesagt hatte. Ich antwortete ihm der Wahrheit gemäß, daß darüber doch wohl kein Zweifel sein könnte, und fügte hinzu, das sei für Fritze doch gewiß auch sehr erfreulich. Einen besseren und freigebigeren Käufer könnte es doch gar nicht geben als Prozelius.

„Ganz gewiß nicht, Herr Doktor," erwiderte Fritze nachdenklich. „Ich gönn' ihm das Geweih ja auch am ersten. Er ist ja immer so gut und freundlich zu mir. Und er versteht was davon. Aber ich kann mich nun einmal nicht davon trennen, Herr Doktor. Ich kann es nicht."

Seine Stimme färbte sich. Er wurde bewegt, ja leidenschaftlich. „Ich hab' die ganze Nacht deswegen nicht geschlafen. Es ist ein so wundervolles Stück. Und den Bob hab' ich so gut gekannt. Ach Gott, wie viel Mal hab' ich ihn wohl belauscht. Im Sommer und im Winter. Besonders natürlich an den Futterstellen. Da pfiff ich, und dann trat er aus dem Walde heraus und kam zum Greifen nahe und äugte mich mit den hellen Lichtern an ... Und dann in der Brunftzeit! Ich erkannt' ihn schon am Rohren. Und mehr als einmal hab' ich ihn mit den anderen kämpfen sehen ... Das vergißt sich nicht, Herr Doktor. Ich kann es wirklich nicht, ich kann es nicht ..."

Ich wollte meinen Johannes nicht im Stich lassen. Deshalb redete ich ihm zu, meinte, daß das Geweih gerade bei Prozelius gut aufgehoben sei, und erinnerte ihn an sein Versprechen.

„Das ist es ja gerade. Der Herr Staatsanwalt muß freiwillig zurücktreten. Was ich versprochen habe, halt' ich natürlich. Nicht einmal selbst bitten will ich ihn." Fritze stieß das mit verbissenem Stolze heraus. Dann fügte er aber gleich mit bittender, fast weicher Stimme hinzu: „Aber wenn Sie ihm heut' abend, wenn er von seinem Termin zurückkommt, einen Wink geben wollten, Herr Doktor! Sie wissen ja nun, wie ich an dem Stück hänge. Wenn er mir das Geweih läßt, dann schicken Sie mir doch noch schnell den Emil hinauf! Wenn nicht, na, dann muß ich ja wohl morgen zur Stelle sein ..."

Er blickte noch immer finster und nachdenklich vor sich hin. Dann reichte er mir die Hand. „Sie sind mir doch nicht böse, Herr Doktor?" Und er stülpte den alten grauen Filz auf das dunkle Haar und schritt mit seinen langen Beinen, ohne sich noch einmal umzusehen, aus der Tür.

— — — — — — — — — — —

Ich hätte gern getan, wie Fritze Tramm wollte. Aber ich konnte meinen Vorsatz nicht ausführen. Prozelius kam erst spät in der Nacht aus Braunlage zurück. Er war dort von einem Universitätsfreund festgehalten worden. Ich aber hatte meine schmerzenden Glieder schon zur üblichen Bürgerstunde in die dicken Daunendecken und den lösenden Schlaf gebettet. Und als ich am anderen Morgen, ausgeschlafen und massiert, Haut und Laune frisch gewaschen, am Frühstückstisch erschien, fand ich Johannes schon beim Verspeisen eines tüchtigen Rankens Leberwurst und im eifrigen Gespräch mit Freund Fritze.

Ich begrüßte beide und äußerte, mit bedeutungsvollem Seitenblick zu dem Stangenjäger hinüber, mein Bedauern, Prozelius am Abend vorher nicht mehr gesehen zu haben. Fritze legte unauffällig den Finger auf den Mund und erzählte mir gleich darauf, daß er gestern nachmittag doch noch die zweite Stange zu der ersten gefunden hätte. „Gar nicht weit von den Klippen, über die unser Doktorchen so geschickt hinuntergeschlittert ist."

Dabei lachten mich die dunkelbraunen Augen so lustig und schelmisch an, daß ich erkannte: Fritze hat sich mit den Stangen über das Geweih getröstet. Nun, um so besser war's für meinen Johannes.

Nach einer halben Stunde marschierten wir über einen hübschen Seitenpfad dem Ockertal zu. Die verdorbene Schneebahn und die Aussicht auf Dreckschnee im Unterland hatten uns vor dem Schlitten gewarnt.

Es war ein kalter windstiller Sonnenmorgen. Der Rauhreif war über Nacht noch gewachsen. Schimmernde Kristalle kreuzten

Google

ihre weißen Stäbchen an jedem Zweig, an jedem Halm.

Johannes, der mit mir vorausschritt, war selig. Die blauen runden Kinderaugen strahlten. Alle Augenblicke hob er ein braunes Blatt vom Boden, auf denen sich winzige Spieße oder Schaumdolden häuften. „Wie wundervoll ist das doch! Ist das nicht Leben, dies Wachsen und Blühen und Schönwerden? Blüht so nicht die ganze Natur, die die albernen Tröpfe unbelebt nennen? Ist nicht ein jeder Kristall ein Streben, Sichordnen, ein Kämpfen und Sichfreuen?"

Er machte halt und wandte sich zum Städtchen zurück, um noch einmal seinen Anblick zu genießen. Es lag zwischen den Bergen gebettet. Ein feiner, feiner sonndurchstrahlter Nebel hing darüber und ließ nur zarte duftige verschwimmende Konturen sehen. Es glich einem Märchen, einer der Städte, die fern, fern in dem Lande unserer Sehnsucht liegen, und die wir nur in glücklichen Stunden wie durch einen Schleier erblicken.

Und sieh da, als wir uns umwandten und den Wald betraten, da stand vor uns zu Häupten die Sonne. Und die kahlen Stämmchen der jungen Buchen teilten ihren Schein, der leuchtend im Nebel stand. Und es war, als wenn dicke Lichtbündel von ihr zur Erde herabgespannt wären wie ein Fächer. In stiller Andacht schritten wir durch den Wald und den köstlichen Morgen ...

Fritze Tramm, der sich mit dem gewaltigen Geweih beladen hatte, schritt leise summend hinter uns her. Kurz, ehe wir aus dem Walde heraustraten, holte er uns ein und bat uns, die letzte Strecke bis zum Waldsaume ja recht leise zu gehen. Dann wollte er für uns noch ein Freikonzert veranstalten.

Und wir taten, wie er gesagt. Und als wir wie die Apachen weiterschlichen und schon die Sonne durch die Hagebuchen des Waldsaumes schimmern sahen, wahrhaftig, da vernahmen wir ein hundertstimmiges Vogelgezwitscher. Und es hüpfte und burrte und flatterte in den Zweigen und in dem braunen Blätterwerk. Die Zeisige und die Meisen und die Schwarzdrosseln sprangen von Zweig zu Zweig und haschten sich und flogen in den blauen Himmel hinaus. Und da liefen ein paar Buntspechte rund um den Stamm einer Eiche herum. Und da im Grunde, im Schnee hüpften ein paar Häher. Es war ein friedliches Gesellsein wie im Paradiese ...

Nun traten wir aus dem Walde heraus, unterhalb des Hüttenwerkes. Und nun schritten wir schon über die dunkle eisverglaste Chaussee dahin. Und die Sonne und der Frühling lachten in unserem Herzen. Wir pfiffen und sangen und freuten uns der weißglitzernden Schönheit um uns. Und dann begannen wir lustig miteinander zu plaudern.

Wie von selbst kam die Rede bald auf Oberförster Könnecke. Wir sangen ein lautes dreistimmiges Loblied auf ihn. Und der am lautesten sang, war begreiflicherweise Fritze. Er rühmte vor allem seine Freundlichkeit im persönlichen Verkehr. „Der kennt keinen Unterschied zwischen arm und reich. Der spricht mit einem Tagelöhner ebenso freundlich wie mit einem Prinzen. Und im Dienst ist es dasselbe. Immer streng gerecht. Das glaubt man gar nicht. Schneidig, sag' ich Ihnen, Herr Staatsanwalt. Der hat damals die Schlingenjäger gepackt. Ei wei! Jetzt muckst sich keiner mehr in seinem Revier. Und dabei immer streng gerecht. Ich glaube, der würde bei einem Jagdvergehen seinen eigenen Sohn und seinen besten Freund nicht schonen."

Ich mußte über diese Hyperbel lächeln und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich wenigstens einen Fall wüßte, in dem er schonend vorgegangen sei.

Fritze wurde verlegen. „Na ja, das ist wohl wahr," sagte er, „gegen mich ist er immer gut gewesen. Aber Nachsicht, nee, Herr Doktor! Mir hat er nie was anhaben können, das ist die Sache. Und von der Zeit, wo ich mich mit ihm vertragen habe, weiß der Herr Oberförster ganz genau, daß er sich auf mich verlassen kann."

„Ja, das weiß er!" beeilte sich Johannes zu bekräftigen, indem er seinen Fritze mit den guten runden Augen anstrahlte.

Wir schwiegen ein Weilchen. Dann knüpfte Tramm wieder denselben Faden an: „Haben Sie nie gehört, Herr Staatsanwalt, wie der Oberförster einmal einen seiner ältesten Beamten hinter Schloß und Riegel gebracht hat? Die Geschichte hat damals doch ein kolossales Aufsehen erregt. Nee, nee, streng gerecht ist er. Der würd' auch seinen besten Freund nicht schonen."

Ich stutzte. Da gebrauchte der Stangenjäger ja dieselben Worte schon zum zweitenmal. Sollte ich mich wirklich in dem Oberförster getäuscht haben? Diese eiserne Strenge

paßte so gar nicht zu den tiefen, nach innen blickenden Augen.

Auch Prozelius war unruhig geworden. Seiner mitleidigen Natur war es augenscheinlich zuwider, in dem verehrten Oberförster einen Cato kennen zu lernen. „Merkwürdig! Merkwürdig!" brummte er ein über das andere Mal in seinen stark bereiften Walroßbart und blickte nachdenklich vor sich hin.

„Aber von dem berühmten Geweihdiebstahl vor acht Jahren haben Sie wohl gehört?" fuhr Fritze fort. „Donnerwetter, der Kerl ist damals nur so ins Zuchthaus geflogen."

Johannes antwortete kaum auf diese Frage. Er war ganz in seine schweren unbehaglichen Gedanken versunken. Tramm beobachtete ihn stillschweigend von der Seite. Und mit einemmal schien es mir, als ob sich auf seinem pfiffigen Zigeunergesicht lebhafte Befriedigung malte. Er schmunzelte.

Da durchblitzte es mich. Hallo, ich war meinem Stangenjäger auf der Spur!

Aber ich mußte doch lachen. Dieser Halunke! So meinen armen, ahnungslosen Staatsanwalt ins Garn zu locken!

Na, ich beschloß, zunächst einmal den Mund zu halten, aber um so weiter die Augen aufzumachen. Und richtig, ich hatte mich nicht getäuscht: schon nach wenigen Minuten spannte der Vogelsteller sein zweites Netz aus. Wir waren an eine Wegbiegung gekommen. Da hielt er plötzlich an und schaute mit scharfen Augen die Chaussee zurück. Und als mein guter Prozelius ganz harmlos nach dem Grunde fragte, spielte unser Zigeuner den Verlegenen. „Ach Gott ... Offen gesagt, es wäre mir nicht gerade angenehm, wenn er uns hier träfe."

„Wer?"

„Na, der Oberförster. Ich hörte heute morgen zufällig, er hätt' einen Schlitten bestellt, um nach Oker zu fahren."

So ein Teufelsbraten! Der schauspielerte ja wie der beste Komödiant. Und mein Johannes ging ihm rettungslos ins Garn. „Aber weshalb wollen Sie ihn denn nicht treffen?" fragte er unschuldig.

„Ach, ich weiß ja nichts. Vielleicht irr' ich mich ja," stotterte jetzt Fritze in augenscheinlicher Unruhe, „aber ich glaube, die Sache mit dem Geweih ..."

Johannes' Unbehagen sprang sofort auf die neue Weide, die sich ihm öffnete. Ich sah, wie er überlegte und grubelte. Schließlich sagte er mit langsamer, schwerer Stimme: „Hören Sie mal, lieber Fritze! Meinen Sie, daß der Oberförster Anspruch auf das Geweih machen könnte?"

Fritze bückte sich und pflückte eine Butterblume, auf deren Blütentrümmern sich die weißen Kristalle krausten. „Ich weiß gar nichts, gar nichts, Herr Prozelchen, wirklich gar nichts. Mir sind nur so allerhand Zweifel gekommen, ob das Geweih mir auch wirklich gehört. Wissen Sie, die Stangen, die ich finde, die sind natürlich mein. Das hat mir der Oberförster ausgemacht. Aber dem Bob sein Geweih, das ist doch 'ne andere Sache. Das sind doch keine abgeworfenen Stangen ..."

Jetzt kribbelte es mir doch in allen Fingerspitzen. Durfte ich noch länger den Unbefangenen spielen? Der Teufelskerl zog ja meinem Staatsanwalt das Fell über beide Ohren. Doch, was sollte ich machen? Verraten durfte ich den Tausendsassa doch nicht nach unserer gestrigen Unterredung. Aber warte, die Hölle wollte ich ihm wenigstens heiß machen.

So fragte ich ihn denn mit scharfer Betonung: „Na, Herr Tramm, wenn nun mein Freund Ihnen das Geweih überlassen hätte, würden Sie sich da auch so viel Skrupel machen?"

Fritze hatte sofort meine Absicht erkannt. Er warf mir sofort einen so kecken und verschmitzten Seitenblick zu, daß ich abermals lachen mußte. Und dann nahm er den Kampf mit mir auf.

„Wenn ich das Geweih behalten dürfte, Herr Doktor, na, da würd' ich natürlich den Oberförster fragen. Denn wirklich, diesmal möcht' ich es nicht haben, wenn ich nicht wüßte, wie er darüber denkt. Aber schließlich" — und wieder bückte sich Fritze, um eine Kristallblume zu pflücken — „schließlich ist es so ganz gut. Der Herr Staatsanwalt ist weit vom Schuß. Und übrigens, ein Staatsanwalt kann sich doch nicht selbst anklagen ..."

Wieder lachte Fritze so schelmisch und verschmitzt zu mir herüber, daß ich dem Teufelskerl nicht böse sein konnte, obgleich er meinem Johannes arg zusetzte.

„Das ist mir doch recht unangenehm," murmelte dieser vor sich hin. „Die ganze Freude an der Sache wird einem verdorben. Wenn die Sache nicht ganz reinlich ist ..."

„Na, reinlich," unterbrach Fritze. „Ich will nichts gesagt haben. Und schließlich haben Sie ja das Geweih ebensogut gefunden wie ich, Herr Prozelchen. Das kann ich mit gutem Gewissen beschwören, daß Sie das erste Fundrecht an dem Geweih haben und ich es Ihnen ausliefern mußte. Dann bin ich ganz aus dem Spiel. Na, und Sie als Jurist finden doch gewiß irgendeinen kleinen Kniff ..."

Da sah der gute Johannes seinen hinterlistigen Freund mit großen Augen an und sagte mit unerschütterlichem Ernst: „Aber Fritze, was denken Sie nur! Entweder ist es eine gute Sache oder eine schlechte. Ein Mittelding gibt es für mich persönlich nicht. Ich fürchte, ich muß auf das Geweih verzichten ..."

Er ließ den Kopf sinken und dachte nach. Ich aber drohte dem Schlingensteller hinter Johannes' Rücken mit dem Finger. Doch der zeigte mir lachend die langen braunen Zähne und streichelte das Geweih, das aus der Papierumhüllung ein wenig hervorlugte.

„Wenn man nur wüßte," begann Johannes wieder, „wie der Oberförster darüber denkt. Nach rein juristischen Begriffen ist hier nicht zu entscheiden. Nur die Auffassung des Oberförsters kann hier maßgebend sein. Aber ich kann natürlich nicht fragen. Ich darf nicht einmal den Anschein erwecken, als ob ..." Er unterbrach sich und wandte sich zu Fritze: „Weiß er denn überhaupt etwas von unserem Funde?"

„Ja, das ist es ja gerade," antwortete der Heimtücker. „Der Oberförster war gestern bei mir im Haus. Er wollte den Steinadler besehen, den ich ihm ausstopfe. Leider war ich nicht da. Und da hat ihm meine Frau das Geweih gezeigt."

Die Augen des Staatsanwalts wurden blank und groß vor Erwartung. „Na, da muß er doch seine Ansicht geäußert haben?"

Fritze räusperte sich und pflückte sich zum drittenmal am Wege eine Blume, die eine Krone aus glitzernden Eiskristallen trug. „Was er gesagt hat? ‚So'n Schlingel!' hat er gesagt. ‚Das jag' ich ihm ab!'"

„Und er weiß, daß wir heute nach Oker wollen?" fragte Prozelius mit finsterem Gesicht.

„Ja, und er hat sich heute morgen den Schlitten bestellt, um auch nach Oker zu fahren — trotz der schlechten Bahn," bestätigte Fritze nachdrücklich. Und jetzt glomm in seinen Augen ein Feuer der Erwartung. Doch der Staatsanwalt sagte nichts. Er kaute auf dem Stummel seiner längst erloschenen Zigarre. Plötzlich aber kehrte er sich rasch um. „Kommt da nicht schon ein Schlitten? Ich hör' doch so was wie Glocken."

Wir standen wie die Mauern und lauschten. Und richtig, da bog auch schon ein Korbschlitten mit einem Paar hübscher Brauner davor um die Waldecke, die wir vor fünf Minuten verlassen hatten.

„Das ist der Oberförster!" rief Fritze erregt. „Was sollen wir nun machen? Soll ich das Geweih im Graben verstecken? Oder wollen Sie alles auf sich nehmen, Herr Staatsanwalt?"

Johannes kämpfte einen schweren Kampf. Aber es war keine Zeit zu verlieren. „Behalten Sie Ihr Geweih, Fritze!" stieß er hervor. „Ich will nichts damit zu tun haben."

Ein helles Lachen zuckte über das Gesicht des Schelmen, und er rief mit schlecht verhohlenem Frohlocken: „Sie treten es mir ab — ganz freiwillig, Herr Staatsanwalt?"

„Ich muß wohl!" kam es trübselig zurück. „Und schließlich gehört es Ihnen ja ebensogut wie mir."

„Hei—i!" stieß jetzt Fritze leise jauchzend hervor. Und ehe wir wußten, wie uns geschah, war er mit dem schweren Geweih über den Straßengraben gesprungen und kletterte zwischen den dicken roten Fichtenstämmen den Abhang hinauf. Gerade als uns der Schlitten des Oberförsters eingeholt hatte, war er mit seiner Last hinter einem hohen Felsblock verschwunden.

— — — — — — — — — — —

In den nun folgenden zwei Stunden ward im Hinterstübchen von Romkerhall viel gelacht. Und mein armer Johannes war es, der die Zeche dafür bezahlen mußte. Der Oberförster und ich zeigten nur insofern Mitleid, als wir den Schmerz des so schmählich Verratenen mit den besten Marken des Romkerhaller Bordeauxschatzes zu lindern suchten. Aber die liebe kleine braunäugige Oberförsterin nahm für meinen süßsauer lächelnden Johannes herzhaft Partei. „Ich werde ihm gehörig den Kopf waschen, dem Schlingel," meinte sie. „Lassen Sie mich nur machen, Herr Staatsanwalt! Ich werd' schon mit ihm fertig." — „Aber lustig ist es doch," fügte auch sie nach einer Weile lächelnd

hinzu, „daß der Fritze bei all seinen Teufeleien doch nicht gelogen hat. Wie ein Advokat hat er geredet. Unsere Geschichte mit dem Forstaufseher Mahnke hat er Ihnen gleich zweimal versetzt. Aber das hat er natürlich nicht dabei erzählt, daß der Mensch außer den paar Geweihen auch einen Haufen Gelder unterschlagen hat. Lieber Gott, es war eine gräßliche Geschichte. Aber mein Alter als unerbittliche Gerechtigkeit, das find' ich zu köstlich."

Die kleine Frau lachte, daß ihre dunklen Löckchen an den Schläfen auf- und niedertanzten. Und ihr breitschultriger Gatte lachte dazu mit seinem tiefen, dröhnenden Baß die Begleitung. „Und die famose Geschichte vom Abjagen des Geweihes!" rief er noch pustend dazwischen. „Und das mit unserer geheimnisvollen Schlittenfahrt! Der Halunke wußte natürlich ganz genau, daß ich wegen des Geweihes nur Spaß gemacht hatte, und daß wir Sie heute gern noch einmal sehen wollten. — Aber sagen Sie mal, Staatsanwältchen, können Sie dem Heimtücker denn wirklich böse sein? Schließlich ist es doch gute Jägerart, daß man einander eine gute Beute abluchst. Und das Vogelfangen und Fallenstellen gehört doch am Ende auch mit zur Jägerei."

„Sagen Sie nur ruhig ‚der Gimpelfang'!" fiel ihm Johannes etwas gereizt ins Wort. Dann aber fügte er gleich mit süßsaurer Gutmütigkeit hinzu: „Na ja, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Also meinetwegen noch 'ne letzte Flasche!"

Aber alle unsere guten Bordeauxmarken und alle Liebenswürdigkeit der kleinen Oberförsterin brachten es nicht fertig, jenes Süßsauer des Geprellt- und Ausgelachtseins ganz von seinem Antlitz zu vertreiben. Selbst als wir mit der Bahn nach Bienenburg fuhren, wollte noch kein Scherz und kein besänftigendes Wort bei ihm verfangen.

Doch drei Wochen später, als wir uns im Weghause halbwegs zwischen Braunschweig und meinem lieben alten Wolfenbüttel trafen, da war mein Johannes ganz wieder der Alte. Er zeigte mir einen ganz köstlich unorthographischen Brief Fritzes, voll von Entschuldigungen und schelmischem Humor. Und er erzählte mir, daß gleichzeitig mit dem Schreiben ein prächtiges Andenken an die berühmte Stangenjagd eingetroffen sei: das Geweih des Zwölfenders, dessen eine Stange Prozelius an jenem nebligen Sonntage mit Krach und Patsch gefunden hatte.

„Na, wirst du ihn denn im Sommer wieder besuchen?"

„O, in drei bis vier Wochen, so Mitte Mai, da hab' ich wieder Termin in Braunlage. Da wollen wir Versöhnung feiern. Willst du mit, Hans?"

Ich lehnte lächelnd ab. Wie mir Johannes später einmal erzählte, hat er damals bei der Geburt eines allerliebsten Hirschkälbchens beinahe das Amt einer Wehmutter versehen. Und die Freude der jungen Hirschmama hatte ihn in helles Entzücken versetzt. „Ja, Hans, der Tag mit Fritze Tramm ist nun aber wirklich der schönste in meinem ganzen Jägerleben gewesen ..."

Ich glaub' es dir, du mein alter prächtiger Johannes, und wünsche dir und deinem Fritze noch tausend und tausend ähnliche dazu.

Daheim

Die Sonne sinkt, und Wolken drohn empor.
Laß uns nach Haus gehn, Lieb! Im Zimmer
Soll uns der Lampe Friedensschimmer
Vereinen zu tiefseligem Gespräch.

Im Innern regt es sich von Glück und Liebe.
Verworrne Stimmen wollen finden
Den Weg zu dir und tastend uns verbinden.
Komm rasch nach Haus; denn sieh, die Sonne fällt.

Und Wolken steigen drohend auf. Die Luft
Ist voll von Kampf. Bald werden Blitze fliegen,
Stürme den Wald in wilden Stößen wiegen —
Daheim ist Ruh'. Komm! In uns singt das Glück.

Jakob Scherek

Wilhelm Trübner: Am Starnberger See. (Aufgenommen in Fritz Gurlitts Kunstsalon zu Berlin.)

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Ewald Bender*

Berliner Ausstellungen des Winters 1907/08

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Lesern dieser Zeitschrift nur kritische Anmerkungen zu den Berliner Kunstausstellungen dieses Winters zu geben. Wir überblicken einen Zeitraum von mehr als drei Monaten, und es ist einer der größten Vorzüge einer solchen Schau, daß der Betrachter den nötigen Abstand von den Ereignissen des Tages erhält, der allein ihn befähigt, über das Ja und Nein der kritischen Notiz hinaus eine höhere Einheit zu finden: das Verknüpfen des einzelnen zu einem umfassenden Verstehen. Nur so kann der Kunsthistoriker dem Laien, der den Dingen der Kunst und besonders der Tagesproduktion ferner steht, einen wirklichen geistigen Gewinn vermitteln. Wir müssen aber gestehen, daß uns die nachdenkliche Betrachtung der vergangenen Kunstausstellungen zu einer ernsthaften Auseinandersetzung mit unserer Zeit zwingt. Versuchen wir vernehmbar sprechende Zeichen zu deuten.

Wir werden zunächst feststellen, daß von den elf Ausstellungen, die wir überschauen, sechs nur vom Ausland beschickt waren, daß drei zum großen Teil ausländische Bilder zeigten und nur auf zweien deutsche Künstler allein vertreten waren. Das könnte ein Zufall sein, wir haben aber guten Grund, in dieser Erscheinung ein Typisches zu sehen. Denn zu diesem gesellt sich als zweites bedeutsames Moment die Beobachtung, daß einige der wichtigeren Ausstellungen vor-

* In Vertretung unseres ständigen Mitarbeiters für diese Abteilung, des Herrn Dr. Walther Gensel, hat Herr Ewald Bender, unseren Lesern durch seinen Aufsatz über Karl Haider (Februarheft 1907) bekannt, den Bericht über die Winterausstellungen übernommen. Wir hoffen, daß Dr. Gensel noch in diesem Frühjahr von seinem Erholungsaufenthalt in Ägypten völlig genesen zurückkehren und dann alsbald seine kunstkritische Tätigkeit für unsere Monatshefte in altgewohnter Umsicht, Sachkenntnis und Frische wieder aufnehmen wird. Die Redaktion.

Digitized by Google

wiegend kunsthistorisches Interesse hatten. Und wenn wir schließlich erkennen, daß von unserer zeitgenössischen Produktion wenig Gutes zu berichten ist, so kann es dem Beobachter einigermaßen bange werden um die Gemütsruhe des harmlosen Lesers.

Man wird mir mit Recht einwenden, daß die eigentliche Leistung an künstlerischer Arbeit des Jahres dem Publikum in den beiden sommerlichen Veranstaltungen vor Augen tritt: der Kunstausstellung in dem Sezessionsgebäude am Kurfürstendamm und der Großen Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof. Und daß es ein unstatthaftes Verallgemeinern bedeute, wolle man im Anschluß an die Ereignisse eines Vierteljahres unserer Zeit die Diagnose stellen. Wer aber offenen Auges das Kunstleben unserer Tage, wie es sich in den bedeutendsten Zentralen, Berlin und München, spiegelt, verfolgt hat, muß erkannt haben, daß alle einzelnen Erscheinungen das Zeichen eines Gemeinsamen tragen. Und so reiht sich Glied an Glied zu einem eisernen logischen Ring. Es ist unmöglich, die Augen zu schließen, und es wäre verwerflich, wollten wir nicht versuchen, die Ursachen eines Verfalles der Künste zu erkennen, der schließlich nur das notwendige Absterben eines Zweiges am starken Baum bedeutet. Es sind aber junge Triebe genug vorhanden, und ihnen gilt es, den Weg zu ebnen, den Weg, der in die Zukunft führt.

Edvard Munch: Kinderkopf. Radierung. (Aufgenommen im Salon Cassirer zu Berlin.)

Aber lauschen wir dem, was die Zeit uns zu sagen hat. Wir knüpfen dabei an die Januarausstellung im Salon Cassirer an, die zeitlich für unsere Betrachtung zwar ganz unten rangiert, uns aber mühelos in den Kern der Dinge führt. Es handelt sich dort vorwiegend um die Bilder von Louis Korinth. Ein schneller Blick belehrt uns über den stofflichen Gehalt der Bilder: überwiegend Bildnisse, Altstudien, und wir sind einen Augenblick geneigt, auch ein großes und ein kleines Bild, die uns auffallen, in diese Rubrik einzuordnen. Aber der Katalog sagt anders: „Martyrium" und „Kreuzigungsskizze" steht zu lesen. Und wir werden uns hier festzuhalten haben.

Der Impressionismus der siebziger und achtziger Jahre, der uns die unbestrittene Herrschaft der Farbe in der Malerei brachte, bewegte sich, geleitet von einem sicheren Instinkt, in einem stofflichen Kreise, der einer allein farbigen Ausdeutung keine wesentlichen Hindernisse in den Weg legte. Die Landschaft herrschte, das Stilleben kam zu seinem Recht, schließlich auch das Porträt. Wir empfinden die Erzeugnisse jener Periode als durchaus klassisch, Inhalt und Form decken sich. An diesen originalen Impressionismus hat sich eine starke Schule angehängt, welche die Technik jener Alten nunmehr mühelos handhabt. Aber die Zeiten sind anders geworden, wir wollen uns nicht mehr in den Niederungen der Empfindung herumtreiben, wir verlangen höher gestimmte Gefühle, und nicht nur wir, sondern auch die junge Generation der Maler. Diese ihrerseits bemühen sich nun um ein bedeutenderes stoffliches Gerüst, das der Träger der Stimmung werden soll. Man möchte fliegen und versucht sich in den Schwingen zu heben. Da sinkt der Flügel, lahm, zu schwer lastet die Erde auf Kopf und Herz dieser Generation von Künstlern. Schon in der Ausstellung der Sezession des vergangenen Sommers konnte man ein Bild Louis Korinths sehen, das bedenklich stimmte: „Die Gefangennehmung Simsons". Und heute bemerken wir ein völliges Versagen. Korinth beschickte diese Ausstellung mit einer veritablen „Kreuzi-

Max Slevogt: Hektors Flucht. Lithographie. (Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung von Albert Langen in München.)

So drang jener im Flug gradan, doch es flüchtete Hektor
Längs der troischen Mauer, die hurtigen Kniee bewegend. (Ilias 22, 143.)

gung". Er versuchte sich an einer Komposition, um deren Bewältigung Jahrhunderte gerungen haben. Und was sehen wir? Einen wüsten Akt „am Kreuz" im üblichen Freilicht: eine virtuose Pinselleistung, vom rein technischen Standpunkte betrachtet; eine Farce für eine künstlerisch empfindende Seele. Wir brauchen nicht davon zu sprechen, daß es dem Manne in keiner Weise gelungen ist, der hohen Stimmung der Kreuzigungsszene auch nur sich zu nähern. Fragen wir uns doch lieber: Wie konnte ein Maler sich so in den Formen für seine inneren Gesichte vergreifen? Nehmen wir an, es habe ihm daran gelegen, seine Seele in die erlauchte Komposition hineinzulegen; mußte ihm da sein künstlerischer Instinkt nicht sagen, daß dieser Stoff mit der Farbe allein gar nicht zu bewältigen ist, daß er nach der reinen Linie, nach plastischer Form geradezu schreit? Oder lag dem Maler daran, an einem zufällig ihm in den Weg tretenden stofflichen Vorwurf die Leistungen seiner Palette zu zeigen? Handelte es sich für ihn darum, ein paar grotesk bewegte Akte im Tageslicht nicht anders zu malen als jene Altstudie, die er „Verkürzung" nennt, als jenes Porträt, als jenes Stillleben, malte er etwa nicht mit der Seele, sondern mit den Sinnen, bedeutete für ihn das seelische Problem gar nichts gegenüber dem rein malerischen? Wir haben ein gutes Wort für solche Bestrebungen, wir sprechen von „Artistentum". Nirgends zeigt sich diese Erscheinung klarer als da, wo rein handwerkliche Bemühungen an einem starken Stoff versagen. Mit einemmal wird es offenbar, woran dieser Künstler scheitert. Wir erkennen, warum ein seelisch gleichgültiger malerischer Vorwurf desselben Mannes uns mühelos eingeht, weil eben da Inhalt und Form sich decken, weil man da rein formales Abwandeln farbiger Skalen erträgt. Ja, unser geschultes Auge, aber auch nur dieses, hat helles Vergnügen an solchen Dingen.

Woher nun diese knarrende Mißhelligkeit zwischen den Anforderungen eines hohen Stoffes und seiner künstlerischen Bewältigung? Wir erkennen den Grund in der Eigenart der Entwickelung der impressionistischen Seh- und Darstellungsweise. Einerseits letztes Ausbeuten malerischer Probleme,

Otto Fischer: Aus Hamburg. Zeichnung. (Aufgenommen im Salon Cassirer zu Berlin.)

wie es einer epigonischen Zeit eigen ist, auf der anderen Seite sich regende neue Wünsche, ein Streben, Eigenes zu geben, aus dem Bann eines engen Stoffkreises hinauszugelangen zu höheren Aufgaben. Aber wir sahen ein Versagen der Kraft, der Keim wurde erstickt von der Macht des Handwerklichen, von Ateliertraditionen und letzten Endes von der allgemeinen Krankheit der Epoche.

Doch bleiben wir vorläufig bei Korinth. Ich bemerkte bereits, wie an einem neutralen Stoffe sich die großen Vorzüge eines so hervorragenden Technikers, wie es Louis Korinth ist, bewähren können. So werden wir ohne Einschränkung einem Gemälde wie der „Deutschen Tigerdogge" hohes Lob spenden müssen, ja selbst die Bildnisse, besonders das Selbstporträt und das Bildnis George Mossons, genügen höchsten malerischen Ansprüchen, wenn auch die Frauenporträte hier und da eine gewisse Starrheit und Gebundenheit der Charakteristik erkennen lassen. Man kann nur bedauern, daß selbst eine so starke Begabung der Zeit den Tribut zahlen muß. Viel Schuld an dem Zwiespalt der Empfindungen, dem man in diesem Saal verfällt, hat schließlich auch das Ungezügelte dieses Temperaments, der Mangel an Adel des Empfindens und der Geste. Mit einer unheimlichen Wucht hämmern diese siebzehn Bilder in ihrer entfesselten Lebenskraft auf unsere Sinne.

Ganz ähnlich ergeht es unserer kultivierten Seele, wenn wir einen Saal weiter wandern: vierzehn Gemälde von Max Beckmann. Seine Art und Kunst ist der Louis Korinths nahe verwandt, wir können sogar ein direktes Schülerverhältnis zu jenem annehmen. Es ist auch kein Zufall, daß die Ausstellung der Sezession im Sommer ebenfalls eine „Kreuzigung" dieses Malers zeigte. Wir brauchen aber darüber nichts Weiteres zu bemerken. Es bedeutet nur einen Beweis mehr für die Wahrheit unserer Beobachtung. Im übrigen erkennt man starke Begabung bei dem jungen Künstler, die aber ebenso die Keime der künftigen Unfruchtbarkeit enthält, wie wir sie bei der Mehrzahl der jungen Kräfte feststellen können. Nirgend geht die Stimmung höher als ins Stillebenhafte, überall aber spüren wir eine vollendete farbige Technik.

Zu erwähnen blieben noch Eduard R. Butler mit einer Anzahl Gemälde in der Art Eugène Carrières, sympathische Bildchen, scheinbar in ewige Dämmerung getaucht, am besten ein „Damenbildnis", und Fritz Rhein. Es ist interessant, zu beobachten, wie dieser Maler die Bahnen des Impressionismus, soweit er gänzliche Auflösung ins Farbige bedeutet, zu umgehen bemüht ist. Er legt großes Gewicht auf starke Kontur, bleibt allerdings durchaus flächenhaft, konzentriert aber die Farbe wiederum zu Lokaltönen. Man freut sich über solche Bemühungen und erkennt gern die eigene Note an. Besonders fällt ein Bildchen:

„Spielende Kinder", auf. Das Gewimmel der nackten Arme hat etwas merkwürdig Suggestives, dazu klingen ein dunkles Blau und ein starkes Grün im Bildraum.

Der Leser wird unschwer erkannt haben, warum ich diese Ausstellung an die Spitze der Erörterung stellte, ohne doch Abbildungen daraus zu zeigen. Ich bemühte mich, an Beispielen auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die der jüngeren Generation der Impressionisten droht: des Endens im rein Handwerklichen. Was ich an jenen einzelnen Erscheinungen nachwies, hat gleiche Geltung für fast alle jüngeren Kräfte, mögen sie in Berlin, in München, Düsseldorf oder sonstwo arbeiten. Und besonders trägt dazu bei, daß jetzt auch die Akademien die allein farbige Ausdeutung eines Bildraumes in den Vordergrund ihrer Lehrprinzipien stellen. Es scheint fast, als hätte jene gesunde Bewegung der siebziger und achtziger Jahre erst zur Manier werden müssen, ehe sie reif ward, auf Akademien gelehrt zu werden.

Wir standen mit einem Sprunge in dem Kernproblem dieser Rundschau mitten darin. Und um die Zeichen, die ich eben zu enträtseln suchte, zu mehren, brauche ich nur daran zu erinnern, daß immer in Zeiten von mangelnder Kraft der heimischen Produktion das Ausland auf dem Markt erscheint, wenn es auch selten viel Besseres bringt, daß man außerdem der kunsthistorischen Betrachtung weiten Spielraum gönnt, daß man Sammelausstellungen längst fertiger Künstler veranstaltet, bereits historische Persönlichkeiten dem Verständnis des Publikums nahezubringen sucht, während über alledem das lebendige Kunstbedürfnis der Empfänglichen nicht befriedigt wird. Denn es ist nun einmal die Aufgabe der Kunst, vor allen Dingen Ausdruck der Zeit zu sein, die Freuden und Schmerzen der Lebenden zu gestalten, damit diese ihr eigenes, so oder so zeitlich nuanciertes Menschentum geläutert und geklärt in der Kunst wiedererkennen. Uns, die wir heute sind, soll die Kunst die Kraft geben, weiterzuleben. Gewiß ist sie ewig, und wir genießen alle hohen Gebilde der Vergangenheit, als seien sie heute geboren. Aber man möge doch nicht die Macht des Lebenden verkennen. So mußten wir feststellen, daß die herrschende Gruppe der zeitgenössischen Künstler unser Bedürfnis nicht mehr befriedigen kann. Es fehlte aber

Hermann Struck: Bildnis Gustaf af Geiserstams. Radierung. (Aufgenommen im Salon Cassirer zu Berlin.)

diesen Worten alle Berechtigung, wenn nicht ein Neues vorhanden wäre, wenn nicht starke Persönlichkeiten auf eigenen Pfaden jenseits dieses allgemeinen Stromes Großes erreicht hätten. Ihnen gilt unsere Sehnsucht; jenen Künstlern die Wege zu ebnen, sie dem Verständnis der Mitlebenden näher zu bringen, ist ein hohes Ziel. Vielleicht, daß diese Zeilen sogar der Sehnsucht von Männern und Frauen entgegenkommen, die der Kunst unserer Tage sich bereits entfremdet hatten, weil sie keine Befriedigung dort fanden. Wir werden am Schluß dieser Betrachtung dem stärksten jener Lebenden ein paar Worte widmen: dem Schweizer Ferdinand Hodler, von dem sich Bilder aus allen Zeiten seines Schaffens in der Oktoberausstellung des Salons Cassirer vereinigt fanden — also eigentlich schon vor dem Zeitraum, dem diese Betrachtung sich widmet.

Es sei mir nun gestattet, mich über die zeitliche Folge der Ausstellungen auch im weiteren hinwegzusetzen und den Stoff so zu gruppieren, wie er sich meinen Absichten am willigsten fügt. Sprechen wir also zunächst von den Veranstaltungen, die deutsche Kunst ausschließlich oder vorwiegend brachten. Eine Retrospektive: Die Ausstellung von Werken Wilhelm Trübners aus allen

William Nicholson: Annchen. (Aufgenommen in Schultes Kunstsalon zu Berlin.)

Zeiten seines Schaffens im Salon Fritz Gurlitt (November und Dezember 1907). Dieser Meister wirkt auf uns, ähnlich wie Liebermann, bereits als historische Persönlichkeit. Die Hauptetappen seiner Entwickelung liegen klar vor Augen. Der Zwanzigjährige schließt sich in München eng an Wilhelm Leibl an, der ihm die Bekanntschaft mit Courbet vermittelt, es entstehen die frühen Landschaften und Porträte, wie das des Dichters Martin Greif, des Bürgermeisters Hoffmeister und andere. Am Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre kommt dann das für alle Maler seiner Generation charakteristische Schwanken über ihn, er malt historische und mythologische Bilder in der Art Pilotys und versagt. Schließlich erfolgt der Anschluß an die Freilichtmalerei, und er findet seinen eigenen Stil für die Landschaft, den er nun konsequent entwickelt. Wenn man auch den letzten Arbeiten Trübners nicht immer die Anerkennung zollen kann, die seinen frühen Bildern zukommt, so bringt doch das imposante Lebenswerk dieses Mannes jede Kritik im einzelnen zum Schweigen. Freuen wir uns, daß wir den so sympathischen Künstler mit unter die besten der Generation von 1850 zählen können.

Wir gehen über zu der Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession im Salon Cassirer (Dezember 1907). Es überrascht der starke Anteil, den das Ausland, besonders Frankreich, an den ausgestellten Graphiken hat. Und wieder überwiegen die Arbeiten historischer Persönlichkeiten: Charles François Daubigny, Jean François Millet, Honoré Daumier, Puvis de Chavannes, Eugène Delacroix, sie alle sind mit Zeichnungen von höchstem kunsthistorischem Interesse vertreten. Nur fragt man sich, was diese Blätter in einer graphischen Jahresrevue der „Sezession" zu suchen haben. Wollte man das Niveau der Ausstellung heben? Waren die Einsendungen der Mitglieder nicht zahlreich oder bedeutend genug, so daß man fremde Gäste brauchte? Jedenfalls hatte man sich gefährliche Rivalen eingeladen, und man gewahrt, daß der Besucher sonst wenig genug mit nach Hause genommen hätte. Aber mustern wir die einzelnen Säle. Von Ausländern heben wir noch Vincent van Gogh hervor, von dem man jetzt aller Augenblicke die eine oder andere Arbeit auf Ausstellungen findet. Er ist mit einer Anzahl von Zeichnungen vertreten, die zu seinem alten Ruhme nichts wesentlich Neues hinzufügen. Der Neoimpressionist Theo van Rysselberghe (Paris) sandte eine Anzahl Zeichnungen, von denen besonders ein Frauenakt mit Spiegelung höchstes Lob verdient. Sodann begegnen wir Aktzeichnungen des Pariser Bildhauers Aristide Maillol, eines der interessantesten jüngeren Künstler Frankreichs. Man sieht den Arbeiten an, daß ein Bildhauer zu seinen Formzwecken diese Studien zeichnete, und man bewundert die Art, wie er mit einfachen Konturen die Illusion eines Plastischen erzeugt. Der Norweger Edvard Munch hat mit seiner Graphik auch dem zurückhaltendsten Kunstfreund seit langem die höchste Achtung abgerungen, was man in gleichem Maße von seiner Malerei nicht behaupten kann. Auch diesmal ist er mit vortrefflichen Arbeiten in Radierung, Lithographie und

Max Klinger: Bildnisstudie. Zeichnung. (Aufgenommen im Salon Cassirer zu Berlin.) ⊛ Zu E. Bender: Die bildenden Künste.

Digitized by Google

Holzschnitt vertreten. Er beherrscht alle Arten der Technik in gleicher Virtuosität. Besonders lieb sind mir seine Radierungen, denen er in lapidaren Strichlagen die größte Möglichkeit des Ausdrucks verleiht. Ein höchst komplizierter, aber durchaus originaler Geist. Wir bringen zum erstenmal von ihm in diesen Heften ein radiertes „Kinderköpfchen".

Von allen deutschen Arbeiten das größte Interesse erregten die Lithographien Max Slevogts zur „Ilias", die in fünfzehn Blättern vor kurzem in Albert Langens Verlag in München erschienen sind. Slevogt nahte sich dem gewaltigen Stoffe in der einzigen Art, wie solche Aufgaben überhaupt nur lösbar sind, mit einer durchaus naiven Freude an seinem menschlichsten Gehalt. Man stelle sich einmal vor, wie einer von uns sich eine stoffliche Situation aus der „Ilias" bildlich gestaltet hätte. Ich glaube, kein einziger unter uns wäre über das traditionelle Schema des griechischen Heros hinausgekommen. So sehr stehen wir mit unserer Seele unter dem Bann des Historischen, sehen wir mit der Brille des Vererbten. Es ist das schöne Vorrecht des großen Künstlers, daß er sich die Augen rein erhalten kann, die Sinne unbefangen und willig, sich selbst jeden Augenblick mit der Situation oder dem Helden zu identifizieren. So erlebt er in dem Epos Möglichkeiten seines eigenen Seins und erbaut sich die Szene aus Formen, die er längst in seiner Seele zu beliebigem Gebrauch aufgehäuft, heute für die Wunder von „Tausendundeine Nacht", morgen für die Erzählungen der „Ilias", übermorgen für irgendeine Indianergeschichte. Nur die seelische Nuance beeinflußt die Wahl der Form entscheidend, und das Kostüm, das Milieu, überhaupt die historische Dekoration nur insoweit, als sie zur Erzielung eines der dichterischen Stimmung gleichwertigen Bildeindrucks nötig ist. Slevogt wird sich viele Anfeindungen wegen seiner Iliasparaphrasen gefallen lassen müssen, nicht zum wenigsten von denen, die das alleinige Verständnis klassischer Dichtungen vom lieben Gott als Privileg erhalten zu haben glauben. Aber das beweist nichts anderes, als daß wir in einer schwächlichen Zeit leben. Noch immer haben starke künstlerische Epochen die Formen der Darstellung ihrer eigenen Umwelt entnommen, ja es wäre dem Künstler wie dem Publikum einer solchen Zeit als durch-

William Nicholson: Alice. (Aufgenommen in Schultes Kunstsalon zu Berlin.)

aus verwerflich erschienen, als eine das unmittelbare Verständnis hemmende unkünstlerische Zutat, wenn man mit einem kulturhistorischen Apparat hätte arbeiten wollen, wie ihn das neunzehnte Jahrhundert zum erstenmal in die bildende Kunst einführte. So sehen wir, wie sich Slevogt mit wirklich reinen künstlerischen Absichten einem starken und gefährlichen Stoffe hingegeben hat, eine Tat, die ihm nicht hoch genug anzurechnen ist. Mit einem Aufwand von sprühendstem Temperament, dem die eilende Hand kaum schnell genug zu Diensten sein kann, hat er in höchster Meisterschaft die fünfzehn Entwürfe auf den Stein gezeichnet. Wir wissen aus den Illustrationen zu „Ali Baba", was Slevogt für ein Zeichner ist, was er an Kraft der Linie und Wohllaut der Komposition zu geben vermag. Es fehlt hier der Raum, um näher auf die Vorzüge seiner Graphik einzugehen. Die Probe, die

wir mit dem Blatt „Hektors Flucht" bringen, mag vorläufig für sich selbst sprechen.

Nur um Namen zu nennen, die man sonst wohl vermissen würde, nicht aber, weil sie zu erläuternden Bemerkungen Anlaß gäben, seien von den übrigen Ausstellern erwähnt: Max Liebermann, Max Klinger, der wieder in ein paar weiblichen Köpfen seine delikate Virtuosität des Striches bewährt, Käthe Kollwitz und Emil Orlik. Der Dresdener Otto Fischer hat einige seiner feinsinnigen Landschaftszeichnungen gesandt, von denen wir eine hier wiedergeben. Der Wiener Gustav Klimt stellte eine Anzahl Zeichnungen aus, die für gewisse mondäne Erscheinungen der „Überkultur" höchst bezeichnend sind. Der Rest bietet zu besonderer Erwähnung keinen Anlaß.

Auch die Königliche Akademie der Künste hatte sich für ihre Ausstellung einen ausländischen Gast geladen, den Engländer J. S. Sargent, und wir müssen wohl gestehen, daß auch dieser in dem Hause am Pariser Platz nicht gut hätte fehlen dürfen. Die deutschen Bilder, die dort zu sehen waren, übersteigen das anständige Mittelmaß um keinen Grad, so daß es sich erübrigt, auf sie weiter einzugehen. Einzig die Plastik war bemerkenswert vertreten mit einem Werk Tuaillons, dem „Hirsch", einem sitzenden Hermes von F. Klimsch, Porträtbüsten von Max Kruse und zwei kleinen Bronzen von August Gaul. J. S. Sargent ist ein tüchtiger Porträtist. Ein großes „Herrenbildnis" oder das Porträt einer „Dame mit Kind" verraten die Hand eines feinsinnigen Künstlers, der nicht nur an dem rein malerischen Problem sich genügen läßt, sondern auf scharfe Charakteristik und das Repräsentative der Haltung des Bildes achtet. Man freut sich immer an englischen Bildnissen, wo sie einem auch begegnen mögen. Seit Holbein und van Dyck in England waren, ist die hütende Kraft dieser erlesenen Vorbilder niemals in der Wirkung gehemmt gewesen. Die Tradition schützt selbst die jüngsten Kräfte vor Mißgriffen.

Das zeigte sich auch in der Ausstellung schottischer und englischer Künstler bei Schulte (Oktober 1907). Unstreitig der bedeutendste der heutigen Porträtmaler ist John Lavery, von dem wir besonders die „Dame in Rosa" und den „Offizier der Horse Guards" hervorheben. Er steht in den Bahnen der Tradition auf seinem rechten Platze, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß er sich auch an Gainsborough geschult hat. George Sauter zeigt in seinem Porträt der „Mrs. Nico Jungmann" hervorragende malerische Qualitäten, besonders in der Behandlung des Gewandes. William Nicholson sandte zwei entzückende Bildchen: „Knnchen" und „Alice", die wir hier wiedergeben. Wir begnügen uns, die übrigen Namen, wie Harrington Mann, F. A. Walton, J. J. Shannon, Robert Anning Bell kurz zu erwähnen. Es ist beachtenswert, daß auf der ganzen Ausstellung kaum ein einziges schlechtes Bild zu sehen war: ein gutes Zeichen für die Selbstzucht dieser Gruppe von Malern.

Wir haben weiterhin von französischer Kunst zu sprechen. Über die im Oktober in den Räumen der Sezession veranstaltete Ausstellung französischer Humoristen kann ich mich kurz fassen. Es war der vom 25. Mai bis 30. Juni im Palais de Glace zu Paris ausgestellte Salon des Artistes Humoristes, nur vermehrt durch einige belanglose Arbeiten von Zeichnern des Witzblattes „Lustige Blätter", das auch diese ganze Veranstaltung organisiert hatte. Wenn die Organisatoren eine ähnliche Sensation zu erregen geglaubt hatten, wie sie in Paris zur Zeit dieser Ausstellung herrschte, so mußten sie sich bald enttäuscht sehen. Man ließ von den französischen Künstlern allgemein eigentlich nur die bekannten Namen Caran d'Ache, Forain, Léandre, Willette, auch wohl Hermann Paul, Sem und Cappiello gelten. Man sprach außerdem von der ganzen Veranstaltung als einer durchaus überflüssigen, und man muß auch zugeben, daß wir durch den „Simplizissimus" etwas verwöhnt worden sind. Unsere deutsche Karikatur, wie sie durch Th. Th. Heine, Bruno Paul, Gulbranson und andere vertreten wird, ist schwer zu überbieten. So war die ablehnende Haltung von Presse und Publikum gegen das Gros der jüngeren französischen Zeichner mindestens zu verstehen.

Das größte Interesse erregten indessen zwei andere Ausstellungen französischer Kunst, die beide von dem bekannten Kunstschriftsteller Julius Meier-Graefe organisiert waren: siebzehn Bilder und eine Plastik J. Th. Géricaults im Salon Fritz Gurlitt (Oktober 1907), aus den Sammlungen

Harrington Mann: Damenbildnis. (Aufgenommen in Schultes Kunstsalon zu Berlin.)

Ackermann und Chéramy, und sechsundfünfzig Werke von Eugène Delacroix, zum größten Teil den Sammlungen Chéramy und Galliuard entnommen. Diese letztere Ausstellung befand sich im Salon Paul Cassirer während des Monats November. Wir müssen dem Veranstalter für seine Bemühungen danken. Denn wenn wir auch nur Werke zweiten, ja dritten Ranges jener Künstler zu sehen bekamen, wenn auch diese Ausstellungen ein mehr kunsthistorisches Interesse erregten, als daß sie dem lebendigen Kunstbedürfnis unseres Publikums dienten, so waren es doch Dinge, die man sonst nur in Paris und nur in Privatsammlungen genießen kann. Wir durften die ungestüme Kraft Géricaults in seinem „Manœuvre d'Artillerie", in den „Pferdeköpfen" und den Bildnissen der „Verrückten"

bewundern, wir standen in Ehrfurcht vor dem malerischen Genius eines Delacroix, von dem wir nur das Fragment aus dem „Massacres de Scio", die Temperaskizze „Le roi Rodrigue perdant sa couronne" und den „Paganini" erwähnen. Die Kataloge beider Ausstellungen waren von Meier-Graefe verfaßt und mit Einleitungen versehen. Etwas mehr Sachlichkeit und ein Hervorheben des wirklich Wesentlichen wären uns in beiden Fällen lieber gewesen als die manierierte Verve und das stets flüssige Temperament, mit dem dieser Schriftsteller für seine Lieblinge einzutreten pflegt.

„Erste gemeinsame Ausstellung einer Gruppe deutscher und französischer Künstler, vermittelt durch die Malerin Ida Gerhardi, Paris und Lüdenscheid." So stand in dem Katalog einer Ausstellung bei Schulte (Dezember 1907) zu lesen. Ein sonderbares Beisammensein! So gleichgültig die bunt zusammengewürfelte Schar der deutschen Maler und Malerinnen dem Auge sich präsentierte, so interessant, wenn auch zum großen Teil problematisch, waren die französischen Arbeiten. Ida Gerhardi, die Vermittlerin dieser Ausstellung, hatte eine Anzahl Bilder, besonders Bildnisse, gesandt, die deutlich verrieten, daß die Dame in Paris gewesen ist. Sie vertritt einen Typus der deutschen Malerin: eklektisch aus Mangel an Instinkt, bei handwerklicher Geschicklichkeit in der Führung des Pinsels das übliche Manko im Zeichnerischen: Stillebenstimmung. Preziöser — sie nennt zwei Gruppen unter sich farbig zusammengehöriger Bilder: Zyklus Opale, Zyklus bunte Edelsteine — gebärdet sich eine andere Dame: Adèle von Finck. Es sind unrein empfundene Puppenstücke, noch niedriger gegriffen in der Stimmung, unangenehm durch die billige Pose. Zwei andere Malerinnen: Nelka Rosen-Delius und Julie Wolfthorn sind mit sympathischen Bildern vertreten, die man am besten in die Rubrik „Gute Frauenarbeit" einordnet. Käthe Kollwitz zeigt mit drei kleinen Arbeiten ihre bekannten Vorzüge. Im übrigen waren Bilder von Ludwig von Hofmann, Ludwig Herterich, Leo Putz, Friedrich Stahl und anderen vorhanden. Den Dänen Wilhelm Hammershöi hatte man etwas willkürlich in diese Gruppe eingeordnet. Wir kennen diesen Künstler gut und lieben ihn sehr. Es war eine Sammlung von kleinen Landschaften, Interieurs und Bildnissen zu sehen, alles in jenen aufgelösten Konturen, der starken, aber unmerklichen Ausweitung des Raumes, den gedämpften, graublaugrünen, atmosphärischen Farben. Er ist ein gewaltiger Techniker und ein großer Poet. Man denkt bei seinen Bildern an die Melancholie einer edlen Frau und wird froh und gut davon. — Von den Franzosen interessiert zunächst der Kreole Paul Gauguin (geb. 1848, gest. 1903). Wenn wir zu vergessen suchen, daß seine Primitivität bewußt gesucht und gefunden wurde, kann man sich seiner Bilder ehrlich freuen. Er hat wirklich naive Erfindungen, und die Sprache seiner Linie und Farbe ist ausdrucksvoll und stark.

J. J. Shannon: Damenbildnis. (Aufgenommen in Schultes Kunstsalon zu Berlin.)

Newberry: Unterricht. (Aufgenommen in Schultes Kunstsalon zu Berlin.)

Gemälde wie „Joseph und Potiphars Weib", zu dem er sich die Typen, wie zu allen seinen letzten Bildern, auf Tahiti suchte, und noch mehr die „Flucht nach Ägypten" sind ungewöhnlich groß empfunden. Seine Palette enthält wuchtige Lokalfarben: ein dunkles Blau, ein starkes Grün, Braungelb und ein dekoratives Ziegelrot. Eine ähnliche Konzentration der Stimmung wie Gauguin erstrebt Odilon Redon (geb. 1840), bei dem aber der Anschluß an die Ausdrucksformen der Gotik stört. Felix Valloton (geb. 1865), dessen vortreffliche Holzschnitte gewiß in gutem Andenken stehen, ist als Maler nicht ganz so erfreulich. Er liebt eine unangenehm glatte Fleischbehandlung seiner Akte und hat auf seiner Palette eine Anzahl sehr schlechter Farben: viel Schwarz, Blaugrau, Blaugrün, stumpfes Braun, ein schmutziges Rosa, z. B. im Fleisch der Akte. Sehr fein in der Stimmung ist ein Bildchen: „Gartenzimmer". Das Rosa der Vorhänge, die rosa Töne auf dem Fußboden gehen wunderbar zusammen mit dem Gelbgrau der Möbel und dem hellen Grün der durchs Fenster blickenden Sträucher. Wir bringen von ihm ein Interieur, dessen braunem Gesamtton einzig das dunkle Rot der Rose im Glase das Gleichgewicht hält. Ein jüngerer Maler, Charles Guérin (geb. 1875), sandte eine Kollektion ganz glänzend gemalter Bilder, von denen besonders die Stilleben hervorzuheben sind. Der noch jüngere Auguste Herbin arbeitet mit den lapidaren Pinselzügen van Goghs, zeigt sich aber in der Gebundenheit seiner Farbenskala — er kennt nur ein grelles Rot, Gelb, Grün, Blau — als ein doktrinärer Nachahmer. Endlich eine sehr problematische Persönlichkeit: Maurice Denis. Alle seine Bilder tragen helle, aber stumpfe Farben, er bringt unmögliche und unverstandene Bewegungsmotive, die den Eindruck eher des Nichtkönnens machen als einer bewußten Stilisierung wie bei Gauguin. Mit diesen Farben Lufttöne zu geben, ist unmöglich, daher die Unfähigkeit, Raum zu malen. Nicht er beherrscht das Material, sondern das Handwerkszeug ihn.

Im Künstlerhause war im Monat Oktober eine Kollektion Bilder des schwedischen Malers Bruno Liljefors ausgestellt. Sämtliche Gemälde trugen nach kurzer Zeit den Vermerk „Verkauft", und das Publikum, das die Ausstellung mit Eifer besuchte, war

einstimmig begeistert. (Eine Anzahl dieser Bilder hat unser letztes Heft im Rahmen des Aufsatzes „Schwedische Landschaft und Landschaftsmalerei" von Dr. Ernst Heilborn gezeigt. Die Red.) Zur selben Zeit stellte der Schweizer Ferdinand Hodler bei Cassirer einige dreißig Arbeiten aus, zur großen Freude mancher Verständigen. Das Publikum blieb kühl. Es ist lehrreich, die Kunst beider und ihre Wirkung zu vergleichen.

Der Schwede Bruno Liljefors trägt einen alten und verdienten Ruhm als einer der glänzendsten Vertreter des internationalen Impressionismus. Seine frühen Bilder sind in der Tat einwandfreie Kunstwerke. Wir bewundern die Leistungen seines Auges, wenn er Bewegungsmotive schreitender oder fliegender Vögel gibt, wir erstaunen über die Wahrheit seiner Beobachtung, über seine Fähigkeit, mit dem Pinsel zu zeichnen und die Farben in einem leisen und unaufdringlichen Rhythmus zu verbinden. Diese seine letzten Bilder jedoch zeigen, wie er anfängt, sich in rein artistische Probleme zu verlieren. Alle seine Bemühungen verwendet er auf ein raffiniertes Überleiten der einen Farbe in die andere. Jede Kontur ist aufgelöst, die starke Stofflichkeit seiner früheren Bilder schwindet, jede Raumwirkung wird bewußt vermieden, alles ist auf den Begriff „Ton" gestellt. So ergeben sich dekorative Wirkungen, ähnlich den Reizen alter Gobelins. Die Brücke zu unserer Seele aber schwankt. Das ist der Fluch jener alleinseligmachenden Farbe, es sind die Folgen des Verzichtes auf das architektonische Gerüst von reinen Linien, des Vernachlässigens von Raumproblemen.

Und nun begeben wir uns vor die Bilder Ferdinand Hodlers. Welch ein Gegensatz! Nichts als reine Linienkonstruktionen, aber stark empfunden und schlagend in der Wirkung. Wiederum ein Verzicht auf Raumwirkungen. Aber nicht etwa, weil auf der Palette dieses Künstlers keine Farben enthalten wären, die zur Erreichung von Luftperspektive geeignet sind, sondern weil er für seine monumentalen Gestaltungen nichts als Flächen und Linien gebrauchen kann. Seine Farben sind spröde und hart und ohne Tiefe. Gewiß, er „malt" nicht, sondern er „streicht an", wie mir einmal ein Künstler sagte. Er füllt große Flächen mit irgendeiner lokalen Farbe, die keinen anderen Zweck zu erfüllen hat, als die Wirkung großer Linien in einfachem Kontrapunkt zu begleiten. Ferdinand Hodler ist so der geborene

Felix Vallotton: Stubenbild mit der Rose im Glas. (Aufgenommen in Schultes Kunstsalon zu Berlin.)

Ludwig von Hofmann: Dionysischer Zug. Aus dem Besitz des Städtischen Museums zu Bielefeld. (Aufgenommen in Schultes Kunstsalon zu Berlin; gleich den anderen Bildern von Hofphot. Herm. Boll.)

Freskomaler, und alle seine letzten Bilder sind nichts als Entwürfe zu solchen Arbeiten auf der Mauer. Die Ausstellung enthielt Gemälde aus den Jahren 1875 bis 1907, und es war sehr interessant zu beobachten, aus welchen Anfängen sich dieser Maler bis zu jenen großartigen Gestaltungen entwickelt hat. Anders als Liljefors, dem sein konsequentes Verfolgen einer technischen Doktrin gefährlich wurde, steigt Hodler, nur geleitet von einem hohen künstlerischen Instinkt, zu paradiesischen Fernen auf.

Wir freuen uns, diese Rundschau mit einem entschiedenen „Ja" beschließen zu können. Wenn irgendwo, so liegt in den Bahnen dieses Künstlers das Heil der Zukunft. Eine Gruppe begabter schweizerischer und deutscher Maler folgt der starken Spur jenes Geistes. So mag es denn aufwärts gehen, dem Morgen einer neuen Kunst entgegen.

Digitized by Google

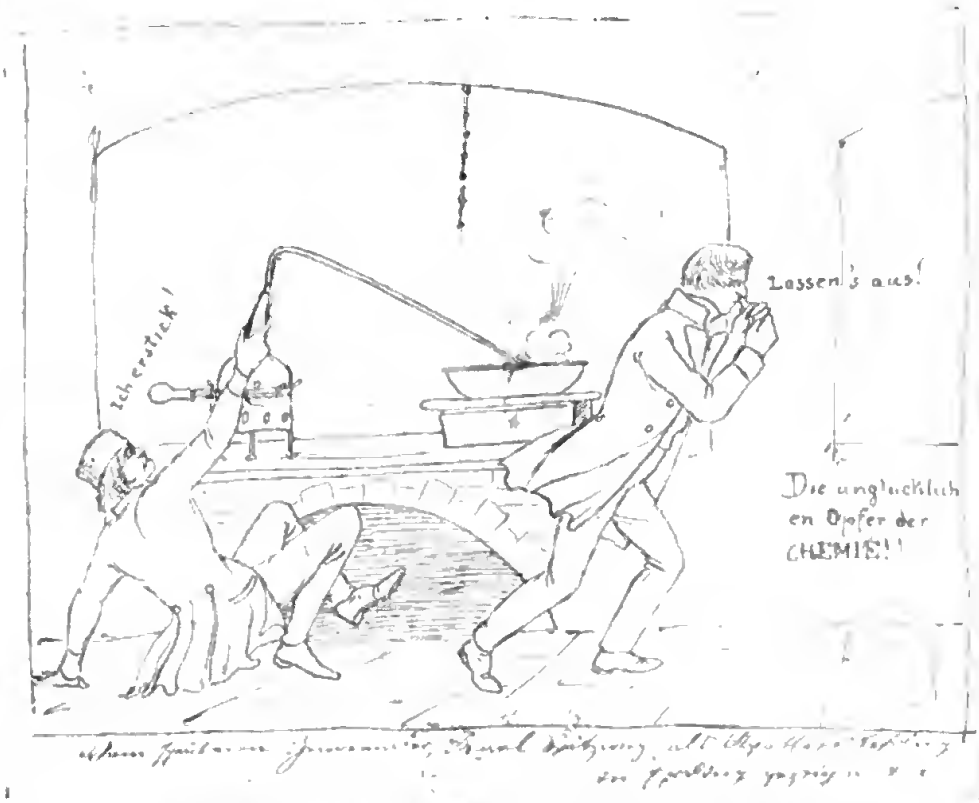
Karl Spitzweg.
(Nach einer Aufnahme von Fr. Hanfstaengl in München.)

Karl Spitzweg

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstage von Prof. Dr. Karl Voll (München)

Die Zeit, in die Spitzwegs Geburt fällt, genießt erst seit kurzem wieder ein gewisses Ansehen in bezug auf ihre künstlerische Kraft. Das Jahr 1808 sah Napoleon auf seiner Höhe, und wenn die Kriege, die damals durch Europa gingen, auch viel Nutzen stifteten, so ließen sie doch, nach einer lange geltenden Ansicht, der Kunst keinen Raum. Inter bella silent musae. Dieser Spruch scheint sich auch für die napoleonische Zeit zu bewähren, und es ist leicht, ihn aus gewissen, allgemein bekannten Tatsachen zu erhärten. Die Zerstörung so vieler edler Bauwerke durch die Franzosen, die Zersplitterung der herrlichen alten Sammlungen, die sinnlosen Willkürlichkeiten der Säkularisation in Bayern sind lauter äußere Symptome, die dem Verfall der Technik in Malerei, Plastik, Architektur und sogar im Kunstgewerbe zu entsprechen scheinen. Man möchte glauben, daß der Schluß zwingend ist, und doch beruht er auf einer Gruppierung der Ereignisse, die bloß die bedauerlichen Momente zur Geltung kommen läßt, aber die erfreulichen verbirgt.

Die napoleonische Zeit war künstlerisch nicht so übel beraten, wie gewöhnlich angenommen wird. Die Musik und Literaturgeschichte können ohne weiteres dartun, daß inmitten des tosenden Kriegslärms manche Künste zu höchster Blüte gediehen waren: Goethe und Beethoven wurden nicht zum Schweigen verdammt, sondern gewannen aus der schrecklichen, aber großen Zeit eine Menge von Anregungen. Aber auch die bildende Kunst wurde noch immer von sorgsamen Händen gehütet. Wenn Napoleons Residenz in Saint-Cloud noch stünde, würde sie lauter als alle Gemälde und Statuen davon zeugen, daß der Kaiser wie alle Tyrannen von großem Stil ein Mäcen von Rang gewesen



Im chemischen Laboratorium. Eine Jugendzeichnung von Karl Spitzweg.

ist. So lehren uns nur die prachtvollen Kupfer, die er anfertigen ließ, was er in dem schönen Schloß draußen vor Paris geschaffen hatte. Napoleon hat ferner durch den berühmten gallischen Bilderraub in Paris ein Museum zusammengebracht, wie keines seit den Tagen des Kaisers Hadrian jemals wieder in einer Stadt so vollständig die großen Kunstwerke der Welt vereinigt hat. In der Tat sind auch von diesem Riesenmuseum künstlerische Wirkungen aller Art ausgegangen. Wenn die Not der Zeit viele alte Sammlungen zerstreute, so hat die Gelegenheit, um billiges Geld viele gute Werke zu kaufen, sogleich dazu geführt, neue Sammlungen zu gründen. Ich erinnere nur an die Galerie der Brüder Boisserée, die einen Hauptbestandteil der Münchener Pinakothek bildet, an die Sammlung Soult, aus der so viel in den Louvre gegangen ist, und an die zwar erst 1824 erfolgte, aber schon in der napoleonischen Zeit vorbereitete Gründung der Londoner Nationalgalerie. Was da im Großen geschehen ist, hat viele und zwar höchst beachtenswerte Gegenstücke im Kleinen. So dürfen wir sagen, daß sich auch damals die äußersten Gegensätze berührten, und daß manchen höchst betrüblichen Erscheinungen mindestens ebenso viele hoch verdienstliche gegenüberstanden. Vor allem aber darf man sagen, daß die geistigen Führer der Völker von einer geradezu überschwenglichen Begeisterung für die Kunst erfüllt waren. Man kann die Wahrheit dieses Satzes auch aus der Entwickelung der Kunstgeschichte zwingend beweisen. Es wird wohl von niemand mehr geleugnet, daß die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durch eine reiche und große Kunsttätigkeit ausgefüllt ist: diese hätte jedoch in solch elementarer Macht nicht eintreten können, wenn ihr nicht durch die Wirksamkeit der Männer von der ersten Hälfte des Jahrhunderts vorgearbeitet worden wäre.

Kehren wir aber dazu zurück, daß im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eine glühende Kunstbegeisterung herrschte. Vieles daran mag uns heute übertrieben erscheinen, manches recht unklar, einiges sogar etwas

lächerlich und unverständlich; aber warmes tiefes Interesse für alles Wahre, Gute und Schöne, wie der alte Ausdruck lautet, hat damals doch geherrscht, und das ist nun unter allen Umständen sehr nützlich gewesen. Erscheinungen wie die des Königs Ludwigs I. wären ohne die von allen Kreisen der Bevölkerung geteilte Begeisterung nicht denkbar gewesen. So ist der Kunst jener Tage der Stempel einer echten poetischen Gestaltungskraft aufgeprägt. Das Übermaß der Begeisterung erwies sich sogar in mehr als einer Beziehung schädlich, indem mehr das gedankenmäßig Künstlerische als die reine formenbildende Kraft gepflegt wurde, dermaßen, daß ein Rückschlag eingetreten ist und man später lange Zeit das rein technische „Können" als den ausschlaggebenden Faktor in der Kunst bezeichnet hat. Diese mehr groben als großen Gegensätze haben sich ausgeglichen, und man ist jetzt zu einer ruhigeren und gerechteren Betrachtung der Entwickelung zurückgekehrt.

Außerordentlich viel Belehrung hat man über diese Dinge auf der großen und verdienstvollen Berliner Jahrhundertausstellung deutscher Kunst im Jahre 1906 erfahren. Dort wurde der Versuch gemacht, die Künstler der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die mehr den poetischen Schwung und die großen Gedanken zum Gegenstand oder Ausgangspunkt ihrer Werke machten, in den Hintergrund zu schieben und die Entwickelung mehr oder weniger ausschließlich aus den Werken der sogenannten Naturalisten, der Porträt-, Landschafts- und Genremaler, zu erklären. Dieser Versuch ist gründlich gescheitert. Was haben Carstens, Cornelius und Genelli noch mit unserer heutigen Malerei zu tun? Gewiß nichts. Alle unsere bedeutenden noch lebenden Maler sind aus Richtungen hervorgegangen, die der Art der drei eben genannten Künstler prinzipiell entgegengesetzt waren. Das ist freilich wahr. Aber die Wege, die im Laufe von zwei Menschenaltern zu so ganz verschiedenen Resultaten geführt haben, sind im Anfang noch eine Zeitlang parallel gegangen und haben sich erst von einem gewissen Punkt ab getrennt. Leibl und Wilhelm Kaulbach sind wohl ganz unversöhnlich weit voneinander getrennt, aber Spitzweg und Schwind haben viel Gemeinsames, und doch gehört Spitzweg zu den Vorläufern von Leibl, Schwind jedoch in das Lager, aus dem auch Kaulbach stammte.

Wir haben kürzlich die hundertste Wiederkehr von Spitzwegs Geburtstag gefeiert. Bei keinem anderen als diesem liebenswürdigen Künstler ist es so sehr angezeigt, auf diese enge Verbindung hinzuweisen, die um die Mitte des Jahrhunderts die Realisten, Klassizisten und Romantiker umschlossen hat. Wie er selbst ohne Feinde durch das Leben und die Parteien geschritten ist, so mag die Charakteristik seiner Kunst vielleicht dazu dienen, zu zeigen, daß stärker als alle Partei-

Karl Spitzweg: Frauenbad in Dieppe.

Karl Spitzweg: Serenade.

unterschiede der Zwang ist, den die Angehörigkeit zur gleichen Zeit und Kultur ausübt. Gerade jetzt, wo unsere Künstlerwelt durch eine allzu große Anzahl von „Bünden" mehr zerrissen als zu gemeinsamem Handeln geeinigt wird, tut es vielleicht gut, zu zeigen, wie eng Spitzweg sowohl mit den Klassizisten als auch mit den Realisten verbunden war.

Spitzweg ist 1808 in München geboren. Er wandte sich zunächst dem Studium der Pharmazie zu und war auch eine Zeitlang als Apotheker in München und Erding tätig. Ungefähr um 1835 ist er dann zur Malerei übergegangen, wobei er sich hauptsächlich als Autodidakt mit Kopieren der niederländischen Bilder des siebzehnten Jahrhunderts in der Alten Pinakothek übte.

Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzt eine Federzeichnung von Spitzweg, die dieser noch als Apothekerlehrling in Erding angefertigt hat (s. Abbildung S. 905). Sie stellt zwei Jünger der Chemie in einem Laboratorium dar, die von den übelriechenden, aus den Retorten aufsteigenden Gasen betäubt werden: der eine sinkt zu Boden, der andere entweicht eilends aus dem gefährlichen Lokal. Spruchbänder mit komischen Inschriften geben die Deutung der Szene, die an sich schon verständlich genug ist. Diese frühe Zeichnung ist in mancher Hinsicht von Interesse. Zunächst dadurch, daß sie eine typische Laienarbeit ist. Spitzweg war damals noch der reine jugendliche Dilettant. Aber wenn auch die Feinheit des Stils seiner späteren Zeit hier noch nicht einmal angedeutet ist, so erkennt man doch in der einen Figur schon Formen, die er später noch oft verwendet hat. Das Wichtigste aber ist, daß er hier der erklärte klassizistische Biedermeierkünstler ist.

Spitzweg hat wohl bald danach Anschluß an die holländischen Sittenmaler gewonnen. Besonders scheint es Adrian Brouwer gewesen zu sein, den er studiert hat, und sein ganzes Leben hindurch klingt die intime Beschäftigung mit diesem ausgezeichneten Schüler des Frans Hals in seinen Bildern nach. Es ist aber bemerkenswert, daß Spitzweg, sobald er einmal selbständig war, sich nicht weiter auf Nachahmung des großen Holländers im einzelnen einließ. Er hat wohl viel von ihm für die Behandlung der Farbe gelernt; aber das, was gerade charakteristisches und rein persönliches Eigentum von Brouwer war, das hat er unangetastet gelassen oder vielleicht besser ausgedrückt: er hat sich seine Eigenart nicht durch die Bewunderung für Brouwers Werke verkümmern lassen. Darin spricht sich nun weniger seine allerdings unleugbare Originalität als ein allgemeiner Fortschritt der Zeit aus, der leider bald danach wieder zu verschwinden drohte. Die sogenannten Realisten vom Be-

ginn des neunzehnten Jahrhunderts, wie Kunitz oder Wagenbauer, gingen nicht selten in der Nachahmung der Werke alter Meister so weit, daß ihre Schöpfungen nur verschlechterte Wiederholungen eben der Vorbilder zu sein scheinen. Demgegenüber bedeutet es einen starken Fortschritt, wenn Spitzweg von den Alten nur manche technische Kunstgriffe lernt, aber im übrigen an seiner persönlichen Art festhält.

Brouwer war ein Mann jenes siebzehnten Jahrhunderts, das seine besondere Freude in scharfen Analysen von menschlichen Charakteren hatte. Er gehört in die Zeit, die La Bruyère, La Rochefoucauld und Molière hervorgebracht hat. Sein Stil ist zwar vielfach dem des Jan Steen entgegengesetzt, aber in der Hauptsache steht er doch mit diesem in einer Reihe, und zwar sind sie beide die hervorragendsten Vertreter der scharf charakterisierenden holländischen Genremalerei. Es ist ein sehr pointenreicher Stil, den die beiden Künstler gepflegt haben, und das gerade Gegenteil von der behaglichen und beziehungslosen Situationsschilderung, wie sie Spitzweg und seine Zeit liebten. Vor allem hat Spitzweg niemals Brouwers scharfe Satire geübt.

Die Biedermeier werden heute wieder mit besonderer Vorliebe studiert, gesammelt, wohl auch nachgeahmt. Mit diesem Namen ist vermutlich für immer der Begriff einer gewissen spießbürgerlichen Gemütlichkeit verbunden, die geliebt und doch leise belächelt wird. Die einfache Bescheidenheit der Biedermeierzeit trennt Spitzweg von Brouwer, und sie ist es, die seine besondere Stärke ausmacht. Er war eine geschlossene, in sich beruhende Persönlichkeit mit allen Vorzügen, aber auch den komischen Schwächen eines Originals.

Es wird späterhin noch davon zu reden sein, daß Spitzweg im Rahmen seiner Zeit ein guter Maler gewesen ist; jedoch darf man wohl sagen, daß die gesamte damalige deutsche Kunst sich weniger durch malerische als durch poetische Kraft hervorgetan hat. Auch hierin unterscheidet er sich von Brouwer, der bei allem Esprit der Charakteristik doch in erster und letzter Linie holländischer Farbenkünstler gewesen ist. Die poetische Haltung der deutschen Kunst um 1850 aber hat ihrerseits künstlerische Vorzüge ausgebildet, die nicht leicht überschätzt werden können. Sie gab den Werken der echten Künstler eine fast einzig dastehende Wärme.

Man muß sich freilich heute fast scheuen, den Wert eines ganzen Stils oder eines einzelnen Werkes hauptsächlich auf Rechnung der Stimmung und des Inhaltes zu setzen, weil man Gefahr läuft, mißverstanden oder wohl auch gar nicht angehört zu werden. Kunst mit erzählendem Inhalt ist außer Kredit gekommen. Aber gerade bei Spitzweg darf von der Auffassung und dem Humor der Darstellung zuerst gesprochen werden, und gerade an seinen Gemälden läßt es sich auch dartun, daß im Kunstwerk eine literarische Pointe sein kann, und daß doch die spezielle Tätigkeit des bildenden Künstlers nicht darunter zu leiden braucht. Wer will es leugnen, daß ihn an Spitzweg immer wieder die Herzlichkeit der Stimmung, die Jovialität des Humors und die geistreiche Anekdote entzückt? Dabei ist noch nicht einmal zu sagen, daß eben diese Bilder meistens oder in der Regel diesen Reiz der erzählenden Schilderung dadurch erst entwickeln, daß sie besondere malerische Feinheiten hätten. Es gibt viele Spitzweg, die nicht gut gemalt sind; aber es gibt keinen, der des Meisters Billigung erfahren hätte und nicht ein feines Kunstwerk sei. Er war ja sehr streng gegen sich und hat vieles vernichtet, was er mit Liebe gemalt, aber doch nicht für gut befunden hatte. Es geht jetzt durch gewisse Kreise der Kunstforschung über die Entwickelung der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts das Bestreben, eine Art von Kompromiß zu schaffen und allemal dann, wenn ein Gemälde, wie das bei Spitzweg oft der Fall ist, hauptsächlich durch den Inhalt fesselt, ohne weitere Prüfung und Beweis zu sagen, daß es eben auch gut gemalt sei. Das ist schließlich, so gut es gemeint ist, Geschichtsfälschung und Prinzipienreiterei. Wir dürfen vielmehr sagen, daß das Arrangement an sich künstlerisch sein kann, und bei Spitzweg empfindet man auch immer diesen Reiz des Künstlerischen, selbst wenn man von der malerischen Ausführung vielleicht weniger entzückt ist. Es ist eine mit keiner Gegenrede zu bestreitende Tatsache, daß Spitzweg wie seine Freunde im vollen Sinne des Wortes zu den Primitiven des neunzehnten Jahrhunderts gehört. Vieles von ihrer liebenswürdigen Art, vieles von der Wahl ihrer Stoffe erklärt sich daraus, daß sie gewissermaßen der jugendlichen Stufe einer noch im Werden begriffenen Kunst angehören, und

Digitized by Google

Karl Spitzweg: Der Geologe. (Photographie von F. Bruckmann, München.)

was an ihrem Stil noch nicht genügend reif und noch nicht entwickelt ist, das wird man um der Frische der Auffassung willen gern hinnehmen, wird es nicht tadeln dürfen, aber auch nicht beschönigen müssen.

Im übrigen ist es nun eine weitere Tatsache, daß Spitzweg seine Eigenart in ganz bestimmten Formen auszusprechen gewöhnt war, und daß seine Bilder nur mit denen der Nachahmer verglichen zu werden brauchen, um auch in technischer Hinsicht sich als qualitätsvoll zu erweisen. Es gibt hierfür ein ganz merkwürdiges Verhältnis zwischen ihm und dem Professor Sporer am Münchener Polytechnikum. Die zwei Männer waren sehr befreundet, so daß Sporer gern einmal ein Bild von Spitzweg kopierte, was dieser sich ohne Widerstreben gefallen ließ. Solche Nachahmungen, vor denen man sich, nebenbei bemerkt, im Kunsthandel sehr hüten muß, sind immer wesentlich schwächer als die Originale, und man kann daraus sehen, daß Spitzwegs Technik doch ganz besondere Eigentümlichkeiten und Vorzüge hat. Das Ver-

hältnis von ihm zu Sporer wird nun dadurch so kompliziert, daß Spitzweg in guter Laune mitunter auch einmal ein Bild seines Freundes Sporer kopiert haben soll. Wenn das wirklich wahr ist, so werden in einigen hundert Jahren die Kunstgelehrten es gar nicht leicht haben, festzustellen, was eigenhändige Arbeit von Spitzweg, was von Sporer ist.

Spitzwegs Vielseitigkeit und Selbständigkeit wird vielleicht dadurch am klarsten, daß es so schwer ist, ihn einer bestimmten Gruppe von Künstlern einzureihen. Er wird zu den Romantikern gerechnet, zu den speziell altbayerischen Realisten aus der Gesolgschaft des H. v. Bürkel, zu den Vorläufern der modernen Malerei, und noch in mancher anderen Rubrik läßt er sich mit mehr oder minder gutem Recht unterbringen. Aber gar nichts wird von seinen Beziehungen zur Kunst eines Mannes wie Schwind gesagt, d. h. im allgemeinen zu der der Klassizisten, denen ja auch Schwind in mancher Beziehung angehört. Spitzweg ist doch eine nicht gar so einfache Erscheinung, wie gewöhnlich angenommen wird. Darum sei hier kurz das Wesentliche aus seiner künstlerischen Entwickelung gesagt. Er war wohl Autodidakt und hat sich an Werken niederländischer Maler sozusagen selbst erzogen; aber er stand schon früh auch in regem Verkehr mit den altbayerischen Landschafts- und Bauernmalern, mit Peter Heß, Bürkel und vor allem mit Eduard Schleich, dem Vater der neueren Münchener Landschaftsmalerei. Auch sein Gebiet hatte er schon von allem Anfang an gefunden; er pflegte immer mit besonderer Vorliebe das Leben der kleinen alten Provinzstädte zu schildern und hat darin ziemlich viel Verwandtschaft mit Ludwig Richter. Jedoch in der Farbe hat er die Art, die wir besonders an ihm schätzen, erst sehr spät gefunden. Es war im Jahre 1851, daß er mit Eduard Schleich eine Reise nach Frankreich und England machte. Bei dieser Gelegenheit lernte er die Bilder von Diaz und Decamps kennen und erfuhr auch sonst noch manche Anregung in bezug auf Technik wie für ein von ihm bald gern und häufig gepflegtes Darstellungsgebiet, das der Orientmalerei. Erst jetzt ist er uns der ganze Spitzweg. Die französische Reise wird darum von jeher als der Wendepunkt in seiner künstlerischen Entwickelung bezeichnet.

Aber ein Mann wie Spitzweg gibt sich niemand zu eigen. Er malt freilich seit dieser Reise nicht nur den deutschen Kleinstädter, sondern nach dem Beispiel des französischen Orientmalers Decamps auch den türkischen Spießbürger. Wenn man jedoch genau zusieht, merkt man doch wohl, daß er hier nur eine lustige Maskerade schafft. Diese Figuren tragen ein bunteres Röckchen als sonst bei ihm und sind dabei die gleichen geblieben, die sie waren. Spitzweg hat sich wohl viel Mühe gegeben, daß seine Türken so echt wie möglich aussehen; aber was er malte, das waren doch immer wieder die alten gemütlichen Herren, die er schon früher gemalt hatte, und die den Gestalten des ausgezeichneten Münchener Zeichners Franz von Pocci näher stehen als denen des Decamps. Seine Türken sitzen so unwahrscheinlich da wie die lustige junge Mannschaft in Fritz Reuters „Reis' nach Konstantinopel", die sich im Rauchen der türkischen Wasserpfeife übt und gerade wegen der Ernsthaftigkeit ihrer Bemühungen so drollig wirkt. Aber auch außerdem hat er sich nach der französischen Reise als Künstler immer mehr als reiner Münchener Maler von der Mitte des Jahrhunderts erwiesen, das nur im Kolorit eine freilich wesentliche Verfeinerung erfahren hatte. Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzt ein Gemälde von Spitzweg, das wohl bald nach dieser Reise entstanden sein wird. Es stellt einen Türken dar, der vor der Gartenmauer sitzt und seinen langen Tschibuk geraucht hat. Nun möchte er doch aber etwas besseres und sucht die kleine Opiumpfeife vor. In ihren blauen Wolken aber erscheinen ihm die Huris des Paradieses. Diese Huris sind formal ganz im Sinne von Schwind gehalten. Das ist ein wichtiges und lehrreiches Moment. Tatsache ist es freilich, daß der Türke von Decamps stammt und daß die Farbenbehandlung unmittelbar von Diaz kommt. Es geht viel bei Spitzweg durcheinander: aber man sieht doch auch im gegebenen Fall sehr deutlich, daß seine Kunst im wesentlichen die gleiche geblieben ist. Die Freude des alten Türken über die lieblichen Jungfrauen des Paradieses ist mit unnachahmlicher Reinheit und Delikatesse geschildert und von solch gemütlicher Herzlichkeit, daß am Ende von allem das Ganze eben doch ein echter und selbständiger Spitzweg ist.

Karl Spitzweg: Mönch im Klostergarten an Rosen riechend. (Phot. von F. Bruckmann, München.)

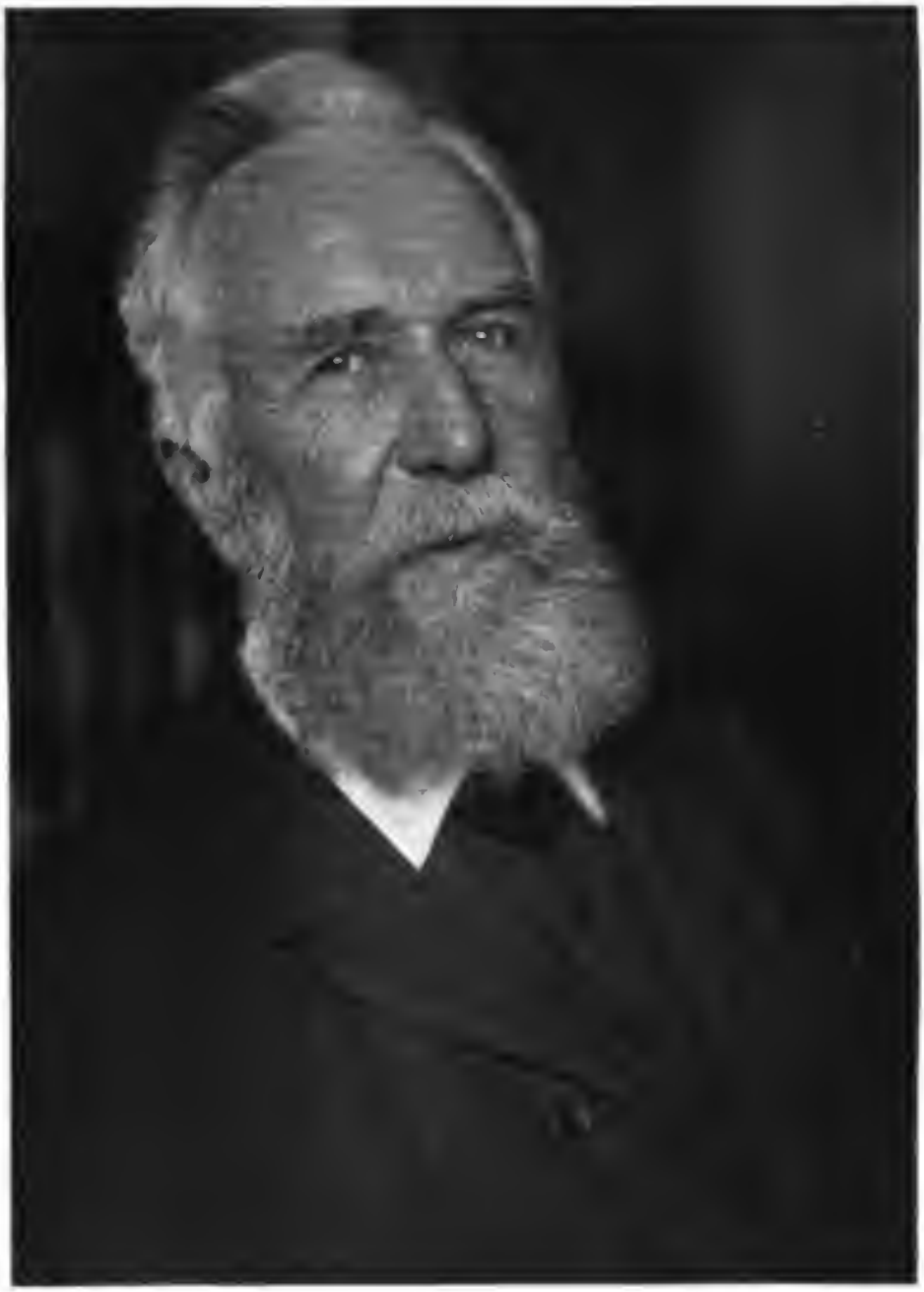
Man wird überhaupt guttun, seine Beziehungen zu französischer Kunst nicht allein auf jene Reise und auf direkte Beziehung mit den Werken der genannten Künstler zurückzuführen. Es besteht eine Art von Wahlverwandtschaft zwischen ihm und den großen französischen Illustratoren. Eine nicht geringe Anzahl der von ihm mit besonderer Vorliebe behandelten Motive findet sich auch bei Daumier, so vor allem die Bücherfreunde und Kupferstichsammler, die in alten Läden die Schätze der Antiquare mit langsamer Hand in großer Beschaulichkeit durchmustern. Ebenso sind seine alten Junggesellen, die ihre Blumen mit vorsichtiger Bedachtsamkeit pflegen, oder die an alten Bildern sich die Vergangenheit zurückrufen, ein beliebtes Thema nicht nur bei Daumier, sondern in auffallend

Digitized by Google

ähnlicher Behandlung bei Gavarni, dessen schöne Serie der „Toquades“ besonders reich an Spitzwegmotiven ist.

Es war kein Zufall, daß der geistreiche Sonderling, der am Münchener Heumarkt hoch im vierten Stock wohnte und das mit Schrullen erfüllte Leben eines einsamen Junggesellen führte, so viel Interesse an französischer Malerei nahm. Der gleiche Esprit verband ihn mit den eleganten Parisern und dieselbe scharfe Beobachtungsgabe; denn wie warm und poetisch auch das Leben in seinen Bildern ist, so war Spitzweg doch nicht gerade ein Dichter, der alles erfunden hat, was er uns zeigt. Er hat diese Figuren gesehen, er kannte die alten Städte und Stadtwinkel, er hat die Menschen sich so bewegen sehen, wie er sie schildert. Es ist hierfür von ganz besonderer Bedeutung jener Schweizer Schriftsteller und Illustrator Rodolphe Töpffer, der Verfasser der „Nouvelles Genevoises“, der mit seiner anmutig sentimentalen Heiterkeit ein Vorläufer für Spitzwegs freien Humor war, und der als Schriftsteller mit solch erstaunlicher Feinheit schildert, wie er seine Beobachtungen sammelt. In solchem Zusammenhang wird dann unser Münchener Maler richtiger zu fassen sein, als wenn man ihn bloß zu den Realisten oder nur zu den Romantikern stellt.

Nachdem Spitzweg von seiner Reise zurückgekehrt war, hat er die französischen und englischen Anregungen mit seiner Art verschmolzen, ist aber bei dem nun gewonnenen Resultat stehengeblieben und hat weitere namhafte Stilwandlungen nicht mehr erfahren. Er hat bis zum Ende seines Lebens in bunter Reihe alle die liebenswürdigen Stoffe immer wieder behandelt, hat sie immer wieder neu gestaltet und doch ihnen stets die zwei gleichen Eigenschaften mitgegeben, die sie so wertvoll machen: seine eigene Frische und Wärme. Es ist daher überraschend, zu sehen, wie vielerlei er zu schildern liebte. Man denkt bei seinem Namen nur an die Biedermeierzeit: aber er hat doch nicht nur die alten traulichen Städte gemalt, mit den Ornamenten, die ihnen die Gotik, die Renaissance, das Barock und das Rokoko so traus aufgedrückt haben. Er ist gern aus den engen dämmerigen Gassen, wo der Mondschein silbern und geräuschlos zwischen hohen Mauern gleitet, hinaufgestiegen auf die Berge unserer Voralpen und hat den Blick von der Almhütte über die anderen Berge hinweg zu der endlosen Ebene gern in entzückender Klarheit gemalt. Diesen Gegensatz und seine Bedeutung für Spitzwegs historische Stellung kann man nirgendwo so gut kennen lernen wie in der Schackgalerie, wo auf einer Wand das nächtig dunkle „Ständchen“ hängt und die freie „Almenhütte“. Beide sind grundverschieden, und doch ist jedes Bild ein echter charakteristischer Spitzweg. Das „Ständchen“ zumal ist ein kapitales Stück, wie es ihm nicht oft gelungen ist. Die farbige Haltung ist zwar nicht gerade erfreulich, ist fast trüb zu nennen, aber doch ist ein gesunder malerischer Geschmack in der prachtvollen Silhouettierung der in ihrer Bewegung außerordentlich fein charakterisierten Gestalten. Welch eine romantische Selbstgenügsamkeit und Biederkeit, welch eine ehrliche Pflichttreue und Freude am eigenen Werk liegt in den Figuren der Musikanten, die fast so vergnüglich wie Eichendorffs musikalisches Gesindel der Geliebten ihres so stolz und aufrecht stehenden Herrn ein Lied zur guten Nacht aufspielen. Der Gegensatz zwischen diesem Bild und der farbig sehr pikanten „Almenhütte“ ist höchst drastisch. Wie hell flutet der volle Sonnenschein über die Gipfel der klaren Berge, wie scharf leuchtet das Grüne, und wie springt aus ihm das Rot der Gewänder vor. Innerhalb dieses weiten Gegensatzes spielen sich alle Nuancen von Spitzwegs Kunst ab. Sein Gesamtwerk ist außerordentlich mannigfaltig, und zwar trotz der Einheitlichkeit der persönlichen Note, die allen Stücken eigentümlich ist. Er läßt die Kinder auf der Wiese spielen und den noch immer munteren Witwer sehnsüchtig den Frauen und Töchtern anderer Männer nachblicken. Er läßt die Mädchen schüchtern und zugleich begehrlich den Brief aus den Händen des neckischen Briefboten nehmen und schildert dann in dem prachtvollen Bilde der Berliner Nationalgalerie ein „Frauenbad bei Dieppe“ in zwangloser Natürlichkeit, als ob er sein Leben lang nichts anderes getan hätte, als galante Bilder zu malen. Er zeigt uns den alten Geologen mit seiner Botanisiertrommel, der aus der Felswand ein interessantes Mineral losbricht, und den Sterndeuter, der im engen Turmgemach einen Kavalier durch das riesige Fernrohr zu den ewig schweigenden und trügerischen Sternen emporblicken läßt. Das sorglose Treiben der



Professor Ernst Haeckel. (Aufnahme von Nicola Perscheid in Berlin W.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Spitzweg: Auf Posten.

fahrenden Leute malt er mit der gleichen sonnigen Heiterkeit, die ihn für den gefangenen Pierrot — auf dem ungewöhnlich feinen, im Ton wundervoll eleganten Gemälde der Stuttgarter Galerie — eine trübselige und so erheiternde Resignation gewinnen läßt.

Das fahrende Volk hatte es ihm überhaupt angetan, und, wie in seinen Gemälden, so behandelte er es oft auch in seinen Skizzen, die jetzt so sehr begehrt sind, weil sie in der ersten Anlage schon in ihrer Art ein vollkommen klares Kunstwerk bilden.

Was all die so grundverschiedenen Bilder zusammenhält, ist der Friede der Stimmung. Hierin war Spitzweg ein großer Meister; hierin liegt auch eigentlich das Wohltuende und Entzückende, unmittelbar Wirkende seiner geistreichen und liebenswürdigen Kunst. Auch hier ist es wieder bewundernswert, über welchen Reichtum an Nuancen er verfügt. Der innere Friede des jungen Mönches, der im Klostergarten an den herrlich duftenden wilden Rosen riecht, ist etwas ganz anderes als die brütende Stille,

die über der alten Bastei ruht, wo unter den ausrangierten alten Kanonen der Invalide Wache hält; und wieder etwas anderes ist die Abgeklärtheit des alten Gelehrten, der, vor seinem Frühstückstisch stehend, sich in die Morgenlektüre vertieft und nicht bemerkt, daß die kecke Amsel auf den lecker besetzten Tisch gehüpft ist.

Es ist allerdings wahr, daß der Unerschöpflichkeit der Illustrationsmotive dann doch nicht die gleiche Wandlungsfähigkeit des malerischen und farbigen Ausdrucks gegenübersteht. Es ist auch wahr, daß Spitzweg nicht selten auf einer Tafel die delikateste frischeste Farbenwirkung im Stile des Diaz gibt, daneben ein trübes Violett, ein gelbliches Braun zeigt und endlich diese weniger glücklichen Töne durch ein scharfes Blau unterbricht. Aber das sind einesteils Unzulänglichkeiten, die im primitiven Stand der Farbenauffassung von der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts begründet sind, und die anderenteils gerade in dieser koloristisch unmöglichen Verbindung von scharfem Glanz mit feiner toniger Haltung das Bestreben nach frischer und erquickender Farbe verraten. Ganz ähnliches findet sich ja auch bei Eduard Schleich, dessen Landschaften nicht immer leicht von denen Spitzwegs zu scheiden und gerade für die weitere Entwickelung der modernen Landschaftsmalerei so wichtig geworden sind.

Wir haben bis jetzt Spitzweg mit manchem Künstler aus seiner Zeit zusammengestellt, um seine historische Stellung zu umschreiben; es sei nun auch noch ein Vergleich mit einem alten Meister gestattet, um das Verdienst an Spitzwegs poetischer Art im Verhältnis zu seiner speziell künstlerischen Bedeutung im allgemeinen anzugeben: man darf ihn unbesorgt den Watteau des neunzehnten Jahrhunderts nennen und braucht nicht zu fürchten, daß dieser Vergleich ihm schadet; denn obschon Watteau als Maler viel höher steht, so sind beide einander doch gleich in der entzückenden und immer verständlichen Liebenswürdigkeit ihrer Poesie.

Es war ein schönes Künstlergeschlecht, das damals in München lebte, die Pocci, Schwind, Bürkel, Schleich. Noch lebt mancher, der sie kannte, und jedem geht das Herz auf, wenn er von ihnen spricht; aber so sonnig wird keinem das Gesicht, so freudig belebt die Rede, als wenn er von Spitzweg erzählt.

Karl Spitzweg: Michl Berghofer. Zeichnung (Partenkirchen, 1833).

Dramatische Rundschau

Von Dr. Friedrich Düsel

Gerhart Hauptmann: „Kaiser Karls Geisel" – Emil Strauß: „Hochzeit" – Das neue Hebbeltheater in Berlin – Zu Adolf L'Arronges siebzigstem Geburtstage (8. März 1908)

Gerhart Hauptmann hat uns mittlerweile daran gewöhnt, daß wir auf der Bühne, die einst so etwas wie den geborenen Herrscher in ihm begrüßte, nur selten noch ein ausgesprochen dramatisches Werk von ihm empfangen. Was er uns nun schon seit Jahren gegeben hat, läßt fast durchweg den inneren Zwang gerade zur dramatischen und nur zur dramatischen Gestaltung vermissen, ja bei mancher dieser Gaben vermag man das Gefühl nicht zu unterdrücken, als tauge ihr die episch-lyrische („Elga" und „Pippa") oder die Novellenform („Die Jungfern vom Bischofsberg") besser als die dramatische. Auch sein neuestes wiederum zuerst vom Berliner Lessingtheater aufgeführtes Stück „Kaiser Karls Geisel" (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin) enthält in seinen vier Akten kaum eine einzige Szene, die einen ausgeprägt dramatischen Nerv hätte, und die aus sich heraus, um zu ihrer Vollendung zu kommen, nach der Bühne riefe. Der Dichter selbst scheint ähnliches empfunden zu haben: wie er einst seinen „Armen Heinrich" schlechthin eine „deutsche Sage" nannte, so hat er diesmal die für ein Bühnenwerk doch einigermaßen resignierte Bezeichnung „Ein Legendenspiel" gewählt. Eine solche Captatio benevolentiae entwaffnet den Kritiker eigentlich zur Hälfte, wenigstens den Theaterkritiker; jedenfalls übt sie den sanften Zwang auf ihn aus, zunächst einmal den Inhalt der Dichtung eingehender zu betrachten. Märchen, Sagen und Legenden haben nun einmal das Recht der Wanderer aus weiter Ferne: sie dürfen sich's bequem machen an unserem Herd und, von niemandem gestört, in allem Frieden ihre Geschichte erzählen.

Den Keim seiner Fabel fand Hauptmann in den „Sechs Tagen" des Boccaccio- und Grazzinischülers Sebastiano Erizzo, der Novellensammlung eines venezianischen Edelmannes aus dem sechzehnten Jahrhundert, aus der uns Paul Ernst, der geschmackvolle Kenner altitalienischer Literatur, gerade das von Hauptmann benutzte „Ereignis" in seinen „Altitaliänischen Novellen" (Band 2; Leipzig, Inselverlag) übersetzt hat.

Darin wird weniger ergötzlich als moralisch erzählt, wie Karl der Große eine über die Maßen hitzige Liebe zu einer Jungfrau faßte, welche, wie es wenigstens in seinen Augen schien, jede andere des fränkischen Reiches an Schönheit übertraf. Des Königs Verwandte und Räte zeigten sich höchst betrübt und unwillig darüber. Da stirbt das Weib plötzlich eines unerwarteten Todes. Die große, wenn auch geheime Freude, die die Männer des Palastes darob empfinden, wird aber bald in desto größeren Schmerz verwandelt, als sie sehen, daß die Seele des Königs durch jenen Tod von einer noch schwereren und törichteren Schwäche befallen wird. Nachdem er nämlich den Körper der Toten mit Balsam und Spezereien zugerichtet und mit Purpur bekleidet hat, bleibt er ihm zur Seite Tag und Nacht. Aus diesem Zustand vermögen ihn auch die wichtigen Gesandtschaften fremder Völker und die Fürsten seines eigenen bedrohten Reiches nicht aufzuwecken. Endlich gelingt es den brünstigen Gebeten des Bischofs von Köln, den Zauber zu lösen. Unter der Zunge der toten Jungfrau, so wird ihm durch eine Stimme vom Himmel verkündigt, sei die Ursache für die Liebeswut des Königs verborgen. Und siehe! der Bischof findet dort richtig einen Edelstein verborgen, der in einen kleinen Ring gefaßt ist. Er entfernt ihn, und als nicht lange darauf Karl zurückkehrt, kommt ihm eine solche Furcht vor dem Anblick des Leichnams in die Seele, daß er nicht mehr wagt, ihn zu berühren, und befiehlt, ihn gleich zu beerdigen, als ob er, nach langem Wahnsinn, wieder zu sich gekommen wäre. Der Bischof aber wird vom König als sein Befreier aus großer Not gefeiert und zu seinem ständigen Ratgeber erhoben. Das jedoch empfindet

der gerechte und kluge Mann als eine Last, und so wirft er den Ring, mit dessen Besitz augenscheinlich des Königs Liebe verknüpft, in die Tiefe eines benachbarten Sumpfes. Nichts war seit dem Augenblick dem König angenehmer als der Sumpf; an seinem Wasser halte er das größte Wohlgefallen, und an seinem Geruch, wie an etwas sehr Liebliches, ergötzte er sich so, daß er an diesen Ort, mitten in den Schlamm, seinen königlichen Palast verlegte, dort den Rest seines Lebens verbrachte und sich dort auch begraben ließ.

So weit die nicht ohne eine grämliche Warnung vor allzu großer Leidenschaftlichkeit schließende Erzählung des Italieners. Der deutsche Dichter hat auf diesem nicht gerade üppigen Anger seine Phantasie sich frei und ungezügelt tummeln lassen, er hat den Stoff mit reichen lyrischen und dekorativen Zutaten verbrämt, bei der Schilderung des verführerischen Mädchens die Hilfsmittel selbst der modernen Psychopathologie nicht gespart und insbesondere den Seelenzustand des an der Schwelle des Alters von einer letzten, unwürdigen Leidenschaft erfaßten Herrschers mit einer Liebe und einer geflissentlichen Intimität ausgemalt, gegen die der Italiener als ein armseliger Stümper erscheint. Aber merkwürdig! just das eine Moment, das in jener Novelle des Erizzo allein einen dramatischen Keim enthält, die Bemerkung nämlich: „wie feindlich sich doch die Umstände des Liebhabers und des Königs seien, und daß man sie nicht ohne Zwietracht zugleich ertragen könne, da ja die Regierung nichts anderes sei als eine gerechte und ruhmreiche Herrschaft, die Liebe aber eine ungerechte und törichte Dienstbarkeit" — dieses Moment hat unser Dramatiker so gut wie ungenützt gelassen, jedenfalls nicht zu dem inneren Quellpunkt zu machen gewußt, aus dem der dramatische Konflikt sich gebiert.

Als Kaiser Karl zu Jahren gekommen war, so hebt die Stimme seiner Dichtung an, da rührte auch ihn, den Weltbeherrscher und größten Kriegsmann seiner Zeit, die Angst des Alters an, und seine frierende Seele sehnte sich nach etwas Holderem als Schlachtenlärm und Politik. So findet ihn das sächsische Mägdlein, das eines Tages im Weinmond während einer Streitsache vor ihn gebracht wird, nachdem es soeben — nicht zum erstenmal — den frommen Nonnen, bei denen es als Geisel untergebracht, zu allerlei nächtlichem Unfug entwichen war. Ein seltsames Wesen, diese Gersuind, dies lazertenhafte, torndblonde Ding von fünfzehn oder sechzehn Jahren! Karl hat sich selbst bei einem Klasterexamen von den verbtüffenden Proben ihres frühreifen Verstandes beschämen lassen müssen, erfährt nun aber auch von ihrer unbändigen Tollheit und von ihrer Lust an heidnischer Unzucht. Den Frommen erscheint die Sächsin geradezu wie ein Teufelsspuk, wie ein Blendwerk der Hölle; Karl fühlt sich im Gegenteil von ihrem Anblick gleich wundersam berührt. Sein alter Blick wird jung im Schwelgen auf der blonden Weide dieses Kinderscheitels, und der Frost seines Herzens, Eis von mehr als sechzig Wintern, beginnt zu tauen. In solcher Laune gibt sein plötzlicher Entschluß die Gefangene frei; denn danach steht all ihr heißestes Begehren. Als er sie dann aber Aug' in Auge näher prüft, enthüllt der blonde Irrwisch ihm Seiten, die ihn stutzig machen. Mit einer unverschüchterten Frische, die ihn ergötzt, paart sich eine lauernde Verschmitztheit, eine fast zynische Schamlosigkeit und ein unbändiger Lebensdrang, die ihn erschrecken. Mehr aus Zorn darüber als aus Freude läßt er die Aberwitzige aus allen, auch den letzten Banden und gibt sie fessellos ihrem Schicksal preis, wie sie es sich wünscht, stürze sie gleich in den Abgrund der Hölle. Nun hat die Dirne freien Lauf. Denn als eine Dirne, die sich dem ersten besten schamlos an den Hals wirft, entpuppt sich Gersuind, kaum daß Karl den Fuß gewandt hat. Noch nie war Glorie der Reinheit so erlogen.

Karl weiß und ahnt von dieser Verworfenheit zunächst nichts. Er zieht sich herrschensmüde auf seinen Landsitz in der Nähe von Aachen zurück, vergräbt sich in die Einsamkeit und schmiegt sich zärtlich an den Busen der herbstlichen Natur, indes das wilde Roß der Welt reiterlos dahinjagt. Das alles aber vermag die Unrast seines Kopfes, das Fieber seines Herzens nicht zu beschwichtigen:

Ein Rätsel rate was bedeutet das:
du schlägst die Augen auf — es ist bei dir!
und nicht bei dir! du jagst es fort — es flieht
und zieht, im Fliehn, dich hinter sich! Du willst
es fangen — es entschlüpft es von dir schütteln —
es nistet sich nur immer fester ein!
du brennst es — um so wilder brennt es dich!
Du willst im Eismeer es ertränken — siehe,
das Eismeer siedet ...

Es ist Gersuinds Bild, das ihn so, im Wachen wie im Traum, verfolgt. Er merkt's: ein neuer Frühling pocht an seine Altersrinde, der kahle Baum will sich noch einmal zum Blühen anschicken:

Es geht ein licht Gewölke
von Wohltat durch mein Innres hin, es regnet
den lauen Regen, der die Bäche fließen,
die Auen sprießen und in tausend Büschen
die kleinen Drosseln jauchzen macht. Sie lebt!
Zwar ein geringes Leben ohne Wert —
ganz andere Ernten fressen Jahr um Jahr
die Sicheln meiner Schnitter! — doch mein Herz
tobt, eigensinnig wie es ist, den Himmel
für dieses armen Kinderherzens Schlag: —
und daß er meiner Härte es entzog.

In dieser Stimmung hört er von Gersuinds schamlosem Gebaren, aber er nimmt es für ein nur halb verschuldetes Elend, und sie daraus emporzuziehen, räumt er ihr Gemächer in seinem Palast ein, nachdem er den Aufruhr der Gefühle, den das verführerische Schlänglein aus nächster

Nähe, in engster Berührung jäh in ihm zu entfachen versucht hat, mit mühsamer Größe zu väterlichem Wahlwallen gedämpft hat.

Aber lohnt es sich denn, dem Ruhm des Herrschers, dem kalten Glanz einer Krone, und sei's auch einer Weltenkrone zuliebe des eigenen alten Herzens Blütendrang zu hemmen?

> Der alte überzählige Karl
> vielleicht hat sich zu schämen, daß er lebt,
> vor euch: doch will er leben!! somit gut.

Also doch ein dramatischer Gedanke! Ja, aber leider ist die Form, in der er sich ausdrückt, nicht dazu angetan, uns in dramatischem Sinne zu erregen aber auch nur zu ergreifen. Karl offenbart ihn im Tischgespräch mit Alcuin, dem greisen Gelehrten, Dichter und Weltmann, und so trägt ihn die sanfte Welle des Dialogs zu Tal, ehe er uns noch recht berührt hat. Auch der Kampf mit sich selbst, den Karl nun zu bestehen hat, den schwersten, den der Bezwinger der Avaren, Hunnen, Sachsen, Langobarden je ausgefochten, zieht mehr als Reflexbild denn in unmittelbarer brennender Gegenwart an uns vorüber. Von seinem Kanzler muß der König hören, wie Gersuind, das „Königsliedchen", ihren Otternleib in gemeiner Schenke vor Fischern, Handwerksknechten und allerlei zusammengelaufenem Gesindel in zuchtlosem Tanze preisgibt, wie schließlich ihre bacchisch wilde Lust alle ansteckt und die Dirne im Chaos aufgewühlter Sinne von einem Arm in den anderen geschleudert wird, bis sie entstellt, entseelt in einen Winkel sinkt. So hat der Herr Kanzler selbst, von schwerer Sorge um des Reiches Wohlfahrt bedrückt, es bedachtet. Daß er ihr, um sie hinwegzuräumen, in derselben Nacht einen langsam, aber sicher wirkenden Gifttrank beigebracht hat, verschweigt der Alte. Nun kann auch Karl sich nicht länger verbergen, welch ekles Geschmeiß er an seinem Busen genährt hat, und voll Verachtung schleudert er den „Wegwurf" von sich. Mag sie in die Heimat zu ihrem Gatt der Greuel, den sie ehrt, zurückkehren und sich dort im Kote wälzen! Mit ihr wirft er aber auch den kunstvollen, in sieben kleine Ringlein auseinanderfallenden Ring verächtlich von sich, den neu zusammenzusetzen Alcuins Geduld zuvor vergeblich versucht hat, und den jetzt, eh sie sich entfernt, Gersuind blitzschnell zu sich steckt, um — von seliger Stunde in anbetender Liebe zu dem König zu entbrennen.

Doch im geheimen schreit auch Karls wilde Seele nun erst recht nach dem „Kinde", das jetzt, ihm fremd geblieben und nicht wie die anderen leichtlich bezwungen, verderblicher denn je in ihm herrscht. So kommt er eine Woche später, von seiner alten Unrast und einem dunklen, qualvollen Ahnen getrieben, ins Kloster auf dem Plan, und dort findet er die unterwegs Zusammengebrochene auf dem Totenbett. Als sein Fuß

Ida Orloff als Gersuind in Gerhart Hauptmanns Legendenspiel „Kaiser Karls Geisel". (Aufnahme von Otto Becker u. Maaß in Berlin W.)

die Schwelle der Klosterpforte überschritt, floh ihre Seele unsichtbar an ihm vorüber, denn eben in dem Augenblicke starb sie. Jetzt starrt er in ihr wachsbleiches Antlitz und hält ihr, indessen draußen der Pöbel wider die Königsdirne und des Herrschers Untätigkeit murrt, die Totenklage:

> Nun ist sie stumm! in meinem Traum
> sah ich den weißen Leib so leuchten! denn
> was ich ihr streng verschwieg, das sag' ich euch:
> ich liebte sie! ...
> Seht ihr den Mann, der jener Toten nachfolgt?
> Die Menge weiß von diesem Manne nichts!
> laßt ihn — verratet nichts! — laßt ihn nur gehn!
> Was er nicht konnte, wird dem Volke nun
> nicht fehlen: und ein Greis bleibt ihm zurück!
> und der ... der Greis sehnt sich ins freie Feld!
> ins Blachfeld! unter freien Himmel! wo
> der Waffenaufruhr über ihm, der Aufruhr
> des Kriegszugs um ihn her die Welt erfüllt.
> Auf seines Streithengsts Rücken sehnt er sich
> und nachts zu ruhn im sausenden Gezelte!
> und kurz, der alte Kriegsknecht: Kaiser Karl!
> schreit wie ein Hirsch nach Wasser, nach den Stürmen,
> darin er frisch geatmet lebenslang:
> nach Waffenlärm! nach Männerkampf! nach Krieg! ...

Ein Legendenspiel, wie von mönchisch müder Hand in einsamer Klause aufs Pergament gemalt. Weder ein historisches Zeitgemälde mit weitem, bewegtem Hintergrund, noch ein Charaktergemälde

voll Kraft und erschütternder Wahrheit. Keine Gestalt von Kaiser Karls Hof und Tafelrunde voll eigenkräftigen Persönlichkeitslebens, Alcuin allenfalls ausgenommen, aber auch er an der eigentlichen Handlung nur lose und allzu passiv beteiligt. Karls Geschick allein, besser der Schatten eines späten Geschicks, der über seine Altenspfade gleitet, hat etwas von tieferer dichterischer Weihe empfangen. Da gibt es doch Momente, die nicht blaß durch ihre eigen und neu gesehenen Bilder an unsere Seele klopfen, die uns auch erschauern lassen in jenem alter Kreatur eigenen Gemeinschaftsgefühl, dem sichersten Prüfstein echter Dichtung: Das bist du! Gleiches oder ähnliches kann auch deinen Tag dereinst überschatten, wenn er zur Rüste gehen will und doch in leidenschaftlichem Lebensdrange nach einmal blühen möchte! Das Drama, weiß ich wohl und betone es noch einmal ausdrücklich, ist damit nicht zu retten. Die Seele des Dramas ist Handlung, Ausleben des innersten Nervs in brausender, brandender Aktion, und davon ist hier so gut wie nichts zu finden. Am schwersten aber drückt etwas anderes auf dieses Werk: die Unwürdigkeit des Preises, um den es geht. Diese Gersuind, diese verkümmerte, unerträgliche Mischung von mimosenhafter Kindlichkeit, altkluger, sich selbst gleich einem Schaliasten erklärender Weltweisheit, teuflischer Wildheit, geiler Lebensgier und mildverklärter Friedenssehnsucht zu guter Letzt, ist als Versucherin und Entwurzlerin eines Karls des Großen unmöglich, undenkbar. Nicht nur unser historisches Gewissen — das darf der selbstherrliche Dichter allenfalls über den Haufen rennen, wenn er die Kraft dazu hat —, nein auch unser unbeirrbares menschlich-natürliches Wahrheitsgefühl empört sich gegen diese Verkuppelung, ganz abgesehen davon, daß die Gestalt in ihrem Gemisch aus altbekannten Hauptmannschen Lieblingszügen und fremden Entlehnungen, zumal von Grillparzers Jüdin von Toledo und Schnitzlers Beatrice Nardi („Der Schleier der Beatrice"), auch für sich betrachtet gründlich mißlungen ist. Diesen Engel Täman, diese Jungfrau-Dirne glaubhaft zu machen, helfen alle philosophischen Schleier, alle dunklen Symbole nicht, womit der ratlose Dichter sie umhüllt, und der Glorienschein vollends, den er im Schattrn des Todes um ihr „der Trübsal näher als der Freude verwandtes Wesen" zu schlingen sucht, rückt sie uns erst recht fern. Nein, um einen Aufschwung zu der so heiß ersehnten zweiten kraftvollen Dichterperiode Hauptmanns einzuleiten, ist das schwächliche Werk nicht berufen; sein Verdienst wird darauf beschränkt bleiben, einen Stillstand, ein Kräftesammeln, ein Atemholen in des Dichters Schaffensgang zu bedeuten, eine Tilgung des — Makels, möchte man fast sagen, den das unselige „Lustspiel" von 1907 auf den geliebten Namen geworfen hatte. —

Hauptmann ist nicht der einzige „Namhafte", von dem es sich die Bühne heute gefallen lassen muß, mit un- oder gar widerdramatischen Dichtungen beschenkt zu werden. Emil Strauß, der Romanschriftsteller und Novellist, der Dichter des „Engelwirtes" und der „Kreuzungen", vor allem aber der ganz von der wehmütigen Musik einer verlorenen Jugend erfüllten Kindergeschichte „Freund Hein", befindet sich in ganz ähnlichem Falle. Von ihm ist in den Kammerspielen des Deutschen Theaters zu Berlin kürzlich ein Fünf-, eigentlich ein Sechsakter „Hochzeit" (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin) aufgeführt worden, und alle die, die auf dem Theater nur Theaterstücke gelten lassen wollen, regelrechte und wirkungsvolle Theaterstücke, sie taten recht daran, dieses Werk in Grund und Boden zu verdammen. Auf den Namen eines Theaterstückes hat es gar kein Anrecht, ja selbst vor der literarischeren Bezeichnung „Drama" muß es noch sänftiglich erröten. Ich bin nicht gesonnen, ihm daraus, wie es die ästhetischen Frondisten von Beruf und Neigung gern tun, einen ausgesucht üppigen Lorbeerkranz zu winden. Aber ich erlaube mir, ihm einen ganz bescheidenen Ersatz dafür, einen Trostpreis heißt man das ja wohl beim Rennen, darzureichen, indem ich es eine „Lebensdichtung" nenne. Weshalb, mag ein Blick auf den Inhalt lehren.

Eine höchst alltägliche Geschichte, so alt und ewig neu, daß man am liebsten gleich Heine zitieren möchte. Ein frisches unerfahrenes Mädchen von achtzehn fall an einen, wie der Alemanne Strauß sagt, „gestandenen" Mann, einen gutmütigen, wohlsituierten Herrn von sechzig, verheiratet werden. Wird auch tatsächlich an ihn verheiratet. „Verkuppelt" wäre zuviel gesagt, denn gezwungen wird Emma Ring eigentlich nicht, nur von dem um ihre und seine Zukunft gleich besorgten Vater, einem geduckten Pfennigmenschen, und den engen häuslichen Verhältnissen ein klein wenig geschoben. Da sie eine fügsame Tochter ist, und da noch nie die Liebe zu ihr gesprochen hat, dünkt ihr das am Ende gar nicht so schwer, und wer weiß, vielleicht wäre sie mit ihrem quiezierten Apotheker ganz glücklich geworden, wenn am Vorabend der Hochzeit nicht das Ungestüm der Jugend bei ihr angeklopft hätte. Daß es just der eben von der Universität kommende Neffe ihres Bräutigams ist, bringt die Geschichte freilich mit der deutschen Schwantsphäre in fatale Nachbarschaft; aber darauf beruht zum großen Teil ja gerade der eigentümliche humoristisch feine Reiz dieses Werkes, daß es auch scheinbar alberne Dinge zu adeln weiß. Doch wähne man nicht, daß diese Emma Ring diesem Bartel Rad nun ohne weiteres an die Brust fliegt. Freilich fühlt sie ihr junges Herz gleich auf den ersten Anruf der Jugend erbeben, aber erst nach schwerem, schmerzlichem Kampf beugt sich ihr kindliches und weibliches

Das neu eröffnete Hebbeltheater in Berlin. (Aufnahme von Sander u. Lobisch in Berlin.)

Pflichtgefühl dem Gebot des Herzens und der Natur, von dem der stürmische Mund des Jünglings so beredt zu ihr spricht. Nicht heimlich, sondern offen und bewußt geht sie, das Haar noch von dem Myrtenkranz zerdrückt, mit dem Geliebten davon, gleichviel wohin. Der Ort nun, den Bartel sich und ihr zum Hochzeitsbett ausersehen hat, mutet recht süddeutsch-romantisch an, etwa wie Scheffels Höhle des stillen Mannes oder wie ein Räuberschlupfwinkel, in dem die wilden Herzen stiller Liebe pflegen. In einer Molassesandsteinhöhle feiern die beiden Sommervögel ihre Vereinigung, zwei Kinder, die gleich den Höhlenmenschen der Vorzeit mit einem Sprung durchs Feuer an sich selbst die Weihe ihres Bundes vollziehen. Was sie vor- und nachher treiben, ist voll zartester, innigster Poesie, als wären die beiden selbst eben erst, der Blume oder dem Falter gleich, aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. So senkt sich die Nacht auf sie herab, und aus dem Mädchen wird eine junge Frau. Doch kaum daß der neue Tag erwacht, meldet sich auch schon der urgeborene Zwiespalt, den Gott zwischen Mann und Frau gepflanzt hat. Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte. Er, Bartel, will nun erst recht trotzen, will Brücken abbrechen und Tischtücher zerschneiden — sie, Emma Rad, geborene Ling, möchte versöhnen, Frieden schließen, alles zum guten wenden und ins Gleichgewicht bringen, wenigstens doch die Liebe ihres alten Vaters mit sich herüberneehmen ins neue Land des Glückes. Als die beiden noch darüber streiten, erklingen Schritte, und zu ihnen herunter steigt der alte liebe Onkel und vorzeitig verlassene Gemahl, um mit den Leutchen ein vernünftiges Wort zu reden, wie wenigstens der Eklat vor der Welt zu vermeiden sei, und welche Wege eingeschlagen werden sollten, durch legitime Scheidung der alten und standesamtliche Besiegelung der neuen Ehe die bürgerliche Ordnung wiederherzustellen. Der Leser wird sich unschwer vorstellen können, wie gefährlich diese Situation mit der zarten Grundstimmung der Szene zusammenstößt. Sie soll dramatisch auch nicht „gerettet" werden. Dichterisch aber rettet sie sich schließlich selbst, indem sie aus dem Jüngling, der erst zum Manne werden soll, ebenso wahr und überzeugend wie

sein humaristisch noch einmal den ganzen eigensinnigen Trotz jenes kritischen Übergangsalters hervorkehrt. Emma läßt sich nämlich von des Alten beweglichen Reden rühren und stürmt, halb aus gekränktem Ärger über Bartels Benehmen, halb aus Reue und Heimweh, zu ihrem alten Vater zurück. Das ist nun aber so was für unseren strudelköpfischen (und doch so prächtigen) Gewaltsmenschen! Seine studentischen und medizinischen Erfahrungen fallen ihm ein, er spricht von einem energischen Schnitt, den er machen müsse, um durch Vergrößerung der Wunde das Blut zum Stillstand zu bringen, er deklamiert: „Wenn ich sie jetzt verliere, ist sie nie mein gewesen", er doziert wie der erprobteste schwäbische Schulmeister, genug, er dünkt sich wer weiß wie groß und erhaben in seiner einsamen, bis zum Tode getreuen Charakterkonsequenz. Aber dann schlägt plötzlich auch seine Stunde. Einen halben Tag später, nachdem das Mädchen zum Weib geworden, reift der Knabe zum Mann, indem er sich bewußt wird, daß alles Holde und Süße dieser Welt nicht mit Biegen oder Brechen, mit Jagen und Fordern, mit Hussa und Hurrido gewonnen wird, sondern sein zart mit Werben und Dienen, Festhalten und Behaupten, und daß es Frevel ist, bei gewissen Dingen alles mit großer Gebärde auf eine Karte zu setzen. „Mensch, spiele nicht!" ruft er sich zu. „Laß dir nichts nehmen! Rühre dich! Setze dich ein!" So hält und gewinnt er sich denn seine Liebe zum zweitenmal von den beiden Alten, die schon munter dabei sind, ihn bei Emma um allen Kredit zu bringen, und diesmal, da er es in Demut tut und mit dem Bewußtsein für den Wert des Schatzes, wird es ein Band für immer, ein tapferes, zuversichtliches Zusammengehen, das kein Zurückschauen mehr kennt. Mit diesem Paare, fühlen wir, schreitet der Wille und die Kraft zum Glück ...

Ich wiederhole: ein nichts weniger als vollendetes Drama, aber eine Lebensdichtung. Mehr als einmal verzieht sich der Mund zum Spott über all die Unbeholfenheiten, Naivitäten und Tölpeleien, die da zum Vorschein kommen. Aber es geht einem bei dieser Dichtung wie bei einem Kinderauge und einem Kindermund: das Lachen zerfaut zu einem Lächeln, und aus dem Lächeln erblüht ein heiliger Ernst, weil einem leise die Ahnung aufgeht, welche tiefe Weisheit auf dem Grunde dieser Torendinge schlummert. Kinder spielen, tändeln und tappen zu und tun doch das bessere und frömmere als die neunmal klugen Erwachsenen mit all ihrem Verstand. Der Kopf der Alten baut mit Fleiß und Müh' ein Haus; das Herz der Jungen bläst es mit einem einzigen Hauche um. Aber auch das Herz der Jungen muß erst vom Schmerz, von Gefahr und Not Politik der Wirklichkeit lernen. Seid ohne Falsch wie die Tauben, aber auch klug wie die Schlangen. Die Dichtung ruft ihre Moral weiß Gott nicht aus wie ein Marktschreier, um so süßer ist das, was zutiefst in ihren Waben sitzt. Irr' ich mich, oder ist es so, daß wir nicht viele „Theaterstücke" haben, die gleich ernste und feine Gedanken wecken und gleich viel vom tröstlichen Humor dieses Daseins spenden? Deshalb, weil es so kinderrein, schlicht, treu und herzensfromm ist, sei dies „Drama" trotz alledem gebenedeit, all in seiner Schlechtigkeit. —

Seit Kaisers Geburtstag hat Berlin nun wieder mal ein neues Theater, und zwar eins in eigenem Hause: das Hebbeltheater in der südlichen Königgrätzer Straße. Ruhige, gediegene Vornehmheit, wohltuende Intimität und der Zeitstil sachlicher Zweckmäßigkeit haben in diesem von Oskar Kaufmann, einem jungen österreichischen Architekten, erbauten Hause einen Bund geschlossen, der recht Erfreuliches zuwege gebracht hat, zumal wenn man mit den hohen Bodenpreisen rechnet, die eigentlich jedem phantasiereichen Baumeister in Berlin, wenn er nicht etwa für den Fiskus arbeitet, Handschellen anlegen. Nur etwas zu ernst und kompakt muten Äußeres und Inneres an; man hätte gewünscht, daß nach häufiger und nach heller, als es geschieht, die Fanfaren der Freude erklingen, obgleich das golddurchflammte Birnbaumholz, das die Logenbrüstungen reichlich verwenden, bei aller Dezenz etwas heiter Spielendes hat. Die Eröffnung des Hauses mit der „Maria Magdalena", Hebbels trostlos düsterem bürgerlichem Trauerspiel, war nicht gerade glücklich: der rechte Hebbelstil bleibt an dieser Stätte erst noch zu entdecken. Einstweilen spielt das Ensemble, darunter stolze Namen wie Rosa Bertens und Hermann Nissen (der vom Wiener Burgtheater zurückgewonnene), den Iren Shaw, wie das Gastspiel im Zentraltheater bewiesen hat, besser als unseren großen Unerbittlichen. Doch wird und soll es ja, so wenig wie unser Drama selbst, bei Hebbel auch nicht stehenbleiben. Wie Hebbel einst in der „Maria Magdalena" das bürgerliche Drama, zuvor das Organ des Emanzipationskampfes, gegen das Bürgertum selbst mobil machte, indem er darin die Tragik der einseitigen Gebundenheit gestaltete, so erhoffen wir heute von dem neuen, im Keimen und Werden begriffenen Drama, daß es uns über Hebbel — und auch über Ibsen — hinwegführen werde in ein freudigeres und festlicheres Land. Diese stolzere Zukunft unseres Dramas sei es, für die das neue Haus hoch das Tor und weit die Pforte mache.

Unser bürgerliches Drama — das ist ein zuweilen höchst respektables, zuweilen aber auch höchst beschämendes, weil in fremder Sprache geschriebenes Kapitel. Lessing und den jungen Schiller beerbten Iffland und Kotzebue, einem Hebbel, Otto Ludwig und Anzengruber raubten Bauernfeld, Benedix, Charlotte Birch-Pfeiffer u. a.

das Sonnenlicht. Am schlimmsten aber sah es auf unserer Bühne unmittelbar nach 1870 aus, da wir als Sieger uns so etwas wie eine deutsche Renaissance auch des Dramas und Theaters erträumten. Was die Franzosen uns in bar hatten zahlen müssen, holten sie auf dem Umwege über die Tantiemenrechnungen wieder aus uns heraus. Das französische Sittenstück überschwemmte unsere Bühne, ja schlimmer noch, es führte das Szepter auch dann, wenn die Autoren Lindau, Lubliner oder Blumenthal hießen. Merkwürdige Ironie des Parallelismus der Erscheinungen: der Sturmvogel eines aus moderner Weltanschauung geborenen Dramas hieß „Maria Magdalena" — der erste große Erfolg der Lindauschen Franzosennachahmung, womit die Entwickelung wieder um Jahrzehnte zurückgeworfen wurde, dreißig Jahre später „Maria und Magdalena".

Blicken wir heute auf jene Zeit zurück, erscheint sie uns so trostlos, daß wir den paar Braven schon dankbar sind, die jenen Verfall unserer Dramatik nicht aufgehalten — dazu waren sie zu schwach —, wohl aber ihr ab und an in ihren Stücken ein paar volkstümliche Tropfen aus deutscher Quelle zugeleitet haben. Zu diesen tröstlichen Erscheinungen in böser Zeit gehört auch der, der am kommenden 8. März die Schwelle der siebzig überschreitet: Adolf L'Arronge, der „alte L'Arronge", wie man ihn, mit dem Beiklang des Guten und Freundlichen im Wort, lieber und besser nennt. Gewiß, auch er hat in seinen bekanntesten und beliebtesten Stücken reichliche Anleihen bei unseren westlichen Nachbarn gemacht und noch reichlicher aus dem Tränenkrüglein der Sentimentalität geschöpft; aber diese weinerliche Gemütsromantik gehörte damals zu unserem bürgerlichen Nationale, und jene französische Konterbande hat der Verfasser von „Mein Leopold", „Doktor Klaus", „Hasemanns Töchtern" und all den anderen tausendmal gegebenen Lustspielen, Schwänken und Volksstücken meistens mit einem tüchtigen Schuß altberlinischen Possenhumors zu tausen verstanden, bevor sie über die Grenze kam. Er bewies dabei einen scharfen Blick für die Zeitströmungen und -stimmungen und wußte den behaglichen Leuten im Parkett jenes wohlige Gefühl zu vermitteln, das den biederen Philister überschleicht, wenn er auf der Bühne ein leibhaftiges Stück von sich selbst, von seinem „trauten Heim", seinen täglichen Sorgen und bescheidenen Freuden wiedererkennt. Als er dann das Pariser Sittenstück stärkere Gewalt über sich gewinnen ließ — man denke nur an „Lolos Vater" (1893) —, büßte er seine alte Sicherheit und Volkstümlichkeit bald ein. — Ungleich bedeutender als des Dramatikers sind des Theaterleiters L'Arronge Verdienste. Er hat von 1883 bis 1894 an der Spitze des „Deutschen Theaters" in Berlin gestanden und dieses vornehme

(Nach einer Aufnahme von Erwin Raupp in Dresden.)

Bühneninstitut ein Jahrzehnt lang fast zu dem in Deutschland führenden gemacht. Er hat entgegen dem damals grassierenden Virtuosentum dem einheitlich geschlossenen Ensemblestil zum Siege verholfen, hat streng auf künstlerische Gesamtwürde seines Hauses gehalten, hat manchen noch nicht zu rechtem Bühnenleben gekommenen, fast schon vergessenen Schatz der klassischen und nachklassischen Dramatik neu erfrischt und beseelt ans Licht gefördert und eine ganze Reihe von Schauspielern entdeckt, erzogen und um sich gesammelt, die die große Überlieferung deutscher Darstellungskunst würdig fortpflanzten. Genug für einen Mann, um in der Geschichte des deutschen Theaters immer mit Ehren genannt zu werden. Was ihm fehlte, war das elastische Verständnis für die fortschreitende Zeit und ihre neuen Forderungen. Aber er selbst fühlte das, und es rechnet mit zu seinen Verdiensten, daß er, anders als so mancher seiner Kollegen, den rechten Augenblick zum Rücktritt nicht verpaßte, um seinen Platz einer jüngeren, der Zeit besser gehorchenden Kraft zu überlassen. So genießt er jetzt einen von um so reinerer Dankbarkeit und Anerkennung geschmückten Lebensabend.

Literarische Rundschau

Romane, Novellen und Erzählungen — Literarische Notizen — Zu unseren Kunstblättern (Max Slevogt; Max Thedy; Viktor Seifert; Nicola Perscheid)

Romane, Novellen und Erzählungen

Aus der letzten Roman- und Novellenschau wird noch in Erinnerung sein, wie Ilse Frapan in ihrem „Erich Hetedrink" das pathostose Gefühl für die Notwendigkeit unserer Daseinsbedingungen gleichsam als Fundament der neuen Ethik proklamiert. „Wer da nicht mit will," ruft sie kurz angebunden, „der gehe nach drüben!" Auf ähnlichem Überzeugungsboden steht Gabriele Reuter in ihrem Roman „Der Amerikaner" (Berlin, S. Fischer; geb. 5 M.). Hier kommt jemand von drüben, der einst verlorene, jetzt zu fröhlicher, energischer Tüchtigkeit gestählte Sohn eines altadligen, in geheiligten Traditionen aufgewachsenen Hauses. Fritz von Lösegarten ist kindlich genug, zu hoffen, er werde mit der drüben gewonnenen Kraft in dem alten heimischen Kreise erfolgreich wirken können. Bald muß er erkennen, daß er die alteingewurzelten Verhältnisse für einen flüchtigen Augenblick wohl ein wenig aufwirbeln, nun und nimmer aber umpflanzen kann. Er geht, woher er gekommen, und überläßt sein väterliches Stammgut, wie's die Zeit will, dem heraufgekommenen Proletarier, der dort moderne Villenkolonien und Sanatorien anlegt. Ein Kleinod aber nimmt er mit sich: eine in der Enge dem Verdorren nahegekommene Mädchenblüte, die sich Freiheit genug bewahrt hat, um ihm dereinst auch eine geistige Lebensgefährtin zu werden. Und auch sonst scheidet er nicht als Besiegter, sondern als Sieger, im Bewußtsein, daß von seinesgleichen doch einmal der Sauerstoff kommen müsse, den müden Boden neu zu beleben. „Wir haben auch unsere Mission, wir Heimatlosen. Was wäre Deutschland ohne seine verlorenen Kinder?" Dies alles sucht Gabriele Reuter nicht im Tragödienton zu erzählen, sondern mit dem stillen und heiteren Lächeln, „mit welchem wir uns des Notwendigwerdenden und der gesunden Veränderungen, die zu neuem Leben führen, erfreuen mögen". Dennoch, glauben wir, wird sie nichts dawider haben, wenn wir diese Geschichte, die oft mit recht hergebrachten Typen und Motiven arbeitet, als ein „Zwischenspiel" ansehen, das in der organischen Kette ihrer künstlerischen Entwickelung nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Viel höher wird wahrscheinlich auch Wilhelm Hegeler dereinst, wenn er seinem neuesten Werke gegenüber erst wieder die Ruhe der Selbstkritik gewonnen hat, seinen Roman „Das Ärgernis" nicht einschätzen (ebenda; geb. 5 M.). Erst allmählich und ganz zu Schluß kommt man dahinter, was ihn in dieser Geschichte als eigentliches Problem gereizt hat: nicht der Kampf zwischen orthodoxem Engsinn und Muckertum einerseits, freiheitlich künstlerischem Empfinden anderseits, sondern die geistige Pubertätskrisis in einem Knabenleben, zu der jener Kampf um das „Ärgernis", eine auf offenem Markt aufgestellte nackte Brunnenfigur, nur die erregenden Momente liefert. Aber dieser Bau leidet an einer durchgehenden Verschiebung der architektonischen Verhältnisse: breit und — plump (das Wort ist nicht zu vermeiden) drängt sich jener eifernde Brunnenstreit in den Vordergrund und versperrt uns auf lange, lange Strecken allen freien Blick auf jene davon fast erdrückte innere Krisis. Weiß Gott! um den Pastor Diesterkamp, das Fräulein Tümeling und den Hauptmann Dreher, diese „Armen im Geiste", lohnte es sich gar nicht. Mögen die in Hammerstädt und anderswo dutzendweise auf der Straße herumlaufen — unser Eigenstes, Unveräußerliches, das, was uns angeht, hat nichts mehr mit ihnen zu tun. Aber ich spiele ja auch gar nicht den Eiferer für oder gegen, wird Hegeler antworten. Ich stehe beiseite und reibe mir höchstens schmunzelnd die Hände. Mit Verlaub, da irrt er. Es wollte in der Schilderung der frommen Eiferer und des zu ihnen haltenden Gelichters eine so offenbare Karikaturenstimmung, daß der Humor, das heiter-souveräne Spiel mit den Erscheinungen dieses Lebens, gar nicht aufkommt. Hier wird durchaus mit Keulen drein geschlagen, sogar mit nägelgespickten! Und der letzten Frage: wie wird sich denn nun dieser Pastor Diesterkamp verhalten, wenn seine Tochter mit dem Bekenntnis vor ihn hintritt, sie habe sich mit dem Anstifter des unfrommen Ärgernisses verlobt, weicht der Verfasser aus. Haben wir uns durch diese Di-

steln- und Dornenhecke einmal durchgekämpft, entdecken wir freilich in der seinvibrierenden Knabenseele und den Erschütterungen, die sie durchzumachen hat, manchen Zug, wie er sich nur einem Dichter offenbart, und wie nur dieser ihn zu gestalten vermag. Das Gift, das Pastor Diesterkamp, sein Onkel, in Ernst Broachs Seele träufelt, ist nur die Arznei, die ihn zur Gesundheit und zugleich ans Herz der mit innigster, verständnisvoller Liebe um ihn ringenden Stiefmutter, einer edlen, geistig hochstehenden Persönlichkeit, führt. Ernst Broach ist es, der mit einem Hammer die Ärgernis erregende Brunnenfigur verstümmelt, aber dieser Schlag zertrümmert zugleich die Dumpfheit in ihm und führt ihn heraus aus dem Wirrsal der gärenden, zwischen Freigeisterei und religiöser Schwärmerei hin und her taumelnden Empfindungen. Wie dankbar wären wir, wenn dieser Stoff, gegenüber anderer, erdgebundener Darstellung hier vorwiegend ins Geistige gewandt, die Herrschaft behauptete! Aber leider, statt sich auszuwachsen, streckt er nur ganz leise wie eine schüchterne Frühlingsblume sein Köpfchen aus dem Gestrüpp, das am Boden wuchert. Ob solche Difizilitäten überhaupt Hegelers Feld sind? Uns scheint, als wachse seine darstellerische Kraft mit der Kraft, der Stärke, ja der Brutalität des Konflikts. Deshalb waren bei aller „Wüstheit" der „Klinghammer" und der „Ingenieur Hartmann" so vorzügliche Leistungen. Deshalb scheint es, als liege das Heil dieses ja längst noch nicht auf der Höhe seines Lebens, geschweige denn am Ende seiner künstlerischen Möglichkeiten stehenden Erzählers einzig und allein in einer energischen Umkehr zu den Quellen seiner Eigenart.

Auch in Max Dreyers Erzählung „Ohm Peter" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), der ersten größeren romanartigen, die er geschrieben, wenn wir nicht irren, ist es ein „Onkel", von dem Licht und Schatten ausgehen. Aber wie anders hier klingt das Lied! Der Meerwind der Ostsee harft in den Saiten der Erzählung, aber doch ist es ein wehmütiges, melancholisches Lied. Das Lied von dem „Mann von fünfzig Jahren", über den noch einmal das Feuer und das Begehren der ersten Jugend kommt, der aber so viel Kraft, Ernst und Reife besitzt, um sich zur Entsagung durchzukämpfen. Daß diese Geschichte von Peter Brandts spätem Liebesrausch und mühsamer Entsagung nicht ins Sentimentale und psychologisch Ertiftelte fällt, dazu hilft dem Mecklenburger ein Erbstück aus seiner Heimat: der gesunde, herzhafte Humor, mit dem er Welt und Menschen betrachtet und, wenn das noch nicht ausreicht, sich ein Menschenpaar ganz nach seinem Gefallen und Gusto erschafft, wie Vadder und Mudder Wittmüs. Auch sonst hat Dreyer die Mönchguter Einsamkeit, in die Ohm Peter sich verkriecht, bevor Klein Ellen ihn aus seinem Winterschlaf weckt, durch allerlei Originale zu beleben gewußt, unter denen die beiden einander so ähnlichen Schlingel Jim und Jum nicht die übelsten. Das Beste an der Erzählung ist aber wohl ihr tiefes Einssein mit der Natur, mit Himmel und Erde, Luft und See. Rügens frischer Atem umfängt uns vom ersten bis zum letzten Kapitel und erfüllt uns mit der Zuversicht, daß, wer unter solchem Himmel seine Tage lebt, sich so leicht nicht wird unterkriegen lassen. Ohm Peter hat noch ein Leben und ein Schicksal vor sich, als Ellen sich von ihm gewendet und er erkannt hat, daß er ihre jungen keuschen Gefühle nur für einen anderen, Jüngeren, Glücklicheren geweckt hat: ein Stern grüßt seine Einsamkeit, klingend empfängt ihn sein Haus.

Überhaupt: man glaubt gar nicht, wie spät manchmal des Menschen Schicksal erst beginnt! Lukas Hochstraßer, der Schweizer Bauer am Herlibach, hatte sich nach dem Tode seiner Frau auf den Auslug gestellt und wollte die Jungen gewähren lassen. Da muß er erleben, daß sein Schicksal und Sorgen nun erst eigentlich anfängt. Verfünfsacht macht er's durch an und mit dem Leben seiner so verschieden und so ganz anders als er gearteten Kinder. Der Älteste hat den politischen Schelm im Nacken und läßt sich zu seinem Verderben vom Strudel sozialistischer Umtriebe mit fortreißen; der zweite denkt nur ans Irdische und „Habliche", an den morgigen Tag und kommt zeitlebens zu keiner Freude; die dritte kann die Sprödheit nicht überwinden und bohrt sich in diese Tugend so hinein, daß die am Ende zum Laster wird; der vierte stürzt durch seinen Leichtsinn sich und andere ins Unglück; der fünfte endlich ist ein Träumer und Phantast, ein Himmelsgucker, der den Boden unter den Füßen verliert. Keiner ist darunter, der von gleichem Geist beseelt wäre wie der alte Lukas und seine dahingegangene Frau. Und leise zwingt ihm das Leben die weggelegten Zügel wieder in die Hand. Aber wie wenig Macht ist dem Menschen doch gegeben! Da stellte man Kinder in die Welt und erzog sie zu Arbeit und Rechtlichkeit, und das eigene Blut, das sie in sich hatten, wandelte sich mit den Jahren, und man konnte es nicht hindern. Doch unmerklich erblüht dem Enttäuschten ein Ersatz: in der Braut seines in die Irre und in die Fremde gegangenen Sohnes findet er eine Reine, Tüchtige, Starke, die seiner wert und ihm ebenbürtig ist. Wie ein köstlicher Schatten eines starken und hohen Baumes schreitet sie an seiner Seite, und er lebt darin auf. Helle kommt in sein Haus und sein Herz; auch die anderen, die erst scheel sehen, müssen sich ihrer reinen und starken Güte endlich beugen. Da rührt ihn auf seine alten Tage noch ein Gefühl an, das die Natur nur der Jugend gewähren will. Aber er nimmt es in seine beiden festen Hände und legt es seinem Enkel, Brigit-

tens Sohn, auf die blanden Locken. Denn auf diesem Enkel sieht er die Zukunft seines Hauses ruhen; in keinem anderen, weiß er, wird sein Bestes so weiterleben wie in diesem Knaben, der seinen Namen trägt ... Ein prächtiger Mensch, dieser Lukas Hachstraßerl Fast zu makellos und tüchtig. Solche Leute, sagt man sich, dürfen und können keine gleich tüchtigen Kinder haben. Wo sollte das hin? Die Natur muß sich van sa viel Tüchtigkeit erst einmal ausruhen, ehe sie die Linien fortführt. Auch ist nicht zu verkennen, daß sich auf diese Tüchtigkeit manchmal ein klein wenig die Nüchternheit reimt. Ein bürgerlicher Ernst und eine zuverlässige Gediegenheit waltet wie in den Menschen, sa auch in Ernst Zahns Kunst. Er ist — das zeigt sich auch in diesem seinem jüngsten Roman, „Lukas Hachstraßers Haus" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) wieder — ein echter, treuer Sahn seiner schweizerischen Heimat, aber zugleich ein deutscher Schriftsteller und Künstler, dem überall mit Ehren die Tür aufgetan werden muß, soweit die deutsche Zunge klingt. Sa tief wurzelt er in gut deutscher Art, und sa gut ist es ihm gegeben, den gesunden Kern ihres Wesens auszuprägen.

Wie schwer es für einen norddeutschen, noch dazu einen aus dem norddeutschen Naturalismus kommenden Erzähler ist, sich in der Welt süddeutscher Bauern und ihres verschlungenen Seelenlebens heimisch zu machen, lehrt Georg Hirschfelds großer Raman „Der Wirt von Veladuz" (Berlin, S. Fischer; geb. 6 M.). Im Mittelpunkt des für Hirschfelds bisheriges novellistisches Schaffen überraschend geschehnisreichen Buches steht das Schicksal und der Charakter eines Mannes, der, van Natur schweren, wurzelhaften Sinnes, zur Weltfremdheit und Einsamkeit geboren, in den Wirbelstrom der Spekulations- und Gewinnsucht gerissen wird. Es geschiehl das durch seinen Schwiegersahn, einen verwegenen Glücksritter und „Gründer", der den sonst so steifnackigen Atten mit List und Trug wirklich dazu vermocht hat, aus dem van ihm sa eifersüchtig gehüteten einsamen schweizerischen Gebirgsdarf einen mit allem Luxus der Neuzeit ausgestatteten Badeart für die große Welt werden zu lassen. Das neue Wesen gedeiht eine Weile, aber es nährt sich van dem Frieden, dem Glück und der Rechtschaffenheit des ganzen Tales. Vergebens versucht der Wirt und Altbürgermeister von Veladuz, ein später Nachkamme des Richters von Zalamea und Stiefbruder Lukas Hachstraßers, sich nach einmal zu seiner alten Autorität und Herrenmacht aufzurichten, um den Kuckuck wieder aus dem Neste zu werfen; aber dadurch vergrößert er die Wirrnis und beschleunigt er das Verderben nur, das an den sittlichen und materiellen Pfosten seines Hauses nagt. Und auch er selbst muß fühlen, daß die Wurzeln, die ihn einst sa fest mit seiner Heimat und ihren Bewahnern verbanden, durchschnitten sind, daß, wa er einst fast als ungekrönter König schritt, nun Spott und Haß ihn mit Steinen werfen. Da treibt es ihn in die Einsamkeit, als ein Klausner lebt er hinfort in der Nähe seines hach über dem Erdenstaube liegenden einsamen Sees, seines einzigen Freundes und Vertrauten, hal er doch auch noch aus dem Tagebuch seiner verstarbenen Frau erfahren müssen, daß sie hinter der Schale seiner Rauheit immer nur die Härte, nie die Liebe und das weiche Gemüt sah, das sich nur var sich selber schützen möchte. Bis dann all das kapitalistisch-industrielle Schein- und Trugwesen, das teilweise geradezu verbrecherische Formen angenammen hat, zusammendricht. Hirschfeld, fühlt man deutlich, bewegt sich hier noch auf einem ihm nur halb vertrauten Baden. Auch hat er noch nicht die Kraft gewonnen, ein sa in den Nerv der modernen Kultur- und Wirtschaftsprobleme eingreifendes Thema wie dieses (hier alte bodenständige Kultur — dort rücksichtsloser kapitalistischer Unternehmungsgeist) künstlerisch zu zwingen. Manches, was großzügig und zeitcharakteristisch sein soll, gerät ihm ins Romanhaft-Sensatianelle. Dach ist der Ernst, der Fleiß und die Energie nicht zu verkennen, wamit sich der immer als schwächlich verschrieene Schriftsteller in das ihm schan wegen seiner Weite ungewahnte Milieu hineinarbeitet, und manches Kapitel, das in kräftiger Hand die verwarrenen Zügel einer vielspännigen Handlung sammelt, hätte ihm zuvar schwerlich jemand zugetraut. Ein Zeichen, daß auf seinem Wege Entwickelungsmöglichkeiten wachsen, deren Zweige neue Hoffnungen tragen.

Unter den jüngeren schlesischen Schriftstellern ist Paul Keller unversehens zu einem Erzähler ersten Ranges herangewachsen. Aus Wilhelm Raabes Munde hörte ich zuerst sein Lob ertönen, und als ich dann seinen „Waldwinter", von dem die Allgemeine Verlagsgesellschaft in München mittlerweile wahl schan die zehnte Auflage hat erscheinen lassen können, und bald danach sein „Letztes Märchen" (ebenda) gelesen hatte, fand ich Raabes Urteil, daß hier einmal mehr sei als die übliche, besser gemeinte als gekonnte „Heimatkunst", vallauf bestätigt. Eine weiche, zärtliche Romantik vermählt sich mit einem von milder Lebensweisheit gesättigten Humar, der doch gar nichts mit müder Resignatian zu schaffen hat. Nun hat der Fünfunddreißigjährige uns in dem „Sahn der Hagar" (ebenda; Preis M. 4.50) einen schlesischen Raman geschenkt, der nach dem menschlich-sittlichen Ernst seines Stoffes und seiner Haltung wie auch nach seiner künstlerischen Farm zu dem Besten gehört, was unserer Erzählungsliteratur seit Jahren beschert worden. Die „Heimatkunst" hat hier zum erstenmal einen über kleinlich-behagliche Nachzeichnung vertrauter Alltäglichkeit ins Große,

Poetische hinauswachsenden Stil gefunden. Abrahams verstoßenes, von der Sarah verfolgtes Kebsweib ist in dem Schlesien der Gegenwart zu der unehelichen Mutter geworden, ihr Sohn Ismael zu dem um den Makel seiner Geburt überall scheel angesehenen, rechtlosen, beiseitegeschobenen Paria. Aber Robert Hellmich will sich das Recht seiner Persönlichkeit wiedererkämpfen, er will gleich den anderen der Gabe vollen Menschentums teilhaftig werden. Doch der Fluch folgt ihm und verwandelt unter seinen Händen alles Liebe und Holde in Galle und Bitterkeit. Nur seinen armen alten Großeltern, den Eltern seiner längst dahingegangenen Mutter, vermag er etwas Trost und Freude in ihre letzten Tage zu bringen. Der eherne, fast heilige Ernst, mit dem der Dichter seines Helden schweren Kampf und endliches siegreiches Unterliegen schildert, erinnert an die Eindringlichkeit, mit der die Handel-Mazzetti ihre Konflikte gestaltet. Wie sie, kennt auch Paul Keller keine Kompromisse, keine Schönfärberei, so wenig er sich versagt, seine Geschichte zu starken, fast dramatisch starken Wirkungen emporzuwuchten, wo es die Gewalt des Stosses verlangt. Ein Buch, das trotz seiner „Düsterheit" eines großen, breiten Erfolges sicher ist, das sich ihn aber nirgends durch ein Herabsteigen zu dem billigen Publikumsgeschmack erkauft.

Wenn ich in die unmittelbare Nachbarschaft dieses in jeder Beziehung bedeutenden Buches das kleine novellistische Lebensbild „Joggeli" von Wilhelm Speck (Leipzig, Grunow; kart. 1 M.), dem Verfasser der „Zwei Seelen" und den Geschichten von „Menschen, die den Weg verloren", rücke, so geschieht es nicht, weil ich etwa meine, Specks Buch sei dem Kellers künstlerisch ebendürtig, sondern weil mir aus ihm ein gleicher im Feuer der Trübsal geläuterter Lebensernst entgegenkommt. Was Speck erzählt, ist nicht mehr als die kurze Lebensgeschichte eines schlichten Waldordeiters, aber dank der zarten Seelenmalerei, der innigen Empfindung, der lebendig warmen Naturschilderung, vornehmlich aber dank der Herzensreinheit, mit der alles angesehen ist, liegt etwas wie feiertägliche Andachtstimmung über diesen Blättern. Drei Heimaten sucht und findet der Joggeli: die erste in Dutendach, wo er recht und schlecht lebt, liebt und leidet, die andere drüben in Amerika, wo er sich nicht zurechtfinden kann, die dritte endlich jenseits der Berge und Wolken, von wo es keine Wiederkehr gibt, von wo der Joggeli aber doch zuhört, wenn die Pfingstglocken in der halben Nacht und um die Zeit der Morgenröte, da er einstmals seine Margarete fand, in die Blüten und den Frühling seines Heimatdorfes hineinläuten. „Wer dann im Dorfe davon aufwacht, sagt: Es ist dem Joggeli seine Stunde. Jetzt ist er von seinem himmlischen Häuschen herabgekommen und sitzt irgendwo in der Nähe, dem Läuten zu lauschen, bis er wieder nach seiner dritten Heimat hinaufsteigt. Gute Nacht, Joggeli, komm gut nach Haus." Sie sind ihm alle gut, dem stillen, simplen, wunderlichen, dem — weisen Joggeli — warum sollten wir es nicht auch sein?

Ernst von Wildenbruchs neuer Roman „Lukrezia" (Berlin, Grote; geb. 6 M.) zählt 530 Seiten, dennoch sind lange Strecken drin, in denen man kaum zu Atem kommt, so saust und braust die Lokomotive der Handlung dahin. Ruhe und Gelassenheit des Überschauens wird dieser Dichter nie lernen, und wenn er neunzig Jahre alt wird. Auf jenen „leisen Sohlen", die Meister Raabe als die Fittiche der Schönheit, des wahren Glückes und des echten Heldentums preist, naht sich bei ihm nur selten einmal etwas; er ist und bleibt der Mann der Überrumpelung, der Fanfaren und der stürmenden Faust. Was er nicht plötzlich gleich dem Tiger mit einem Sprunge packt, das entschlüpft ihm meistens. Und wie mit seiner Handlung und ihrem Helden geht's ihm schließlich auch mit seinen Lesern. Es wird heut' und morgen viele geben, die mit ihm durch dick und dünn, durch Wasser und Feuer gehen, aber andere auch, die, das erstemal nicht gewonnnen, ewig spröde gegen ihn bleiben. Das sind die, die nicht sowohl überredet, sondern vielmehr mit feinen und sorgsamen Künsten überzeugt sein wollen. Daran läßt es Wildenbruch, ein Dramatiker auch als Romanschriftsteller, auch diesmal wieder fehlen. So sehr, daß die Entwickelungslosigkeit in der Fabel, zumal aber in dem Charakter der Heldin, manchmal fast barbarisch anmutet. Gestern noch ein wohlerzogenes, zärtliches Geschöpf mit friedlichen Neigungen zur Musik, Poesie und Aquarellkunst, heute schon, kaum daß die geliebte Mutter die Augen geschlossen und die Tochter von Hut und Pflege frei geworden ist, eine lebensgierige Genießerin, der die Flut, in die sie sich stürzt, nicht tief genug werden kann, eine rasende Penthesilea, die kein Maß und Ziel findet. Alles Innerliche ist auf einmal weggeschwemmt, Lukrezia Mergentheimer kennt nur noch die lockenden, gleißenden Reize äußerlicher Erfolge und Triumphe. Jeder andere, und wäre er zehnmal undegabter als Wildenbruch, hätte hier für Übergänge gesorgt; man sollte denken, auch ihm wäre das ein kinderleichtes gewesen — aber er tut es nicht. Weiß neben schwarz, strahlendste Sonne neben dunkelster Nacht: die krassesten Gegensätze sind es, an denen er sich am meisten freut. Und wie mit dem Charakterumschwung, so geht es mit den Ereignissen. Heute noch eine anmutige Dilettantin in den vier Wänden des Hauses, ist Lukrezia schon morgen eine erfolggekrönte Malerin, Dichterin, Dramatikerin. Zwei feindliche Gewalten, eine gute zur Rechten, eine böse zur Linken, ringen um ihre reine und edle Seele, wie die beiden Reiter um die Seele des Bürgerschen Wild- und Rhein-

grafen. Schon schweben die Krallen des Bösen nah über dem Haupte seines Opfers, da entreißt ihm der Genius des Guten noch im letzten Augenblick die schöne Beute. Das ist eine kritische Situation so voller innerer und äußerer Spannung, daß Wilbenbruchs Dramatikergeist sich einmal ganz darin auszuleben vermag, und daß er auch die Widerwilligen mit fortreißt. Da vergißt man alle Bedenken und stürmt genau so ungestüm vorwärts wie die Phantasie und das edle, rassige Feuer dieses Dichters, der das Altern nicht lernt, der heute noch gerade so jung ist wie damals, als er die „Karolinger" schrieb, der aber auch noch dasselbe in heißem Mitleid wogende Herz für alles menschliche Weh und alle menschlichen Schwächen hat, um sie auf den Armen seines feurigen Idealismus zur Erlösung zu tragen ... Die Lücken, Schiefheiten und Unebenheiten dieses Buches fallen einem erst nach der Lektüre ein. Solange der Leser es in der Hand hat, schlägt es ihn ganz in Bann und läßt ihn nicht wieder los, bis die letzte Seite umgeschlagen ist und mit den Tränen der guten alten Tante Nanette auch die unseren auf das wachsbleiche Antlitz des „armen Kindes, der kleinen törichten Lukrezia", niedertropfen. F. D.

Literarische Notizen

Neue Bücher unserer Mitarbeiter

In stehender Rubrik möchten wir von jetzt ab regelmäßig neu erschienene Bücher unserer Mitarbeiter so kurz wie möglich anzeigen, ab und zu vielleicht auch eine Probe daraus mitteilen. Kurz glauben wir uns dabei schon deshalb fassen zu können, weil die geistige Art und die Feder unserer Mitarbeiter den Lesern der „Monatshefte" so meistens vertraut ist, und weil uns die einfache Erinnerung an den oder jenen Aufsatz in den meisten Fällen eine längere grundsätzliche Kennzeichnung ihrer literarischen Bedeutung, also oft auch ihrer neuen literarischen Arbeiten ersparen wird. Im Rahmen dieser „intimen" Abteilung, die wir allenfalls auch „Unter uns" betiteln könnten, erbitten wir uns dann gleich noch die Freiheit, auch zu einzelnen Beiträgen des gerade vorliegenden Heftes kurze literarische Notizen zu näherer Erläuterung oder Fortführung des dort Gesagten anschließen zu dürfen.

Das vorliegende Heft enthält aus Julius Babs Feder, die unsere Leser aus dem feinfühligen, viel beachteten Aufsatz über Starms Lyrik (Märzheft 1906) kennen, einen nicht minder eindringenden, doch keineswegs kritiklosen Aufsatz über Hugo von Hofmannsthal. Die wichtigsten Hofmannsthalschen Werke werden in dem Beitrag ausdrücklich genannt; an sie wird sich demnach auch zunächst zu halten haben, wer aus der Studie Anregung zu eingehenderer Beschäftigung mit dem Dichter schöpfen möchte. Hinzufügen wollen wir hier nur den Hinweis auf die erst kürzlich im Inselverlage zu Leipzig erschienene Einzelausgabe der kleinen dramatischen Dichtung „Der weiße Fächer" (mit vier Holzschnitten von Edward Gordon Craig; gedruckt in der Offizin von Friedrich Richter in Leipzig in 800 numerierten Exemplaren, davon Nr. 1 bis 50 auf echtem Japan zu je 50 M., die übrigen auf Bütten zu je 20 M.). In irgendeinem Zuge wesentlich verändert wird die Gesamtcharakteristik, wie sie Bab gezeichnet hat, durch dieses Werk nicht. Immerhin gehört die kleine Dichtung zu den formschönsten und empfindungsgesättigsten, die Hofmannsthal auf den Beeten seiner Phantasie und Sprachkunst gezogen hat, voller wundersamer Bilder und zarter erlesener Gedanken. Und deshalb sollte man sie sich in dieser schönen Ausgabe nicht entgehen lassen, wenn man sie nicht etwa schon im ersten Bande der „Kleinen Dramen" (ebenda) besitzt. Die Gesammelten Gedichte Hofmannsthals sind gleichfalls im Inselverlage, die wichtigsten Dramen und die neuerdings gesammelten Prosaschriften bei S. Fischer in Berlin erschienen. Deren kürzlich herausgekommener zweiter Band flicht einen bunten Kranz ästhetischer und literarhistorischer Arbeiten, darunter die Essays über Tausendundeine Nacht, über die Briefe des jungen Goethe, über Gottfried Keller, die Unterhaltungen über den „Tasso", die Einführung in Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen" und die Untersuchung über Charaktere im Roman und im Drama — alles Dinge, die nicht etwa systematisch dargestellt, sondern nur eben von einem feinen Kopf und einer höchst beweglichen Phantasie so subjektiv wie möglich hin- und hergewendet werden. — Auch von einem geschulten Literarhistoriker ist übrigens der junge Wiener bereits zum Gegenstand einer fast zu schwer mit Gelehrsamkeit gepanzerten Studie gemacht worden: Prof. Dr. Emil Sulger-Gebing hat ihm in den von den Professoren Max Koch und George Sarrazin herausgegebenen „Breslauer Beiträgen zur Literaturgeschichte" ein eigenes Heft gewidmet (Nr. 3; Leipzig, Max Hesse; Preis M. 2.50).

Über ein der bevorstehenden Mädchenschulreform eng benachbartes Thema lassen wir in diesem Hefte eine Fachfrau (das Wort wird aus dem Zeitgeist heraus gebieterisch von unserer Sprache gefordert) zu Worte kommen, die sich durch das Gewicht ihrer Ausführungen selbst Autorität genug erkämpfen wird, so daß es fast überflüssig erscheint, ihre „Zuständigkeit" für Fragen des weiblichen Erziehungswesens unserseits nach zu betonen. Marie Martin, Kgl. Seminaroberlehrerin in Schöneberg bei Berlin, hat sich durch ihre herzhaft gesunden und tüchtigen Bücher über Schul- und Erziehungspolitik, in denen allen sie für eine harmonische Persön-

lichkeitsbildung eintritt, längst einen geachteten Namen erwarben. Es sei nur auf ihr verbreitetes „Lehrbuch der Mädchenerziehung", an ihre Schriften „Die Psychologie der Frau", „Aus der Welt der deutschen Frau", „Wahre Frauenbildung" und „Die weiblichen Bildungsbedürfnisse der Gegenwart" verwiesen. Am leichtesten zugänglich ist ihr Büchlein „Die höhere Mädchenschule in Deutschland", das in knappster Form eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwickelung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben unserer höheren Mädchenschule gibt und sich hauptsächlich an das Verständnis der Eltern wendet: es ist in Teubners wissenschaftlich-gemeinverständlicher Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erschienen und kostet geb. M. 1.25.

Ein Pädagage von ganz anderem Schlage als diese ruhige, besonnene Vorkämpferin einer vorsichtigen Reform tritt mit Prof. Ludwig Gurlitt auf den Plan, aus dessen Familienpapieren wir im letzten Hefte die Erinnerungen seines Vaters an Hebbel veröffentlichen konnten. Er ist der geborene Kampfhahn, Sturmläufer und Umstürzler. Er möchte von unten auf neu bauen, und so fängt er bereits mit einer gründlichen Reform des Verkehrs mit den kleinen, auch noch nicht schulpflichtigen Kindern an. Wie alles, was er treibt, so trägt auch dieser sein Kampf gegen die offizielle Pädagogik ein ausgeprägtes, um nicht zu sagen eigensinnig persönliches Gepräge. Doch liegt gerade darin der starke Reiz seiner freimütigen, unmittelbar aus Leben und Erfahrung schöpfenden Schriften. Man lese nur einmal seine „Erziehung zur Mannhaftigkeit" (Berlin W 30, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt; geh. M. 2.80), in der er zu beweisen sucht, daß unsere Schulen wahl pflichttreue Beamte, gehorsame Untertanen und tüchtige Fachgelehrte heranbilden, daß aber unter alledem die Pflege der „mannhaften Tugenden" arg zu kurz komme. Mag man oft den Kopf schütteln über all die Donner und Doria, die auf unser herrschendes Schulwesen herniedergehen — daß es ein „Kerl" ist, der da gegen alles Zapf-, Streber-, Kriecher- und Byzantinertum wettert und flucht, wird man nicht leugnen können. Zur positiven Praxis geht Gurlitt in dem illustrierten Buch „Der Verkehr mit meinen Kindern" über (ebenda), das seine Entstehung den vielen ihm bei seiner Erziehungs- und Schulkritik entgegengeworfenen Fragen: ja, wie denn besser machen? verdankt. Er solle doch erst einmal an irgendeinem lebendigen Beispiel zeigen, was er mit seiner Erziehung beabsichtige und was dabei herauskomme. Das hat er denn hier getan, indem er — immer unter dem Grundsatz, nichts Fremdes, Naturwidriges in die Kinder hineinzupflanzen, sondern nur alles gesunde Wachstum ihrer Natur und eigenen Persönlichkeit zu fördern — an bestimmten klaren Beispielen zeigt, wie die Erziehung der Kinder und ihre Belehrung abseits von der Schule, meistens also in der freien Natur und ohne besonderen gelehrten Apparat zu gestalten ist. Auf eine Sommerfamilienreise sollte man das Buch wenigstens mal mitnehmen; man wird dann schon erleben, wie leicht sich auch für uns heute die Kunst der Griechen, „spielend" zu lernen, noch betreiben läßt. — Eine Darstellung der „Schule" in ihrer geschichtlichen Entwickelung — natürlich wie er sie sieht — hat Gurlitt dann in Band 16 der von Martin Buber herausgegebenen Broschürensammlung „Die Gesellschaft" (Frankfurt a. M., Rütten u. Loening; M. 1.50) geliefert und darin zu Schluß auch die Wege gezeichnet, auf denen er sich eine heilsame Zukunftsentwickelung erhofft.

Theodor Kappstein, der in diesen Heften über Kuno Fischer und später über Paul Gerhardt geschrieben hat, ließ kürzlich ein aus Vorlesungen an der Freien Hochschule in Berlin entstandenes, also gemeinverständlich gehaltenes Buch über Eduard von Hartmann erscheinen, ein Lebensbild des Philosophen, Menschen und Mannes, zugleich aber auch eine „vermenschlichende" Einführung in seine Gedankenwelt, deren dieser Denker ja schon seiner schweren philosophischen Fachsprache wegen besonders bedarf.

Von Theodor Volbehr, dem Ästhetiker und Direktor des Magdeburger Kaiser Friedrich Museums, der über dieses sein Werk erst in unserem Oktoberheft so anschaulich berichtet hat, kommt uns im letzten Augenblick ein kleiner Märchenband zu Gesicht: „Hinter dem Erdentag", ein Bändchen der „Bücher fürs deutsche Heim" (Bd. 2; Berlin, Fischer u. Franke; Preis M. 1.20). Eine feine Satire geht durch diese „Träumereien", die man wahl nach Sprache und Inhalt am ehesten den Leonderschen „Träumereien an französischen Kaminen" an die Seite stellen darf. Franz Stassen hat die Blätter mit sechs Originalzeichnungen geschmückt.

Endlich nach die gewiß willkommene Mitteilung, daß Professor Johannes Poeschel, den die Leser aus seinem Aufsatz über Luftschiffahrt im letzten Oktoberheft als einen begeisterten Anhänger und Praktiker dieses gesundheitlich und wissenschaftlich wie strategisch und volkswirtschaftlich gleich wertvollen Sports kennen gelernt haben, seine Fahrten jetzt zusammenhängend in einem bei Grunow in Leipzig erschienenen Buch „Luftreisen" geschildert und durch zahlreiche Abbildungen, meistens Aufnahmen vom Ballon aus, aber auch Karten u. a. erläutert hat (geb. 6 M.). So wirbt er wieder mit leidenschaftlichem Eifer für die „Laiengeographie im Ballon" und bekämpft das immer noch nicht überwundene Vorurteil, die Luftschifferei sei nichts weiter als ein müßiger und gefährlicher Sport. Möge er vom Gegenteil recht viele überzeugen!

Zu unseren Kunstblättern

Über Prof. Max Slevogts neue Zeichnungen, die in der Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession in Berlin eine der ersten Stellen einnahmen, spricht mit der ihnen gebührenden Liebe und Ausführlichkeit Ewald Bender in den „Bildenden Künsten" dieses Heftes. Hier sei für die Iliaszeichnungen nur noch wiederholt, daß die Mappe „Achill", eine Sammlung von fünfzehn Originallithographien zur „Ilias", in denen die Geschichte des gefeiertsten Helden des griechischen Heroentums nach ihren Höhepunkten, aber in durchaus eigener, selbständiger Auffassung dargestellt wird, inzwischen bei Albert Langen (München) erschienen ist. Das Blatt, das wir daraus mit gütiger Erlaubnis des Künstlers wie des Verlegers wiedergeben, Hektors Verfolgung um die Stadtmauer von Troja, ist durch die Unterschrift und den Hinweis auf die betreffende Stelle der „Ilias" hinlänglich erklärt. — Das farbige Einschaltbild „Der Tanz der Morgiane" gehört zu den Slevogtschen Tuschzeichnungen „Ali Baba". Es ist aber in der 1904 bei Bruno Cassirer in Berlin erschienenen Publikation „Ali Baba und die vierzig Räuber. Ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Zeichnungen von Max Slevogt, hergestellt in Lichtdruck, Netzätzung und Strichätzung" (geb. 10 M.) nicht enthalten, tritt jetzt vielmehr zum erstenmal vor die Öffentlichkeit. Wie bei den Iliaszeichnungen, so wird auch hier zunächst die Kühnheit der Erfindung und die Keckheit der Zeichnung überraschen. Von der gemütvoll naiven Innigkeit, an die wir bei Märchenillustrationen zuerst zu denken pflegen, findet sich da nichts; es ist im Gegenteil das Abenteuerliche, Phantastische, Seltsame, Fremdartige und Wunderliche, das den Künstler in dem schillernden Reichtum der orientalischen Märchen lockt. Diesen Eigenschaften, die nirgends so stark hervortreten wie in den Märchen der Scheherezade, ist denn Slevogt auch vor allen anderen nachgegangen; eine Erläuterung und Verdeutlichung des Vorgangs, ein unmittelbarer Wettbewerb mit dem Worte der Dichtung lag ihm fern. Das Improvisatorische und das Impressionistische vereinigen sich so zu einem eigentümlichen, höchst reizvollen Bunde, ob der Künstler sich nun für seine Blätter der Feder und der Tinte oder, wie für unser Blatt, des Pinsels und der farbigen Tusche bedient. Immer aber sind es materische, d. h. auf Licht- und Schattenwirkungen zielende Absichten, die ihn leiten, und fast überall ist es, genau wie bei den Iliaszeichnungen und den von Bender erwähnten Illustrationen zu der neuerdings erschienenen Indianergeschichte, das Bewegungsmotiv, das es ihm angetan hat. Der Tanz der Morgiane vor dem verkleideten Anführer der Räuber bot ihm dafür einen besonders günstigen Vorwurf, den er denn auch in seinen Zeichnungen mehrfach variiert hat.

Aus einer ganz anderen Kunstwelt kommt Prof. Max Thedys „Bayerische Bauernstube", obwohl es auch hier offenbar in erster Linie malerische, nicht gegenständliche Wirkungen sind, die der Weimarer Künstler angestrebt hat. Die Lichtwirkung in zwei hintereinanderliegenden Räumen festzuhalten, ist ein schwieriges, aber neuerdings wieder mit besonderer Vorliebe behandeltes Problem, und es scheint uns, als könnte Thedy es in diesem Gemälde mit Harburger, über dessen Tiroler Bauernstuben-Interieurs kürzlich hier mit Recht so viel Rühmendes gesagt wurde, wohl aufnehmen.

Die Plastik „Anglerin" ist ein Werk des Berliner Bildhauers Viktor Seifert, das zuerst auf einer der letzten großen Kunstausstellungen Westdeutschlands hervorgetreten ist. Der Künstler, 1870 zu Wien geboren, ist ein Schüler der Berliner und der Münchener Akademie; einen Namen hat er sich zuerst durch seine Bismarckdenkmäler (u. a. zu Nassen i. Sa.) sowie durch sein Kaiser-Friedrich-Denkmal in Rawitsch gemacht. Seine „Anglerin" erfreut hauptsächlich durch die beseelte, nur ein wenig ins Weichliche fallende Anmut der Bewegung und den leichten Fluß der Körperlinien.

Zum Ruhme der künstlerischen Photographien Nicola Perscheids braucht an dieser Stelle kaum noch etwas gesagt zu werden. Erst im Novemberheft 1906 hat ja Dr. Max Osborn darüber in einem eigenen Aufsatz gesprochen. Das Bildnis Prof. Haeckels zeigt von neuem Perscheids scharfen Blick für das Charakteristische einer geistigen Persönlichkeit, die Porträtgruppe (Dame mit Kind) feinen ebenso feinen wie sicheren Geschmack, wenn es sich darum handelt, Personen mit der Landschaft zusammenzustimmen. Das farbige Blatt (Damenbildnis) endlich spricht, so viel die farbige Aufnahme auch auf dem Wege über die Plattenherstellung zum Druck eingebüßt haben mag, doch beredt genug von den Fortschritten, die der unermüdliche Lichtbildkünstler seit unseren letzten Veröffentlichungen dieser Art wiederum gemacht hat. Die bildmäßige Wirkung namentlich, die Auflösung von Licht und Schatten in Farbenflächen und die harmonische, das Auge erfreuende Abstimmung des Kolorits scheinen uns auf diesem Blatt ganz besonders gut gelungen zu sein. F. D.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Leonhardi's Tinten

Spezialität: Staatlich geprüfte u. beglaubigte Eisengallus-Tinten, Klasse I.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Das Beste für Schule und Haus; für Bücher, Akten, Dokumente und Schriften aller Art.

Buch- u. Kopiertinten:

Alizarin-Schreib- u. Kopiertinte
Anthracen-Schreib- u. Kopiertinte

Buch-Schreibtinten:

Alizarin-Schreibtinte . . . .
Anthracen-Schreibtinte . . . .
Beste deutsche Reichstinte . . .
Schwarze Eisengallustinte . .
Aleppotinte . . . . . .

Staatlich geprüft u. beglaubigt, tiefschwarz werdende Eisengallustinten, Klasse I.

Spezielle Kopiertinten:

Violettschwarze Kopiertinte. Leichtflüssig. Das damit Geschriebene gibt nach Monaten u. Jahren sicher noch schöne kräftige Kopien.

Deutsche Reichs-Kopiertinte, blauschwarz. Nach acht Tagen kopierfähig.

Schwarze Doppel-Kopiertinte, schwarz fließend. 2–4 Kopien.

Non plus ultra Kopiertinte, für überseeische Korrespondenz. 4–8 Kopien.

Farbige Tinten:

Rot, blau, grün, violett usw.

„Atral" (flüssige schwarze chinesische Tusche, vollkommener Ersatz für chinesische Stücktusche). Stets fertig zum Gebrauch.

Garantiert unverwaschbare Ausziehtuschen für Architekten, Geometer, Zeichner, Schüler usw., in 42 Farben.

Flüssiger Leim und Gummi in den verschiedensten Füllungen.

Stempelfarben, Stempelkissen. Wäschezeichentinten.

„Carin", Fleischstempelfarbe, giftfrei, schnell trocknend, wasserecht.

Autographie- und Hektographen-Tinten. Hektographenblätter und -masse.

Trichtertintenfässer. Patenttintenfässer.

Schreibmaschinen-Farbbänder vorzügl. Qualität, mit gewebter Kante, für alle Systeme in allen Farben; schwarz für Urkunden, vom Königl. preußischen Justizministerium genehmigt.

Aug. Leonhardi, Dresden

Chemische Tintenfabriken, gegründet 1826.
Goldene Medaillen, Ehren- und Verdienst-Diplome

Erfinder u. Fabrikant der weltberühmten Alizarin-Schreib- u. Kopiertinte, leichtflüssigste, haltbarste und tiefschwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I.

Überall erhältlich!

1 = 32 !

Der offiziellen Reichs-Statistik entnehmen wir, dass der Versand an

Henkell Trocken

im Jahre 1907 sich fast genau so hoch beziffert wie der Total-Versand sämtlicher 32 Sektkellereien von Elsass-Lothringen und Luxemburg (der sogenannten „Grenzfirmen"!) zusammengenommen im Rechnungsjahre 1906/07.

Es ist damit der Beweis erbracht, dass das deutsche Publikum beim Kauf sich nicht mehr wie früher durch die französischen Namen leiten lässt, sondern dass die Wahl eines Sektes in allererster Linie durch die Qualität der Marke bestimmt wird.

Henkell & Co.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

OCT 21 1909

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 613 367

Digitized by Google